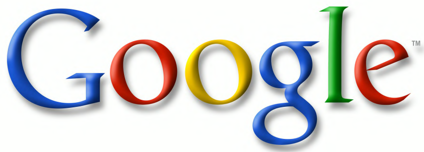
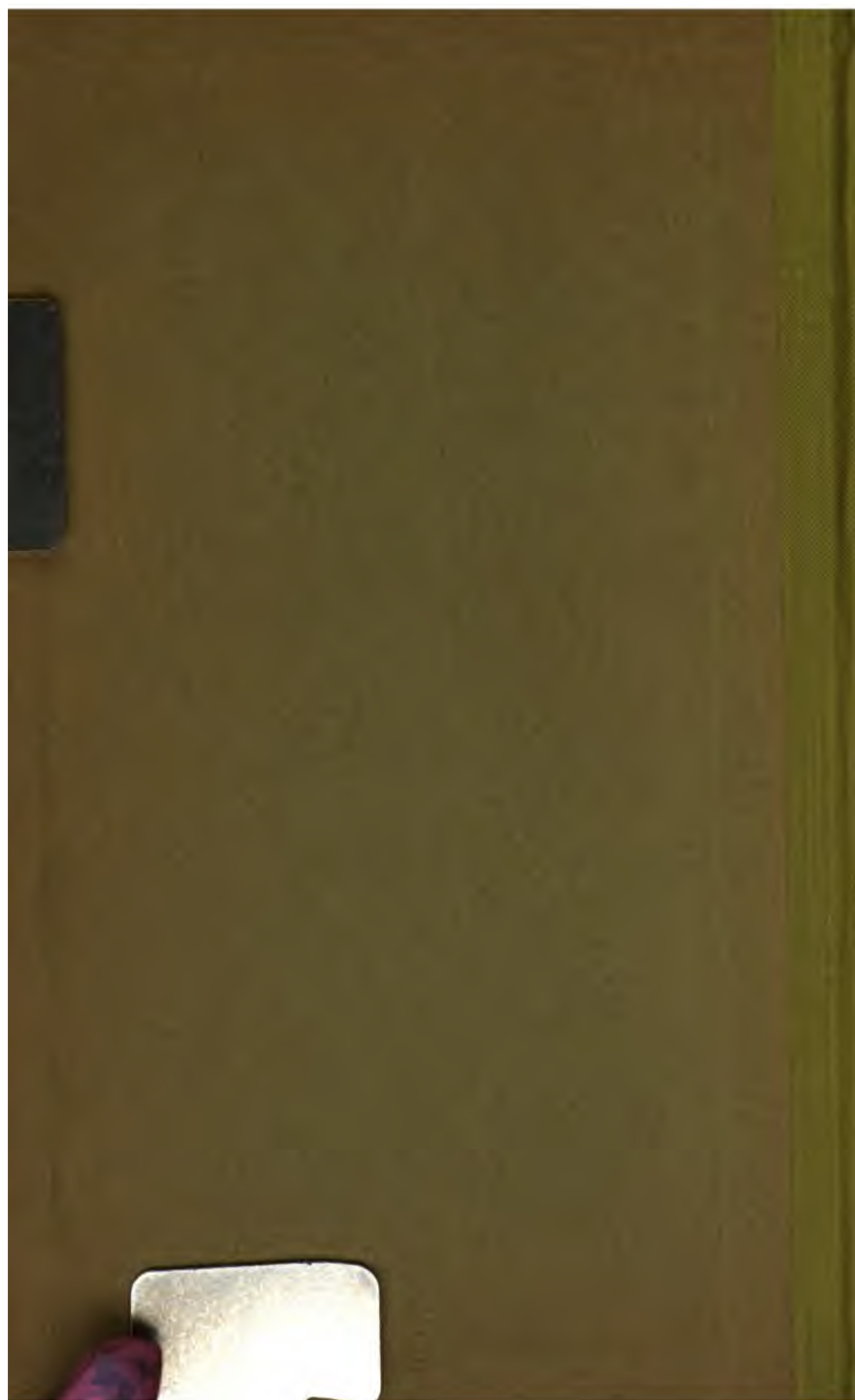








Gutzkow-Funde.

Beiträge
zur Litteratur- und Kulturgeschichte
des neunzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Heinrich Hubert Houben.

Berlin W.[35]
Verlag von Arthur L. Wolff.
1901.

Herrn Professor

Dr. Adolf Stern,

dem Dichter und Litterarhistoriker

in herzlichster Verehrung

zugeeignet.

Vorrede.

In der Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts klafft eine große Lücke. Sie wartet darauf, ausgefüllt zu werden durch eine Biographie Karl Gutzkows. Jetzt, wo der Zeitgenossen und Mitstrebenden dieses Geisteshelden immer weniger werden, Tagebücher und Erinnerungen aus dem jungdeutschen Zeitalter immer zahlreicher an die Öffentlichkeit treten und der Abschluß des Jahrhunderts auffordert, Rechenschaft abzulegen über seinen geistigen Gewinn, dürfte sich allmählich die Notwendigkeit, Karl Gutzkows Leben zu schildern, mit unabweislichem Drängen geltend machen.

Der Vorarbeiten sind bisher nur wenige geliefert. An selbständigen Werken besitzen wir nur „Das junge Deutschland" von Johannes Proelß; es erschien 1892. Für die Zeit von 1825—1835 ist dieses Werk grundlegend; die Hochflut des Neuen aber ist ihm verhängnisvoll geworden; seiner Unübersichtlichkeit konnte auch die in einzelnen Kapiteln meisterhafte Darstellung nicht helfen. Trotzdem, und trotz zahlreicher kritischen Ausstellungen im Einzelnen, wird die Forschung immer von dieser, leider zu reichhaltigen Arbeit ausgehen müssen. Auch ich war naturgemäß gezwungen, für die drei ersten Aufsätze die Darstellung jenes Buches als bekannt vorauszusetzen, um nicht die Früchte fremder Arbeit zu ernten.

Eine wichtige Ergänzung bietet die neueste Publikation von Ludwig Geiger, „Die preußische Censur und das

junge Deutschland". Sie kommt jedoch lediglich als Materialiensammlung in Betracht. Den Vorzug anmutiger Darstellung besitzt die Broschüre von R. Fester, „Eine vergessene Geschichtsphilosophie". (1890.)

Die zahlreichen kleineren Arbeiten und Aufsätze, wie die ausgezeichneten von Karl Frenzel, Adolf Stern u. a. sind für die Detailforschung natürlich nur ihrer Gesichtspunkte wegen von Wert.

Abgesehen von meiner kleinen Schrift „Studien über die Dramen Karl Gutzkows", die vor zwei Jahren erschien, ist also dieses neue Buch das erste größere litterarhistorische Werk, das als Vorarbeit zu einer späteren Biographie Karl Gutzkows Namen trägt.

Im Übrigen versagt die Forschung bisher völlig, und doch hat keiner von allen Dichtern seines Jahrhunderts ein so vielseitig bewegtes, bedeutungsvolles Leben geführt, keiner die Entwickelung seiner Zeit so in sich durchgemacht und die charakteristischen Momente seiner Epoche so deutlich an sich selbst zur Erscheinung gebracht wie Karl Gutzkow.

Gewiß hat diese geschichtliche Vernachlässigung ihre Gründe. Gutzkow war ungeheuer produktiv. Wer einen Überblick über seine Thätigkeit hat, kann ihn sich nicht anders als am Schreibtisch stehend und mit hastender Hand die Feder führend vorstellen. Er hat in einem 67jährigen Leben mehr geschrieben als Goethe. Das schreckt natürlich ab. Dabei arbeitete er sehr schnell, kein Wunder, daß ihm selbst nach kurzer Zeit das Geschaffene nicht mehr genügte. So hat er stetig verändert und gebessert in einem Maße, daß eine kritische Ausgabe seiner Schriften unmöglich ist. Dennoch fehlt uns ohne manche vergleichenden Studien eine oft entscheidende Handhabe zur Beurteilung seiner Werke. Woher er bei seinen vielen Reisen und Wohnungsveränderungen, bei seinen unendlichen Lebensbeziehungen und seinem ausgedehnten Briefwechsel die Zeit ge-

funden hat, fast alle seine Dramen, seine neunbändigen Romane zwei-, dreimal umzuarbeiten, ist fast unerklärlich.

Es ist heute Mode geworden, über Gutzkow mitleidig die Achseln zu zucken. Besonders das jüngere Geschlecht hat von ihm nur die Vorstellung des alternden, grämlichen, mit seiner nörgelnden Kritik alles Neue belästigenden Schriftstellers. An keinem ist wohl Goethes Wort so tragisch in Erfüllung gegangen: „So wie einer von hinnen geschieden, so lebt er fort im Gedächtnis der kommenden Geschlechter." Ungerecht ist es, aus den Tagen des Alters die Charakteristik eines Mannes zu zeichnen. Auf der Höhe seiner Kraft müssen wir ihn sehen, auf der Sturmwoge seines Lebens ihn bewundern, nicht da, wo die Ermattung sich zu einem Verzweiflungskampf aufrafft, ihn verurteilen. Deshalb widmet sich das nachstehende Buch auch vorwiegend den Jahren jugendlicher Entwickelung und aus dem übervollen Innern strömenden Schaffens. Hier hoffe ich, durch meine Arbeiten Gutzkow eine Reihe neuer Freunde zu erwerben, die dann auch dem alternden treu bleiben werden.

Gutzkows Werke sind ein Tagebuch der Geschichte seiner Zeit. Es giebt kaum eine Frage, der er nicht nahe getreten ist, kaum eine litterarische Persönlichkeit von einiger Bedeutung, zu der er keine Beziehung hatte, sei es persönliche, briefliche oder kritische. Gutzkows Biographie läßt sich daher nicht schreiben, ohne eine übersichtliche Kenntnis aller geistigen Strömungen seines Jahrhunderts; sie stellt eine Geschichte der Jahre 1830—1880 dar. Man ist fast versucht, eine Teilung dieser Arbeit unter die Spezialforscher vorzuschlagen. Daraus ergiebt sich die große Schwierigkeit eines solchen Buches, aber ebenso seine immense Wichtigkeit.

Ein erschwerender Umstand tritt noch hinzu. Das ganze Leben Gutzkows ist ein Gewirr von Kampf und Polemik. Auf Keinen hat sich so viel Feindschaft gesammelt und Keiner hat so viel Ursache dazu gegeben. Seine Rücksichtslosigkeit in privaten Briefen und oft auch in der Öffentlichkeit kannte keine

Grenze. Daher ist ein vollständiges Material vorläufig noch gar nicht aufzutreiben. Erst wenn die zahllosen Briefe des Dichters, die in den Nachlässen verstorbener Schriftsteller und in den Archiven noch lebender verborgen gehalten werden, gehoben sind, ist eine abschließende Biographie Karl Gutzkows möglich. Rücksichten und persönliche Abneigung, zum Teil auch Fehde bis übers Grab hinaus stellen vorläufig der Forschung noch große Hindernisse in den Weg.

Dennoch ist es mir gelungen, manch wertvollen Fund zu machen; die Gunst des Zufalls mußte daher vorläufig noch das System ersetzen, wenn auch die Reihenfolge der nachstehenden Aufsätze etappenmäßig fortschreitet. Aber auch andere Gründe fordern gebieterisch, daß die Pionierkunst der Einzelforschung die Wege findet und ebnet, die Brücken baut, über die dann die Litteraturgeschichte geschlossen einherschreitet. In Gutzkows Leben giebt es noch zu viel zu beweisen, ehe das Urteil gefällt werden kann. Die pragmatische Behandlung der Litteraturereignisse ist die Vorbedingung zusammenfassender Betrachtung. Diese muß sich an die Ergebnisse halten; die Ergebnisse zu liefern ist die Aufgabe der exakten Materialien-Forschung. Beide Arbeiten zu verbinden, schädigt jede; das Buch von Joh. Proelß mit seinem unübersehbaren Gewirr von Voraussetzungen und Folgerungen hat das bestätigt. Die Sammlung des biographischen Materials selbst erfordert eine übersichtliche Gruppierung, und Wert hat sie natürlich nur, wenn unter dem Gesichtswinkel des ganzen Lebens die Konsequenzen gezogen werden. Dahin ging mein Bestreben, auch diese Sammlungen von Einzelheiten in sich abgeschlossen zu gestalten, was vor allem, so hoffe ich, ihrer Lesbarkeit zu gute kommt. Ein Teil dieser Einzelaufsätze aber, wie die Entstehungsgeschichte des „Uriel Acosta", ist aus dem bloß vorbereitenden Stadium heraus und dem abschließenden wenigstens sehr nahe getreten.

Die dramaturgische Abhandlung „Zur Aufführung des Uriel

Acosta" entsprang einem meiner Lieblingspläne, dem einer allgemeinen dramaturgischen Bibliothek, die vielleicht noch einmal in ähnlicher Gestalt ans Licht tritt, wenn die Municicenz eines Verlegers sein mächtiges Werde! ruft. Ich meine, auf diesem praktisch-theoretischen Wege ließe sich durch gemeinsame Arbeit aller Autoritäten der deutschen Schauspielkunst noch ein großer Dienst erweisen.

Die Anmerkungen habe ich, soweit sie nicht zum Verständnis des Textes notwendig waren, im Anhang zusammengestellt. Die Bibliographie diente dazu, einen ungefähren Überblick über Gutzkows Schaffen zu geben und die Leser zu orientieren, denen die Original-Ausgaben bei dem lückenhaften Bestand der Bibliotheken nicht erreichbar sind.

Schließlich habe ich dem Buche ein Personen- und Sach-Verzeichnis beigegeben und mir bei dessen Abfassung vorgehalten, daß darin lieber zu viel als zu wenig zu bieten sei, um auch dem Gedächtnis eine Stütze zu sein. Werke wie Varnhagens Tagebücher und Nachlaßschriften, Hebbels Tagebücher und Briefwechsel werden trotz ihres unermeßlich reichen Inhalts nie die ihnen gebührende Wirkung ausüben, so lange nicht ein genauer Index erlaubt, sich schnell in ihnen zurechtzufinden und ihre Stoffe und Meinungen in jede Debatte zu ziehen. Auch die Bücher von Proelß und Geiger leiden an diesem Übelstande; das genaue Verzeichnis meines Buches ist daher durch die zahlreichen Nachweise zum Teil auch für jene ein Schlüssel.

Vorarbeiten zu mehreren dieser Aufsätze erschienen in den Zeitschriften „Zukunft", „Literarisches Echo", „Magazin für Literatur", „Deutsches Wochenblatt", „Bühne und Welt", in den wissenschaftlichen Beilagen der „Vossischen Zeitung", „Münchener Allgemeinen Zeitung", des „Dresdener Anzeigers", in der „Täglichen Rundschau" und in den „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus".

Vor einer Unmöglichkeit stehe ich bei der Vorrede zu diesem Buche; es wird mir schwerlich gelingen, alle die, denen ich

für Hinweise und Auskünfte zu danken habe, heute noch namhaft zu machen. In erster Linie richtet sich mein Dank an Frau Dr. Bertha Gutzkow in Frankfurt, die mir den ganzen Nachlaß ihres Gatten zur Ordnung und Bearbeitung lange Zeit anvertraute. Außerordentlich verpflichtet bin ich ferner Herrn Dr. Gustav Karpeles in Berlin, der mir mit seltenem Entgegenkommen die Schätze seines Wissens und seiner Bibliothek zur Verfügung stellte und mich auf eine Reihe von Quellen verwies, die sich überraschend ergiebig zeigten. Durch Überlassung von Briefen förderten meine Arbeit die Herren Oberst a. D. Adolf v. Menzel in Stuttgart, Rechtsanwalt Ernst Meister in Stettin, Dr. Max Ewert in Hannover, Dr. Eugen Kilian in Karlsruhe, Prof. Dr. Max Dessoir in Berlin, während Herr Prof. Dr. Adolf Stern in Dresden und Herr Prof. Dr. Karl Frenzel in Berlin meinen Arbeiten mit ihrem erfahrenen Rat zur Seite standen. Für Hinweise und Anregungen bin ich noch dem leider zu früh verstorbenen Dr. Ludwig Jacobowski und Herrn Dr. G. Itelson in Berlin verpflichtet, und für freundliche Förderung meiner Vorarbeiten vor allem Herrn Chefredakteur Friedrich Stephany in Berlin.

Allen übrigen, die den Spuren ihrer Mitteilungen und ihrer Hilfe in diesen Arbeiten begegnen, sei mein Dank gemeinsam dargebracht.

Berlin, 6. Juni 1901.

Houben.

Inhaltsübersicht.

Berichtigung.

Die Nummern der Anmerkungen 68, 69, 86, 107 und 141 fehlen im Text; in den Anmerkungen selbst habe ich genau angegeben, wohin sie gehören. — S. 220 steht irrtümlich [129]) statt [130]). —

S. 414 sind die Namen Marr (statt Marx) und Gey (statt Grey), S. 420 Z. 19 v. o. Döhring (statt Döring, zum Unterschied von dem Z. 4 v. u. genannten Theodor Döring) zu berichtigen.

Literarische Lehr- und Wanderjahre.

In den ersten Januartagen des Jahres 1831 erschien in Berlin bei Wilhelm Logier eine neue Zeitschrift, die sich „Forum der Journal-Literatur“ nannte[1]). Der Herausgeber dieser „antikritischen Quartalschrift“ war ein fast zwanzigjähriger Student, der noch in den Hörsälen Hegels und Marheinekes theologische Kollegien besuchte, Karl Gutzkow, ein Berliner Kind. Die Erlaubnis, so früh sich auf diesem Wege mit der Oeffentlichkeit zu verständigen, hatte er der hohen Gönnerschaft des Demagogenjägers Ministers v. Kamptz zu verdanken, der an dem aufgeweckten, in seinen philologischen Studien aufgehenden Altersgenossen seines Sohnes ungewöhnlichen Anteil nahm.

Die erste Nummer dieser auf internationalen Absatz berechneten, in stolzer Antiqua erscheinenden Zeitschrift enthielt u. a. einen umfangreichen Artikel „Wolfgang Menzel und die über ihn ergangenen Urtheile“, der es sich zur Aufgabe machte, den mächtigen Kritiker des Stuttgarter „Literaturblattes“ gegen die zahlreichen Angriffe seiner Gegner in Schutz zu nehmen. „Das Forum“, so schloß diese geharnischte Abhandlung, „hat in dieser Antikritik sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen, es wird dem Menzelschen Literaturblatt, dessen Farbe und Gesinnung am nächsten stehen, jedem Einspruch aber, insofern er sich als Resultat einer freien und unbefangenen Denkweise ankündigt, offen zu stehen kein Bedenken tragen. Das Ziel und Streben

des Herausgebers besteht darin, daß in dem von ihm Ausgehenden das Forum vom Norden aus seinem süddeutschen Mitkämpfer die Hand reiche." Es war ein kühnes Unter nehmen, in der Stadt, wo damals der Goethekultus in üppigster Blüte stand, eines Mannes Partei zu ergreifen, der durch seine systematische Polemik gegen den Weimarer Dichterfürsten schon lange ein Aergernis war, und es gehörte die ganze Schwungkraft jugendlicher Ueberzeugung und Begeisterung dazu, an diesem selben Orte eine Kolonie Menzelscher Ideen grüruden zu wollen.

Was Wolfgang Menzel für die geistige Entwicklung des jungen Berliners bedeutete, hat dieser in seinen Lebenserinnerungen ausgesprochen. Die Begründung des kritisch-literarischen Urteils durch die Interessen der Nation im großen und ganzen, wie sie von dem patriotischen Turner und Burschenschafter Menzel geschah, bezauberte den jungen Literaturadepten so, daß er sich bedingungslos diesem ersten tiefen Eindruck hingab. „Für jede Form der Dichtkunst, für jede Disziplin der Wissenschaft suchte Menzel die Verbindung mit den theuersten Gütern der Nation herzustellen, mit dem verlorenen und zurückzuerobernden Palladium der Nationalgröße, mit ständischer Freiheit, mit öffentlicher Jugenderziehung, mit Reform nach allen Seiten hin. Das blendende Buch wurde von dem Siebzehnjährigen sofort käuflich erworben und verschlungen. Die jugendliche Hingebung faßte alles nach den Gesichtspunkten ihres Führers. Das Herz des Jünglings marktet und dingt nicht. Ist es für eine Frage, für einen Charakter einmal gewonnen, was kann die Liebe wankend machen! Mittelstraßen werden erst in späteren Jahren gefunden[2])."

Diese frühe Parteinahme Gutzkows für Wolfgang Menzel hatte für den Jüngling entscheidende Folgen; sie führte zu einem dreijährigen Zusammenschluß beider Männer, zu einer zeitweiligen Uebersiedelung Gutzkows nach Stuttgart und einer geistigen Gemeinschaft, deren Spuren auch eine spätere bittere Feindschaft nicht vertilgen konnte.

Durch eine Reihe von Briefen, die mir von Menzels Nachkommen in liberalster Weise zur Verfügung gestellt wurden, bin ich in der erfreulichen Lage, über den Verkehr des Meisters mit seinem Schüler zahlreiche neue Thatsachen beizubringen, die für die Hauptentwickelungsjahre Gutzkows von außerordentlichem Interesse sind und eine wichtige Ergänzung bilden zu der weitschichtigen Darstellung, die Johannes Proelß in seinem Buche „Das junge Deutschland" von jenen Jahren gegeben hat.

Die erste Quartalsnummer des „Forums" wäre Menzel nicht verborgen geblieben, auch ohne die Anzeigen, durch die der Verleger in den „Intelligenzblättern", wie man früher die Annoncenbeilagen nannte, auf sein neues Unternehmen hinwies. „Menzel wurde auf mich aufmerksam", schrieb Gutzkow zwei Jahre später an Georg von Cotta, „zeigte im Jahre 1831 mein Journal an, trat mit mir in Korrespondenz und ermunterte mich, den Muth nicht sinken zu lassen." Das klingt ein wenig selbstbewußt und verschleiert die eigentlichen Thatsachen. Gutzkow selbst war es, der die Wirkung seines „Forums" nicht abwartete, sondern die erste Nummer an die Adresse sandte, an die ihr Inhalt hauptsächlich gerichtet war, außerdem einen Brief an Menzel richtete, der in seiner Ueberschwenglichkeit die Stimmung und Gesinnung des Absenders charakterisirt und neben der begeisterten Huldigung die sehr praktische Bitte enthielt, die neue Zeitschrift im Literaturblatt anzeigen zu wollen. Hier ist jener erste Brief Gutzkows an Wolfgang Menzel:

Berlin, den 25. Januar 31.

Ew. Wohlgeboren

werden vielleicht aus literarischen Intelligenzblättern ersehen haben, daß eine für das laufende Jahr angekündigte Zeitschrift sich gleich im ersten Heft mit den über Ihre schriftstellerische Thätigkeit ergangenen Urtheilen beschäftigen wollte. Das beiliegende Heft ist das in jenen Anzeigen versprochene.

Wenn ich dieser Zusendung noch den gegenwärtigen Brief beilege, so verargen Sie es mir nicht, verehrter Mann, daß ich von vornherein meine Schüchternheit und Verlegenheit in der Weise, wie ich mich Ihnen nähere, unumwunden gestehe. Und wie es den Verschämten ergeht, daß sie ihre Verlegenheit nicht anders zu beschwichtigen wissen als durch Spiel mit Rockknöpfen und Handschuhen, eben so will auch ich zur Sicherung meiner vor Ungewißheit mir schon zweifelhaft werdenden Existenz den beiliegenden martialischen Fehdehandschuh ergreifen und Ihnen gegenüber von seinen Eisenringen zu reden beginnen. Eisern sind diese Ringe, weil es die Zeit so fordert, doch sind sie nur — was Sie zuerst als Versicherung annehmen mögen — Zeichen der Liebe, die sich an einen Mann kettet, den ins Angesicht zu preisen ich nicht unternehmen möchte. Ein rigoristischer Anflug wollte mir wohl sagen: Sende deine Vertheidigungsrede in die weite Welt des Buchhandels, und überlaß es diesem, wie es seinem vertheidigten Gegenstand in die Hände geräth. Die Literatur soll frei sein von Persönlichkeiten! Allein, daß meine Liebe über diese Sprödigkeit gesiegt hat, beweist dies Schreiben, das ich mit mancherlei Plänen unternommen habe, ohne der Möglichkeit ihrer Ausführung gewiß zu sein. Da hätt' ich Ihnen erst viel zu schreiben, von der unbegrenzten Verehrung, die mich beim Lesen Ihrer Schriften für Sie erfüllt hat, von dem regen Drange, nur in Ihnen leben und weben zu wollen, und fast hätt' ich fürchten müssen, Ihnen süß und fade zu erscheinen bei solch' an sich gut gemeintem Gefühlszerfluß. Doch das lag mir am schwersten auf dem Herzen, daß es wohl nicht gar unmöglich wäre, Sie wiesen meine Gesinnung zurück und erklärten das von mir über Sie vorgebrachte für das ungereimteste Zeug, das Ihrem Ruf mehr schaden als nützen müßte. Das ist dann ein Gedanke, der mich wirklich peinigt und oft daran mahnen wollte, wie es doch besser gewesen wäre, das Schreiben vor der Hand noch zu lassen, und hübsch die Flügel an den Studirsessel hinten anzubinden, als so vorschnelle Ausflüge zu wagen. Und doch weiß ich mir es nicht zu denken, wie Sie mich nicht anerkennen könnten, wie Sie die Gluth meiner Liebe mit Gleichgiltigkeit oder gar Mißbilligung ersticken könnten! Ich bin jung — aber ich habe mich genährt und gestärkt an Ihren Schriften, bin Ihnen überall, wo Sie sich ausgesprochen haben, gefolgt,

und fühlte mich stark genug, einer Schriftstellerzunft gegenüberzutreten, die dem Geistesreichthum und dem freien Wort seine Anerkennung versagt. Und sollte mir da Ihre Zustimmung fehlen, sollten Sie mich in die Dunkelheit meines Namens zurückweisen können und eine Liebe, die sich nicht anders bezeichnen läßt, als daß sie an Ihrer Seite draußen thätig handeln möchte, nicht annehmen — solche Erwiderung könnte mich mehr als beschämen! — Frag' ich mich aber, was mir denn eigentlich so wenig Zutrauen zu Ihnen einflößt, so drückt mich wohl da am meisten der Schuh, daß ich nicht blos Menzels Anhängsel sein möchte, sondern zugleich Ich selbst. Denn, wovon Sie die Ansicht dieses Heftes überführen wird, ich hantire mich bei meinem ersten Auftreten gar seltsam in allerhand possirlichen Capriolen, als verließe ein Füllen zum ersten Male den Stall. Doch bleib' ich dabei, und bin mir, als Ihr alter ego, Ihrer Zustimmung gewiß, seine Jugend nicht verleugnen zu wollen und zu können, ist keine Schande. Da nichts anstößiger als ein Neuling, der sich in die liebe Objektivität der Alten hineinaffektirt, und nur aus solcher platten Versandung lechzend die Zunge herausstreckt. Frische und freie Gemüther haben bei allgemeiner Dürre und Trockenheit von je her noth gethan, und findet man sie bei den Alten nicht, darf man die Jungen nicht zurückstoßen. Und diese Ueberzeugung, die auch die Ihrige ist, giebt mir neue Hoffnung für meine Sache, zugleich Muth und so viel Zuversicht, daß ich mit meiner Hauptbitte dreist herausrücke, selbst im Literaturblatt sich über mich auszusprechen, falls Sie mich billigen, denen zum Trotz, die sagen werden, einen Lober ist gut wieder loben. Wie lieb wird es nicht nur mir, sondern auch meinem Verleger sein, wenn etwa die Blitzvignette des Wolleners eine Anzeige des beiliegenden Heftes brächte! Da regen sich aber alle meine Bedenklichkeiten und Zweifel, die mich zu einem Klageliede bringen könnten, wenn ich ihrem Lautwerden nicht durch Schluß dieses Briefes zuvorkommen wollte, und das mit der Versicherung meiner treuesten Verehrung, die auch dann nicht aufhören wird, wenn Sie mich für einen entarteten Sohn erklären sollten.

Karl Gutzkow.

(Meine Adresse ist in Berlin Kronenstr. 65.)

Psychologisch interessant in diesem mit Verehrung gewiß nicht geizenden Schreiben Gutzkows ist gleichwohl das sichere Bewußtsein seiner Individualität und das Bestreben, von vornherein eine gewisse Grundlage zu schaffen, auf der sich seine Freundschaft mit Menzel aufbauen sollte, und die ihn trotz aller dem Schüler anstehenden Ergebenheit gegenüber dem Meister doch über den peinlichen Zustand hinaushob, bloß ein „Anhängsel" des bewunderten Mannes zu werden.

Menzel erfüllte die Bitte seines Verehrers, sich öffentlich über ihn auszusprechen, in einem Artikel, der fast die ganze Nr. 20 des „Literaturblatts" füllte. Der Gesichtspunkt, von dem er das Unternehmen seines Berliner Bundesgenossen beurteilte, ist für ihre beiderseitige Literaturauffassung bezeichnend. Gutzkow hatte Menzels Widersachern vorgeworfen, daß sie dessen „Totalanschauung" der geistigen Entwickelung Deutschlands verkennten. Menzel faßt darauf sein Prinzip in die Worte: „Die Bedingung alles gesunden Gedeihens in Wissenschaft und Kunst ist ein öffentliches Leben, d. h. das Leben in der Kirche und im Staate . . . Offenbar fehlte dem vorigen gelehrten und poetischen Jahrhundert . . . die innerlich zugleich belebende und zugleich einigende und bindende Mitte, die plastische Kraft des öffentlichen Lebens. . . Unsere Zeit bedarf vor allem und ruft hervor universelle Köpfe, um die chaotische Verwirrung der Systeme, Methoden und Manieren zu lösen, um den Bücherwald zu lichten, um die Nation zum Bewußtsein aller ihrer geistigen Kräfte zu bringen, indem sie dieselben sammeln, ordnen, läutern, den Krankheitsstoff und den Ballast ausscheiden. Lange genug verlor man sich vom Mittelpunkt an die entferntesten und entgegengesetztesten Punkte des Umkreises; es ist endlich Zeit, wieder die Mitte zu suchen und in ihr den Ueberblick über den Umkreis."

In diesem Sinne begrüßt er Gutzkows antikritische Zeitschrift als ein glückliches Unternehmen, vorausgesetzt, daß der Herausgeber nicht ermüde und sich durch nichts aus der

Fassung bringen lasse; die innere Kraft und „aus einem erhabenen Zweck entspringende Unbefangenheit“ scheine ihm Gutzkow zur Genüge zu besitzen.

Abgesehen von der grundsätzlichen Uebereinstimmung, die beide Schriftsteller mit einander verband, mußte Menzel noch ein besonderes Behagen darüber empfunden haben, daß Gutzkow zwar nicht seine Goetheverdammung teilte, in seinem „Forum“ aber eine scharfe Polemik gegen alle die gewagt hatte, die eigene Impotenz durch kokette Goethevergötterung aufputzten. So weit war der Berliner Gymnasiast Menzels Schüler auch in dieser Beziehung gewesen, daß er sich 1833 (Literaturblatt 9) bei Beurteilung einer Schrift seines französischen Freundes St. Marc Girardin, den er kurz vor der Julirevolution 1830 im Deutschen unterrichtet hatte, rühmen durfte, diesem „in seiner Art das Verständniß der Goethischen Poesie“ aufgeschlossen zu haben, das darauf hinauslief, daß „mit Goethe den Deutschen nur ein Name gestorben sei, an den sie jetzt nichts mehr als eine schuldige Pietät kette, daß er der Dichter des achtzehnten Jahrhunderts gewesen und ein neuer und immer schönerer Frühling im Garten der Poesie bevorstehe.“

Das „Forum der Journal-Literatur“ nun erschien in zwei Quartalsnummern, verwandelte sich dann aber am 4. Juli in eine Wochenschrift von dreizehn Nummern und verschwand damit am 26. September 1831 von der Bildfläche. Hatte der junge Redakteur die Ausdauer nicht besessen, die schon Menzel zur Durchführung eines solchen Unternehmens verlangte, oder der Verleger den Mut verloren, nachdem mit dem ersten Heft der Zeitschrift ein Höchstabsatz von nur siebzig Exemplaren erzielt worden war? Keines von beiden gab den Ausschlag.

Am 1. Juli hatte Gutzkow eine Eingabe an die Zensurministerien, die des Innern, Kultus und Aeußern gemacht, man möge ihm gestatten, in sein „Forum“ auch Gegenstände der Politik, soweit sie mit der Journalliteratur zusammenhingen, vorläufig auf ein halbes Jahr aufnehmen zu dürfen,

nachdem er sich bisher in den Grenzen philologischer und ästhetischer Kritik gehalten. Am 25. August hatte man ihm dies auch gestattet. Der mächtige Einfluß des Ministers v. Kamptz, seines Gönners, war auch hier wirksam. Ein Kammergerichtsrat Barbua wurde dem Studenten als eigener Zensor gesetzt. Von dieser Thatsache machte er seinen Lesern in einer merkwürdig verklausulirten, geheimnisvollen Anrede an einige junge Literaten Mitteilung; sie ist ganz in Menzels Geiste abgefaßt und verdient schon deshalb eine besondere Berücksichtigung, weil sie das Schicksal der Zeitschrift entscheiden sollte.

„Wer die Gaben hat", heißt es Seite 43, „sehe zu, daß sie ihm nicht genommen werden. Noch mehr, wer die Privilegien, der wahre seines Briefs und seines Siegels. Es wird eine Zeit kommen, und sie ist schon da, wo nach Novellen, Dramen, Geschichten des deutschen Hexameters, Uebersetzungen aus dem Altdeutschen keine Nachfrage mehr sein wird. Im Vertrauen gesagt, wir pflegen arm zu sein und sollten uns die Druckkosten vom Munde abdarben! In euren Produktionen eifert ihr für alles Gute, Schöne, Edle, schildert mit höchstmöglicher Farbengluth die Gegenstände der Liebe und des Hasses, wohl auch der Tugend und des Lasters, und oft auch der Freiheit und Sklaverei, warum aber blos aus der eigenen Brust, warum nur Fiktionen der Phantasie! Sehet auf das großartige Leben, das um uns her auf- und niederwogt, und höret die Urtheile des Hasses, der Leidenschaft, der Furcht, der Unwissenheit, deren sich immer mehr zusammenfinden, und die der Ausdruck öffentlicher Meinung zu werden drohen — stille Klage, Ironie, Achselzucken ist da lange nicht genug! Sollten nicht schon die Ansprüche der Humanität, einer Tugend, die doch noch manchen begeistert, sich nicht geltend machen können in einer fortgehenden Opposition, die dann auch zugleich der gegenwärtigen Lage der Literatur immer reiner ihr Gepräge gäbe? Wir haben wohl Opponenten in Masse — doch nur mit gutem Willen, und sie werden nicht eher gehört werden,

ehe nicht die anerkannten Geister der Nation ihnen zur Seite treten. Aber die Muta dieser Männer mit der Liquida der bodenlosen Schwätzer bildet kein Augment der Literatur!"

Daß mit dieser im Menzelschen Prophetenton gehaltenen Anrede die „anerkannten Geister der Nation" zur politischen und sozialen Opposition aufgerufen werden sollten, mußte selbst einer normalen Zensorintelligenz zu erkennen nicht schwer fallen. Thatsächlich liefen auf jene Anrede hin mehrere, bezeichnenderweise anonyme Briefe ein, die näheren Aufschluß verlangten; vielleicht waren sie vom Zensor selbst oder einem anderen „Auge des Gesetzes" abgesandt, um den jungen Schriftsteller aus seiner Reserve noch weiter herauszutreiben. „Es thut mir leid", antwortete Gutzkow in einer Note, „nicht verständlicher geschrieben zu haben. Natürlich gilt, was ich zur Bezeichnung der Einen sagte, nicht für Andere, die ich anders andeutete. Was aber an der Aufforderung zu politischer Opposition noch weiter zu erklären ist, seh' ich nicht ein. Der Einwurf der Unmöglichkeit ist durchaus nicht begründet. Est quadam prodire tenus."

Vorher hatte er unter der „Korrespondenz" auf der letzten Seite von Nr. 12 zwei redaktionelle Briefe beantwortet; dem einen Absender schrieb er; „Das Forum darf zwar von jetzt ab politische Artikel berücksichtigen; doch kennen Sie die Geschichte von der Suppe, zu der der Löffel fehlt — und handgreiflich?", und dem andern: „Viel zu deutlich! Ich empfehle Ihnen das Studium eines trefflichen Holzschnittes von Gubitz. Krone, Szepter, Mantel, und unter Blumen, tausend Blumen, eine Schlange! Anders darf man nicht schreiben!" Das war eben der Stil, zu dem die Zensur die deutschen Schriftsteller erzogen hatte; Heine und Börne waren ihre gelehrigsten Schüler; das war der Stil, der die Zensoren zur Verzweiflung bringen konnte, zum regelrechten Verfolgungswahn, daß sie unter der harmlosesten Bemerkung eine satirische Spitze suchten. Hier schützte selbst v. Kamptz nicht mehr: Nr. 13 des „Forums" er-

schien nur halb, mitten auf der zweiten Seite bricht sie ab, als ob dem Schreiber von einem gestrengen Büttel die Feder aus der Hand gerissen sei, und schließt in aller Eile mit den rätselhaften Worten: „Wir müssen uns hier übrigens weiterer Gegenbemerkungen enthalten ...“ Minister v. Kamptz, unter dessen Fittichen das erste öffentliche Auftreten Gutzkows ermöglicht worden, mag wohl plötzlich auch geahnt haben, daß das junge Küchlein, das er für seines Gleichen hielt, dem freien Wasser zustrebte.

Soweit spricht das „Forum“ selbst; die jüngst von L. Geiger veröffentlichten Zensurakten[3]) und Gutzkows eigene Erinnerungen wissen zwar davon nichts. Wie zutreffend aber diese Vermutung ist, daß weniger der materielle Mißerfolg als die Zensur dem „Forum“ den Lebensfaden abgeschnitten hat, beweist der zweite Brief Gutzkows, der sich in Menzels Nachlaß erhalten hat. Er ist nicht der nächste, es müssen wohl einige verloren gegangen sein. Aus einer Antwort Menzels vom 23. August 1831 (s. Proelß a. a. O. S. 265) ergiebt sich, daß Gutzkow kurz vorher mit dem Plane einer Uebersiedelung nach Stuttgart an ihn herangetreten ist. Wahrscheinlich wollte er in der württembergischen Hauptstadt das „Forum“ weiterführen oder ein ähnliches Blatt gründen; Menzel aber erwiderte, daß eine neue nichtpolitische Zeitschrift dort keine Zukunft habe, und seine Feder nur durch Behandlung politischer Themata ihm die Garantie einer zum Leben ausreichenden Beschäftigung gewähre; außer dem Literaturblatt ständen ihm das „Morgenblatt“ und der „Hesperus“ offen. Ohne ihm Illusionen machen zu wollen, möge er die Reise aus dem von der Cholera heimgesuchten Berlin heraus nur wagen und statt seine Truppen so einzeln zu versprengen, sie lieber zu denen des Literaturblattes stoßen lassen. Wie bereitwillig Menzel Gutzkows schriftstellerische Thätigkeit schon in diesem Sommer gefördert hatte, ergiebt sich ebenfalls aus dem nun folgenden Briefe seines Schützlings:

Berlin, 2. Oktober 31.

Theuerster! Sie müssen sich zuerst recht freundlich und munter von mir grüßen lassen und das um Ihrer selbst willen, damit Sie ja nicht glauben, man könne bei so bewandten Krankheitsumständen seines Orts nicht mehr froh werden. Man kann es freilich nicht so recht aus dem Sinne bekommen, mit dem Dichter ängstlich zu sprechen: „Denn der noch jetzo blühend vor Dir steht, trägt schon vielleicht in sich der Seuche Keim.“ Allein wo sich das einmal nicht abzuändernde Unglück so anläßt wie bei uns, da läßt es sich schon ertragen. Demnächst dank' ich Ihnen für die gütige Besorgung des Briefes für den Hesperus, der zwar äußerst schlecht, an manchen Stellen ganz unverständlich abgedruckt ist, doch dafür können Sie ja nichts. Ich denke nun in diesen Berichten fortzufahren. Beiliegend erhalten Sie zuvörderst die versprochene Anzeige der Steffensschen Schrift — ob sie Ihnen gefallen wird? Sie werden sehen, daß ich das Buch unter dem Gesichtspunkte gegenwärtiger Zeitverhältnisse gefaßt habe, und die Konzentrirung des Urtheils ganz in St. innerste Person ist gewiß kein Irrthum, hätt' ich es nicht für Ihr Blatt geschrieben, so würde ich nicht unerwähnt gelassen haben, wie Ihr jüngstes Urtheil über Steffens, über den Egoismus seiner aparten Ansicht, sein immer anders sehen wollen als andere Leute, durch die vorliegende Schrift freilich auf eine für den Getadelten besonders ehrenvolle Weise bestätigt wird. Uebrigens hab' ich nicht geglaubt, bei meiner Liebe und Achtung für diesen edlen Mann es verantworten zu können, wenn ich die Fehler des Buchs, die zumeist in dem nicht berücksichtigten Titel liegen, so offen aufgedeckt und etwa wohl gar ausführlich darüber gesprochen hätte, wie sehr sein Finden nur die täuschende Moosdecke des Moores sei und wie er dies wohl selbst recht gut wisse. Es giebt so eine süße Macht der Worte, die andere noch weiter geführt hat als mich, den sie doch nur in einige verlegene Liebesabenteuer getrieben hat, einmal sogar in einen Gang zur Zeitungsexpedition, um die Verlobung anzeigen zu lassen, eine Kleinigkeit für das bischen Lebenszeit. — Ich versprach Ihnen außerdem eine Beurtheilung der Geschichte deutscher Poesie im Mittelalter von Rosenkranz. Befürchten Sie nicht, daß ich seiner Manier zu sehr das Wort reden

werde! Ein guter Geschmack, feiner Sinn und Schönheitsgefühl lassen sich ihm nicht absprechen. Die altdeutschen Philologen sind dem Manne nicht hold, wie sehr er sich auch an sie herandrängt, und die Liebhaber, oder wie soll man sagen, die Dilettanten im R. D.[3a]) von sich weist. Ich werde nun in diesem Liebhaberinteresse mit ihm sprechen und ihm dabei doch manchen groben Fehler zeigen können. — Wollen Sie aber noch öfter etwas von mir haben, dann bitt' ich mir die Recensenda zu bezeichnen und sie mir, falls sie kostspielig — also über einen Thaler theuer sind, gelegentlich zu schicken.

Vom Forum erhielten Sie die letzten Nummern — schlummere sanft, du gute fromme Seele, bis auf ewig dieser Schlummer flieht, wein' auf ihrem Hügel, Philomele, um die Dämmerung ein Sterbelied! In der letzten Stunde des Verblichenen, es war die dreizehnte, schnitt ihm der Sensenmann von Zensor den letzten Lebensfaden ab, leichenblaß — ohne Motto! Mit Gespenstern, selbst mit natürlichen, läßt sich das Publikum nicht ein. Uebrigens wiederhole ich eine Bitte, seien Sie die Philomele, und wenn die Dämmerung anbricht, also im Zwielicht des nächsten Meßkatalogs, singen Sie mir gefälligst ein Klagelied, oder vielmehr, da mein trauriges Ende noch nicht publizirt ist, ein Rezi- und Inzitativ, nicht darum, weil ich das Geheimniß meiner Existenz nicht ins schweigende Grab nehmen will, denn ich höre ja hier und da von mir sprechen — sondern weil ich gern möchte, die Leute erführen's, daß Sie mich noch nicht vergessen haben und daß wir — um nicht aus dem Vögelgleichniß zu fallen — beide noch immer auf einem Tone pfeifen. Ich glaub' an die Auferstehung der Todten und jedenfalls, daß ich zu Neujahr nicht in die Wochen — das tadeln Sie mit Recht — komme, sondern zwei, drei Mal in der Woche in einem neuen Gewande, man ist jung und putzt sich gern. Das hängt so zusammen. Das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hat mir fürs Forum die Religion und das andere der auswärtigen Angelegenheiten die Politik zugestanden, möglicherweise erlauben nun auch beide eine Aenderung des Plans und Titels, und dann hätten wir zu Neujahr eine Zeitschrift für Politik, Völkerleben und Literatur in Folio; aber der Name! Das Kind ist zwar noch nicht geboren, aber es kommt doch vielleicht, darum rathen Sie mir als Taufpathe in einem baldigen Briefe, den ich mit

vieler Sehnsucht erwarte, ob sich der Name „Die Norddeutsche Biene“ hören läßt. Diesem Blatte fehlt nun also gar weiter nichts als ein Verleger, an einer Verlegerfirma mangelt's nicht, aber zu Opfern kann ich mich nicht mehr verstehen. Wenn sich die Buchhändler, mit denen ich bis jetzt angebunden habe, nicht zu anständigem Honorar verpflichten, wodurch mir auch möglich wird, anderer Männer Beihilfe anzunehmen, so laß ich das Ganze, gehe erst nach Leipzig, gebe eine stärkere Broschüre über die Geschichte des laufenden, also des verflossenen Jahres heraus, und komme zuletzt im Sommer, wohl gar, wie ich erst wollte, zu Ihnen nach Stuttgart. Die Illusionen taugen allerdings nichts, aber ich weiß recht gut, was mir fehlt. Die Aerzte sind prosaische Leute, sie bringen die Hypochondrie immer auf den Unterleib und Verstopfung zurück! Nur gut, daß sie doch auch Bewegung anrathen.

Kennen Sie den Doktorem Eduard Böneke? Er kläfft Sie in der Abendzeitung mit Menzelienis, Sonetten und derlei Dingen an. Vor einiger Zeit hat er an mich geschrieben, seine Aufrichtigkeit rührte mich, er bat mich um Mittheilung dessen, was ich über ihn etwa gesagt hätte, er wolle sich redlich vertheidigen vor Gott, der Welt und Herrn Hell, und sich dabei aus einer Beurtheilung meiner Leistungen ein spezielles Vergnügen machen. Ich hab' ihm geschrieben, er möchte sich vor mir nicht scheuen, ich wäre überhaupt sehr gutmüthiger Natur, und wenn ich wohl in der Rechten ein Schwert habe, so trüg' ich doch in der Linken immer einen Friedenszweig. Bekommen wir nicht bald Ihr historisches Taschenbuch? Ich erwart' es sehnlichst, da ich es zur oben bezeichneten Schrift brauche. Und wie ist's mit dem anderen Buche, von dem Sie einmal zu mir sprachen?

Bitte, sich gefälligst jetzt von dem Schlusse dieses Briefes zu überzeugen. — Bedenken Sie mich mit Ihrer Liebe und einigen Zeilen von Ihrer Hand. Bestens grüßt Sie von Herzen

Ihr

treuer

Gutzkow.

Zunächst giebt uns dieser Brief die neue Nachricht, daß Gutzkow im Sommer 1831 durch Menzels Vermittelung für den „Hesperus“ korrespondierte. Diese „encyclopädische Zeit-

schrift für gebildete Leser" erschien ebenfalls in Cottas Verlag zu Stuttgart; der württembergische Hofrat Karl Christian André hatte sie gegründet. Nach dessen plötzlichem Tode am 19. Juli 1831 führte sein bisheriger Gehilfe Heinrich Riegel zunächst die Geschäfte, bis am 1. Januar 1832 Dr. Wilhelm Schulz, der als Kämpfer für Deutschlands Einheit bekannte Politiker, die Redaktion übernahm.

Gutzkows Beiträge sind nun nicht von vornherein mit unbedingter Sicherheit festzustellen. Der von ihm erwähnte Brief erschien aber jedenfalls als Berliner Korrespondenz in Nr. 226 des „Hesperus" vom 4. September 1831 und behandelt in rein berichtender Form das preußische Sperrsystem gegen alle außerpreußische Literatur, die Zensur, und die Cholera. Weitere Korrespondenzen in den Nummern 238 und 247 beschäftigen sich nur mit diesem unheimlichen Gast, der im Sommer 1831 die preußische Hauptstadt in ein Lazareth verwandelte. Andere Artikel des „Hesperus" kommen für Gutzkow nicht in Frage, vor allen aber dürfte der vom 4. September mit Gewißheit auf ihn zurückzuführen sein. Sonderlich bemerkenswert sind alle diese Korrespondenzen nicht; nur eine Aeußerung verdient Beachtung, da sie eine große Sympathie des jungen Berliners für Süddeutschland und seine politische Ansicht, die nicht im preußischen, sondern im deutschen Wesen wurzelte, verrät. „Man sollte diese Liebeserklärungen", schreibt er, „dies sich Anschließenwollen an Preußen lieber lassen. Unsere Stellung hat so ganz aufgehört, ihren Mittelpunkt in deutschem Wesen zu finden, daß wir die Idee eines süddeutschen Staatenbundes, unter dem Schutze des konstitutionellen Prinzips für weit förderlicher halten müssen, als das Verlangen etwa nach einer preußischen Diktatur."

Die erwähnte Schrift von Henrik Steffens hieß „Wie ich Lutheraner wurde". Die Anzeige derselben war Gutzkows erste Kritik für das „Literaturblatt"; sie erschien am 2. Dezember in Nr. 122; ihr folgten in diesem Jahre nur noch

zwei kurze Besprechungen über Taschenbücher in Nr. 126 und 131; den Aufsatz über Karl Rosenkranz' „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" brachte Nr. 71 des Jahrganges 1832.

Was Gutzkow hier Menzel über seine Herzenserlebnisse andeutet, bezieht sich ohne Zweifel auf die kurze Episode mit Leopoldine Spohn, von der er nur an einer Stelle seiner Erinnerungen, in den „Rückblicken" (S. 18), erzählt: „Des Mondes blasses Licht, das Geflüster einer vertrauenden Seele beim Wandeln unter den sanft bewegten Wipfeln eines Baumganges, die Berathschlagungen über künftige, vielleicht schon gemeinsam gewordene Lebensziele — in diese bestrickenden Zauber . . . war ich allzu frühe gerathen." Er hat dieses Erlebnis später (1835—37) dem ersten Teil seines Romans „Seraphine" zu Grunde gelegt; auch hier ist das „Finden nur die täuschende Moosdecke des Moores" und die „süße Macht der Worte" erstickte das Gefühl der inneren Unwahrheit. Ein hochinteressantes offenes Bekenntnis über diesen frühen Konflikt ist jüngst von Hans Dütschke veröffentlicht[3b]) worden; es ist ein Brief Gutzkows an ein Mädchen, das er liebte, während er als der Bräutigam ihrer Stiefschwester Leopoldine galt, die sich ihm teils aus Neigung, teils aus nüchterner Spekulation an den Hals geworfen. Die Empfänglichkeit des Dichters, die Neigung, sich in schönen Worten zu berauschen, hatten einen harmlos gedachten Brief zu einer Liebeserklärung gesteigert; als solche wurde er wenigstens von der Empfängerin Leopoldine aufgefaßt und der unvorsichtige Briefschreiber geriet schon damals in jenen Konflikt, den er später so oft dichterisch verwertet hat: er stand zwischen zwei Frauen, deren eine ihn durch die Liebe, die andere durch die Pflicht fesselte. „Der glatte Fluß der Rede", wie er am 18. Juni an die Geliebte, Bertha Spohn, schrieb, hatte ihm zum Verderben gereicht. Der Entschluß des erst Achtzehnjährigen, seine Verlobung öffentlich bekannt zu geben, zeugt jedenfalls von einem jugendlichen

Wagemut, der auch seinen litterarischen Unternehmungen nicht abzusprechen ist.

Das Verbot des „Forums" durch die Zensur, das er in diesem Briefe an seinen Protektor berichtet, hatte seine Werbelust nicht verdrossen. Schnell war ein neuer Plan fertig, eine Zeitschrift in großem Stil für Politik, Völkerleben und Literatur. Ob und was Menzel ihm auf seine Bitte, Taufpathe des neuen Blattes zu sein, antwortete, ist fraglich. Jedenfalls richtete Gutzkow, laut Zensurakten, am 25. Oktober an die Ministerien das Gesuch, in dem von dem Buchhändler Krause verlegten „Eulenspiegel" den politischen Teil übernehmen zu dürfen, und die ihm für das „Forum" erteilte Erlaubnis, auch Politisches zu schreiben, von der er bisher keinen Gebrauch gemacht habe, vom 1. Januar 1832 ab auf ein Jahr auszudehnen. Er versicherte dabei, daß seine schriftstellerische Thätigkeit nur „auf den Kampf für die ewigen Wahrheiten der Vernunft und Sittlichkeit" gerichtet sei, und daß er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde, sowohl durch ein sorgfältiges Vermeiden jedes leidenschaftlichen Parteiinteresses, als auch namentlich durch „die schuldigste Achtung der Institutionen, in deren Verband er zu leben das Glück habe".

Diese Erlaubnis erhielt er anscheinend nicht, und auch der Plan einer zeitgeschichtlichen Broschüre, mit dem er einen Rat Menzels vom 23. August schnellgewandt befolgen wollte, kam nicht zur Ausführung, denn im November sehen wir ihn auf der Reise nach Stuttgart. Der „Eulenspiegel" wurde unter E. M. Oettingers Redaktion ein nicht gerade gut beleumundetes Skandalblatt. Den Gefallen, dem „Forum" im „Literaturblatt" ein Klagelied zu singen, that Menzel dem schon zeitig die wirksamen Hilfsmittel der Presse beherrschenden Schriftsteller nun zwar nicht. Aber er nahm ihn, was wertvoller war, mit offenen Armen auf, als er Ende November nach 22tägiger, durch die Cholera-Quarantäne verzögerter Reise in Stuttgart eintraf. Er verschaffte ihm Beziehungen zu den

freisinnigen Blättern Stuttgarts, er führte ihn bei Cotta ein, machte ihn mit Hermann Hauff, dem Redakteur des „Morgenblattes“, mit Rotteck, Schulz und vielen anderen bekannt. Vor allem öffnete er ihm aber die Spalten des „Literaturblattes“ für ausgedehnte Besprechung neu erschienener Werke. Welchen Einfluß er auf Gutzkows erste produktive Versuche, auf die Gestaltung seiner „Briefe eines Narren an eine Närrin“ (1832) ausübte, hat schon Joh. Proelß in seinem vorhin erwähnten Buche dargestellt. — Der im obigen Briefe genannte Dr. Eduard Bönecke war der kritische Amanuensis Theodor Hells (Winkler), des Redakteurs der „Dresdener Abendzeitung“; Gutzkow hatte ihn schon mehrfach seiner Angriffe auf Menzel wegen im „Forum“ abgefertigt.

Der nächste mir vorliegende Brief stammt aus dem Jahre 1833; Gutzkow war im April 1832 nach Berlin zurückgekehrt; in diesem Sommer reifte der Entschluß, der Theologie völlig zu entsagen[4]); mit Rücksicht auf eine Braut wurde aber wenigstens die sichere Laufbahn eines Oberlehrers ins Auge gefaßt, ohne daß jedoch seine literarische Thätigkeit für das „Literaturblatt“, die „Allgemeine Zeitung“ 2c. eine Unterbrechung erfuhr. Ehe er die nach Menzels Anweisung umgearbeiteten „Briefe eines Narren“ an Hoffmann & Campe in Hamburg sandte, hatte er noch eine Audienz bei einem Minister, vielleicht seinem früheren Gönner v. Kamptz; mit welcher Absicht er sie nachgesucht, läßt sich nicht genau feststellen, hat er doch die Schilderung dieses letzten Besuches so gut versteckt, daß sie bisher noch niemandem aufgefallen ist. Mitten im dritten Kapitel des zweiten Teils seines Romans „Maha Guru“ (S. 72)[4a]), der im Sommer 1833 geschrieben wurde, fällt er plötzlich aus der Rolle des objektiv Schildernden und beginnt zu erzählen:

„Ich stand einmal in dem Vorzimmer eines Ministers. Die Thür öffnete sich und der gnädige Wink des Kammerdieners rief mich zu dem allmächtigen Manne hinein. Ich ließ

es an Höflichkeit nicht fehlen, meine Verbeugungen waren ebenso abgemessen als der Zwischenraum, in welchem ich mich von der rechten Hand des Fürsten hielt. Aber in meinen Worten lag etwas Aufrechtes, Offenes, meine Gedanken waren höher als das landesübliche Rekrutenmaß; ich sprach von den Resultaten, die ich meinen Studien verdankte, von einer gewissen Unabhängigkeit der Meinung, welche die einzige Fessel wäre, welche ich mir anlegen ließe, und verlangte zuletzt, daß ich in der Staatsmaschine eine Stellung erhielt, die meinen Talenten und Einsichten angemessen wäre. Man kennt unsere Minister nicht, wenn man glaubt, der Mann habe mich die Treppe hinunterwerfen lassen. Er besaß Geduld genug, mich anzuhören, ja er ging noch weiter, er wollte meine Fähigkeiten für eine Sache gewinnen, die ihm besser schien. Das System, welches ich in meinem Avertissement versteckt angegriffen hatte, war seine Ueberzeugung. Ich war damals noch blutjung, voller Ehrfurcht vor ergrauten Erfahrungen, hörte mit Andacht auf die Lehren, die dem beredtesten Munde entflossen und schied mit gebrochenen Flügeln, gestutztem Kamme, jede einzelne Stufe der Treppe zählend .... und einen Monat später schickte ich an Herrn Campe in Hamburg meine Narrenbriefe."

Diese Unterredung mit dem Minister, die ihm zeigte, daß er eine ganz andere Sprache führte, als sie zu einer staatlichen Karriere erlaubt war, wird auch den Gedanken, sich dem Lehramt zu widmen, endgiltig in ihm erstickt haben; der freie Literat begann sich schon in ihm zu regen, nachdem im selben Sommer die Promotion in Jena seine akademischen Gelüste befriedigt hatte. Der letzte Versuch, sich auf ein festes Ufer zu retten, mit Rücksicht auf seine Braut Rosalie eine sichere Zukunft zu erstreben, ist der Entschluß, nach Heidelberg zu zu gehen und berufsmäßiger Jurist zu werden. Im Winter 1832 bis 1833 sehen wir ihn diesen Plan ausführen; Menzel hatte außerdem gewünscht, ihn wieder in seiner Nähe zu haben,

da seine parlamentarische Thätigkeit ihn vom „Literaturblatt" ziemlich abzog. Im Sommer 1833 finden wir Gutzkow in München; als Jurist kam er hin, als freier Schriftsteller für Lebenszeit schied er. Er hatte in diesen Monaten seinen Roman „Maha Guru" geschrieben, mit Heinrich Laube eine gemeinsame Reise nach Oberitalien gemacht und durch Anschluß an den Leipziger Schriftstellerkreis eine selbständige Sicherheit gewonnen, die ihm die Entscheidung über seine Zukunft leichter machen mußte.

Aus diesem Jahre haben sich drei Briefe Gutzkows an Menzel erhalten, die uns den jungen Schriftsteller in den verschiedensten Stimmungen vorstellen. Die ersten Monate in München waren durch mannigfaches Unwohlsein gestört; ein Bild davon giebt uns der folgende Brief:

München, d. 8. Juni 33.

Lieber Freund!

Ich wage mich nach einem langwierigen Krankenlager zum erstenmale wieder hinaus, und finde sogleich eine Gelegenheit, an Sie zu schreiben, die erst dann recht unangenehm würde, wenn ich sie nicht brauchte. Was drucken Sie für Sachen von mir? Staats wissen(wirth)schaftslehre? Ich glaube, wenn ich Ihnen nicht diesen Denkzettel schickte, so ließen wir dies Monstrum noch 5 mal stehen und widerriefens nicht einmal zum 6. male.

Hat Ihre allerdings beschränkte Zeit denn auch nicht ein paar Minuten zu einigen Zeilen für mich abgeworfen? Wäre ich nicht schon im Zuge, so vergölt' ich das durch ein großartiges Schweigen. Ich habe lange arg leiden müssen, an einem alten Erbübel. Mein guter Vater hinterläßt mir nichts, als seinen Namen und seine Hämorrhoiden. Diese Erbschaft trug denn wieder furchtbare Zinsen, Abcesse, Blutigel, Bähungen, ein Nesselfieber, das meinen ganzen Körper um einen halben Zoll ausdehnte, viel dahingeschwundene kostbare Zeit, u. als am Fuß fortlaufende Basreliefs, einen unabsehbaren Zug von Geldunkosten. Nehm ich dazu noch, daß ich ohne alle Pflege

und Wartung oft in meinem Blute lag, so können Sie sich mein Leiden zum Theil vorstellen. Mad. Birch-Pfeiffer war die einzige Seele, die sich aus der Ferne meiner mit Suppen annahm, und sich dies durchaus nicht nehmen lassen wollte, wofür ihr mein Dank Gewißheit ist und künftige günstige Kritiken ihrer künftigen Werke wenigstens ihre Hoffnung. Ich hoffe jetzt bald so weit zu sein, dem Aeskulap nicht nur einen Hahn, sondern vielleicht mehrere opfern zu können.

Inzwischen sind mir die Ereignisse um ganze Stöße von Zeitungen vorangeeilt; ich werde Mühe haben, ihnen nachzukommen. Wie ists mit Ihrer Kammer? Nur um einige Zeilen bitt' ich Sie dieserhalb. Ich las heut' Ihre tapfern Worte gegen v. Schlayer. Auf der Ministerbank muß man sehr verlegene Gesichter geschnitten haben, denn heilige Entrüstung (und solche spricht aus Ihren Fragen und Antworten) läßt sich nicht dummdreist belächeln.

Wenn ich nur einigermaßen meinen Kopf von Nebeln und und umlagernden Wolken frei habe, mache ich mich wieder an meine Arbeiten. Der erste Theil meines Romans ist fertig, der zweite soll es im Anfang des nächsten Monats sein. Der Titel ist: „Maha Guru, Geschichte eines Gottes". Ich will zuerst bei Cotta anfragen, der sich hier in München sehr zuvorkommend gegen mich benommen. Beißt dieser nicht an, so werf ich mich auf Hallberger, wo ich mir Ihren Beistand ausbitte. Ist auch hier nichts, so muß ich auf Campe zurück, von dem ich nichts höre und nicht das Beste vermuthe.

München gefällt mir nicht. Ich bin eine Woche lang im Gebirge gewesen, aber ich gäbe viel, viel darum, jetzt in Stuttgart oder Heid.[elberg] zu sein.

Grüßen Sie bitte die Ihrigen u. sich selbst am meisten

von

Ihrem

Gutzkow.

Meine Adresse haben Sie sicher verloren, sie ist Karmeliterstraße 1440, 3te Thür, 3 Stiegen.

Die Schilderung der Krankheit, die Gutzkow im Mai oder Juni 1833 zu überstehen hatte, bedarf keines weiteren Kommentars. Ueber seinen Verkehr mit August Lewald, Eduard Jerr-

mann, Charlotte Birch=Pfeifer hat er in den „Rückblicken" (S. 82) ausführlich erzählt, ebenso (S. 90 ff.) von seiner Gebirgstour mit Lewald, Riefstahl und dem originellen Professor Julius Max Schottky, der die Kosten der übermütigsten Unterhaltung seiner Reisegefährten bestreiten mußte; Gutzkow hat dieser burlesken Persönlichkeit auch noch einen besonderen Essai gewidmet.

Die Verhandlungen mit Cotta über den Verlag des Romans führten zur Einigung; Ende Juli war das Manuskript fertig und die erste Hälfte des Honorars in des jungen Autors Händen; was fehlte, wurde geliehen und in Gesellschaft Heinrich Laubes und eines jüdischen Kaufmanns Achsenfeld, eben des Darleihers, eine erste Reise nach Italien angetreten. Nähere Details darüber giebt uns der nächste Brief:

Berlin, d. 20sten Sept. 33.

Mein lieber Freund,

ich habe Sie so lange nichts von mir wissen lassen, daß es mir bei meiner endlichen Ankunft hierselbst Pflicht wie Bedürfniß ist, sogleich einige Zeilen an Sie zu senden. Verzeihen Sie, daß ich von München nicht einmal meine Abreise Ihnen mittheilte, und noch mehr, daß ich mein Wort wegen neuer frischer Arbeit für das Lit. Blatt so schlecht gelöst habe. Es war mir unmöglich, in München zu recensiren, mein dortiger Aufenthalt war zu flüchtig, zu wenig eingebürgert dazu; man kann auf der Wanderschaft nicht kritisiren; die Bücher und die Meinungen erscheinen da unschädlicher, man wird gegen das Schlechte tolerant, weil die eigenen beweglichen Füße uns bald aus seiner Nähe bringen; kurz die Kritik ist ein ehrliches, ansässiges, bürgerliches Geschäft. Sie haben das gewußt u. sich auf mich nicht verlassen. Ich freute mich, nach langer Zeit, wo ich das Morgenblatt nicht sah, Sie so rüstig u. thätig anzutreffen, u. schloß daraus auf Ihr Wohlbefinden. In meiner Rückreise von München bin ich sehr ausgeschweift. Ich ging über Salzburg nach Innsbruck, dem südlichen Tirol, Gardasee, Verona, Padua, Venedig, über das Meer nach Triest, die endlose Strecke durch Kärnthen u. Steiermark nach Wien,

u. kehrte über Prag, Teplitz, Dresden, und auf einem Seitenwege durch die Niederlausitz, wo ich einen Bruder besucht habe, über Frankfurt a. O. nach Berlin zurück. Ueber die Tour von München bis Wien will ich einige Acta ins Morgenblatt rücken lassen. Von Wien aus hab ich geschlafen, das Viel- u. Schnellsehen hatte mich abgestumpft. Laube aus Leipzig hatte mich in München abgeholt, u. wir sind treu zusammengeblieben bis Dresden, von wo er nach seiner eleganten Zeitung zurückgekehrt ist. Laube ist 27 Jahre alt, hat eine Nase wie ein Kalmück, u. eine winzige untersetzte Statur. Ich hatte mir ihn anders gedacht, als ich ihn fand. Trotz seines noblen Aufzuges hat er noch zu viel vom Studenten. Seine Lebhaftigkeit ist nur Vehemenz, die dadurch noch schroffer hervortritt, daß er sich gewöhnt hat, die Leipziger Schreibgesellen zu terrorisiren. Unterwegs hab' ich seine Novelle „Das junge Europa" gelesen, u. habe ihm offen gestanden, daß mir jeder Zug in ihr zuwider ist. Er hofft, daß Sie nachsichtiger darüber urtheilen werden.

In Wien trafen wir mit Grillparzer zusammen. Es wurde mir unheimlich bei diesem Manne; denn noch nie hab' ich Rathlosigkeit, Unmännlichkeit, gebrochenen Willen in diesem Grade bei einem Manne gefunden. Er sollte in ein Kloster gehen. Er sagt, daß er von allen Seiten verfolgt werde, u. ist doch seinem Herrn so treu. Es liegt in diesem Mißverständnisse eine eigene Ironie. Ein Gedicht auf den Kronprinzen hat Grillparzer um allen Kredit gebracht. Er kennt die Schwächen des Königs von Ungarn; denn er ist wohl so gescheut, etwas zu wissen, was ganz Oesterreich weiß. Aber so ungeübt ist sein Tact, daß er ein Gedicht an den gewesenen Prinzen macht, das auf dem Witze fußt: Man braucht keinen Geist zu haben, wenn man nur Tugend hat! u. auf den Refrain: „denn Du bist gut" immer zurückkömmt. Grillparzer weinte, als er das Gedicht einem Freunde vorlas. Es wird gedruckt, man verwundert sich, parodirt es (z. B. gab es eine Parodie mit dem Refrain: denn Du bist dumm! u. dagegen wieder eine mit dem Verse: denn Du bist grob u. s. w.) u. Grillparzer ist auf ewig verloren. Warum faßt der Mann keinen großen Entschluß! Warum wagt er nicht, drei Zeilen im Ausland drucken zu lassen! Ich wünschte sie spielten dem Narren noch härter mit.

In Dresden hatt' ich Lust Tieck zu besuchen. Aber wenn

ich auch den kleinen Stolz, der sich ärgert, daß ich mich bei Leuten immer erst weitläufig zeichnen muß, wer ich bin u. sein könnte, einem Manne wie Tieck gegenüber bald überwunden hätte, so brachten mich doch Tischreden von diesem Vorhaben ab, die an der table d'hôte so etwa gehört wurden: „Haben Sie schon Herrn Hofrath Tieck besucht? Nein, der Herr Hofrath wird ja nicht lesen. O, Sie irren, er hat versprochen heute zu lesen. Erlauben Sie, meine Herrschaften, (fällt ein Dritter ein) Herr v. Tieck ist unwohl, er wird unmöglich lesen. Bitte um Vergebung, er wird zwar nicht selbst lesen, aber es wird dennoch gelesen werden. Von einem Andern? Nein, ich gehe nicht hin. Gehen Sie, gehen Sie, man liest zwei Bogen der Urania, die eben naß aus Leipzig kommen u. den Anfang einer Tieck'schen Reisenovelle enthalten. Das muß prächtig sein, wir gehen, ja wir gehen, u. vielleicht liest er doch selbst." Ich ging nicht. Wenn ich erst ein namenlos berühmter Mann bin, dann will ich Tieck, lebt er noch, besuchen, dann gelten meine Wünsche etwas, u. ich kann es dann wagen, ihn dreist darum zu bitten, wie er für andere liest, ebenso für mich nicht zu lesen. Steffens war auch in Dresden, er soll sich in Tiecks Soiréen sehr langweilen.

Aus Berlin bring' ich Ihnen künftig mehr Novitäten. Diesmal nur soviel, daß Willibald Alexis eine große Versöhnungsreise unternommen hat, um seinen Gegnern persönlich unter die Augen zu treten, u. sie durch seine Liebenswürdigkeit zu entwaffnen. Er war im Salzburgischen u. ist jetzt in Düsseldorf bei Immermann. War er nicht bei Ihnen?

Was wissen Sie von meinem Roman? Hat ihn Cotta genommen? Ich weiß nichts davon, aber ein Bekannter schreibt mir, daß in Augsburg daran gedruckt werde. Wer wird die Redaktion des Auslands bekommen? Bekäme sie Hr. Hauff, u. ich die des Morgenblatts, so wäre zweien gedient. Ich sage das aber nur sehr leise. Wird etwas aus dem Journal des Herrn Kölln?

Sie sehen, wie ich Sie mit Fragen bestürme. Unterlassen Sie nicht, mir recht bald einige davon zu beantworten.

Ihr

Gutzkow.

Adressiren Sie Mauerstr. 64.

Ueber die gemeinsame Reise mit Laube liegen mehrere Schilderungen von Seiten der beteiligten Schriftsteller vor; ausführlich ist sie beschrieben in Gutzkows „Rückblicken“ und Laubes „Erinnerungen“, abgesehen von den gleichzeitigen Briefen, die beide darüber kurz nach ihrer Rückkehr veröffentlichten, Gutzkow im „Morgenblatt“, Laube in der „Zeitung für die elegante Welt“ und dann im 2. Bande seiner „Reisenovellen“. Dieser hat außerdem 1834 bei einer Vernehmung vor Gericht Angaben über die Fahrt gemacht. Einige Ergänzungen gab Gutzkow noch in seinem Buche „Die schöneren Stunden“.[5]) Mit Laube war der Autor der „Briefe eines Narren“ zu Anfang dieses Jahres in Verbindung getreten; in der „Zeitung für die elegante Welt“, die Laube redigirte, war am 28. Februar (Nr. 42) eine begeisterte Kritik seines Erstlingswerkes erschienen, und seitdem hatte der Briefwechsel nicht geruht. Mit Rücksicht auf Menzel hatte Gutzkow von einer Mitarbeit an der „Eleganten Zeitung“ abgesehen, denn das Programm, mit dem diese am 1. Januar 1833 ihre neue Aera eingeleitet, war dem des „Literaturblattes“ direkt entgegen. Nicht die patriotische Gesinnung, die für Menzel bei Beurteilung einer schriftstellerischen Leistung ausschlaggebend war, sondern der künstlerische Wert allein sollte die Kritik bestimmen, und Goethe wurde in diesem weniger mit Kenntnissen als mit jugendlicher Keckheit und jubelndem Enthusiasmus geleiteten Leipziger Organ als sittlicher Befreier der Deutschen verherrlicht; gerade in sittlicher Beziehung hatte Menzel stets die schwersten Vorwürfe gegen den Dichter des „Wilhelm Meister“ und der „Wahlverwandtschaften“ erhoben.

Diese erste Verbindung mit Laube, der im Winter ein längerer Besuch Gutzkows in Leipzig folgte, war für dessen Verhältnis zu Menzel entscheidend; fand auch eine Trennung noch nicht statt, so wurden jedenfalls die Bande gelockert; Laubes siegesbewußtes Auftreten, seine „sichere Beherrschung des Lebens“ mußte auch in dem fünf Jahre jüngeren Kollegen das Bedürfnis nach literarischer Selbständigkeit wecken. „Der

Korrespondenz", heißt es in den „Rückblicken" (S. 11), „die sich zwischen den beiden jungen Neuerern entsponnen hatte, sah der grimme Hagen, der auf dem Gebiet der Kritik ein Alleinherrscher sein wollte, von seinem Häuschen in Stuttgart düster zu, murrte nicht wenig, schalt über die „Zeitung für die elegante Welt" und warnte mich vor dem Versucher."

Der oben skizzierte Eindruck, den Gutzkow von Laube bekam, hat jedenfalls einen objektiven Wert; und in der That hat sich auch späterhin das Verhältnis zwischen beiden auf dieser kritischen Grundlage aufgebaut, so eng es auch im nächsten Winter werden sollte, wie uns ein anderer Brief zeigen wird.

Von einem gemeinsamen Abend mit Grillparzer und Bauernfeld erzählt auch Laube in seinen Erinnerungen (I, S. 197) und zwar nicht nur in denen, die als erster und sechszehnter Band seiner gesammelten Schriften erschienen, sondern auch in einer Reihe von fast gänzlich unbekannten autobiographischen Feuilletons, die er später noch (1883) in der „Neuen Freien Presse" veröffentlichte. Nach diesem Bericht überfielen die beiden jungen Literaten Grillparzer beim Abendessen im Wirtshause, doch war der Altmeister ziemlich ablehnend und ließ sich erst beim Nachhausegehen in ein literarisches Gespräch ein. Nachdem er den jungen Kollegen in der Geschwindigkeit die genaueste Kenntnis der griechischen Dramen entwickelt, ließ er sie jählings, gute Nacht sagend, stehen. Auch Bauernfeld war bei diesem Abend im „Stern" zugegen.[5a]) Der Eindruck, den Grillparzer auf den jungen Berliner machte, ist auch späterhin haften geblieben, doch schreibt Gutzkow in den „Rückblicken" (S. 106) die Unzufriedenheit des österreichischen Dichters seinen amtlichen Aergernissen zu. Die Thatsachen, die er Menzel berichtet, stimmen. Grillparzer hatte das verhängnisvolle Gedicht bona fide gemacht und es war ihm halb wider seinen Willen aus den Händen genommen worden.[6])

Gutzkows Verhalten Tieck gegenüber ist für den Ehrtrieb des Anfängers charakteristisch. „Mir widerstanden die Kompli-

mente, die ich hätte machen müssen. Auch führte ich keinen Frack bei mir," heißt es in den „Rückblicken" (108) lakonisch. Laube ließ sich die Gelegenheit, einer Vorlesung bei Tieck beizuwohnen, nicht entgehen.

An seinem Roman „Maha Guru" wurde mittlerweise von Cotta fleißig gedruckt. Das 1. und 3. Kapitel des ersten Buches erschienen in Nr. 244—9 resp. 262—4 des Morgenblattes, der ganze Roman folgte als Buch im November nach.

Der Gedanke Gutzkows, daß Cotta ihm die Redaktion des Morgenblattes anvertrauen könnte, nachdem er gerade durch diesen zur politischen Schriftstellerei herangezogen worden, beweist, wie sicher er sich schon in der Handhabung seiner Feder fühlte. Diese Aeußerung zeigt aber auch, wie wir den Brief zu verstehen haben, den Gutzkow am 2. November 1833 an Cotta richtete und der den Wert einer Programmschrift besitzt. An das Morgenblatt dachte er, wenn er seine Ansichten entwickelte, wie der Schriftsteller sich zum Publikum verhalte und wie das literarische Bedürfnis der großen Masse zu reguliren sei. Daß der Gedanke an ein neues Organ, zu dem er sich mit Laube verbinden wollte, der leitende gewesen, wie Proelß (a. a. O. S. 355 ff.) annimmt, dafür liegt kein Anhaltspunkt vor, hatte doch Laube mit seiner „Eleganten" Beschäftigung genug und Freiheit, sich auszusprechen. Gutzkows übergroße Jugend wird wohl hauptsächlich jene kühne Hoffnung vereitelt haben; auch Menzel hatte sich dem Plane gegenüber skeptisch verhalten, wie wir sehen werden, er hatte ihn mit Rücksicht auf seine Jugend ermahnt, nichts zu übertreiben.

Den Rest dieses Herbstes 1833 verbrachte Gutzkow in Berlin. Er wohnte wohl nicht bei seinen Eltern, die seinem ganzen Streben völlig verständnislos gegenüber standen und des Sohnes Thätigkeit nur mit Befremden betrachteten, mit Ermahnungen und Vorwürfen nicht an sich hielten. Die innere Loslösung von seinem Vaterhause war schon früher erfolgt;

die Religion hatte Eltern und Kind von einander getrennt. Der völlige Bruch muß in diesem Sommer erfolgt sein, wo der Entschluß freier Schriftsteller zu werden, unwiderruflich feststand. Diesen Kampf mit der Heimat veranschaulicht uns nun ein Brief, den Gutzkow im Oktober an Menzel richtete und worin er dem Manne, dessen Freundschaft er erfahren, eine Schilderung seiner häuslichen Verhältnisse giebt. Der Brief ist ein höchst wichtiges Dokument für Gutzkows Entwickelung und außerdem so reich an neuen Thatsachen, daß er uns mit einem Schlage über diese bisher ziemlich dunkle Epoche in Gutzkows Leben aufklärt. Beigefügt waren ihm vier Kritiken für das Literaturblatt. Im übrigen waren diese Monate hauptsächlich der Vollendung seiner italienischen Reisebeschreibung und der Ergänzung seiner ersten Novellensammlung gewidmet, die zur Ostermesse 1834 bei Hoffmann & Campe erschien. Daneben hatte er regelmäßige Berichte für die „Stuttgarter Allgem. Ztg.", den „Badischen Freisinnigen" und die „Augsburger Allgemeine" geschrieben. Wozu er sich sonst noch bequemte, um seine Existenz durchzusetzen, erzählt uns ebenfalls der nächste Brief. Er lautete:

Berlin, den 11. Oktober 33.

Lieber Freund, ich schreib' Ihnen mehr als eine Antwort auf Ihren Brief, für den ich Ihnen herzlich danke. Hier haben Sie die Beweise, daß es mit meinem Versprechen, für Sie wieder thätig zu sein, Ernst ist. Für drei dieser Anzeigen wüßt' ich dem Briefe weiter nichts einzulegen, für die vierte aber: Alexis Wiener Bilder, macht mir Ihre Konfrontation mit dem Verfasser Besorgniß. Sind Sie von seinem schönen Auge gerührt worden? Wollen Sie ein Wesen milder behandeln, dessen Schwäche Ihnen weh thut? O trauen Sie dem Frieden nicht! Diese Aengstlichen, Sanften werden muthig, wenn sie erst wieder in ihren vier Pfählen sind. Alexis schwelgt noch immer in Düsseldorf in den Armen der Freundschaft (Immermann, Uechtritz, Wilhelm Schadow, Felix Mendelssohn, der Komponist), er wird sich großer Heldenthaten berühmen und ge-

harnischt zu uns zurückkehren. Drucken Sie immer meine Anzeige ab!

Ich möchte Mehres für Sie arbeiten, um im „Lit. Bl.“ nicht auszusterben. Es ist nur so schwierig, sich über die Bücher zu verständigen. Einstweilen bitt ich Sie mir Goethes Nachlaß und Hegels sämmtliche Werke zu überlassen. Ich bin über Goethes „Götz“, den wir jetzt 3fach besitzen, her. Die älteste Fassung ist sehr respektabel, es ist noch Kraft und Drang darin, Götzens Frau nimmt Gleichnisse vom Urinlassen her, und die Vorwürfe, die Götz dem Fürsten macht, sind noch nicht so verflüchtigt wie später. Im dramatisirten Götz werden die Fürsten Tyrannen genannt, um sie als Ausnahmen zu bezeichnen. Solcher kleinen Abänderungen finden sich bei dem Meister, der sich selbst beschränkte, mehre und lassen tiefe Blicke in den alldurchdrungenen Alldurchbringer Göthe (wie er im Musenalmanach genannt wird) thun. Man wird mit einem Geiste vertraut, wenn man ihn dreimal über denselben Gegenstand antrifft.

Es hat Spaß gemacht, wie Sie eben Hüffel[1]) gerüffelt haben. Ihre Anzeige des Musenalmanachs ist erst halb hier angekommen. Viel Spreu in dem Buche. Die Herausgeber sollten die faden Berliner Landschaftsmaler (Reinack, Kopisch u. dergl.), die sogar politisch altklug thun, aus ihm heraustreiben. Schmals Wanderlieder rühren. Das ist keine Art, die ihm wirklich gut steht. Auch der Meßkatalog ist arm.

Ich las gestern den Briefwechsel zwischen H. Voß und Jean Paul. Wie haben doch die Vosse gelebt! Giebt es irgend einen Punkt in Eutin, Jena, Heidelberg, den sie nicht öffentlich gemacht hätten! So wie sie in ihrer Gartenlaube am Neckar schwatzten, so tummelten sie sich im Sophronigon, so in ihren Uebersetzungsarten, so vor dem ganzen deutschen Publikum. Sie sind ganz in ihrem Kram aufgegangen. Dieser Heinrich Voß war ohne Zweifel ein gescheuter Mensch, ein flachshaariger, gutmüthiger Bub aus der Gegend, wo der dänische Pflüger den deutschen begrüßt, aber wie eingeschult hat ihn sein Alter! Es macht einen wehmüthigen Eindruck, wenn dieser reiche reife Mann (er starb ja 43 Jahre alt) in den ganzen Krimskrams von Erdtoffeln mit Butter, Ofenknattern und diesen idyllischen Kindereien mit einstimmt. Außerdem macht es Spaß, die Art zu beobachten, wie des Alten: Wie ward Fritz Stolberg u. s. w.

entstanden ist. Man sieht, er konnte nicht essen u. trinken, nicht schlafen u. leben mehr, sie mußte heraus die alte verjährte 20jährige Geschichte. Heinrich Voß sagt selbst: Es läßt dem alten Manne gar keine Ruhe mehr! Und Jean Paul küßt u. liebt u. liebt u. küßt darin; Du Lieber, Du Guter, Du Klarer, Du Rechter, Du Warmer! Und so das kindische Spiel immer fort.

Lieber Freund, allmälig gewöhne ich mich hier wieder an Thee u. Butterbrodt; ich knöpfe mir tüchtig den Rock zu u. lebe sehr polizeigemäß. Die ganze Spießbürgerlichkeit meiner Familie bringt täglich fragend, zweifelnd, u. mein amtloses Treiben, meine anstellungsfeindlichen Gesinnungen kopfschüttelnd auf mich ein, aber ich gewöhne mich daran, diesen Jammer für die Zugabe meines täglichen Brotes zu halten. Ich bin schon einen Monat hier, u. habe noch keinen meiner Freunde u. Bekannten aufgesucht, weil sie alle mit ihrer Verwunderung unausstehlich sind. Sie haben ihre Zeugnisse, ihre Aussichten u. ein preußischer Hofrath mag sein, wer er will, 1000 Thaler Gehalt hat er doch. Das sind unläugbare Wahrheiten, die mich weniger hindern würden, wenn man sie mir nicht alle Tage vorhielte. Und dies ist auch der Grund, warum ich Berlin verlassen möchte u. die Redaktion einer Zeitung immerhin annähme. Allein, Sie haben Recht, ich will nichts übertreiben, ich will meine Jugend in Anschlag bringen u. still an meiner Zukunft weiter arbeiten. Die Hauptsache ist nur, daß ich meiner Thätigkeit eine so breite Unterlage als möglich gebe, damit ich für nichts die Brauchbarkeit verliere.

Mit Cotta glaub ich auf dem Reinen zu sein. Die Hälfte des Honorars hab' ich weg, die andere will ich mir nächstens ausbitten, weil ich davon Gläubiger, die mir zur Reise vorschossen, zu bezahlen habe. Die ersten Bogen meines Romans hab' ich schon, u. sehe eben, daß im Meßkatalog der erste Theil sehr schwerfällig angekündigt ist. Cotta schreibt mir, daß er das Buch als Vorläufer anderer Sachen ansehe, die ich ihm auch würde zukommen lassen. Das war mir sehr willkommen.

Ich halte Sie abscheulich lange mit meinem Briefe auf, aber Sie müssen Stand halten. Sie machen mir wegen meiner steigenden Bekanntschaft ein Compliment, aber Sie haben mir es nicht umsonst gemacht. Gestehen Sie es, daß Sie einen

großen Theil der Schriftsteller in Ihrer Hand haben, Sie haben Spindler zu Etwas gemacht u. Spindler zehrt noch immer an dem noblen Anstrich, den er Ihren weitläuftigen Anzeigen zu verdanken hat. Sie haben Posgaru mit tausend Empfehlungen eingeführt, und es liegt nur an diesem selbst, daß er sie nicht benutzte. Ich will mit keinem von diesen gemessen sein, ich bitte Sie nur um die Begünstigung recht schnell etwas über mich sagen zu wollen. An meinen Briefen hatten Sie es versehen. Sie sprachen, nachdem sie im August erschienen waren, erst im Januar davon, als schon die Buchhändler ihre Packete schnürten, und die Krebse nach Leipzig zurückschickten. Nur Ihre spätere übertreibende Anzeige brachte das Versäumte zum Theil wieder ein. Sie werden von jedem Autor und Verleger um baldige Anzeige ersucht, warum wollen Sie es aber gerade mir abschlagen?

Was ich jetzt schreibe? Reiseskizzen fürs Morgenblatt, einen Versuch für die Allgemeine Zeitung, eine Novelle. Damit bin ich bis Ende November beschäftigt. Mein grenzenloser Geldmangel zwingt mich, auf 14 Tage ein hiesiges Lokalblatt zu redigiren und leider auch zum Theil zu schreiben. Das raubt mir Zeit. Soviel ist richtig, daß zu Ostern ein neues Buch von mir da ist, worüber Sie ein ander Mal hören sollen. Auch trag ich mich mit der Absicht, Cotta zu bitten, er solle mir die im Morgenblatt von mir ohne Namen stehenden Novellen überlassen, da ich wohl bis jetzt eigentlich noch kein Recht darauf habe. Ich will sie zu zwei Bändchen sammeln und einem anderen Buchhändler (Cotta selbst brauch' ich zu Ostern) anbieten. Es würde dazu beitragen, mein Renommée etwas zu poussiren, u. kann also Cotta nur erwünscht sein.

Ihr Urtheil über Laube sah ich voraus. C'est dommage, er meint es brav u. führt in der eleganten Zeitung nun schon fast ein Jahr einen wackern u. auch schon geschickter werdenden Kampf. Er ist nahe daran, den Muth zu verlieren, da ihm niemand ein ermunterndes Wort sagt und ihn für viele Anfeindungen, namentlich höchst lästige Reklamationen preußischerseits entschädigt. Er schreibt mir fleißig. Ich verschweig' ihm Ihr Urtheil nicht, weil es ihm nützt. Ich werd' ihm sagen, er solle eine Seele, die in Ihnen lebt, wattiren, um von Ihnen etwas ertragen zu können[3a]). Vielleicht hat er es aber nicht

nöthig? J. Jacobi lebt in Halle und hat ein Büchelchen über die Juden geschrieben. Theodor Mundt, der hier lebt, aufzusuchen, ist mir unmöglich. Kugler hat endlich vor einigen Tagen Clara Hitzig geheirathet.

Ich gerathe in die Klatschchronik u. schließe also — Nein, das müssen Sie noch hören. Der kleine Bähr aus Heidelberg war hier, hat jeden besucht, der auch nur eine Dissertation geschrieben hat, u. war entzückt von Berlin. Er ist wie ein Ohrwurm u. ich glaube, er hat Absichten auf etwas Preußisches. Vor einem Jahr war ich in Heidelberg, es war Weinlese, es läßt sich nicht so bald vergessen. Ernten Sie viel Obst, Sie virgilischer Landwirth? Ist diesmal der Wein gerathen? Wachsen Ihre Kinder? Grüßen Sie alle u. behalten Sie mich lieb!

Ihr

Gutzkow.

Hier haben wir das Bild eines jungen Schriftstellers, wie es in den entscheidenden Jahren allerdings fast stets zu sein pflegt. Im Kampf mit einer beschränkten Häuslichkeit, ein Aergernis für Eltern und Geschwister, ringend um die Notdurft des Tages, ergreift er eine Thätigkeit, die ihm Ekel erregt, nur um zu leben. Welche Zeitung es war, der er diesen Frohndienst ausrichtete, ist wohl kaum mehr festzustellen. Dabei hat er den Kopf voll hochfliegender Gedanken, und noch mitten in der Arbeit an der italienischen Reisebeschreibung und einer Novelle — wohl „Der Prinz von Madagaskar“ — arbeitet er an einem neuen Buche, von dessen Inhalt er selbst dem Freunde nichts berichtet. Doch wird es wohl der erste dramatische Versuch „Nero“ gewesen sein, den er schon in München begonnen. Und wie ernstgemeint es ihm war, sich durch eigne Kraft, durch achtunggebietende Leistungen durchzusetzen, bewies er im Dezember, als ihm Cotta die Stelle eines Berliner Korrespondenten für die „Allg. Ztg.“ anbot, die er ablehnte, um bald darauf einige Monate nach Leipzig überzusiedeln und dort nähere Fühlung mit einem Schriftstellerkreise zu gewinnen, der sich um Laube und die elegante Zei-

tung geschaart hatte. In Berlin lebte er, wie er oben schildert, völlig isolirt, selbst Theodor Mundt, dessen bisherige Leistungen, „Kritische Wälder“ und mehrere Novellen, Menzels uneingeschränkten Beifall gefunden hatten, wagte er nicht aufzusuchen. Vielleicht ist hier dieselbe Empfindung mit im Spiele, die ihn in Dresden von Tiecks Thüre verscheuchte, denn sein Roman „Maha Guru“ erschien erst in diesen Tagen. Vielleicht schreckte ihn auch der Verkehr Mundts mit Varnhagen und anderen einflußreichen Gönnern ab. Auch Theodor Mundt schreibt damit übereinstimmend in einem der Briefe an Varnhagen, daß er Gutzkow erst im Herbst 1835 in Frankfurt persönlich kennen lernte. Wenn gleichwohl die „Rückblicke“ (S. 73) von einem Besuche Gutzkows bei Theoder Mundt sprechen, ja sogar einen sehr detaillierten Eindruck von seiner Persönlichkeit verzeichnen, so hat sich hier wohl die Erinnerung verschoben und ist unbemerkt das Jahr 1837 untergeschlüpft, in dem Gutzkow seine Vaterstadt besuchte und auch mit Mundt mehrfach verkehrte. Joel Jacobi, ein Studiengenosse aus den ersten Berliner Semestern, ist derselbe, der im Jahre 1835 seinen Frieden mit dem Bestehenden machte und als pflichtstrenger Polizeispitzel und Denunziant zu Titeln und Orden kam. Der „kleine Bär“ war ein Freund Menzels und im Herbst 1832 auch mit Gutzkow in Heidelberg zusammengetroffen. Die Gereiztheit zwischen Menzel und Willibald Alexis, die auch Gutzkow in mehreren Kritiken des Literaturblattes teilte, rührte von dem Streit um Börnes „Pariser Briefe“ her, die Menzel als „die wildeste Eruption deutscher Subjektivität“ außerordentlich, und damals ziemlich alleinstehend mit seinem Urteil, gewürdigt hatte, und die in den Berliner Blättern einen Sturm von Entrüstung entfachten, in dem auch Alexis Zornesflamme mit aufloderte. Auch persönlich war Menzel mit Alexis aneinander geraten, hatte letzterer doch eine Aeußerung in der Vorrede zu seinen gesammelten Novellen öffentlich widerrufen müssen. Daß Menzels

Feinde auch von seinem „Adjutanten" Gutzkow sehr kritisch betrachtet wurden, läßt sich mehrfach beobachten.

Die „Briefe eines Narren an eine Närrin" hatte Menzel in der That erst im Januar 1833 (Nr. 7 des Literaturblattes) besprochen. Er hatte sie zu dem Geistreichsten gerechnet, was in neuerer Zeit geschrieben worden sei und sie mit Jean Pauls Werken auf eine Stufe gestellt, sich im übrigen aber durch einen umfangreichen Auszug aus dem Buche seiner kritischen Thätigkeit begeben. Mit der Anzeige des „Maha Guru" war er auf Gutzkows Mahnung hin denn auch wirklich pünktlicher, sie erschien schon am 24. Februar 1834 in Nr. 20 bis 21 und war im Lob ein gut Teil überschwenglich. „Seit Ludwig Tieck", heißt es da, „gab es keinen, der so jung an Jahren, schon so reif an Geist und Phantasie gewesen wäre. Wir fragen nicht, ob er die Klippen und Strudel vermeiden werde, die dem jungen Genius von allen Seiten drohen; wir sind schon jetzt überzeugt, daß er unter den Schriftstellern deutscher Nation eine bedeutende Rolle übernehmen und behaupten wird." „Maha Guru" sei der beste Roman, der seit langem geschrieben worden; er unterscheide sich von denen Tiecks durch das ganz eigentümliche Kolorit, und übertreffe die von Steffens durch seine epische Ruhe und Einfachheit. Menzel nimmt sogar Bezug auf Gutzkows Beschwerde über die Buchhändleranzeige: „Die Buchhändlerannonce rechnet diesen Roman unter die philosophischen, wie kalt das gleich klingt . . . Wir haben in Gutzkows Roman nichts von philosophirender, kühlender Altklugheit gefunden, überhaupt nichts, was man subjektiv nennt, Auskramen der eigenen Gefühle und Meinungen." Dieses letztere Urteil dünkt schier unbegreiflich, denn der Roman wimmelt von zeitgeschichtlichen Beziehungen und polemischen Spitzen, hatte doch der Autor sogar ein Stück regelrechter Biographie darin verborgen; es zeigt also, wie sehr Menzel im Banne seiner Zeit stand, daß er derartige künstlerischen Mängel übersah, wie er ja auch Börnes Schriften

mit denen Goethes und Heines dichterisch auf eine Stufe stellte, um der Gesinnung die Palme zu reichen. Menzels Einfluß war in der That so, wie ihn Gutzkow im letzten Briefe schilderte, er hatte die Macht und auch die Fähigkeit, einem jungen Talente durchzuhelfen. Wie groß seine Verdienste um den Romanschriftsteller Karl Spindler waren, hat er selbst in seinen „Denkwürdigkeiten" (S. 269 ff.) niedergelegt. Posgaru ist das Pseudonym für Karl Adolf Suckow, einen Theologen, der sich auch mehrfach novellistisch versuchte und schon 1847 als zweiter Prediger an der Breslauer Hofkirche starb[9]).

Interessant ist schließlich auch die Aeußerung über Laube. Menzel sah zweifellos den weiteren Verkehr zwischen den beiden Reisegefährten nicht gern; Laubes bisherige novellistische Produktion scheint ihm Unbehagen bereitet zu haben, im Literaturblatt schwieg er ihn völlig tot. Auch Gutzkows Urteil über Laube war ziemlich skeptisch, mit einer gewissen Gönnermiene vermittelt er zwischen dem Redakteur der Eleganten Zeitung und dem des Literaturblattes. Hatte Menzel vielleicht schon gemerkt, daß der Einfluß Laubes seinen jungen Adepten von ihm abzog? Ahnte er vielleicht, daß nach dem Besuch in Leipzig, wohin Gutzkow im Januar 1834 auf einige Monate reiste, ihm der erste Absagebrief ins Haus fliegen würde? Auch diesen Brief, der die geistige Trennung Gutzkows von Menzel anzeigte, bin ich in der Lage beizubringen. Hier ist er:

Berlin, d. 21. März 34.

Lieber Freund, Ihre Sendung, die mich in Leipzig nicht mehr traf, ist mir hierher nachgeschickt worden. Schon gleich bei meiner vor 14 Tagen erfolgten Ankunft dahier, hatte ich die Freude, auf Ihre Anzeige des Maha Guru zu treffen. Tausend Dank für diese liebevolle Beurtheilung, die mir guten Fortgang verschaffen muß. Sagen Sie nur immer eher zu viel als zu wenig von mir, denn in jenem Falle werd' ich desto eifriger darnach streben, Ihrer Empfehlung fortwährend Ehre

zu machen. Den Jupiter Vindex hab' ich hier erst begonnen und wohl noch drei Monate darüber zu arbeiten, ehe er sich zu einem ordentlichen Buche aufschichtet.

Zu Ihrer Deutschen Geschichte freu' ich mich ungemein. Sie werden dadurch das Publikum, was Sie sich durch Ihre parlamentarische Stellung, durch die nachdrückliche Position und besonders durch die Judenfrage erworben haben, nun noch mehr an sich fesseln. Ein Freund, der in Mannheim wohnt und mir hierher nachgekommen ist, versichert, daß in Mannheim das vierte Haus jeder Straße auf Ihre Deutsche Geschichte subskribirt.

Ich sehe gern, daß Sie Laubes in Ihrem Briefe erwähnt haben und über die Stellung, die er einnehmen will, unterrichtet sind. Als ich in Leipzig war, hab' ich dieser Angelegenheit genauer auf den Zahn fühlen können. Ich habe inzwischen schon immer damit zu thun gehabt, Lauben zu beruhigen, daß Sie seiner nirgends Erwähnung thaten. Ich theilte ihm später unverhohlen das Urtheil mit, welches Sie mir über seine Novelle geschrieben haben. Wir geriethen über einige Personalitäten in Streit und setzten diesen fort, als ich nach Leipzig kam: Rumohr, Immermann, Göthe 2c. Jetzt kamen die Vorwürfe zur Sprache, die er Ihnen machen will. Laube selbst besitzt die Kraft wohl nicht, in einem solchen Kampfe lange auszudauern; aber er hat einen Sekundanten, der die Hartnäckigkeit eines Leipziger Magisters mit dem Vorzuge, gut unterrichtet zu sein, vereinigt. Den Stoff zu Laubes Opposition beschaffte eigentlich Gustav Schlesier, ein Dresdener, dem die Tieckschen Persönlichkeiten in Dr. nicht gefallen haben, und der es Ihnen nicht verzeihen kann, wenn Sie Tieck loben. Er schreibt eine Deutsche Lit. Gesch. in drei Bänden, von denen der erste Lessing bis Göthe umfassen und bald erscheinen soll. Was er mir vorlas, ist nicht neu, aber begeistert geschrieben. Er will die Kunst retten gegen die Anschuldigungen des Patriotismus. Er nennt Ihre Kritik eine patriotische. Er haßt Tiecks Ironie, Jean Pauls Subjektivität und behauptet, von Ihnen würden alle lyrischen Erzeugnisse im Roman und Drama gelobt, während Sie, wie er sich ausdrückt, für einfache plastische Schönheit keinen Sinn hätten. Meinen Roman hält er für eine rhetorische Studie à la Voltaires Candide, wie ich eben überhaupt die ersten Schläge als Schildknappe

aushalten muß, öffentlich und in Gesprächen, die Ihnen gelten. Schlesier bearbeitet Laube bei jeder Gelegenheit, sich in extensis gegen Sie auszusprechen, wie er's auch bei der Gelegenheit von Huber und mir wieder gethan hat, im Vorgefühl, daß von Ihnen jetzt in der Serie: Romane und Novellen ein Schlag gegen seine Novelle kommen wird.

Im Grunde sind die Dinge, welche hier zur Sprache kommen, alte; nur könnten sie dadurch beachteter werden, weil sie sich in modernen Kleidern tragen. Die alten Begriffe der Schulästhetiker werden aufgelöst, dem Ausdruck wird Wärme gegeben und die oppositive Physiognomie, welche immer besticht. Laube hat sich im Stil Heines Koketterie anzueignen gesucht, Schlesier thut es seinem Freunde zur Noth nach, und ist logischer noch als er. Man fängt das Ding an für einen unter den Argivern selbst ausgebrochenen Zwist, für eine Art Bürgerkrieg des jungen Deutschland, der Giovine Germania, zu halten. Was ich bei der ganzen Geschichte wohl wünschte, wäre dies: Schneiden Sie Ihren Gegnern die Möglichkeit mancher Anschuldigungen ab. Denn im Allgemeinen werden Sie mehr mißverstanden als angegriffen und widerlegt. Diese Leute glauben, Sie wollten z. B. Göthe aus der Deutschen Literatur herauswerfen, da Ihrem Buche doch nur ein negativ polemisches Interesse zum Grunde liegt, und zu einer positiven Darstellung Ihre Verfahrungsweise ganz anders sein wird. Sie loben z. B. Tiecks Ironie und auch Posgaru, der dagegen geschrieben hat u. dergl. Wofür ich am meisten fürchte ist, daß gewisse Ansichten, welche noch immer viele Freunde beim Publikum finden, wenn sie in den Mund der Jüngsten kämen, auf diese einen Werth übertrügen, dessen sie nicht würdig sind. Nehmen Sie auch eine Behauptung, die vielleicht schon mehr Gewicht hat. Wenn z. B. Laube sagen wollte: Ihr, Menzel, Börne u. s. w. habt aus kritischem Interesse Göthe gestürzt. Jetzt sitzt der dumme Philister bei seinem Schoppen und räsonnirt über Revolution, über Thaten, die da wären, wenn jener Muth hätte, und spuckt dann aus, wenn Göthe z. B. genannt wird, gleichsam als wolle er sagen, über diesen haben Menzel und Börne schon gerichtet! In diesem Satze wäre eine Vernunft, die ich dem Verfasser eines solchen Werkes, wie das junge Europa ist, nicht gönne.

Ich möchte Sie wohl wiedersehen, Bester! Im Winter

könnte es Rath werden; obschon ich auf Ende dieses Jahres mit Campe in Hamburg in Unterhandlungen treten dürfte, der ein Unterhaltungsblatt herausgeben will, wozu ich das liter. Blatt schreiben soll. Doch hab' ich wenig Lust dazu, da ich einmal treu an Cotta halten möchte, sodann mich aber seit einiger Zeit schlecht bei der Kritik befinde. Vielleicht kehrt mir, wenn ich mich von Büchern etwas ausruhen kann, der nöthige Humor zurück, der sich für die Kritik so gut verwenden läßt.

Der Vorschlag mit der Revue Germ. [9]) gefällt mir wohl: sie ist wie ich höre eingegangen. Sagen Sie mir zur Zeit das Nähere darüber.

Meine Adresse ist hier gegenwärtig Kronenstraße 4. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau.

Ihr
Gutzkow.

Dem Kenner jener Literaturepoche springen hier vor allem zwei Ausdrücke in die Augen: „Junges Deutschland“, in der staatsgefährlichen Verbindung mit „Giovine Germania“, einer deutlichen Anlehnung an die politische Giovine Italia. Hier also begegnen wir wieder jenem Ausdruck, der in Gutzkows Briefen zuerst am 2. November 1833 auftauchte, als er Cotta das Heranwachsen einer literarischen jeune Allemagne verhieß, bevor noch L. Wienbargs „Aesthetische Feldzüge“ mit der bekannten Widmung (April 1834) erschienen waren. Man möchte von vornherein vermuten, daß Laube der Erfinder dieser verhängnisvollen Bezeichnung gewesen ist, nicht nur weil seine ganze Art zur Prägung solcher Schlagworte neigte, sondern auch, weil wir sie nach dem Zusammensein Gutzkows und Laubes plötzlich bei ersterem ebenfalls antreffen; Laubes Neigung, alles mit einem Schlagwort abzuthun, rügte Gutzkow auch später häufig. Diese Vermutung bestätigt sich durch eine Andeutung Theodor Mundts in seinem Aufsatz „Heine, Börne und das sogenannte junge Deutschland“, der 1840 im 4. Heft des „Freihafen“[10]) erschien und demzufolge Laube „ein neues Deutschland aufs Tapet gebracht“, Wienbarg daraus

„im edelsten und reinsten Sinne ein junges Deutschland" gemacht hat. Die Reise der beiden jungen Schriftsteller nach Italien hat dann die Beziehung auf die politische Verbindung der Giovine Italia nahe gelegt. Als Wienbargs Programmschrift erschien, war das Wort „Junges Deutschland" in Leipzig zweifellos schon zur Umgangssprache geworden; Laubes Kritik über dieses Buch in der „Eleganten Zeitung" vom 1. Mai 1834 macht weiter kein Aufhebens von dieser Benennung, setzt sie vielmehr als bekannt voraus. Doch hat er selbst nie Anspruch auf die Erfindung jenes Wortes gemacht, sie vielmehr ebenfalls Wienbarg zugeschrieben, der jedoch die Bezeichnung „vorzugsweise im Hinblick auf Artikel in der Eleganten" geprägt und damit „nichts weiter als frei denkende und schreibende junge Männer" gemeint habe.[10a])

Richtig ist ferner die Schilderung, die Gutzkow von den Leipziger Verhältnissen giebt. Sie stimmt, was Laube anlangt, mit der in den „Rückblicken" (S. 12—13) überein; hier wird Gustav Schlesier mit Christian Merck verglichen, was Laube ausnahmsweise in eine Parallele mit Goethe stellt. Auch hier wird Schlesier ein scharfsinniger Kopf genannt, und Gutzkows Bericht über den Plan einer Literaturgeschichte, die dann als „Goethe und die junge Literatur" erschien, rechtfertigt diese Bezeichnung vollends. Welche Bedeutung diese Debatten in Leipzig für Gutzkow hatten, ist ebenfalls schon in den „Rückblicken" (S. 14) genau angegeben und zeigt, wie zuverlässig diese Erinnerungen doch sind, soweit sie an Stimmungen und Strömungen anknüpfen, trotz unzähliger thatsächlicher Irrtümer. Schlesiers Auslassung über „Maha Guru",[11]) seine Aufforderung, „modern" zu schreiben, veranlaßten die Vorrede zu Schleiermachers Lucindenbriefen und die verhängnisvolle „Wally". Sein Spott hatte Gutzkow aus seinem Frieden gerissen.

Hier in Leipzig nun erwachten in dem „Adjutanten" zum ersten Male Zweifel an der Unfehlbarkeit Menzels und drangen

zur Gewißheit durch. Das besagt zu deutlich dieser Brief. Die Vorwürfe, die Laube und Schlesier dem Redakteur des „Literaturblattes“ machten, nnd die sie bald darauf in ihrem Organ zusammenfaßten,[12]) sind zu behaglich wiedergegeben, um nicht merken zu lassen, der Briefschreiber stimmt ihnen im Grunde zu, und die etwas souveränen Ratschläge, die der den literarischen Lehrjahren Entwachsene dem Meister giebt, lassen mehr zwischen den Zeilen lesen. Auch die Rücksicht auf Menzel, die Gutzkow bisher von einer Mitarbeiterschaft an der „Eleganten Zeitung“ abgehalten, ließ er jetzt fahren. Am 7. Februar 1834 erschien hier seine Skizze „Julius Max Schottky, Professor“ in Nr. 27 bis 38. Sie wurde später aufgenommen in die „Soireen“ (II. 207.)

Wie Gutzkow seinerseits den Leipzigern erschien, hat uns Laube in den schon erwähnten autobiographischen Feuilletons geschildert. Was ihnen besonders auffiel, war, daß er alle Zeitungen las, die in den Konditoreien, den damaligen Zufluchtsorten für Lesebedürftige, nur zu erreichen waren; einsam saß er so meist bei Seite, während die andern politisirten oder unter den Bäumen im Rosenthale Luft und Waldesathem genossen. Gutzkow war nach Leipzig gekommen, um Laube, so erzählt dieser, seine Teilnahme an der „Eleganten“ in literarischem und politischem Sinne auszudrücken; einer Mitarbeit Gutzkows entsann sich Laube später nicht mehr.

Die offene Trennung von Menzel verzögerte sich denn auch nicht lange. Hier in Leipzig schrieb Gutzkow die Vorrede zu den „Novellen“, die ihm einer harmlosen Aeußerung wegen eine scharfe Rüge von Stuttgart eintrug, ein Symptom schon bestehender Gereiztheit. War er im März noch eifrig bei der Arbeit für das „Literaturblatt“, so sandte er im Sommer einen Ballen Bücher, die Menzel ihm zur Rezension gegeben, zurück. Zwar brachten sowohl „Morgenblatt“ wie „Literaturblatt“ (bis Nr. 93) noch während dieses Jahres zahlreiche Beiträge[13]) aus Gutzkows Feder, so die Novelle „Der SaddUcäer

von Amsterdam", einige Szenen aus dem ersten dramatischen Versuch „Jupiter Vinder", der schon am 11. Oktober 1833 als neues Buch versprochen war und später „Nero" umgetauft wurde, und die dramatische Studie „Marino Falieri". Doch war die innere Verbindung zwischen beiden Männern, die drei Jahre hindurch eine Meinung verfochten, zerrissen, sie machte der Gleichgiltigkeit und Kälte Platz, um dann im Jahre 1835 zu einem gegenseitigen Vernichtungskampfe zu führen. Der äußere Sieg, den Menzel erstritt, bedeutete gleichwohl für ihn eine Niederlage; er selbst hatte, wie Goethes „Zauberlehrling", die Geister gerufen und wurde sie nun nicht mehr los.

Varnhagen und das junge Deutschland.

Zwei Umstände machen die Stellung Varnhagens im Jungen Deutschland für die Literaturgeschichte bedeutungsvoll. Einmal die persönlichen Beziehungen, die ihn mit den Hauptführern der Bewegung verbanden. Theodor Mundt und Heinrich Laube hatte er in seinen wirksamen Schutz genommen, mit Gustav Kühne war er befreundet. Karl Gutzkow jedoch stand ihm ferne, ihre Naturen gingen auseinander, der Gegensatz zwischen dem manchmal ungeschickt alles heraussagenden jungen Autor der „Wally“ und dem in einem wechselreichen Leben gealterten und vorsichtig gewordenen Diplomaten ließ sich nie überbrücken. Gutzkows Anerkennung der Varnhagenschen Thätigkeit war stets eine sehr bedingte und sein Eindruck auf den Gatten Rahels immer mehr ein unsympathischer, so eng sie sich in ihren Anschauungen auch berühren mochten. Ihre persönlichen Begegnungen gingen nie über die gesellschaftlichen Formen hinaus. Gleichwohl sind die Briefe Gutzkows an Varnhagen, den er doch nicht ganz ignoriren konnte, die einzigen, die durch ihren Gedankenreichtum und ihren geständnisartigen Charakter eine zeitgeschichtliche Bedeutung haben, während die seiner Kollegen nur zur Ergänzung von Einzelheiten dienen. Allein nach diesen Briefen erweist sich Gutzkow nicht nur als der schärfste Kopf jener Schriftstellergeneration, sondern auch als der einzige, der weitsichtigen Auges die Bedeutung der jungdeutschen Bewegung umfaßte und weit über das Persönliche

hinaus mit jener feinen Witterung für Tendenzen und Strömungen, die auch späterhin selbst seinen Gegnern unumschränkte Bewunderung abnötigte, jene Epoche im tiefsten Kern miterlebte. Ludolf Wienbarg allein hat mit Varnhagen in keiner brieflichen Verbindung gestanden.

Eine zweite Thatsache aber regt vor allem die Frage nach Varnhagens Stellung zum jungen Deutschland immer wieder an. Wir wissen, daß Fürst Metternich den ihm befreundeten Diplomaten aufforderte, seine Auffassung von jener literarischen Strömung niederzuschreiben. Diese Denkschrift ist von Varnhagen abgefaßt und an Metternich gesandt worden. Ob sie noch vorhanden ist, steht dahin, jede Auskunft darüber wird von dem Wiener Archiv verweigert. Ich bin jedoch im Stande, den Inhalt jenes Schriftstückes anzugeben, auf Grund eines Zeitungsartikels, der, als er erschien, unbeachtet vorüberging, durch Varnhagens „Tagebücher" aber und einige andere Feststellungen sich mir als authentisch und zuverlässig erwies.

Varnhagen bildete für alle die erwähnten Schriftsteller eine Centralstelle; jeder, Gutzkow allein ausgenommen, betrachtete ihn als seinen Vertrauensmann oder gab sich wenigstens diesen Anschein. Jedoch sind die brieflichen Aeußerungen an ihn immerhin mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen, denn der Standpunkt der Nützlichkeit wird sie oft genug diktirt haben, war doch der von seinem Amte suspendirte Geh. Legationsrat der Freund Alexander v. Humboldts und der Inhaber des Salons in der Mauerstraße, wo die tausend Fäden der Politik und Literatur zusammen- und von wo sie auch wieder auseinanderliefen. Varnhagen war auch zu sehr Diplomat, als daß er nicht ein scharfes Wort nur in der Stille seines Arbeitszimmers niedergeschrieben und es in seinem Schreibtisch verborgen hätte, von wo es dann nach seinem Tode durch seine Nichte Ludmilla Assing seine vielfach übel vermerkte Auferstehung feierte. Er wollte, wie Laube es nennt, den Diplomaten „als den Künstler eines großen Inhalts erhöhen", und

doch empfand er es peinlich, wenn man ihm seine Diplomatie auf den Kopf zusagte; als einmal sein Schützling Laube sich auf diese vorsichtige Art des alten Goethe-Freundes als auf sein Vorbild berief, zog er sich einen sehr heftigen Verweis zu.

Von großem Wert sind, mit Rücksicht auf diesen Nützlichkeitsstandpunkt, die in den Briefen an Varnhagen niedergelegten Urteile der einzelnen Jungdeutschen über einander. Keinen bessern Beweis für ihre Zusammenhangslosigkeit giebt es als die an ihren gemeinsamen Vertrauten gerichteten Geständnisse; aus ihnen geht hervor, daß diese jungen Leute, die im Dezember des Jahres 1835 als Verbündete vogelfrei erklärt und ihrer Gemeinsamkeit halber in ihren Existenzen bedroht wurden, sich meist herzlich wenig zugethan, ja gegenseitig sehr unbequem waren. Es bestand viel eher eine scharfe Konkurrenz zwischen ihnen denn eine geheime Verabredung, und der Gedanke einer solchen wurde vielmehr durch ihre Gegner erst geweckt. Einig allein sind sich Mundt, Laube und Kühne meist nur in ihrer Stellungnahme gegen Gutzkow; daß das Bewußtsein eines geistigen Uebergewichts des Jüngsten unter ihnen hier das gemeinsame Leitmotiv war, ist für den Eingeweihten keine Frage und ergiebt sich auch aus der Form der Gutzkow betreffenden Briefstellen.

Die erste schriftliche Mitteilung von einer Beaufsichtigung der jungen Literatur seitens der Regierung gelangte an Varnhagen durch den Jungdeutschen, der sich am meisten der hohen Protektion des Legationsrates rühmen konnte und der auch 1835 mit ihm gemeinschaftlich „K. L. v. Knebels literarischen Nachlaß und Briefwechsel“ herausgab, durch Theodor Mundt. Dieser war 1832 nach Leipzig gegangen, wo er an der Redaktion der „Blätter für literarische Unterhaltung“ beteiligt war und in der Brockhausschen Familie verkehrte, die zahlreichen flüchtigen Polen gastliche Aufnahme gewährte. Das Bedürfnis nach weiterem gesellschaftlichen Verkehr, wie er selbst gesteht, führte ihn dann nach Berlin zurück; dort arbeitete er

zunächst in der Redaktion der Preußischen Staatszeitung, ging dann aber mit dem Plane um, sich als Privatdozent zu habilitieren.[14]) Die Universität hatte auch schon Mundts Vorlesungen erlaubt und ihn als Privatdozenten angenommen, es fehlte nur noch der öffentliche Redeakt. Da wurde er plötzlich durch den damaligen Rektor der Universität, Professor Steffens, den er durch literarische Angriffe mehrfach gereizt hatte, von seiner Thätigkeit suspendirt, und zwar weil dieser ihn in Verdacht hatte, daß er „mit Gutzkow in intimer Verbindung stehe". So schreibt wenigstens Mundt an Varnhagen schon am 30. April 1835. Fünf Jahre später schildert er[14a]) den Vorgang folgendermaßen:

„Diese Suspendirung hatte Steffens als Rektor auf seine eigene Hand vorgenommen, und zwar auf die bloße Denunziation des Buches [„Madonna"], das freilich bald darauf ein spezielles Verbot erhielt. Steffens gerieth dadurch in einen Konflikt mit der höchsten ihm vorgesetzten Behörde, weil er einen solchen Akt nicht ohne Hinzuziehung des Regierungsbevollmächtigten hätte vornehmen dürfen. Auch hatte er, indem er mit seiner allzu großen Nachgiebigkeit fremde Insinuation sofort zu einer eigenen Handlung erhob, etwas gethan, das er fast in demselben Augenblick wieder bereute, und nur später retirirte er sich wieder in das nicht mehr Abzuändernde mit einer erbitterten Konsequenz hinein, die ihm den Anschein eines Prinzips verleihen sollte. Denn gleich nachdem er mich verhindert hatte, meine Probevorlesung zu der dazu anberaumten Stunde zu halten, war ich bei ihm in seiner Wohnung, und erhielt hier wiederum von ihm eine jener Umarmungen, denen man sich nicht ohne Gewissensskrupel hingeben konnte. Er hatte das Buch, um das es sich handelte, und auf Grund dessen er gehandelt, noch gar nicht gelesen, doch erzählte er mir, daß er sich bereits aus dem Rektorats-Fonds ein Exemplar desselben angeschafft habe, welches er auch vorwies. Da er mich mit solchen Zeichen des Mitgefühls auf-

genommen, so bat ich ihn um die Erlaubniß, ihm einige Stellen aus dem incriminirten Buche vorlesen zu dürfen, wozu ich solche wählte, bei denen ich unwiderruflich darthun konnte, daß seine eigenen früheren Schriften von denselben Grundsätzen erfüllt waren."

Mundts „Madonna", die im April 1835 erschien, war also der Anlaß zu Steffens Vorgehen gewesen; das erste Kapitel „Posthorn-Symphonie" hatte schon im „Literarischen Zodiacus" auf das Buch vorbereitet, und, wie die Akten[15]) ergeben haben, eine Mitteilung der Ministerial-Commission an den Minister Altenstein bewirkt, des Inhalts, daß in dieser „Symphonie" Mundts Ansichten von der Censur dargelegt seien. Steffens selbst stellte den Vorfall so dar, daß am Tage vor der angesetzten Probevorlesung ein Geheimrat zu ihm gekommen, um ihn auf die eben erschienene „Madonna" aufmerksam zu machen; dieser Geheimrat war zweifellos Tzschoppe, das Mitglied des Obercensur-Collegiums, von dem auch Mundt schon am 30. April an Varnhagen schreibt, daß er „der Sache nicht mehr fern zu sein scheine"; Mundt hat jedoch in dem obigen Bericht im „Freihafen" den Verdacht, daß die ursprüngliche Denunciation seines Buches von Göschel ausgegangen, der damals eben als Hilfsarbeiter im Justizministerium nach Berlin gekommen und sich auf sein fünf Jahre später erfolgendes Avancement zum Mitglied des Obercensur-Collegiums dadurch vorbereitete, daß er über Mundts „Madonna" in Hengstenbergs Kirchenzeitung eine Kritik erließ, die vorher wegen ihres leidenschaftlichen Tones von den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" zurückgewiesen worden war. Steffens selbst erstattete, nach jenem Briefe Mundts, über das inkriminirte Buch Bericht, stieß aber, wie es in einem Schreiben vom Mai heißt, bei dem Minister auf wenig Einverständnis, sollte sogar für sein eigenmächtiges Verfahren einen Verweis erhalten. Denn, so lesen wir im „Freihafen", der Unterrichtsminister v. Altenstein hatte persönlich das Buch in einer Gesellschaft

verteidigt, und einer seiner Freunde, der Staatsminister v. Beyme, hatte gar dem Autor bewundernde Briefe darüber geschrieben, ihm aber auch zu bedenken gegeben, daß der Ausdruck „ein Buch der Bewegung“, wie Mundt sein Werk genannt, allein schon ausgereicht habe, „allgemeines Schrecken zu verbreiten.“

Eine persönliche Bekanntschaft zwischen Mundt und Gutzkow bestand nun damals noch nicht; Proelß (a. a. O. S. 323) irrt sich in dieser Annahme, verleitet durch Gutzkows eigene Aussage in den „Rückblicken“. Aus späteren Briefen Mundts geht hervor, daß er ihn erst im Oktober 1835 in Frankfurt kennen lernte. Gutzkow gab seit dem 1. Januar das Literaturblatt zum „Phönix“ heraus und ging hier mit seinen jungen Kollegen ebenso scharf ins Gericht wie mit der älteren Literatur; seine Vorrede zur Neuausgabe der Schleiermacherschen Lucindenbriefe war Anfang dieses Jahres erschienen und erregte besonders in den theologischen Kreisen Berlins einen Sturm der Entrüstung; Steffens Verdacht von einer Conspiration des Autors der „Madonna“ mit dem kecken Verfasser der Vorrede ist ein deutliches Symptom. Auf diese Publikation bezieht sich folgende Stelle eines Mundtschen Briefes an Varnhagen vom 23. April 1835, die alles eher denn eine „intime Beziehung“ zwischen dem Herausgeber des „Literarischen Zodiacus“ und dem des Literaturblattes vermuten läßt:

„Die neuen Gutzkowschen Literaturblätter sind mir noch nicht zugegangen. Ich war eben im Begriff, über die Schleiermacherschen Briefe zu schreiben, die durch jenen auf eine so schmutzige Weise bevorwortet worden, als ich erfuhr, daß er mich in seinen letzten Nummern von neuem angegriffen. Um nicht den Schein einer absichtlichen Erwiderung darauf zu gewinnen, stellte ich meinen Aufsatz sofort ein; möchte aber doch Herrn Gutzkow später einmal, nachdem der Angriff auf mich vergessen, genau charakterisiren, um ihn dann nie wieder zu berühren. Mir schickt er nicht einmal die Blätter, worin er sich mit mir zu thun macht, und ich finde den ganzen „Phönix“ sonst nirgends in Berlin. Aber ich kenne Gutzkow so genau, daß ich schon weiß, was er über mich geschrieben haben kann.“

Noch in der Oktober-Nummer des „Literarischen Zodiacus“ findet er diese Vorrede „ekelhaft“. „Hätte ich auf Gutzkow Rechte der Freundschaft“, heißt es da (S. 286), „ich wollte dieselben ganz anders geltend zu machen suchen.“ Er polemisirt hier gegen Wienbarg, der seinen Freund Gutzkow grade wegen dieser Vorrede in der Schrift „Zur neuesten Literatur“ gefeiert hatte, zieht einen Vergleich zwischen beiden schriftstellerischen Persönlichkeiten, der sehr zu Gunsten Wienbargs ausfällt, und teilt gleichzeitig mit, daß beide in Frankfurt ein neues Journal „Deutsche Revue“ herausgeben würden. In derselben Nummer veröffentlicht er eine Kritik über Gutzkows kürzlich erschienenen Roman „Wally, die Zweiflerin“; sie erinnert in ihrer scharfen Tendenz fast an die denunziatorische Kritik Wolfgang Menzels im Stuttgarter Literaturblatt, die am 11. und 14. September erschien, auf Mundt also kaum mehr Einfluß geübt haben kann. Der Herausgeber des „Zodiacus“ verurteilt in heftigster Form Gutzkows „frivole Polemik“ gegen das Christentum und die „Frevelhaftigkeit dieser Romanfiguren“. Diese Kritik gab denn wohl auch Menzel den Mut, Theodor Mundt als Bundesgenossen im Kampf gegen Gutzkow anzurufen, wie wir sehen werden.

Mundt hatte aber zwischen diesen beiden Erklärungen während des Sommers kurze Zeit eine andere Stellung Gutzkow gegenüber eingenommen. Er hatte Ende August oder Anfang September an seinen Freund Kühne jenen Brief geschrieben, der, da er von Tzschoppe zweifellos geöffnet worden, das verhängnisvollste Beweisstück für eine geplante engere Verbindung der jungen Schriftsteller werden sollte. Wienbarg war im August nach Frankfurt übergesiedelt, um mit Gutzkow die „Deutsche Revue“ herauszugeben; nach Mundts Brief, der in dem unwissenschaftlichen Piersonschen Buche über Kühne ohne Datum abgedruckt ist, hier aber zur klareren Uebersicht eingeschaltet sein mag, bestand vorerst nur der Plan, den „Phönix“, dessen Literaturblatt Gutzkow bis zum

22. August redigirte, vollständig zu übernehmen. Die Briefstelle lautet:

> Das junge Deutschland sammelt sich jetzt in Frankfurt a. M.! Auch Wienbarg ist dort und wird sein Domizil auf längere Zeit dort aufschlagen. Ich habe neulich wieder sehr dringende Mittheilungen vom jungen Deutschland gehabt und will mit diesen Männern, die sehr lebhaft einen festen Bund wünschen, wenigstens einen Kongreß verabreden, auf dem man sich persönlich und mündlich zu vereinigen und zu vermitteln versuchen sollte! Gutzkow übernimmt mit dem nächsten Jahre wahrscheinlich den ganzen „Phönix". Seine entsetzliche Taktlosigkeit, durch die er einen kompromittiren kann, eh' man sich's versieht, mit der er es jedoch gar nicht so übel zu meinen scheint, ist das größte Hinderniß zu einer planmäßigen Verbindung. Man höre aber wenigstens, was werden kann und soll!

Diese nicht mißzuverstehenden Worte, die Ende August oder Anfang September geschrieben sein müssen, liefern den unwiderleglichen Beweis, daß Mundt in der That an ein engeres Bündnis mit Gutzkow dachte, das, was dieser ihm geschrieben, auch in diesem Sinne aufgefaßt hatte. Ein späterer Brief an Varnhagen vom 12. September bestätigt dies vollkommen; aber hier schon ist er wohl durch die Lektüre der „Wally" und durch Varnhagens Mahnungen von seinem Entschluß zurückgekommen, um dann noch im Laufe weniger Monate die gleiche doppelte Häutung durchzumachen.

Nicht viel besser als Mundt urteilte Laube in seinen Schreiben an Varnhagen über Gutzkow und die übrigen jungdeutschen Kollegen. Er schlägt ihm gegenüber den freiesten Ton an, hatte er doch Ursache genug, Varnhagen Vertrauen entgegen zu bringen. Dieser hatte Laube während seiner neunmonatigen Haft mit Büchern versorgt, er hatte seinen Vater, einen ehrsamen Maurermeister in Sprottau, über das Schicksal seines Sohnes beruhigt, diesen nach seiner Freilassung mit Geld unterstützt und ihm zur Verfügung gestellt, was er mit seinen Verbindungen erwirken konnte. Von Kösen aus, wo Laube

sich einen Teil des Sommers 1835 aufhielt, nachdem er vom 26. Juli 1834 bis zum 20. März 1835[16]) in Berlin in Untersuchungshaft wegen Beteiligung an der Burschenschaft gesessen, schrieb er am 7. August:

„Mundts „Madonna“ — Kühnes „Quarantäne“ les' ich durcheinander, das erste ist sehr unter meiner Erwartung, im zweiten find' ich breites, breites Geschwätz, nicht eigentlich Markiges, Kerniges — ohne alle Goethische Ahnung des Naturreizes, des Reizes der stillen, sich aufbauenden Welt schimpft er, um wie ein forcer Student zu thun, auf die Natur. Das sind indeß — ich sehe Ihr Stirnrunzeln — Dinge, die ich nicht öffentlich sage, und dabei ist verschwiegen, was ich loben möchte. Viel nicht. Auch das Kühnesche ist in Geschmacklosigkeit eingewickelt: dort Posthornsymphonie, hier Mondsteiner p. p., ich weiß indeß noch nicht, wie's weiter wird. Er kohlt, zerrt, dehnt, verzettelt mir auch sehr viel, wie ich in einzelnem des Journals sehe — große Zukunft geb' ich beiden nicht. Frische und Ursprünglichkeit fehlt' ihnen. Indeß hab ich Kühne freundlich geschrieben, und er hat es sehr lieb aufgenommen — dergleichen Tadel ähnlich gesinnter in verschwiegenem Briefe ist aber doch wohl erlaubt, vielleicht nöthig, damit man sich immer zu einer straffen Aufmerksamkeit angeregt erhalte und die eigenste Meinung nicht versumpfen lasse.

Und ähnlich heißt es am 30. August:

Ich habe . . jetzt einmal den „Zodiacus“ nachgelesen, wie viel unklarer Enthusiasmus, der überschwenglich begrüßt und dann dreist und übertrieben verwirft . . ., wie viel unverarbeitete Worte, Mangel aller Ruhe und Schönheit . . . Und Kühne treibt's wie ein Zwillingsbruder. Diese „Quarantäne im Irrenhause“ bring' ich nicht durch, lauter halb aneinander hängende Gedanken, entweder selbst krank oder über Krankheit, auch gar nichts Wohlthuendes, interessant oder erfreulich Gestaltetes. Unerquickliche Talente. Doch hab' ich sie — bedingt — zum Almanach eingeladen.

Gustav Kühne übernahm mit dem 1. Juni die „Zeitung für die elegante Welt“, deren Redaktion Laube Ende Juli 1834 „verhältnissehalber“, wie es in seinem Abschiedswort heißt,

in Wahrheit, weil er aus Sachsen ausgewiesen worden[17]), niedergelegt hatte und die dann A. v. Binzer wohl nicht zur Zufriedenheit des Verlegers Leop. Voß führte. Kühne hatte 1835 seine Novelle „Eine Quarantäne im Irrenhause, aus den Papieren eines Mondsteiners“ veröffentlicht, Mundt im selben Jahre seine „Madonna, Gespräche mit einer Heiligen“. Das Grundthema war in allen dreien (Gutzkows „Wally“ mit einbegriffen) das gleiche: der Versuch, der Sinnlichkeit in der Kunst wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Mit welch ungenügenden künstlerischen Mitteln sie an dies Unternehmen herangingen, darüber war sich keiner klar, soweit es ihn selbst betraf; über die Kollegen hatte er wohl ein vorwiegend absprechendes Urteil, zog es aber mit Laube meist vor, es „in verschwiegenen Briefen“ laut werden zu lassen, um sich nicht ihre Teilnahme zu verscherzen. Laube ging im August 1835 mit dem Gedanken um, einen „Almanach der Schönheit“ herauszugeben, der außer literarischen Beiträgen der jungen Schriftsteller eine Reihe Porträts hervorragender weiblicher Schönheiten enthalten sollte; selbst Varnhagen wurde zur Herbeischaffung dieser Bilder angegangen.

Nur Gutzkow war für solche heimlichen Urteile, die den in der Oeffentlichkeit gefällten widersprachen, nicht zu haben. Die gemeinsame Klage aller Kollegen noch bis in die vierziger Jahre hinein ist stets die Rücksichtslosigkeit, mit der er in seinen literarischen Kritiken selbst den besten Freund vor den Kopf stieß. Schon am 11. Juli 1835 hatte Laube Varnhagen geklagt: „Phönix über mich und Hotho über Hegel kann ich leider hier nicht bekommen; Gutzkow hat leider im allgemeinen zu viel Süffisantes, in Schlesien sagen sie „Ankräpsches“, was allen wohlthuenden Eindruck stört.“

„Phönix über mich“ bezieht sich auf eine Kritik Gutzkows über Laubes Novelle „Liebesbriefe“ in Nr. 25 des Phönix-Literaturblattes vom 27. Juni.

Uebereinstimmend mit Laube urteilte Mundt am 12. Sep-

tember, in jenem Briefe an Varnhagen, der Zeugnis ablegt von der ersten vorläufig überwundenen Zuneigung zu Gutzkow:

„Haben Sie Gutzkows neu erschienene „Wally, die Zweiflerin“ gelesen? Es ist ein brutaler Ausfall gegen das Christenthum, und dazu blos auf die Nachahmerei Heines gegründet, ohne daß der Verfasser irgend von innen her die Zerwürfnisse der Zeit berührte, in denen gewisse Elemente des Christenthums ihren Tod zu finden scheinen, und darum schadet seine blos aus hämischer Subjektivität geflossene Polemik der ganzen Sache. Dieser Gutzkow taugt nichts für den Fortschritt, er verdirbt uns alles und glaubt, durch Malice lasse sich die Welt verbessern. Ich habe mich jetzt endlich entschlossen, meine Meinung über ihn unverhohlen drucken zu lassen, da aus einem Bündniß zwischen mir und jener Coterie, das mir anfänglich mehr der Idee der Gemeinsamkeit als der Individuen wegen zu bedenken schien, doch nichts herauskommen kann. Meine Ansichten schreiten immer mehr vor, und es wird mir klarer und fester, zur Lösung welcher Aufgabe ich mitzuarbeiten berufen bin. Ich werde meinen Weg gehen, ohne mich durch irgend etwas irre machen zu lassen, mich aber hüten, mit einer Coterie in Gemeinschaft zu treten, welche die wichtigsten Fragen durch Uebereilung verdirbt und durch Bosheit beschmutzt. Privatdozent kann ich nun freilich nicht werden, selbst wenn die Entscheidung über meine Sache günstig abläuft. Ich muß fortan entschieden auf der Seite der Opposition mein Tagewerk im Schweiß meines Angesichts verrichten und kann, so wie unsere heimathlichen Zustände für jetzt stehen, dies mit keiner amtlichen Stellung vereinigen.“

In diesem Sinne schrieb er denn auch seine „Wally“-Kritik im „Zodiacus“.

Auf diese alles eher denn freundschaftliche Weise war Gutzkow von Laube und Mundt bei Varnhagen eingeführt worden, als er ihm am 14. September 1835 die Aufforderung zur Mitarbeit an seiner im Verein mit Wienbarg geplanten neuen Zeitschrift „Deutsche Revue“ übersandte. Der Brief ist

ein interessantes und seltenes Dokument; er steht auf einem Geschäftsbogen dieser nie erschienenen Zeitschrift und lautet:

Verehrter Herr! Wir ersuchen Sie, beigeschlossener Ankündigung Ihre Aufmerksamkeit schenken zu wollen. Schenken Sie uns noch mehr, nämlich Rath und That, so genirt es uns zuerst, Ihnen dafür Geld (nämlich drei Friedr.d'or p. 8° Bogen) anbieten zu müssen. Haben wir aber diese offizielle und merkantilische Verhandlung hinter uns, so seyen Sie versichert, daß wir Ihre Theilnahme nach einem weit höhern Maaßstabe zu schätzen wissen.

In Naumburg bei Laube liegt ein Aufsatz aus Ihrer Feder über Gentz. Er war für den Almanach der Schönheit bestimmt, für eine Idee, die sich der Kupfer wegen in Deutschland nicht realisiren läßt oder man müßte denn Gemälde aufnehmen, wie sie der König von Bayern in seiner Schönheitsgalerie hat, Porträts aus der Küche und vom Lande. Wollen Sie jenen Aufsatz für unser mit dem 1. Dezember beginnendes Journal cediren? Zu großem Danke würden Sie dadurch verpflichten, die sich achtungsvoll unterzeichnen

Frkft. a. M., d. 14. Sept. 35. Gutzkow, L. Wienbarg.

Welchen Wert die Herausgeber auf Varnhagens Teilnahme legten, geht schon aus dem um die Hälfte erhöhten Honorarangebot hervor. Anderen boten sie, mit wenigen Ausnahmen, nur zwei Friedrichsd'or. Der hier erwähnte Artikel Varnhagens über Gentz spielt nun eine interessante Rolle in dem ganzen Briefwechsel. Der geplante „Almanach der Schönheit" erschien nicht, aber Laube sollte vom 1. Januar 1836 ab die „Mitternachtszeitung" in Braunschweig übernehmen und wollte daher das Varnhagensche Manuskript nicht gern aus den Händen geben; er führte diese Redaktion auch ein Jahr lang unter dem Namen eines Dr. Brinckmeier. Schließlich spekulirte auch noch Mundt darauf, der nach dem Verbot der „Deutschen Revue" an eine Erweiterung seines „Literarischen Zodiacus" dachte. Es entspann sich also ein Wetteifer zwischen den Dreien, der allerdings für keinen ein befriedigendes Resultat brachte. Im Oktober forderte Varnhagen sehr entschieden sein Manuskript von Laube zurück.

Mehr als alle Prozeßakten beweisen aber die über diesen Gegenstand gewechselten Briefe den Mangel an Solidarität, der zwischen den Jungdeutschen bestand, und die von Gutzkow besonders sind nicht nur für ihn selbst, sondern auch für die Zeit kurz vor der Katastrophe so entscheidend, daß sie wortgetreu hier folgen mögen.

Zunächst schrieb Laube an Varnhagen:

Kösen, 1. Obr. 35. Ich darf keine Besorgniß darüber aussprechen, geehrter Herr, daß ich gar nichts von Ihnen höre, sonst nehmen Sie es für ein Drängen um Nachricht. Nicht auf die geringste Weise aber will ich Ihnen unbequem werden. Gutzkow schreibt mir, daß er sich an Sie gewendet habe, und bittet mich, ihn zu empfehlen. Seine Präcedentien, das Abtreten vom Phönix, Gründung der Revue, Skandal Menzels werden Ihnen bekannt sein. Er sagt mir nun, ich möge Sie des besten Maaßes versichern, in welchem sich die Revue bewegen soll, Professoren und sonstige Leute bürgerlichen Applombs seien dafür gewonnen. Das thu' ich nun hiermit, aber mit dem Anknüpfungspunkte, den er wahrscheinlich gebraucht, über „Friedrich v. Gentz" spiel ich ein falsches Spiel, was ich ehrlich gestehe. Ich will ihn nämlich keinenfalls aus der Hand geben, mag dies aber Gutzkow nicht geradezu sagen, weil er sehr mißtrauisch ist, ich will temporisiren, bis ihm die Sache und das lebhafte Verlangen darnach ein Wenig entrückt ist. Hierbei ist, wie Sie sehen, Ihre Zustimmung für ihn vorausgesetzt, obwohl ich darüber mehr als zweifelhaft bin, da Sie ganz gewiß erst eine Zeit lang zusehen wollen, wie sich das Institut stellt, und persönlich nicht bestochen sind, dem Compromiß Gutzkows zu Hilfe zu kommen. — Dies Wort ist hier im Sinne der äußeren Convenienzen genommen und Sie glauben deshalb nicht, daß ich dadurch meine Freundschaft mit G. desavouire.

Der Almanach ist ferner wegen der schwierig zu erlangenden Portraits nur hinausgeschoben, nicht aufgegeben; ich glaube ferner, Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich von Neujahr an die Redaktion der Mitternachtszeitung übernommen habe — Grund's genug von beiden Seiten, ein mir so werthes Manuskript nicht leichtsinnig aufzugeben.

Bin ich verworren gewesen — Sie werden, falls Sie mir zu willfahren gedenken, nicht wissen, was Sie Gutzkow antworten sollen, ohne meine Doppelzüngigkeit zu kompromittiren? O, ich bin nur ein gelehriger Schüler Ihrer Diplomatie, und wäre hierbei nicht verlegen.

Menzel ist so unfläthig, so fanatisch gemein, daß ich mich auch gedrungen fühle, eine Brochüre gegen diesen Terrorismus und für einige Branchen unserer sogenannten modernen Schule zu schreiben. Es wird dies nur in meiner Lage ein schwerer Akt der Diplomatie, da der Begriff „junges Deutschland“ überall unterläuft, und seiner Vielsinnigkeit [wegen] vermieden oder lügnerisch erklärt werden muß. Meine Stellung lehrt mich besser schreiben, aber kaum besser werden, man muß gar zu viel lügen; oder doch halb lügen. — Menzel, der im Grunde gnädiger sein möchte, wenn wir tüchtige Schenkel, Courage und Tournüre haben — Schlesier mit seinem Sabber und Gutzkow der Unbehende sind ihm Typen gewesen — hat des letzteren Forderung nicht angenommen, und nach solchen beispiellosen Infamien erklärt, das sei nur Literarisches.

Glauben Sie, daß man mir irgendwie in den Weg treten wird, wenn ich zu redigiren anfange, und natürlich in den gemessensten diskretesten Schranken dies betreibe? Mich dünkt, sie können's nicht füglich, da sie mir die Mittel zum Erwerb nicht nehmen können, und mir die Redaktion eines Journals keineswegs direkt verboten ist, wie doch bei manchem Anderen.

Ich redigire von hier aus, oder von sonstwoher. Vielleicht könnt' ich jetzt nach halbjähriger untadelhafter Quarantaine um Erlaubniß, nach Berlin zu dürfen, einkommen. Der Landrath macht lobende Berichte über mich, und man hat mir Geschäftsreisen nach Weimar gestattet.

Und wie mag es Ihnen nur gehen im staubigen Berlin? Manchmal bin ich doch sehr besorgt, wenn ich so lange nichts von Ihnen höre. Ihre neuliche unerwartete Notiz, daß Sie im Bett seien, bestürzte mich arg. Ich schleppe mich so in halbem Wohlsein, und beginne jetzt eine Traubenkur; ein paar Tage war ich in der goldnen Aue, und bei heiterem Wetter, tüchtigem Fuhrwerk, leiblicher Gesundheit seit langer Zeit einmal recht froh. Mein täglicher und auch dortiger Begleiter ist ein Referendarius von ganz konservativen Grundsätzen, dem Herkommen die wichtigste Autorität, der Pietismus sehr nahe,

Preußen vortrefflich ist. Da er das alles nicht ohne Geist und mit viel Gutmüthigkeit verarbeitet, so ist's für mich ganz genießbar und vielleicht ersprießlich. — Gutzkow schreibt mir noch als Notiz für Sie, daß er in dem Zimmer wohnt, was Sie einst eingenommen haben, in dem Bett schläft, worin Rahel geschlafen. Sie haben der Wirthin Ausgeschnitzeltes geschenkt.

In Goethes Zimmern bin ich einen halben Tag gewesen, und habe viel Briefe von Ihnen durchgestöbert, deren unverwandelbare Förmlichkeit mich überrascht. Wissen Sie nichts vom Fürsten?*)

Möchten Sie nur wohlauf sein — der erste und letzte Wunsch Ihres hochachtungsvoll ergebenen Heinr. Laube.

Varnhagen antwortete Gutzkow auf die Aufforderung zur Mitarbeit an der geplanten, aber nie erschienenen „Deutschen Revue" vom 14. September; leider aber ist dieser Brief nicht erhalten, wie sich in Gutzkows Nachlaß überhaupt kein Brief Varnhagens vorfand; zweifellos hat dieser oder wohl eher seine Nichte Ludmilla Assing später alle Briefe zurückgefordert. Die ausführliche Antwort Gutzkows erlaubt jedoch Rückschlüsse, die uns den vorsichtigen Diplomaten Varnhagen in ureigenster Person vor Augen stellen. Gutzkow erwiderte:

Verehrter Herr! Von einer herbstlichen Streiferey im Taunusgebirg zurückkehrend, find' ich Ihren an mich und Wienbarg gerichteten Brief. Mein Freund überläßt mir die Antwort; denn er ist schroffer als ich und findet auch das meiste in Ihren Mahnungen und Warnungen an mich gerichtet. Daß wir beyde für eine und dieselbe Sache stehen, kann das Publikum nur ahnen; es ist auch so; nur wollen wir nicht in dem Grade für Ritta und Christina angesehen werden, daß, was in unsrer Sache durch Eines Natur verschuldet wird, dem andern imputirt werden sollte. Wienbarg liebt mich so herzlich, daß er mir schon oft angeboten hat, die Fehler, die ich begehe, öffentlich sich zuzuschreiben, oder wenigstens dadurch, daß er selbst in sie verfällt, eine Art von stillschweigender Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen und sie mir zu erleichtern.

*) Fürst Pückler-Muskau.

Aber der Wettstreit unsrer Freundschaft zwingt mich, diese Absicht zu hintertreiben. So auch in dieser Entgegnung auf einen interessanten, für uns höchst dankenswerthen Zuspruch.

Die Rathschläge, verehrter Herr, die Sie uns geben, sind eines Freundes würdig. Es ist auffallend, daß wir sie ebendeßhalb bestreiten. Sie rathen uns Klugheit und Taktik, statt daß wir erwarten dürften, von Ihnen in unseren Prinzipien, in unserer Natur, in unseren Tendenzen angegriffen zu werden. Wir sind Ihnen nicht verworfen genug, als daß Sie uns verwerfen sollten; Sie scheinen nur zu verlangen, daß wir einen Calcül machen und in Beziehung auf Echo und Schallverstärkung eine akustische Untersuchung unseres Terrains anstellen. Um der Sache näher zu gehen, alle die jungen Autoren, die sich in Folge Ihrer Bekanntschaft einer frühzeitigen Besonnenheit zu erfreuen haben, werfen mir unaufhörlich meine Rücksichtslosigkeit auf Freund und Feind vor. Ich bin, sagen sie, ein leichter Partisan der Literatur, der die Tollkühnheit besitzt, sich fortwährend vom Hauptkorps zu entfernen und mit einer einzigen fliegenden Kanone überall Verwirrung, und selbst bei den Verbündeten Verlegenheit anzurichten. Man sagt, gewissermaßen sey ich von einem angeborenen Instinkt der Aufrichtigkeit so durchdrungen, daß ich Alles ausspreche, was mir vom Hirn auf die Zunge gleitet. Ich freue mich dieser Charakteristik; eben sie drückt mein ganzes Wesen aus und macht meinen Stolz.

Fast möcht' ich Sie bitten, mir zu Liebe, verehrter Herr, einen Augenblick auf die Seite zu treten, um unter vier Augen ein Geständniß zu machen, was Ihnen bei Ihrem Zusammenhang mit der classischen Periode unserer Literatur, bei den zarten Fühlfäden Ihres ästhetischen Geschmacks, bei einem oft von mir an Ihnen bewunderten kritischen Divinationsvermögen nicht schwer fallen kann. Ich rede nicht von Pückler, über den sich Wienbarg rechtfertigen möge, nicht über Uhland, dem ich so vieles lasse, daß er das Wenige, was ich ihm nehme, leicht ertragen kann; aber nehmen Sie nur das sogenannte junge Deutschland, und beurtheilen Sie es vom literarisch-ästhetischen Standpunkte. Haben Mundt, Kühne und Laube, um von den Ihrigen zu sprechen (ohne daß darum Laube persönlich aufhören soll, der Meinige zu sein), irgend etwas produzirt, das sei es nur in philosophischer oder poetischer Rücksicht auf hingebende Anerkennung rechnen darf? Und was Anerkennung!

Produzirten sie etwas, das einen besonders originellen, resultatreichen, fröhlichen Beischmack gehabt hätte? Wie können Sie, Freund Goethes, in dieser Männer Bestrebungen irgend etwas anderes finden als eine erschreckenmachende Formlosigkeit, ein totales Gestaltungsunvermögen, Grimasse und zuletzt das mühselige Nachstöhnen großer Tendenzen und Urtheile (Hegel, Rahel, Schleiermacher)? Um Laube thut es mir am meisten leid; denn ich liebe ihn von Herzen — aber zeigen Sie mir etwas von ihm, das nicht scherbenartig aufgelesen, oder wie es richtiger zu sagen, von einer poetischen Midashand, oder auch nur von einer etwas korrekten Schulmeisterhand corrigirt werden müßte! Verzeihen Sie mir diese directe Anrede an Sie, die Sie keiner Theilnahme an jenen dreifachen Unzulänglichkeiten beschuldigen soll! Aber ich bitte Sie nur, sich in meine Nerven zu versetzen und versichert zu seyn, daß ich für musikalische und plastische Schönheit ein mich immer leitendes Gefühl habe, ein Gefühl, das von keinem der drei Genannten bis jetzt befriedigt worden ist. Ich kann und werde das nie verschweigen. Ich werde mich hüten, für das junge Deutschland die Verantwortlichkeit einer zerhackten und geschwätzigen Schreibart, einer ewigen Denkthätigkeit ohne Gedanken, einer Dialektik ohne philosophischen Witz und zuletzt einer noch immer nicht bewiesenen Fähigkeit, poetisch erfinden zu können, auf meine Schultern zu laden. Schreibt gute Bücher! Von einer Partei kann um so weniger die Rede seyn, da es einigen Herren jetzt plötzlich einfällt, mich zu ihr zu rechnen. So lange ich auf dem Wege war, etwas gut zu machen, kannte man mich nicht. Jetzt, wo ich im Begriff seyn soll, alles zu verderben, tauch' ich plötzlich aus der Dunkelheit hervor. Ich verstehe nicht recht, wie hier von Freund und Feind, von Taktik und Verabredung die Rede seyn kann.

Mich selbst betreffend, so kann ich mich gut objektiviren. Ich sehe mich selbst wie meinen Doppelgänger auf einem schwindelnden Abgrunde, von dem ich herunter muß. Entweder stürz' ich, so daß mich die Nacht der Vergessenheit auffängt, oder ich stürze, und irgend ein deutsches Gefängniß streckt seine milden Arme nach mir aus, um mich zu retten. Oder, was ich hoffe, der Himmel schickt mir einen Engel, der mich von der Martinswand herabgeleitet. Ich seh' ihn schon, diesen Engel; er hat ein lächelndes, unbesorgtes Antlitz und heißt

Konsequenz. „Ein Mensch, der sich bessert", schrieb mir Börne vor kurzem, „ist ein unverbesserlicher Mensch." Ich versichere Sie, die Dinge haben in Deutschland immer so gestanden, daß man nicht eher berühmt wurde, ehe man nicht eine Zeit lang berüchtigt war. Die Deutschen gewöhnen sich an Alles. Man hat bei uns Vieles ertragen; man erträgt auch mich, wenn ich nur selbst darauf bedacht bin, mein Signalement so prägnant wie möglich zu machen. Ausdauer, Ernst, heiliger Wille imponirt den Deutschen. An das, was die Zodiacalpartie an mir tadelt, die Aufrichtigkeit gegen Leute, die mit einem Male meine frühere Freunde gewesen zu seyn vorgeben, gewöhnt sich die Nation am ersten; denn das ist grade soviel wie nichts für die Nation. An meine Excentricität gewöhnt es sich — aus Gewohnheit. An das, was mir neben der schlechten Taktik und dem Excentrischen noch immer bleibt, nämlich daß ich kein Confusionär bin, daß ich Erfindung habe, Volubilität besitze und zuweilen etwas sage, was sich in ein Gedenkbuch schreiben läßt, da es sich in Form und Inhalt abrundet, an dies alles gewöhnt es sich vor allen Dingen; denn die Menschen werden immer sagen: Es ist Schad' um ihn, er könnte etwas Anders seyn, als er ist. Zwei Widersprüche erhalten mich: 1) ich schlage nicht um: dies sichert mir die Zukunft, die den Charakter ehrt; 2) ich könnte, wenn ich nur wollte: dies sichert mir die Gegenwart, die etwas an mir ehrt, was ungefähr Talent genannt werden kann.

Ich habe Sie, verehrter Herr, in meine innersten Gedanken blicken lassen. Meine so prekäre Stellung zwingt mich, meinen Leichtsinn aufzugeben und etwas Selbstvertrauen zu zeigen. Ich muß mich selbst beobachten und die Streitkräfte überzählen, die mir zu Gebote stehen. Es sind nicht viele: ich bin es vielleicht nur allein: Verzeihung, wenn ich in meiner Verlegenheit von dem Schatten spreche, den ich werfe. Ich bin nicht eitel: weiß, daß ich noch nichts geleistet habe; aber meine Zukunft übersehʼ ich, und wenn jemand von dieser spricht, so nimmt er den Mund unwillkürlich etwas voll. Menzels Ausfall kann ich auch nur durch die höchste Anstrengung meiner Mittel besiegen. Sie rathen mir in dieser Sache Milde an und Würde. An letztrer hab' ich es in meiner eben erschienenen Brochüre[17*]) nicht fehlen lassen; aber einige Persönlichkeiten sind untergelaufen. Man setzt es voraus; man bringt mir Ent-

gegnungen dieser Art ab: aber ich arbeite daran, aus der ganzen Angelegenheit eine Prinzipienfrage zu machen.

Ueber den Ton unsres Journals kann ich am wenigsten etwas versprechen. Es will Organ, wenn auch nicht entgegengesetzter, doch verschiedener Richtungen sein; darum auch der große Umfang. Wir haben Zusagen von Fakultätsmännern, die uns wahrscheinlich nur als Thürsteher und Grieswärtel betrachten werden. Den kritischen Theil besorg' ich selbst zumeist. Wir werden so lebhaft in unserm Blatte sein, als nöthig ist, um Aufsehen zu machen; und doch wahrscheinlich zurückhaltend genug, um unsre prekäre und mißgünstig beaufsichtigte Stellung behalten oder vielleicht bessern zu können.

Entziehen Sie sich uns nicht, verehrter Herr! Wir kennen den Muth, mit welchem Sie sich trotz Ihrer Verhältnisse manchen beanstandeten Bestrebungen als Lootse, der über Untiefen führt, hinzugeben pflegen. Sollten Sie ihn auch bei uns haben, so würden wir durch unsere Führung Ihre Rücksichten zu ehren wissen. Die ersten Hefte, die noch im Dezember erscheinen, werden Sie über das Unternehmen beruhigen.

Diese letzten Zeilen schreib' ich einen Tag später, nachdem mich bei dem gestrigen Herr Mundt selbst überrascht hat. Es sind Konferenzen eingeleitet worden, diplomatische, ein Kalisch en miniature. Wir werden sehen.

Nehmen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Gutzkow.

Frkft. a. M.
(an einem Pulte auf der Allee,
das Sie und Rahel oft zum
Schreiben benutzt haben)
d. 7ten Oct. 35.

Ich muß mir hier versagen, auf die hohe Bedeutung näher einzugehen, die dieser Brief für Gutzkows persönliche Entwicklung hat. Nur ein Satz muß für die allgemeine Geschichte des Jahres 1835 unbedingt hervorgehoben werden, der geheimnisvolle Schlußsatz: Mundt ist am 7. Oktober in Frankfurt, „es sind Konferenzen eingeleitet worden, diplomatische, ein Kalisch en miniature. Wir werden sehen."

Mundts Unentschlossenheit und Abneigung, mit Gutzkow und Wienbarg ein Bündnis einzugehen, der er noch am 12. September Varnhagen gegenüber Ausdruck giebt, ist aufs neue überwunden, ja völlig in das Gegenteil umgeschlagen. Mehr noch als jene Andeutung Gutzkows beweist dies ein Brief Mundts von Leipzig aus, das er nach Frankfurt aufsuchte; er enthält eine hochinteressante Schilderung des Eindrucks, den Gutzkows persönliche Bekanntschaft auf ihn machte. Was das Resultat ihrer „Konferenzen" war, ist zwar auch aus diesem Briefe nicht ersichtlich, und die naheliegende Vermutung, daß Mundt mit Aufträgen Gutzkows zu Kühne nach Leipzig reiste, findet keine Bestätigung. Abgesehen aber von der grundlegenden Bedeutung dieses Briefes für Gutzkow selbst bildet er auch den Schlüssel für Mundts Verhalten in der nächsten Zeit. Die interessante Briefstelle vom 14. Oktober 1835 lautet:

Seit gestern, mein hochverehrter Herr und Freund, befinde ich mich hier in der Pleißestadt. In den letzten Wochen wanderte ich an den Gestaden des Vater Rhein umher, und habe acht Tage in Frankfurt am Main vis-à-vis — dem jungen Deutschland zugebracht. In Ihrer lieben, freundlichen Zuschrift vom 20. v. M., die erst jetzt in meine Hände kommt, rathen Sie mir aus sehr schätzenswerthen Motiven ab, gegen Gutzkow zu schreiben, aber die Nothwendigkeit, die ich dazu in mir fühlte, hatte mich bereits zu jenen Artikeln über ihn veranlaßt, die Sie seitdem vielleicht gelesen haben. Ich bin sehr häufig, und zu meinem Schaden, mit Gutzkow und dessen Tendenzen verwechselt worden, und war es mir selbst schuldig, öffentlich zu erklären, wie wenig Antheil ich an diesen kannibalischen Ausbrüchen eines großen Talents habe und wie weit ich mit ihm sympathisire und streite, um so mehr, da er auch in seiner Broschüre gegen Menzel wieder meinen Namen herangezogen hat, um sich zu seiner Unterstützung mit wahlverwandten Charakteren zu umgeben. Jetzt habe ich ihn nun durch Wienbarg in Frankfurt a. M. persönlich kennen gelernt und bin ihm offen mit meinen Ansichten über ihn entgegengetreten. Ich halte ihn trotz der Kälte, Ruhe und Besonnenheit, die sich in seinem Wesen ausdrückt, für sehr unglücklich,

und einige tiefergehende Gespräche mit ihm brachten mir einen großen, schmerzhaften Antheil für seine Person hervor. Wir verkehrten seitdem täglich und stündlich mit einander und ich werde seinen Schriften künftig immer die größte Aufmerksamkeit widmen, ohne meine Abweichung von ihnen zu bergen. Bei seiner großen Jugend — denn er zählt fünf Jahre weniger als ich — sind noch erhebliche Veränderungen von ihm zu erhoffen, wie wenig Lust und Liebe man auch dazu haben mag, an eine Natur zu glauben, die sich absichtlich vorgesetzt hat, die ganze Welt gegen sich zu reizen, und es auszusprechen wagt, wie Gutzkow gegen mich mündlich gethan, daß er seine Hauptaufgabe in einem „Trotz gegen die Gottheit“ sehe. Im übrigen bin ich in seiner Person auf mehr Grund und Boden gestoßen als in seinen bisherigen Schriften, und zu der Ausgleichung und Vermittelung, die er auch mit Ihnen wünscht, möchte ich gern beitragen. Wir haben viel von Ihnen in den dortigen Kreisen geredet, und es war mir eine große Satisfaktion, auseinanderzusetzen, wie wichtig es ist, daß Sie unserer jungen, aufstrebenden Litteratur antheilvoll zugewandt bleiben!

Von Wolfgang Menzel habe ich einen merkwürdigen Brief erhalten, worin er mich auffordert, zwischen ihm und Gutzkow schlichtend im Zodiacus zu sprechen, oder vielmehr, ihn in der „Sache“ zu unterstützen. Dies letztere kann ich am allerwenigsten, da die Art und Weise, wie Menzel alle sozialen Bestrebungen der heutigen deutschen Jugend auf das Bordell zurückgeführt hat, mir im höchsten Grade empörend war. Menzel insinuirt mir in seinem Briefe die „moralische Nichtswürdigkeit“ von Gutzkows Privatleben, was ich ihm in meiner Antwort, die nur abweisend ausfallen kann, offen vorhalten werde.

Charakteristisch ist auch hier wieder das Verhalten Varnhagens, der Mundt abrät, gegen Gutzkow zu schreiben, weniger wohl, um sie zu versöhnen oder gar zu vereinigen als um Gutzkows Bedeutung durch Totschweigen zu mindern. Einige Jahre später, als zwischen Mundt und Gutzkow die heftigste literarische Fehde wütete, gestand ersterer auch in einem Brief an Rosa Maria Assing, daß Varnhagen ihn stets von Gutzkow

„abgemahnt“ habe. Mundts Wallykritik war aber schon erschienen, und trotz Varnhagens Mahnung schwieg er auch weiterhin über Gutzkow nicht, widmete vielmehr dessen noch im selben Jahre erschienenen Schriften, den „Öffentlichen Charakteren“ und dem Drama „Nero“ sehr lobende Besprechungen[16]), verteidigte sogar seine Kollegen und darunter vor allem Gutzkow gegen einen Aufsatz in der „Minerva“, durch den sich der Professor und Improvisator O. L. B. Wolf in Jena Menzel als Mitstreiter gegen das junge Deutschland an die Seite gestellt hatte.[18]) Dieser Umschwung war, wie wir sahen, die Folge der persönlichen Bekanntschaft und Verständigung mit Gutzkow. Bestärkt wurde er außerdem durch einen Brief Menzels, der Mundt für sich gegen Gutzkow in Anspruch nahm, und ihn gewissermaßen vor eine Alternative stellte. Das Schreiben Menzels verrät deutlich genug, daß dem Stuttgarter Literaturpapst sehr bald vor seiner eigenen Gottähnlichkeit bange wurde und er sich nach Bundesgenossen umsah; so schrieb er denn:

Verehrtester Herr! Da ich gegen das gottlose Treiben des Dr. Gutzkow aufgetreten bin, fühle ich wohl, daß ich entweder wirklich zu leidenschaftlich bin, oder doch dafür werde gehalten werden. Ich kann meiner Entrüstung nicht gebieten und nicht schlau sein, wenn mein Innerstes empört ist. Damit aber die gottlose Brut keinen Vortheil aus meiner Leidenschaftlichkeit ziehe, bitte ich Sie im Namen der Ehre und der guten Sache von Ihrem unbefangenen Standpunkt aus in dieser Angelegenheit ein zeitgemäßes Wort zu reden. Daß Sie in der Sache mit mir einverstanden sein werden, sehe ich voraus. Ohne daß wir viel mit einander verkehrt haben, weiß ich doch, Sie kennen mich, und ich kenne Sie. In einer guten Sache werden wir immer übereinstimmen.

Es wäre doch in der That traurig, wenn die deutsche Jugend sich auch nur theilweise von einer so ruchlosen Tendenz anführen ließe. An uns, den literarischen Mächten ist es, hier dazwischenzutreten.

Sie würden vielleicht meine Heftigkeit noch mehr gerecht-

fertigt finden, wenn Sie die moralische Nichtswürdigkeit Gutzkows auch im Privatleben in solchem Umfang kennen gelernt hätten, wie ich.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Stuttgart, 25. September 1835. Menzel.

Mundt hat diesen Brief 1840 im „Freihafen" veröffentlicht. Er bemerkt dazu, daß er gerne bereit gewesen wäre, durch ein unparteiisches Urteil das literarische Gezänk aus der Welt zu schaffen, doch riet er Menzel, von der Art seiner Polemik abzustehen. Darauf erhielt er von diesem eine Antwort, die geheimnisvoll von etwas „in wenig Wochen" Bevorstehendem sprach, ein Beweis, daß Menzel wenigstens frühzeitig Kunde von den Schritten der Regierungen hatte. Auch Mundt war überzeugt, daß hauptsächlich persönliche Verstimmung Menzels Polemik zu Grunde lag.

„Wer weiß," fragt jener Aufsatz im „Freihafen"[19] „welch ein dämonischer Zwiespalt da diese beiden kritischen Goldmacher mitten unter den Geheimnissen ihrer Werkstätte beschlichen haben mag! Soviel ist gewiß, daß es eine Pulver-Explosion war, an der sich beide die Nase verbrannten und durch die wir andern Umstehenden wenigstens geschwärzt oder doch mit angeschwärzt wurden."

Laube verhielt sich in dieser ganzen Streitsache am vorsichtigsten, um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen; er war ja wohl der einzige von den eigentlichen Jungdeutschen, der im Dezember, als alle durch Gutzkow und Wienbarg in die Oeffentlichkeit gebrachten Mitarbeiter der „Deutschen Revue" in Entschuldigungen oder auch feigen Winkelzügen wetteiferten, ebenfalls eine Erklärung in der Allgemeinen Zeitung erließ, und noch zwei weitere Erklärungen niederschrieb[20]), daß er mit dem sog. jungen Deutschland nichts zu schaffen habe. Nur zwei Stellen aus seinen Briefen an Varnhagen sind hier bemerkenswert, sie zeigen, daß er auch in der That eine Art Sonderstellung einnahm, insofern nämlich, als ihm die „Deutsche

Revue", zu der er sich zwar selbst als Mitarbeiter gemeldet, seiner eigenen Unternehmungen wegen höchst unbequem war. Die erste ist von Naumburg, 20. Oktober, datirt:

Nur gar zu recht haben Sie mit der Bemerkung, daß unser Prinzipienkrieg in der Literatur nie unzeitiger hätte kommen können, die Grundsätze der einen Partei sind alle jetzt inconvenient; aber Menzel ist Urheber dieser Plumpheit. Ich habe mich übrigens noch gar nicht eingelassen und werde es jedenfalls mit dem größten Maße und hundertfältiger Umsicht thun. Wally und Wienbargs Thierkreis sind verboten. Heine hat mir Lieder für den Almanach gegeben, die leider wegen Unchristlichkeit nicht zu drucken sind. Sie sehen, welch Lustspiel-Unglück mich hier verfolgt: nicht die Verbindungen, wohl aber deren Vortheile lassen mich im Stich. Er hat mir sehr liebenswürdig geschrieben in all der Traurigkeit des Liebeherzens, die ihn niederdrückt. Zu Boulogne sur mer sitzt er am Strande und sieht ins Meer. Von der deutschen Polemik weiß er gar nichts und sagt ex abrupto: „Eine Mischung von Pöbelthum und Schurkenhaftigkeit ist doch der Menzel." Ist das nicht geistige Atmosphäre?

Und am 2. November heißt es:

Meine Situation ist im Allgemeinen ziemlich peinlich, ich weiß nicht, ob man mir die Redaktion gestatten wird, die Revue und der Kompromiß, den sich meine jungen Freunde zugezogen haben, raubt mir die natürlichen Verbündeten und Mitarbeiter, es wird mir sogar unverholen insinuirt, daß jetzt die Politik gar nichts zu befürchten und keine Unterstützung nöthig habe, daß ich aber meine Existenz nur halten oder retten könne, wenn ich mich offen gegen die auflösenden Tendenzen der jungen Literatur erklärte. Daneben die unsäglichen Verwirrnisse in dieser Literatur selbst, die existenzgefährlichen, brutalen Angriffe, die man täglich von Menzel zu befürchten hat, die Taktlosigkeiten und unnützen Bellereien Kühnes, der gar keinen Begriff von der äußeren Sachlage zu haben scheint und überall in die Quere kommt. Wäre ich frei, diese Hindernisse würden mich reizen, stacheln, ermuntern, so wie ich bin, sind sie mir tödtlich. Wo soll ich Namen und Mitarbeiter bei solchen Umständen hernehmen, und nach einem Monat muß ich schon

Manuskript liefern, und tadellose Namen sind mir zum Anfange alles, es hilft mir nichts, alles selbst zu schreiben.

Nun immer weiter in dem schlimmen Wege! Fürchten Sie nicht, daß ich muthlos werde, manchmal lache ich tüchtig, daß nach wenigen Monden keine Kategorie für mich passen wird; denn es würde eine kurze Herrlichkeit, wollte ich „junges Deutschland“ in die Mitternacht bringen. Ahnungen der Richtung finden Sie vielleicht schon in meinen „Charakteristiken“.

Auch an Laube scheint demnach Menzel einen ähnlichen Aufruf erlassen zu haben wie an Mundt, schon die Aeußerung über Menzel vom 1. Oktober läßt dies vermuten, und augenscheinlich ist er hier nicht auf prinzipiellen Widerstand gestoßen.

Mundts herausfordernde Parteinahme für Gutzkow dauerte aber auch nicht lange. Durch den intimen Verkehr mit seinem Freunde Gustav Kühne in Leipzig wurde der Eindruck aus Frankfurt abgeschwächt, um so mehr, als Kühne eine besonders tief eingewurzelte Abneigung gegen Gutzkow hegte, die zu seiner geistigen Bedeutung in keinem Verhältnis stand. Er hatte am 26. September 1835 an Varnhagen geschrieben:

Durch Regierungsrath du Bois, der in Kösen viel mit Laube verkehrte (les extrêmes se touchent) erfahre ich zu großem Vergnügen, daß Laubes Sache sich zum leiblich guten Ende neigt. Er wird, wie Sie vielleicht schon wissen, das Mitternachtsblatt redigiren. Unserm Freunde Mundt soll der Freimüthige offerirt sein — und so kommen denn alle jungen Kräfte ins Vordertreffen. Gutzkows banausische Kulissenreißereien müssen durch andere Leistungen des jungen Deutschlands wieder gut gemacht werden. Auch Laube, der von Gutzkow einen Beitrag für seinen Almanach in Händen hat, müßte hierüber das solide Bewußtsein haben.

Und welche Stellung im übrigen Kühne einnahm, verrät eine Briefstelle vom 23. November 1835:

Unser [Kühnes und Mundts] gemeinschaftliches Leben hier, das sich nun bald seinem Ende zuneigt, hat für uns beide des Erfreulichen mancherlei. In gegenwärtiger Literaturzeit hat

es vielleicht etwas doppelt Wohlthuendes, wenn zwei, nicht blos als Geister und Köpfe, sondern auch als Gemüther zusammenhangen. In den Zuständen allgemeiner Gedankenauflösung kann auch das verketzert werden und ist es schon. Auch Laubes Briefe an mich sind voll von Schmähung über meine moralisch und prinzipienmäßig basirte Kritik der Mundtschen Madonna, was mir denn nur um Laubes willen leid thut und vielleicht zu einer schärferen Rektifizirung dieses sich übernehmenden Talentes auffordern kann.

Lange nicht mehr so kühn klingt daher eine Bemerkung, die Mundt am 5. November von Leipzig aus dem Prospekt des erweiterten „Zodiacus" beifügt:

Der ekelhafte Streit zwischen Menzel und dem Frankfurter jungen Deutschland hält noch immer vor, und Menzel tritt in seinem blinden und pedantischen Eifer die wichtigsten Fragen und Interessen mit in den Schmutz. Ich weiß mich nicht anders bei dieser Fehde zu stellen, als daß ich sie in ihren Details als gar nicht vorhanden ignorire. Für das Weiterstreben sehe ich für mich fortan weiter keine Rettung, als in der ungeheuersten Ehrlichkeit, mit der ich künftig alles, was ich über Dinge und Schriftsteller denke, heraussagen werde. Denn ich fühle keine Hingebung in mir an das, was in diesem Augenblick nach irgend einer Seite gilt oder sich geltend macht.

Dieser letzte Satz ist eine völlige Absage seiner Frankfurter Beschlüsse, und wie energisch er das Hasenpanier ergriff, als mit Gutzkows Verhaftung die Sache wirklich gefährlich wurde, beweist zur Genüge der in dem Piersonschen Buche[21]) abgedruckte Brief, wo er, allerdings wohl mit Rücksicht auf die postalische Kontrole, Kühne znm Zeugen dafür anruft, daß er „niemals Verabredungen noch Zusammenhang in irgend einer Sache" mit Gutzkow gehabt habe.

Varnhagen hatte mittlerweile Gutzkow geantwortet, vermutlich so, daß man ein Ja oder Nein mit ziemlich gleicher Sicherheit herauslesen konnte. Die Frankfurter nahmen natürlich das erste in Anspruch, was Gutzkow auch später begründet,

und wie dieser weiterhin den Namen Varnhagens für seine Zwecke benutzte, zeigt folgende auch in anderer Beziehung interessante Aufforderung zur Mitarbeiterschaft, die er an den Staatsrath Nebenius in Karlsruhe richtete:

Ew. Hochwohlgeboren

wollen dem Unterzeichneten gütigst erlauben, den Glanz Ihres Namens als Leitstern für ein Unternehmen zu erbitten, das für die Interessen der Literatur von segensreicher Wirksamkeit seyn kann. Die Idee der deutschen Revue geht von Namen aus, welche mit der öffentlichen Meinung öfter im Streit, als im Bunde sind. Ich zumeist habe das zweifelhafte Glück gehabt, eine für die sonst so unscheinbaren Kreise der schönen Literatur seltne Aufmerksamkeit zu erregen. Ich beklage es, in eine Stellung geworfen zu seyn, die ich behaupten würde, wenn man ohne die Menschen sociale Experimente machen könnte. Ich fühle das Bedürfnis, mich in der Meinung derer, welche weise genug sind, sich die Geburtswehen einer neuen Umgestaltung unsrer Literatur erklären zu können, allmälig zu arrondiren und bin froh, durch mein Journal die Achtung an den Tag legen zu können, welche ich für ausgezeichnete Namen ebensosehr, wie für Jedes, was die Nation in ihren Fortschritten beschleunigt, im Herzen trage. Diejenigen Notabilitäten, welche in der Meinung des Volkes ihre Ehrenplätze einnehmen, jeder mit sich fertige und dem Ohr der Nation wohlklingende literarische und politische Charakter, sollte jetzt seine Hand bieten, einer vielleicht excentrischen, aber nur Hohes bezweckenden, die Politik der Parteien umgehenden, auch wohl talentvollen jüngern literarischen Generation die wahren Anknüpfungspunkte zu zeigen, um ihren guten Willen und ihre innere Kraft dem Gemeinsamen zu Gute kommen zu lassen. Die deutsche Revue giebt dazu die schönste Veranlassung. Achtbare Namen, wie Varnhagen von Ense u. A. haben sie ergriffen und helfen mir und meinem Mitarbeiter das Terrain kennen lernen, auf welchem sich wirken läßt. Jede wissenschaftliche Bestrebung wird in unserem Journale repräsentirt: auch diejenige, in welcher Sie, hochgeehrter Herr, die Freude der Nation geworben sind. Dürfen wir darauf rechnen, bei etwa vorkommender Gelegenheit, wo Sie der Oeffentlichkeit

etwas mitzutheilen haben, von Ihnen bedacht zu werden? Ich muß, obgleich mehr als Client zu einem Patron sprechend, doch den Klang des Goldes in diese Zeilen der Verehrung mischen und Sie bitten, für etwaige Beyträge aus Ihrer Feder bogenweis 3 Friedrichsd'ors in Empfang zu nehmen. Haben Sie die Güte, hochgeehrter Herr, diese Zuschrift freundlich zu deuten und meiner ausgezeichneten Hochachtung versichert zu seyn, mit der ich zeichne

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster

Dr. K. Gutzkow.

Frankfurt a. M., d. 20. Okt. 35.

Varnhagens zweite Antwort ist ebenfalls nicht erhalten; dafür aber ein weiteres Schreiben Gutzkows vom 28. Oktober 1835. Es ist ebenso charakteristisch und bedeutungsvoll wie das vorige und lautet:

Frankfurt, d. 28. Okt. 35.

Ein unbeantworteter Brief, verehrter Herr, ist jener endlich angenähte Kantische Flausrockknopf. Er stört fortwährend. Sie setzten an die Spitze Ihres verwichenen Schreibens die Zahl 2, Sie rechneten mir vor, wie oft Sie nun schon an mich geschrieben hätten, (Verzeihung, wenn ich etwas vielleicht Zufälliges so grell herausstelle) ich fürchtete, daß ich Sie zu einer Beschäftigung veranlaßte, die Sie abweisen würden, wenn Sie weniger gefällig wären. Ich wollte nicht wieder schreiben, oder wenn ich schriebe, Ihnen doch gleichsam den Daumen auf die Schreibfinger setzen und Sie verhindern, mir zu antworten. Jetzt thue ich das Erste doch; und unterlasse sogar das Zweite.

Ich habe in diesen Tagen die Lektüre von Laubes Modernen Charakteristiken begonnen, und erstaunte, in jedem Satze Ihren Namen transparent durchschimmern zu sehen. Dies ist eine Wirksamkeit Ihrer Freundschaft, welche, wenn die junge Literatur in der That zu ihren ehrgeizigen Zielen gelangen sollte, von dem Literator entschieden müßte hervorgehoben werden. Sie haben für Laube eine Art geistiger Vormundschaft, oder besser eine unsichtbare Allgegenwart übernommen, die ihn wie sein Genius umgiebt. Er spricht kaum schon

anders, als er wünschen würde, von Ihnen gehört zu werden. Sein Ausdruck hat an Concinnität gewonnen, seine Auffassung ist gemäßigt und wählerisch. Er fixirt seine Gegenstände, ehe er sie anfäßt. Ich habe über solche Metamorphosen noch einen speziellen Grund zur Freude, der in dem Zwange liegt, eine Partei bilden zu müssen. Niemals ist mir der Ausdruck: junges Deutschland über die Zunge gekommen, aber da ihn alle Welt braucht, so füg' ich mich gern und gehe die Bundesgenossenschaften ein, die sich von selbst ergeben, da hier Viele gemeint sind. In jeder Allianz ist es fatal, die Schritte seines Genossen vertreten zu müssen. Laube, wie er war, zerging mir nicht recht auf der Zunge. Er war früher eine etwas marzipanartige, hartgebackne Süßigkeit, an der man kauen mußte. Jetzt ist sein ganzes Wesen flüssig geworden, wie sein neuestes Buch zeigt, Spanischer Wind, der aus den Ingredienzien von tausend in Laubes Kopf nicht gar gewordenen Dingen zusammengesetzt ist. Die Kenntnisse, der Ernst werden kommen. Laube wird einsehen, daß die Komplimente. welche er rechts und links an zahllose vornehme Namen austheilt, ihm zwar die Salons, aber nicht das Pantheon aufschließen. Sein Talent wird solid werden. Ich freue mich nur, daß er durch Sie Grazie und Sinn für stylistische Schönheit bekommen hat, und daß man sich mit Aufrichtigkeit auf ihn berufen kann.

Halten Sie mich nur nicht für eingebildet, wenn ich solche Urtheile fälle! Sie wundern sich, daß ich meine Eigenheit, mein Persönliches so weit voranstelle, da meine Freunde doch immer nur gewohnt sind, von Tendenzen, Absichten und einer Bewegung zu sprechen, die uns fortreiße. Ich habe hierüber Herrn Mundt, obgleich fragmentarisch und erhitzt meine Meinung gesagt. Ich glaube gar nicht an eine so vage, gedankenlose Ausdehnung in den blauen Fortschritt hinein, ich glaube nicht, daß unsere Literatur sich ein Ziel der Art stecken soll. Menzel scheint mir eine Tendenz auf ganz bestimmte, sogar practische Zwecke zuschreiben zu wollen. Ich bin von seinen Ausmalungen der großen Gefahr des Vaterlandes überrascht, ja sogar erschreckt worden; denn ich bin mir, naiv gesagt, nur des Besten und Edelsten bewußt, und leitete das Meiste, nicht aus der Zeit, sondern aus mir her. Ich werde mich auch hüten, in meinem Kampfe die Insinuationen einer solchen Tendenz, wie sie

Menzel schildert, zu unterschreiben, und werde, wenn er von der Geschichte spricht, ihm mit der Poesie antworten. Denn darin liegt mir alles, daß wir künstlerische Concretionen zu schildern lernen. Wissenschaft und Zeit, das ganze lustige Schiboleth der Mundtschen Bewegung, dienen dazu, uns eine Weltanschauung zu verschaffen. Weiter kommen wir nicht. Die revolutionäre, halb christliche, halb heidnische Philosophie, die ich in Mundt zu entdecken glaubte, bringt keinen Stein auf einen andern Fleck. Die Menschen halten sich an die Personen und nächst diesen an die Bücher. Ich billige auch nicht, was Sie, Verehrter, in Schutz zu nehmen scheinen, daß unsere Bücher jetzt nur noch Stationen der sich weiterwälzenden Idee wären. Mich hat an Herrn Mundt nichts so schmerzlich berührt, als eine Mißachtung dessen, was er schrieb. Wohin gerathen wir bei dieser Verläugnung unserer Präzedentien? Werden wir nicht immer bereit seyn, eine Sache, die wir verstehen, für abgethan zu halten? Herr Mundt ist in diesem fortwährenden Negiren schon so lange begriffen, als ich ihn beobachtete [22]). Er verdankte fast alle seine Ideen Steffens, und mordete ihn, da er ihn verstand. So mit Goethe, mit Göschel, so vielleicht mit Hegel, so mit jeder Erscheinung, die ihm klar geworden ist. Dies ist nur zufällig die Unruhe einer einzelnen Person; aber ich möchte die Bücher auf einen höhern Standpunkt heben; ich möchte den Zeitgenossen etwas in die Hand geben, was in sich abgerundet dasteht und doch den ganzen Himmel unsrer modernen Hoffnungen aus einem seelenvollen Auge strahlen läßt. Die Reflexion weckt die Debatte, die Debatte in unsern Tagen siegt nicht, weil es keine Entscheidungen giebt. Thetisch, künstlerisch, plastisch, ohne Scheu und Hehl, keck, kurz und gut die Fragen hinstellen, das ist der Weg, den ich empfehle. Vergleichen Sie Madonna und Wally! Sie haben etwas Aehnliches, sie müssen es auch, weil sie auf einem Baum wuchsen, dem Baume des Erkenntnisses, gradezu gesagt ohne die Mythe zu fürchten. Wenn ich sage, Madonna ist vergessen, so drück' ich damit nur Etwas aus, was Mundt selbst zu wollen scheint. Ich will einmal ganz so urtheilen, wie Sie es wohl thun werden: Madonna gewinnt für die Sache einige Herzen, hunderte lernen sie nicht begreifen. Wally wird von jedem begriffen und alle stößt sie ab. Das will ich nur, Verehrter. Hier lassen Sie mich fortfahren: Keine Wahrheit ist rein aufgetreten: sie war

immer mit Irrthümern versetzt und mußte es, um die Debatte möglich zu machen. Schon der Fanatismus der Wahrheit ist ein Irrthum an ihr. Die Excentrizitäten Wallys sind bald vergessen, an Madonna aber würden es aber auch die Wahrheiten bald sein. So nützte ich durch meinen Eifer, durch die Dreistigkeit, schon eine vollkommene Geschichte aus halben Dingen zu machen, der Sache gerade soviel, als man anerkennen wird, wenn meine künftigen Schriften folgen werden. Es war ganz klein und irdisch von Männern, die jetzt eine Verwandtschaft mit mir anerkennen, mich bei jener religiösen Seite anzufassen, die nur Ballast und Lockspeise für die Masse war. Ist meine hölzerne Exposition des historischen Christenthums nicht gut genug, daß sich die geistig Unmündigen Zähne dran herausbeißen, mit denen sie Künftiges klein kriegen werden?

Jetzt muß ich innehalten; denn ich fühle, daß ich in meinem Eifer zu viel zusammenrühre und die Hauptsachen vergesse, (mein Fehler!) ich bescheide mich auf ein andermal, meine Meinung sichrer auszudrücken.

Der Druck der „Revue" beginnt. Ich habe Noth, meinen Mitarbeiter zurückzuhalten, daß er nicht gleich polemisch auftritt gegen Menzel. Ich denke, die beste Widerlegung Menzels sind vom Streite unabhängige Arbeiten, die dem Urtheile des Publikums imponiren. Haben Sie denn gar nichts für uns? Kommen Sie nicht darauf zurück, uns Gentz zu geben, da das Taschenbuch doch nicht erscheint und Mundt uns wohl genug will, um auch uns eine Freude und Erleichterung unsrer harten Aufgabe zu gönnen? Sie sind so reich an brieflichen Schätzen, wie ich höre. Eignet sich nichts für uns? Keine Rahelreliquien?

Eine Bitte! Herr Mundt wird Sie oft sehen. Grüßen Sie ihn freundlich und bitten Sie ihn in unserm Namen um die versprochenen Reisemittheilungen!

Achtungsvoll

Ihr Gutzkow.

Varnhagen aber war mistrauisch geworden. Den Angriffen Menzels gegenüber hatten Gutzkow und Wienbarg in Nr. 430 der außerordentlichen Beilage zur „Allgemeinen

Zeitung“ vom 29. Oktober ein Verzeichnis der Schriftsteller veröffentlicht, die ihre Mitarbeit an der „Deutschen Revue“ in Aussicht gestellt hatten. Hier war auch sein Name genannt worden, jedenfalls ohne daß er die ausdrückliche Autorisation dazu gegeben. Dem Geheimen Legationsrat aber dünkte es gefährlich, in Reih und Glied mit einer Anzahl junger Schriftsteller zu stehen, die zum Teil mit der Behörde schon in Konflikt geraten waren, und die Gesellschaft zahlreicher Universitätslehrer konnte ihn darüber nicht hinwegheben. Er hatte auch wohl schon Kenntnis davon, daß die Polizei einen großen und gründlichen Streifzug gegen das junge Deutschland plante, denn in einem Brief an Gutzkow Anfang November erging er sich, abgesehen von Vorwürfen über Indiskretion, auch in Vorhersagungen, die jedenfalls nicht ohne Weiteres aus der Luft gegriffen waren. Dies zeigt einerseits ein Brief Gutzkows vom 7. November, andererseits die endgiltige Antwort Varnhagens vom 16. November. die er in Abschrift aufbewahrte. Die beiden Briefe lauten:

Verehrter Herr! Den Vorwurf der Indiskretion verdien' ich nicht. Wenn Sie sich Ihres ersten Briefes entsinnen, so machten Sie uns zwar keine Hoffnung auf bald erfolgende Beiträge, fügten aber hinzu, daß Sie Muße und Gesundheit abwarteten und uns gern geben wollten, was sich bis dahin fördern ließe. Nach Ihrem letzten Briefe fühl' ich es, daß wir Ihre Stellung hätten berücksichtigen müssen, und Sie nicht unter eine Heerde hätten bringen sollen, wo viele schon mit einem rothen Strich für das Aeußerste bezeichnet sind. Darin sehen Sie wieder, wie wenig Takt wir haben. Wir bildeten uns ein, eine solche Schlußzusicherung, wie die Ihrige, gäbe wenigstens den Schatten eines Rechtes. Wir sahen in unserm Enthusiasmus nicht, daß der Anzug, in dem wir an Ihre Thür klopften, verdächtig ist. Verzeihen Sie uns! Wir haben einen schweren Stand. Warten Sie gütigst das erste Heft ab, ehe Sie Ihren Namen reklamiren.

Frkft. a. M., d. 7. Nov. 35.

Mit Hochachtung Gutzkow.

Varnhagen erwiderte ziemlich gereizt:

So leid es mir ist, meinen Namen nochmals in eine Angelegenheit zu verflechten, in welcher Sie denselben schon einmal mit größtem Unrecht genannt haben, so sehe ich mich doch gezwungen, weil die Sache hier ein so unangenehmes Aufsehen macht, heute ein berichtigendes Wort an die „Allg. Ztg." zu senden. Ich halte es für schicklich, Ihnen davon Anzeige zu geben, und thue es um so lieber, als ich Sie dringend ersuchen möchte, meinen dort ausgesprochenen Wunsch zu berücksichtigen. Ich rechne mit Zuverlässigkeit darauf, daß Sie durch keine Erwiderung mich in den Fall setzen, nochmals zu antworten. Da, was Sie gethan, mehr als ein Irrthum ist, so können Sie nicht verletzt sein, daß ich es nur also nenne.

Ich glaube meine Vorhersagungen werden eintreffen, und der widerwärtige, nach keiner Seite gedeihliche Streit wird Ihr lit. Unternehmen in der Geburt ersticken, und Ihre bessern Absichten, Ihre löblichen Vorsätze, von denen Sie reden, werden kaum eine Stätte finden, wo sie sich zeigen können. Möchten Sie aber auch eine unglückliche Erfahrung dieser Art nur benutzen, in jenen Vors. zu beharren, Ihrem Talent, das gewiß jeder Pflege werth ist, eine neue mit unsren deutschen Zuständen und Gewöhn. übereinstimmendere Richtung zu geben, und dasselbe zu künftiger Anerkennung nur um so strenger auszubilden. Mit diesem wohlgemeinten Wunsche scheide ich von Ihnen und verbleibe

16. Nov. 1835. mit Hochachtung Ihr ergebenster V.

An diesem 16. November hatte nämlich der seit 15 Jahren zur Disposition gestellte Geheime Legationsrat vom Minister des Aeußeren die strikte Weisung erhalten, die Angabe Gutzkows und Wienbargs vom 29. Oktober sofort zu widerrufen[23]); wie prompt er gehorchte, zeigt dieser Brief. Zwei Tage vorher hatte der Minister des Innern, Rochow, jene preußische Verfügung erlassen, die alle Schriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt verbot.

So war Varnhagen, von Professor Ulrici (7. Nov.[23a])) abgesehen, der erste, der seinen Widerruf durch die „Allgemeine Zeitung" in die Welt hinaussandte. Er erschien in der außer-

ordentlichen Beilage Nr. 476 zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 23. November und hatte folgenden Wortlaut:

Berichtigung. Es kann nur durch Irrthum geschehen sein, daß in einer Anzeige der „Allgemeinen Zeitung“, die „Deutsche Revue“ und die künftigen Mitarbeiter dieser Zeitschrift betreffend, mein Name genannt worden ist. Die persönlichen Streitigkeiten aber, deren bei derselben Gelegenheit Erwähnung gethan wird, möchte ich selbst durch diese Berichtigung nicht im geringsten berührt haben, da ich, wie bisher so auch ferner, ihnen zu mir keinerlei Beziehung zu geben wüßte.

Berlin, den 16. November 1835.

K. A. Varnhagen von Ense.[24])

Dies also war die Rolle, die Varnhagen im jungen Deutschland zufiel, gewiß keine sehr rühmliche. In seinen Tagebüchern schweigt er fast ganz über diese Dinge, nur einmal entringt sich ihm ein schwerer Seufzer:

Heute, den 22. Dezember 1835, im Gefühl des Unmuths und der Scham über die grausame, alle menschliche Rücksicht verleugnende Verfolgung, welche gegen junge Schriftsteller verhängt ist, denen man jedes auch noch so unschuldige Wort im voraus verbietet, die niemand vertheidigen oder auch nur im Guten nennen, aber jeder höhnen und schimpfen darf, — heute frag' ich mich, was aus dieser begonnenen Richtung werden, wohin sie führen und wie sie sich wenden wird? Und ich kann keine Vorstellung davon finden! — Ich weiß, alles wird anders, als man denkt; hier aber kann ich mir nichts denken, nicht den Fortgang, nicht den Stillstand, nicht den Rückschritt, und ich bin ordentlich neugierig, was ich in sechs Monaten, so Gott will, hier als Antwort werde drunter schreiben können! Denn einige Antwort wird alsdann doch wohl schon herangereift sein.

Und genau sechs Monate später, am 22. Juni, schrieb er die Antwort darunter:

Die harten, unsinnigen Maßregeln sind zurückgenommen. Die Namen dürfen genannt, die Schriften unter Zensur gedruckt werden. Der Jammer kleinlicher, chikanöser, hemmender Aufsicht, Hinschleppung, Widerspruchs, Ungewißheit dauert fort.

Mundts Buch, schon zensurirt, unterliegt einer neuen Zensur, und diese steht still! Laube darf sich als Redakteur des „Mitternachtsblattes“ nicht nennen, obwohl die Behörden wissen und gestatten, daß er es sei. Der dritte Theil von Knebel soll nicht ausgegeben werden [25]), ist es aber schon, und man läßt es dabei bewenden!

Innerhalb dieser sechs Monate war auch das Schreiben Metternichs, das Varnhagen aufforderte, über das junge Deutschland ein Gutachten abzugeben, an seine Adresse gelangt, und hatte Varnhagen dieser Bitte Folge geleistet. Die sie begleitenden Umstände sind merkwürdig.

In Varnhagens „Tagebüchern“ heißt es darüber unterm 12. März 1836:

Durch den Baron Karl von Schweitzer, den ich früher nie gesehen, empfing ich heute ganz unerwartet einen Brief des Fürsten Metternich [26]), einen schon sehr alten, denn er ist noch vom Dezember des vorigen Jahres. Der Fürst wünscht Aufschluß über das junge Deutschland, und was er darüber sagt, ist nicht ohne Liebenswürdigkeit und Geist. So schmeichelhaft das Ganze für mich gewendet ist, so traurig sind doch die allgemeinen Betrachtungen, zu denen ich dadurch angeregt bin. Ich sehe aus allem gleich die Unmöglichkeit, hier einen Boden des Verständnisses zu gewinnen; mündlich könnte noch manches aufgehellt werden, aber schriftlich ist es nicht zu leisten. Dennoch werde ich versuchen, wie weit es gehen kann; die Hauptsache wird sein, daß ich meine Ansicht kurz hinstelle, und es wird dann darauf ankommen, ob mir der Fürst glaubt, denn erweisen und durchstreiten läßt sich dergleichen nicht.

Ich sehe, daß große Befangenheit herrscht, und auch große Dürftigkeit; wie könnte nur sonst der Fürst den Baron Schweitzer so anrühmen, den ich nach einem anderthalbstündigen Gespräch für einen mittelmäßigen Kopf erklären muß, der mancherlei auffaßt und nachspricht, und eigentlich nur der herrschenden Ansicht schmeichelt. Doch er ist im Kabinett des Kaisers von Rußland angestellt, und ist wohl deßwegen für den Fürsten von Metternich von einigem Interesse. Uebrigens scheint er mir harmlos und milde, und durch literarische Liebhabereien sehr befriedigt.

Diese fast dreimonatliche Verspätung eines Fürst Metternichschen Briefes, der nicht einmal der Post anvertraut war, sondern durch den Baron v. Schweitzer persönlich überbracht werden sollte, überrascht. Es ist nicht anzunehmen, daß dem Fürsten, der bei dem ganzen Vorgehen des Bundestages gegen das junge Deutschland durch seinen Vertreter, den Präsidialgesandten Grafen v. Münch-Bellinghausen, der spiritus rector war, an einer schnellen Auskunft durch einen Eingeweihten nichts gelegen war. Diplomatische Briefe brauchten keine drei Monate von Wien nach Berlin, und sie auf Reisen mit sich herumzuschleppen, war wohl ebensowenig thunlich. Es bleibt also nur übrig, an ein Versehen oder — eine Absicht zu glauben. Die in Varnhagens vorsichtigen Zeilen angedeuteten Umstände wecken den Verdacht, daß die Verzögerung jenes Aufklärung heischenden Briefes in der That Absicht war. Wir wissen aus zahlreichen Verhandlungen gegen Demagogen und Schriftsteller der damaligen Zeit, daß die Rücksichten auf die russische Herrscherfamilie bei der preußischen Regierung fast noch weiter gingen als die auf das eigene Fürstenhaus; als Laube über sein Buch „Das neue Jahrhundert 1. Bd. Polen“ verhört wurde und er die darin enthaltenen Angriffe gegen Rußland mit dem Recht der Geschichtschreibung verteidigen wollte, lächelte der Untersuchungskommissar Dambach, „der preußische Reim auf Hambach“, mitleidig und sagte: „Der Kaiser von Rußland ist Preußens Verbündeter, und er ist auch noch der Schwiegersohn unseres Königs. Was ihm Uebles nachgesagt wird, ist auch bei uns strafbar.“ Zwar haben die Censurakten ergeben, daß Laube über die gegen ihn geführte Untersuchung, die sich nicht auf sein Buch über Polen, sondern auf seine „Briefe eines Hofraths“ (= „Politische Briefe“) erstreckte, falsch berichtet, doch findet sich auch in dem Gutachten des Obercensurcollegiums, womit das Verbot der ersteren Schrift begründet wurde, der Vorwurf, daß sie „die gröbsten Verunglimpfungen der preußischen und russischen Regierung“ ent-

halte[27]) Das von Laube citirte Worte Dambachs mag also wohl, wenn auch in anderem Zusammenhang gefallen sein, da, wie schon das Schicksal von Gutzkows „Forum" zeigte, die Akten durchaus nicht vollständig sind.

Baron v. Schweitzer nun war, wie aus Varnhagens Bemerkungen hervorgeht, im Kabinett des Kaisers von Rußland angestellt; er hatte außerdem literarische Neigungen und seine schriftstellerischen Fähigkeiten 1831 nach dem Fall Warschaus dazu misbraucht, mit einer fulminanten Erklärung gegen die Polen die Einnahme ihrer Hauptstadt anzusingen, wofür ihn die gesammte liberale Publicistik mit dem Fluche der Verachtung belegte[28]). Metternich nennt ihn einen „vielfach aufgeklärten und rechtlichen Literator" und sagt von seiner diplomatischen Anstellung nichts; Schweitzer hatte also ziemlich Kenntnis von all dem, was die jungdeutschen Schriftsteller an gelegentlichen Aeußerungen gegen Rußland und an zahlreichen Sympathiekundgebungen für Polen auf dem Kerbholz hatten, und die Erfahrungen des Jahres 1831 waren zu bitter, als daß sie nicht das Bedürfnis nach Vergeltung an der liberalen Schriftstellerbrut brennend erhalten mußten. Er konnte von dem Inhalt des ihm anvertrauten Briefes leicht durch den Fürsten Metternich selbst oder — durch die damals bis zur Virtuosität ausgebildete Kunst des Brieföffnens Kenntnis erhalten haben. Varnhagens Antwort hätte vielleicht der Untersuchung eine andere Richtung oder eine mildere Form geben können, Grund genug für einen treuen Diener seines Herrn, diese Möglichkeit hinauszuschieben, damit das gegen die russische Majestät Gefehlte seine völlige Sühne fände.

Diese Vermutung läßt sich natürlich nicht unbedingt beweisen, aber sie paßt in jene Zeit der diplomatischen Intriguen, der systematischen Verletzung des Briefgeheimnisses und der niedrigsten Kriecherei vor Königsthronen vollkommen und hat wenigstens den Vorzug der Möglichkeit.

Varnhagens Antwort ist nicht bekannt. Das Wiener

Staatsarchiv verweigert jede Auskunft darüber, ob sie überhaupt eingelaufen ist, und an eine Kenntnisnahme der Antwort ist also um so weniger zu denken. Ich vermag jedoch einen, wenn auch nur bedingten Ersatz dafür zu liefern. Am 11. September 1854 schrieb Varnhagen in sein Tagebuch:

> Dr. Gutzkow in Dresden ist Ritter des weimarischen Falkenordens geworden. Im Jahre 1835, in meiner Antwort an den Fürsten Metternich, der mich gefragt hatte, was es mit dem jungen Deutschland sei, hab' ich so was vorausgesagt.

Die „Spenersche Ztg." vom 14. September desselben Jahres brachte diese Notiz in ausführlicherer Form, die allein es schon zweifellos macht, daß Varnhagen selbst ihr geistiger Urheber gewesen ist, vielleicht sie selbst geschrieben hat und die den Literarhistorikern bisher entgangen ist. Sie lautete:

> Dr. Gutzkow, Ritter vom Weißen Falken-Orden.
>
> Als im Jahre 1835 der Lärm wegen des sogenannten jungen Deutschlands aufkam, schrieb der Fürst v. Metternich über die neue Erscheinung an Varnhagen v. Ense und ersuchte ihn um einige Auskunft, er selbst wisse nicht recht, was er aus der Sache machen solle. Varnhagen entsprach diesem Vertrauen mit freimüthiger Wahrhaftigkeit und versicherte dem Fürsten, vor allem sei an nichts Politisches dabei zu denken, an keine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit dem jungen Italien, die Sache sei rein literarisch, und auch auf diesem Gebiete ohne eigentlichen Zusammenhang. Was aber das Moralische betreffe, so habe man freilich über manche Schilderung den Kopf zu schütteln; indeß erinnere er sich seiner Jugendjahre, wo die berüchtigte Lucinde von Friedrich Schlegel erschienen sei, die auch großen Lärm gemacht, doch keine Verfolgung erlitten habe, gegen diese Lucinde sei die jetzt getadelte Wally von Gutzkow aber nur ein unschuldiges Kind, und wenn er bedenke, daß er den Verfasser der Lucinde später als k. k. österreichischen Legationsrath in Frankfurt beim Bundestage und mit dem päpstlichen Christus-Orden geschmückt gesehen habe, so dürfte er mit gutem Erfolg hoffen, daß die Mitglieder des jungen Deutschlands, bei ihren entschiedenen Talenten, auch ihrerseits in der

Folge zu ehrenvoller Anerkennung und Auszeichnung gelangen würden. Der Fürst war damals mit dieser Auskunft sehr zufrieden und hielt alles zurück, was zur Verfolgung der Bedrängten schon von anderer Seite war eingeleitet worden. Jetzt, nach neunzehn Jahren, ist die damalige Vorhersagung in Erfüllung gegangen. Dr. Gutzkow ist Ritter des Weißen Falken-Ordens, und kann ihn aus der Hand des Enkels des Großherzogs Karl August in größten Ehren tragen.

Dieser Artikel erhält nun durch einen andern Umstand noch authentischen Wert. Am selben Tage schickte Ludmilla Assing den Zeitungsausschnitt an Gutzkow, und die Worte, mit denen sie die Sendung begleitete, zeigen, wieviel ihr und wohl auch Varnhagen daran lag, daß die Notiz ihm vor Augen kam: „Da ich weiß, daß, während die Menschen auf den Eisenbahnen rasch von Ort zu Ort fliegen, Bücher und Zeitungen dagegen oft langsam wie Schnecken einherkriechen, und es ein wahrer Zufall ist, was man davon zu Gesicht bekommt und wann, so schneide ich den beiliegenden kleinen Artikel aus der heutigen „Spenerschen Zeitung" aus, und sende ihn Ihnen, damit er Sie freundlich begrüße; er hat mir Freude gemacht und wird auch vielleicht Ihnen angenehm sein." Außerdem kopirte sie den Artikel, jedenfalls im Auftrage ihres Onkels, und er liegt den Briefen Gutzkows an Varnhagen bei, ein Beweis, daß er diesem als Dokument galt.

Ludmilla Assing zeigt sich hier als Vermittlerin zwischen beiden Männern, und es bedurfte wohl einer solchen, um die peinlichen Erinnerungen des Jahres 1835 wenigstens schweigen zu machen, nachdem auch einige vorsichtige Versuche Gutzkows, die Verbindung mit Varnhagen wenigstens aufrecht zu erhalten, an ihrem gegenseitigen Mistrauen gescheitert waren. Zwei weitere Briefe Gutzkows an Varnhagen beweisen, daß ihrem Absender immerhin an der Meinung des Legationsrates gelegen war; der erste charakterisirt aber auch die spröde, ja, wo er mit einer Bitte zu diesem Manne kommt, noch satirische

Art, mit der Gutzkow einzulenken versuchte, und ist auch durch einige neue Fakta für seine Biographie von Bedeutung; er lautet:

Ew. Hochwohlgeboren

ersuch' ich recht dringend, die Bitte, welche Sie in diesen Zeilen werden vorgetragen finden, nur gefälligst aus einem Gesichtspunkte beurtheilen zu wollen, der den Gedanken jeder Art von Zumuthung oder einer zu erregenden Gegenseitigkeit ein- für allemal ausschließt. Ich würde diese Zeilen auch zurückgehalten haben, wenn mich zuvörderst nicht mein eigener guter Wille ermuthigte, oder um es besser zu sagen, mein Gewissen, das sich einer stets gegen Sie bewahrten Hochachtung bewußt ist u. sich sogar trösten kann, Ihnen in dem „Echo der gebildeten Welt" vulgo Europa kürzlich auf Veranlassung Ihrer Bildnißgalerie dieselbe bezeugt zu haben. Sodann aber rechn' ich in Folge einer neulichen Erklärung in der Zeitung f. d. e. Welt[28a]) auf eine gefällige Berücksichtigung dessen, was von mir im Guten oder Bösen auszugehen pflegt.

Um in Kürze zu sagen, was ich will:

Ich suche seit drey Wochen einer hier unter achtbarer Verantwortlichkeit erscheinenden Börsen-Zeitung etwas von meinen literarischen Mitteln einzuflößen. Ich redigire das Blatt u. setz' ihm täglich eine in den Abendstunden niedergeschriebene Combination über laufende Geschichte an die Spitze. Bis jetzt glaub' ich finden diese Artikel mehr Beobachtung, als Beachtung; allein ich wünsche in dem Maaße, als sich jene verliert, diese sich zu meiner Ermunterung vermehren zu sehen. Mich öffentlich zu diesen Artikeln zu bekennen, wäre in meiner Lage Verwegenheit. Ich habe schon genug damit zu thun, ihnen das grelle und verrätherische Colorit zu nehmen.

Was mich aber ermuthigen würde, wäre der Gedanke, darum doch von Männern, deren Urtheil ich ehre, selbst wenn ich persönlich nichts davon vernehme, mich gelesen zu wissen. Bei Ihnen vor Allen möcht' ich diese Voraussetzung gern machen, u. möchte Sie bitten, die Herren Mundt u. Laube (von denen der letztre mir einen Brief schuldet), meine Bitte vorzutragen, als wäre sie auch an sie gerichtet. Und wenn Sie sonst in Ihrem Kreise für die Verbreitung dieser Notiz und Bitte Sorge

tragen möchten; so ist dies eine gewiß sehr unschuldige Propaganda, der ich Sie zu affiliiren suche.

Es mag jetzt ein Jahr her seyn, daß ich Sie bat, etwas für mich zu schreiben. Jetzt will ich Sie nur zum Lesen veranlassen. Sie können mir diesmal ungescheut zusagen: denn ich versichre Sie, ich mache keinen Gebrauch davon.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner dauernden und aufrichtigen Hochachtung!

Gutzkow,
p. A. der Frau General-Consul Freinsheim.

Frankft. a. M., 22. Sept. 36.

Der in diesem Brief genannte Artikel[29]) über Varnhagens „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel" hatte nun durchaus nicht den erhofften Erfolg, denn auf ihn bezieht sich wohl, was Varnhagen am 1. Juli 1836 an L. Tieck schreibt:

„. . . hat er [Genelli] geschmäht und gelästert, wo er früher angebetet, — es sei ihm verziehen! Wie ich es auch Gutzkow verzeihe, daß er das mir theuerste Andenken auf brutale Weise berührt hat. Es thut mir nur leid um ihn. Ich bin für Rahel, wie auch für mich selbst, in diesem Betracht fest u. sicher, u. was die Leute sagen, kann ich sehr leicht beruhen lassen. Lebte Rahel, so hätte ich allerdings die leiseste Empfindlichkeit für sie, u. ich würde manches nicht aussagen, andres ernstlicher aufnehmen; aber so . . .! Die Lebenden will ich überhaupt geschont wissen, u. ich glaube, daß ich es meinerseits nur allzu sehr gethan habe; in welchem Maße, könnte nur der beurtheilen, der einsähe, was alles in meinen unendlichen Papieren ich zum Schweigen gebracht habe!"[30])

Im Herbst 1837 scheint dann gelegentlich eines Aufenthaltes Gutzkows in Berlin eine flüchtige Begegnung zwischen ihnen stattgefunden zu haben; Zeugnis dafür ist nachstehendes Billet; welcher Artikel hier gemeint ist, ließ sich nicht feststellen:

Sr. Hochwohlgeboren
Herrn von Varnhagen.

Leider hab' ich nur ein Exemplar des Artikels bey mir u. dieses ist beim Auspacken aus dem Reisekoffer nicht ganz un-

verkehrt geblieben. Benutzen Sie dies so lange, bis Ihre Bestellung eintrifft; oder, wenn Ihnen dies Exemplar dieselben Dienste leistet, behalten Sie es für immer; ich will mir ein andres kommen lassen.

Sehr erfreut, daß Ihnen diese gelegentliche Arbeit von Interesse seyn konnte, u. hochachtungsvoll.

B. H. 3. Nov. 37.

C. Gutzkow.

Wenn also Max Ring in seinen Lebenserinnerungen (II, 91) von einer späteren Annäherung Gutzkows an Varnhagen spricht, so ist das nur so zu verstehen, daß sie sich eben nicht absichtlich mieden und die üblichen Gesellschaftsformen wahrten. Varnhagens ablehnendes Verhalten gegen Gutzkow noch in den vierziger Jahren bezeichnen uns sehr scharf einige Worte, die die zweite Nichte des Legationsrats, Ottilie Assing, am 10. Januar 1847 an den Dichter des „Uriel Acosta" richtete und die sich auf dessen Novemberbesuch in Berlin beziehen:

„Von Ihrem höchst ergötzlichen Zusammentreffen mit dem Onkel Varnhagen, wobei sich dieser so pyramidal lächerlich benahm, den Blinden und Harthörigen spielte, hat mir Therese [v. Bacheracht] erzählt; es muß sehr lustig gewesen sein und gar nicht der Rolle des feinen Weltmannes gemäß, welche er doch sonst so gern spielt."

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens aber hatte sich Varnhagens Stimmung gegen Gutzkow etwas gemildert; auch hierfür findet sich eine Briefstelle, die sich hier passend einfügt und weiterhin erhärtet, daß Varnhagen nicht nur der Autor jener Zeitungsnotiz, sondern die Veranlassung zu ihrer Uebersendung an Gutzkow war. Nach ihres Onkels Tode schrieb Ludmilla Assing am 29. April 1861 an den Dichter der „Ritter vom Geist": „Es ist schade, daß Sie sich dem Onkel nicht zuletzt noch genähert haben; Sie wissen, daß auch er Ihnen in der letzten Zeit viel freundlicher gesinnt war; ich bin nicht eitel genug, das meinem Einfluß zuschreiben zu wollen, aber jedenfalls freute

ich mich sehr darüber, und in seinen von Frl. Bölte herausgegebenen Briefen werden Sie sich ein paarmal günstig erwähnt gefunden haben."

Die Briefe Varnhagens an Amely Bölte erschienen unter dem Titel „Briefe an eine Freundin"[3]) und enthalten in der That mehrere anerkennende Urteile über Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" und besonders seine „Ritter vom Geist". So findet sich über diese der Ausspruch: „In England und Frankreich würde ein solches Werk dem Verfasser nicht nur die Fülle literarischen Ruhmes eintragen, sondern auch das weltliche Gedeihen weithinaus sicherstellen." In den „Tagebüchern" Varnhagens ist gleichwohl Gutzkow auch späterhin so gut wie gar nicht genannt.

Es gebührt also Varnhagen im jungen Deutschland nicht der Ruhm irgend einer Initiative, im Gegenteil. Aber er hat das unwillkürliche Verdienst, daß er durch seine Verbindungen und Korrespondenzen ein umfangreiches Aktenmaterial gesammelt hat, das ungemein geeignet ist, über manche Punkte Klarheit zu verbreiten.

Dichter und Schauspieler.

In der Geschichte der deutschen Schauspielkunst hat sich Karl Seydelmann ein unvergängliches Denkmal gesetzt; aber sein Haupt umstrahlt nicht nur der Ruhm eines großen Künstlers, auf seinem Antlitz liegt auch der Ausdruck eines ehrenwerten männlichen Charakters. Gleichwohl wird sein Name nicht übermäßig oft genannt, und das hat einen ganz durchsichtigen Grund. Sehen wir Garrick Hand in Hand mit Shakespeare, können wir an Eckhoff, Schröder, Fleck, Iffland und selbst an Ludwig Devrient nicht denken, ohne daß wir dankend zu den Heroengestalten unserer klassischen Literaturperiode hinblicken, so fragen wir bei Seydelmann vergeblich nach einer ähnlichen Kameradschaft. Er steht allein da in einer Zeit dramatischen Interregnums, ein großer Epigone, der den Hausrat seiner Ahnen sorgsam bewacht. Er wußte wohl im Anfang selbst noch nicht, was ihm fehlte, er wollte alle die zahllosen Rollen seiner Vorgänger spielen, wenn möglich besser, und wenn er von einer Reform des Theaters sprach, dachte er mehr an eine solidere Vertiefung der einmal gegebenen Verhältnisse, denn an irgend eine geniale Neugestaltung im größern Umfang und mit bedeutenderen Konsequenzen. Es gefiel ihm auf dem alten Wege sehr wohl, nur entrüstete er sich über die heillose Vernachlässigung, der dieser anheimgefallen.

Den Blick aus dem engen Umkreis einer inneren Theaterreform hinaus zu richten auf ein höheres Ziel, die vereinte

Reformirung von Theater und Literatur, dazu hat ihn Karl Gutzkow aufgerufen, und deshalb ist ihr beider wechselndes Verhältnis von großem Interesse, da es in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts den ersten und auch wohl einzigen Versuch darstellt, in dem Zusammenwirken von Bühne und Dichtung einer neuen Literatur den Boden zu bereiten, aus ihrer engsten Verbindung heraus einer neuen dramatischen Kunst zum Siege zu verhelfen. Ein misgünstiges Geschick hat allerdings dafür gesorgt, daß es bei dem Versuch geblieben ist, denn als die ersten Schwalben dieses Literaturfrühlings ihren Einzug zwitscherten, flogen sie über Seydelmanns Grab hinweg.

Gutzkow lernte Seydelmann 1832 kennen, in Stuttgart, dem literarischen Centrum Süddeutschlands, wo Wolfgang Menzel als Literaturpapst thronte. Dieser damals einflußreichste Kritiker Deutschlands hat übrigens das Verdienst, auf das Genie Seydelmanns zuerst nachdrücklich hingewiesen zu haben, sogar zu Versen ließ sich der gelehrte, aber erzprosaische Mann durch des Schauspielers Rollen begeistern.[32]) „Vorzugsweise Seydelmann zu Liebe", erzählt Gutzkow[33]) „wurde ein festes Abonnement am Theater aufrechterhalten, jedes Stück ohne vorgefaßte Abneigung, unbefangen im Geschmack und mit bester Laune genossen; ja das Interesse des Schauspielers, das Darstellbare, scenisch Wirksame wurde von Menzel gegen allen Einspruch der Aesthetik frischweg entschuldigt." Der „Adjutant" Menzels, Karl Gutzkow, war damals ein 20jähriger junger Mann, der den Kopf voll Politik hatte und von der Bühne noch nichts verstand. Von den Leistungen Seydelmanns, der schon eine künstlerische Entwicklung hinter sich hatte, blieben ihm aus jener ersten Zeit daher nur schwache Eindrücke, aber keine Meinung.

Anders war es, als der junge Schriftsteller Ende 1834 nach Stuttgart zurückkehrte, erfüllt von den Eindrücken der Münchener und Berliner Theater. Sein dramatischer Gesichts-

kreis hatte sich ungemein schnell erweitert, sein künstlerisches Auge hatte sich auf den Reisen des Jahres 1833 durch Vergleiche geschärft und mit freudiger Ueberraschung vertiefte er sich nun in das Studium der Seydelmannschen Charaktere. Frei von den Menzelschen Fesseln, die er kühn abgeschüttelt, trat er nunmehr auch dem Menschen Seydelmann nahe. Ein fröhliches Künstlerquartett hatte sich da zusammengefunden. August Lewald war mit einer ausnahmslosen Geringschätzung der deutschen Schauspielkunst von Paris nach Stuttgart gekommen, aber es dauerte nur kurze Zeit, bis der blasirte Theaterhabitué der eifrigste und lauteste Bewunderer Seydelmanns wurde. Der vierte im Bunde war der Schauspieler Heinrich Moritz, damals noch mit seinem Kollegen freundschaftlich verbunden, und diese drei nahmen dann den jüngeren Kollegen von der Feder unter ihre Fittiche. Entweder ging es auf eine Pilgerfahrt zu landwirtschaftlichen Festen in der Umgegend, oder man traf sich in Lewalds Haus zu den humoristischen „Kalbsbratenabenden", oder veranstaltete ein nächtliches Picknick bei dem Jüngsten des vierblätterigen Kleeblatts, bei Gutzkow, der in jenem Winter zeitweilig durch Krankheit an seine Stube gefesselt war. Noch in spätern Jahren, als Gutzkow schon die die Gewohnheit hatte, aus den meisten Jugendblüten statt des Honigs nur Galle zu saugen, erzählt er mit in heimliche Sehnsucht ausklingender Befriedigung von jenen Winterabenden, wo draußen der Sturm tobte, drinnen die Lampe brannte, und über seine enge Treppe drei Menschen hinaufstiegen, von ihren Frauen mit Wein, Würsten und Braten bepackt. Brod und Spielkarten fanden sich vor, und unzählige Anekdoten, Witze, drollige Einfälle und schallendes Gelächter zeugten von dem fröhlichen Einvernehmen der vier. Später allerdings sollten all diese gemütlichen Eindrücke wenigstens zwischen Seydelmann, Moritz und Lewald in „Pech und Schwefel" aufgehen.[34])

In diesem Winter 1834 sammelte Lewald den Stoff zu seinem Buche „Seydelmann und das deutsche Schauspiel", das

einer begeisterten Hingebung an den Künstler entsprang, als es aber 1835 erschien, dem Gefeierten mehr Ungelegenheiten als Vorteile bereitete. Den Eindruck, den dieser Verkehr mit Seydelmann auf Gutzkow machte, hat dieser bald darauf niedergelegt in dem Essai „Phantasien über Seydelmann“, die er in der ersten Hälfte des Jahres 1835 im Literaturblatt zum (Nr. 7 und 20) Frankfurter „Phönix“, das er vom 1. Januar ab redigirte, veröffentlichte. All die großen Ideen und Pläne, die in ihren zwanglosen Zusammenkünften mit Ernst und Scherz waren phantasirt worden, nahm hier eine berufene Feder auf und ergänzte sie nach einer Seite, die der schaffensfreudige Dichter als einen Mangel an der künstlerischen Persönlichkeit des Schauspielers empfunden hatte. Noch später beklagte er sich bitter darüber, daß Seydelmann in jener Zeit gar keine Anregungen gegeben, ja die beginnende dramatische Produktion seines jüngeren Freundes geradezu gehemmt habe. Als ihm Gutzkow zwei Akte eines Trauerspiels „Marino Falieri“ vorlegte, die er im Morgenblatt[35]) veröffentlicht hatte, erhielt er weiter keine Antwort als: „Nur ja keinen schwachen Helden!“, ein Urteil, das den jungen Dichter noch auf Jahre hinaus von dramatischer Produktion zurückschreckte.[36]) In jenem Essai aber bezeichnet Gutzkow mit überraschender Scharfsichtigkeit das, was dem Stuttgarter Schauspieler fehlte, die „Tendenzen der Zeit, die große Bewegung, welche ihm in die Hände arbeitet“. Seydelmann suchte eine Bühne, die von einem großen künstlerischen Interesse geleitet wurde, Gutzkow wünschte ihm dazu die „Verschwisterung seines Talentes mit einer neuen literarhistorisch bedeutend werdenden Richtung“, ein neues Repertoire, mit dem er Gestalten neu schaffen könne, und dies ihm zu bieten, fühlte sich der junge Dichter in seinem Innersten berufen. Er prophezeite: „Seydelmann ist jung (die ewige Kunst verjüngt). Seydelmann wird der Held einer Periode werden, die im Anzuge ist. Die Reform des deutschen Theaters kann nicht ausbleiben; denn Dinge, über die man sich klar

ist, kommen von selbst". Daß sich Gutzkow in jenen ersten Jahren seiner schriftstellerischen Laufbahn darüber klar war, daß er mit jenem feinen Instinkt für die Bedürfnisse seines Zeitalters, den selbst seine Gegner an ihm bewundern müssen, das Aufkeimen eines neuen Dramas vorausahnte und als eine selbstverständliche Notwendigkeit betrachtete, dafür giebt es wohl kein besseres Zeugnis als das Laubes, dem man Eingenommenheit für Gutzkow wahrlich nicht nachsagen kann, der aber in der enthusiastischen Schätzung Seydelmanns durchaus mit seinem jungen Kollegen übereinstimmte.[37]) Laube erzählt in seiner Geschichte des Burgtheaters:[38]) „Schon im Jahre 1834, als ich Reisenovellen schrieb und Gutzkow seine ‚Wally' noch im Kopfe trug, sagte er mir plötzlich einmal in Leipzig: ‚Eigentlich müßten wir für die Bühne schreiben!' Und dabei entwickelte er die Macht, welche von der Bühne ausgehen könnte, sobald sie die Interessen der Gegenwart darstellte. Ich schüttelte damals den Kopf. Obwohl ich von Jugend auf lebhafteren Antheil an der Bühne genommen als er, obwohl ich gleich nach der Studentenzeit der Bühne wirksam nahe getreten und Stücke — natürlich unreife Waare! — zur Aufführung gebracht, obwohl ich also mehr als er berufen gewesen wäre, auf Theatergedanken zu gerathen, billigte ich doch damals in Leipzig seine Idee gar nicht. Ich meinte, unsere Ideale lägen viel zu fern von dem, was auf dem Theater möglich und wirksam wäre .... Wir ruderten in Politik und sozialer Erweiterung; ich begriff nicht, was wir mit der Bühne gemein haben konnten, welche doch im wesentlichen auf bestehende Sitte und Anschauung gewiesen sei. Er sah weiter als ich und beharrte auf seinem Gedanken, und so war er auch wirklich der Erste von uns, welcher einige Jahre später mit einem Theaterstück auftrat, mit ‚Richard Savage', ... er fuhr fort mit seinem ‚Werner' ... und dies Stück gerade bebaute, klar ausgesprochen, das Feld, welches ich das ‚Stück der Gegenwart' nenne. Er war also mit seinem

Instinkt und raschem Talente ein richtiger Anführer geworden."

Das schrieb Laube, als er längst mit Gutzkow zerfallen war. Auch in den „Erinnerungen" [39]) gedenkt er dessen.

Das war es, was Gutzkow vorschwebte, als er sich durch den Mangel an Anregung von Seiten eines Künstlers wie Seydelmann zurückstoßen ließ, um nachher mit eigener rüstiger Kraft seinen neuen Weg sich selbst zu suchen.

Dieses Geständnis Laubes erst läßt uns verstehen, was Gutzkow mit jener „Verschwisterung des Talentes mit einer neuen litterar-historisch bedeutend werdenden Richtung" anzudeuten wagte, es war eine öffentliche Aufforderung zu einem Bündnis zwischen dem Schauspieler und dem eine Zukunft in sich fühlenden Dramatiker zur Schöpfung einer neuen Literatur. Wie dem späteren Burgtheater-Direktor mag es damals auch Seydelmann gegangen sein, daß er die große Idee, die im Geiste Gutzkows noch erst schüchtern versuchend ihre Flügel zu regen wagte, nicht begriff, der weitere Verlauf des Jahres 1835 sollte das klar erweisen. Es bot sich plötzlich die Aussicht, daß Gutzkows Träume in Erfüllung gehen konnten.

Im Frühjahr 1835 hielt man in Frankfurt, wo Gutzkow an der Redaktion des „Phönix" beteiligt war, Umschau nach einem Theaterintendanten. Der Zufall fügte es, daß Seydelmann, der zu einem Gastspiel nach Berlin berufen worden, vorher in der Stadt am Main gastirte. Sein Auftreten daselbst war geradezu epochemachend, und einige Aktionäre der Frankfurter Bühne kamen auf den Gedanken, an Stelle Franz Grüners dem Stuttgarter Künstler die Leitung derselben anzutragen. Gutzkows Freunde, so Ed. Beurmann in seinen „Frankfurter Bildern" (1835), der uns auch (S. 308) eine anmutige Schilderung des Erfolges Seydelmanns in der Mainstadt giebt, hatten diesem Plane kräftig vorgearbeitet. Gutzkow selbst war ausersehen, ihn dem Erwählten vorzulegen. Die Haupttriebfeder war der Liederkomponist Wilhelm Speyer, ein

intimer Freund Seydelmanns; sein Einfluß in artistischen Dingen war für Frankfurt ausschlaggebend. Aus dieser Zeit nun besitzen wir eine Anzahl Briefe Seydelmanns an Speyer und Gutzkow, die uns über diese Angelegenheit Aufschluß geben. Die an Gutzkow sind von besonderem Interesse. Rötscher hat sie in seiner Biographie Seydelmanns[40]) abgedruckt, doch sie so von allem Persönlichen gesäubert, daß man sich von den eigentlichen Motiven, die bei den Verhandlungen vorwalteten, nur eine unklare Vorstellung machen kann.

Am 5. März 1835 schreibt Seydelmann an Wilhelm Speyer:

„Der Gutzkow schreibt mir erhitzende Briefe. Er sieht einen Reformator des in Schlamm und Koth versunkenen Theaterwesens in mir; ich sei geschaffen, mir die Hände zu besudeln! „Eine Unze Bisam, Gevatter!“ In Schauspielsachen thut sie Noth. — Frankfurt, meint er ferner, sei der Ort für mein klebriges Geschäft. Ich soll hin; als Schauspieler, Regisseur, Direktor der Komödie. Was thun? Sie sind eingeweiht in das große Vorhaben, so sagt sein letzter Brief ....
Gutzkow empfiehlt mir Eile. Erst aber muß ich mich mit Ihnen besprechen.“

Die Sache wurde in aller Heimlichkeit betrieben, weder Seydelmanns Frau noch Lewald hatten eine Ahnung davon, um des Künstlers Stellung in Stuttgart nicht zu stören. Schon lange sehnte sich der von einer gründlichen Theaterreform träumende Schauspieler von Stuttgart, wo alles bei guten Vorsätzen blieb, fort. „Die Rolle eines Jagdhundes neben einem schnarchenden Revierförster“ zu spielen, wie er sich drastisch ausdrückte, war ihm unausstehlich. Theaterdirektor zu werden, lehnte jedoch Seydelmann entschieden ab, aber Direktor des Frankfurter Schauspiels zu sein, war er bereit. Jedoch verlangte er unbedingte Vollmacht für dieses Ressort: „Titulatur-Schauspieldirektor will ich nicht werden“, schrieb er an Speyer. Auch hatte er diesem genau die Bedingungen formulirt, die für sein Frankfurter Engagement Voraussetzung seien.

Obgleich Seydelmann Ende März persönlich in Frankfurt war, zogen sich die Verhandlungen bis in den Herbst hin. Am 8. September[41]) richtete er schließlich ein Ultimatum nach Frankfurt; man war aber hier nicht gesonnen, seine Forderungen zu bewilligen, und so verlief die Sache im Sande.

Es ist selbstverständlich, daß dieser ergebnislose Ausgang eines Planes, dessen Verwirklichung auch für Gutzkow zweifellos von entscheidender Bedeutung geworden wäre, auf das Verhältnis zwischen ihm und Seydelmann nachteilig wirken mußte, und in der That bricht auch mit demselben 8. September 1835 vorläufig der Briefwechsel zwischen den beiden ab.

Ob Gutzkow nach dem Fehlschlagen dieses Planes mit Heinrich Moritz, dem Rivalen und späteren Feind Seydelmanns, gegen diesen „konspirierte", wie Adolf Palm in seinem hübschen Buche „Briefe aus der Bretterwelt" (1881. S. 53) zu berichten weiß, konnte ich nicht feststellen, da die hier erwähnten, angeblich in der Neuen Freien Presse veröffentlichten Briefe trotz aller Bemühungen nicht zu entdecken waren.[41a]) So kann ich hier auch nur jene von Palm citierte Briefstelle einfügen, die allerdings von einer starken Verstimmung zwischen Gutzkow und Seydelmann Zeugnis giebt. Unterm 3. Nov. 1835 schrieb Gutzkow an Moritz aus Frankfurt:

„Ich halte Seydelmann noch immer für einen großen Schauspieler, bin aber froh, dem kleinen Menschen nicht ausgesetzt zu sein. Seydelmann hat von hier eine Offerte beinahe als Intendant bekommen. Noch hat er nicht geantwortet. Er läßt sich immer hinauftreiben im Preise .... ich schreibe nur mehr über ihn, wenn er das hiesige Engagement nicht annimmt. Ich glaubte in ihm einen Mann zu sehen, der für die Wiederbelebung des deutschen Theaters glühte. Ich bot ihm mich und meine Freunde an, ich leitete die hiesigen Unterhandlungen ein. Er belog mich mit seinem Enthusiasmus. Er mag nun sehen, wie weit er mit der Berliner Kritik kömmt, die ihm Genie und Gemüt abspricht. Man nennt ihn ein mechanisches Kunstwerk, das mit dem Verlust eines einzigen Stiftes zusammensinkt ..."

Gutzkow hat auch in seinem von wärmster Freundschaft diktierten Nachruf „Erinnerungen an Karl Seydelmann“ [42]) der wenig schmeichelhaften Vermutung Ausdruck gegeben, daß Seydelmann den ihm von Frankfurt gemachten Antrag benutzt habe, um seinen Stuttgarter Kontrakt zu verbessern. Die von Seydelmann gestellten Bedingungen schienen diesen Verdacht zu rechtfertigen, und das mußte wohl in erster Linie auch Gutzkows Interesse an einer Direktionsführung Seydelmanns in Frankfurt abstumpfen. Gutzkow war aber ein junger Mensch von 24 Jahren; Seydelmann war beinahe doppelt so alt wie er, hatte eine Familie, und man kann es kaum als Pedanterie bezeichnen, wenn er sich sträubte, einen Lebensweg einzuschlagen, der nicht ganz regelrecht vorgezeichnet war und eine verläßliche Sicherheit bot. Er durfte nicht mehr wagen, zu experimentieren, und die Frankfurter Aktionäre drückten sich um eine bestimmte bindende Zusage herum. Gutzkow in seinem jugendlichen Uebereifer für alles, was Bühne und Litteratur hieß, konnte wohl nicht recht begreifen, daß Seydelmann, dem es doch so heilig ernst um die Kunst zu sein schien, und von dem er selbst prophetisch begeistert geschrieben hatte, daß „sein Name bestimmt sei, nach einer langen Periode des zwecklosen Treibens eine neue Schöpfung zu bezeichnen“, nicht mit Freuden die Gelegenheit ergriff, eine leitende Stellung einzunehmen, in der er seine Ideale in reale Thatsachen umsetzen konnte, selbst auf Kosten materieller Vorteile. Hatte er doch selbst, seinem freien Schriftstellerberuf und seiner künstlerischen Ueberzeugung zu Liebe, die günstigsten Angebote Cottas ausgeschlagen. Diese Peinlichkeit des gewissenhaften Schauspielers war Gutzkow unsympathisch, er machte ihm daher Vorwürfe über diese Handlungsweise, und Seydelmanns Antwort vom 20. Mai verrät gleichfalls eine etwas gereizte Stimmung. Rötscher hat die betreffende Stelle unverständlicherweise unterdrückt, deshalb mag sie hier folgen:

„Mein lieber Freund! Was haben Ihnen denn die Frankfurter gesagt, daß Sie mir derart den Text lesen? Ich möge nicht verlangen, daß man mir die Sache so entsetzlich maulrecht mache, sagen Sie. Ei, mein verehrter Herr und Freund, Sie sind sehr übel berichtet, sonst könnten Sie unmöglich so sprechen. Kann ich denn in meiner Stellung mehr thun, als ich, schon seit lange, gethan habe? Wenn ich den Herren Kaufleuten vorgelegt, daß ich in Stuttgart so und so angestellt bin, wenn ich ihnen darauf die Frage stelle: was möget und könnt ihr mir, als Ersatz, für das Aufzugebende bieten, und die — Herren schweigen; wer verdient denn dann die Schelte? (Sie sehen, ich spreche schon Berlin'sch.) Es ist mir in der That unerklärlich, wie man nun noch mehr von mir fordern mag, da jene Herren noch mit gar keiner Erklärung gegen mich herausgerückt sind! Daß sie Lust zeigen, mich zu engagiren — ei, darauf allein läßt sich eine sichere Stellung nicht gleich hinwerfen. Weiß ich doch von Bedingungen, die sie klar aussprechen müssen, noch keine, keine Silbe. Drollig, in der That! Glauben sie, ihrem Stolze zu nahe zu treten, wenn sie mit mir ernste Unterhandlungen angeknüpft, und ich nicht darauf einginge? Ei, Stolz gegen Stolz; an den Hals werfen werde ich mich Niemand. Was ich in Stuttgart habe, wissen sie, und, wie gesagt, schon lange; was sie mir geben können, geben mögen: davon ist mir noch nicht eine Ahnung zugekommen. So steht's! Urtheilen Sie nun."

Diese Rechtfertigung mag bei Gutzkows Denkweise nicht den beabsichtigten günstigen Eindruck gemacht haben. Doch traten nun noch andere Gründe hinzu, die Trennung zwischen ihnen zu einer gründlichen zu machen.

Seydelmann war zur Zeit jener ersten Verhandlungen im April 1835 in Berlin; das Berliner Publikum hatte ihn mit außergewöhnlicher Spannung erwartet. War er doch im ganzen Süden Deutschlands und in Oesterreich ein anerkannter Künstler und hatte seinen Weg gemacht mit beinahe geflissentlicher Umgehung Berlins, das schon damals den Anspruch erhob, einzig und allein große Schauspieler aus der Taufe heben zu dürfen. Seydelmann selbst hatte in einem Artikel

im Morgenblatt die Berliner Kritiker herausgefordert, indem er wohl nicht ohne Ironie versicherte, er fürchte sich vor ihnen. Dazu war im März Lewalds Schrift erschienen, in der Seydelmann als der einzig bedeutende lebende Schauspieler dargestellt und eine Reform des deutschen Theaters von Stuttgart aus proklamiert wurde. Das sah auch wie eine Herausforderung aus, und als nun Seydelmann nach Berlin zum Gastspiel berufen wurde, mag sich wohl in manchem vom Berliner Publikum und von der dortigen Kritik der Vorsatz geregt haben, dem selbstbewußten Süddeutschen einmal gründlich auf die Finger zu passen. Seydelmanns Kunst aber triumphierte, nach einem kalten Empfang steigerte sich der erste Abend zu einem Triumph, der von Tag zu Tag wuchs und geradezu beispiellos war, sodaß das Gastspiel um das Dreifache verlängert werden mußte. Auch dieser Umstand, die neue Richtung, die dieser Erfolg den Wünschen und Plänen des Künstlers gab, mag seine Hartnäckigkeit in den Frankfurter Verhandlungen verursacht haben.

Anders aber war es mit der Berliner Kritik. Die jugendliche philosophische jubelte Seydelmann zu, die ältere aber rüstete sich zu einem planmäßigen Kampf, und es war eine Ironie des Schicksals, daß ein Wort Gutzkows die Parole zu dieser Fehde hergeben sollte. Bevor Seydelmann nach Berlin kam, hatte er mit glänzendem Erfolge in Frankfurt gastirt, und bei einem Bankett, das zu seiner Feier in privatem Kreise stattfand, hatte Gutzkow in einem Trinkspruch die Aeußerung gethan, Seydelmann möchte nach Berlin gehen und den Kranz der Meisterschaft, der dort auf den Gräbern Ifflands, Flecks und Devrients liege, auf sein Haupt setzen. Einer aus der Gesellschaft, von schreibseligem Naturel, teilte eine Notiz darüber einem Blatte mit und so wurde dieser durchaus private und ganz harmlose, herzlich zugebrachte Wunsch öffentlich. Das nahm man in Berlin als eine Verhöhnung, als einen Leichenraub auf und flugs erschien in Oettingers

„Figaro“ eine Kritik, an deren Spitze als Motto jene Worte Gutzkows prangten und die „Seydelmann in Berlin“ in Staub und Vernichtung treten sollte. Nach Seydelmanns Vermutung war der Berliner Schauspieler Rott der Schreiber dieses Artikels. Auch andere Gründe sprechen dafür.

Dieselben klatschsüchtigen Zungen guter Freunde, die dabei mitgewirkt haben mochten, ruhten nun nicht eher, als bis sie auch auf Gutzkows Seite Mistrauen erregt hatten. Man hatte in jener Figarokritik das günstige Prognostikon, das er dem scheidenden Künstler ausgestellt, auf Rechnung des Banketts gesetzt, das Seydelmann Gutzkow gegeben haben sollte, also eine niederträchtige Verdächtigung, die wie der Vorwurf der Bestechlichkeit klang. So unbegründet sie war, mußte sie den Frankfurter Kritiker doch zur Vorsicht ermahnen, er durfte sich nicht in den Verdacht einseitiger Parteilichkeit bringen. Die schon bestehende Verstimmung hatte verleumderischen Einflüsterungen vorgearbeitet. Daß solche erfolgte, beweist eine von Rötscher ebenfalls unterdrückte Stelle in jenem Brief Seydelmanns vom 8. September:

„Herr Dr. Schlesier ist Samstag am 4. von hier nach München abgereist. Ich weiß nun, wer Ihnen, verehrtester Freund, die Nachricht gebracht hat, Seydelmann habe sich nachtheilig über Sie in Leipzig geäußert. — Noch einmal: Jeder Zoll von dem ein Schurke, der Ihnen sagt, ich hätte — irgendwo — das Mindeste gegen Sie gesprochen. O, ich sehe wohl, man will Sie stimmen, mich weniger freundschaftlich, vielleicht sogar feindselig zu behandeln. Nun — was kann ich anders thun, als redlich bleiben. ‚Komme, was kommen mag: Die Sonne rinnt auch durch den rauhsten Tag!‘[43]) — Wäre ich an einem Orte mit Ihnen, man sollte sich wohl in Acht nehmen, Ihnen Flausen über mich in den Kopf zu setzen.“

Trotz dieser versöhnenden Worte Seydelmanns ist ein Bruch eingetreten, der Briefwechsel hörte auf und ward erst fünf Jahre später unter ganz anderen Verhältnissen wieder aufgenommen.

„Nach einer Verstimmung von einigen Jahren“ schrieb Gutzkow eigenhändig über die späteren Briefe Seydelmanns. Betrachten wir aber seine Aeußerungen über den Künstler in dieser Zwischenzeit, so müssen wir ihn völlig davon freisprechen, daß diese persönliche Gereiztheit irgendwie seine schriftstellerische Thätigkeit beeinflußt oder seine Achtung vor Seydelmanns Kunst herabgemindert habe. Natürlich müssen wir ihm das Gefühl der Enttäuschung über das Versagen eines vielleicht epochemachenden Planes zu gute halten und können uns nicht wundern, wenn er im folgenden Jahre, als er die genannte „Phantasie über Seydelmann“ in den „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Litteratur“[44]) herausgab, in einer Nachschrift mit einer bittern Resignation bedauerte, daß jene „Herzens-Ergießung, was die Persönlichkeit, welche sie veranlaßte, betreffe, eine Phantasie bleiben zu wollen scheine“. Er erörtert dann die Lewaldsche Schrift, hebt hervor, daß die „Wendung der Litteratur von dem Schauspieler unabhängig“ sei, und kommt zu dem Schluß:

„Sollten sowohl Lewald, wie ich ein Uebermaß von Hoffnungen an Seydelmann geknüpft haben, so wäre es dies, daß wir geglaubt haben, eines Künstlers Laufbahn könne auch der Litteratur den Weg ebnen. Hiervon sind wir soweit zurückgekommen, als Seydelmann sich nicht an dem Platze befindet, um für die Litteratur ein Mann wie Schröder und Iffland zu werden; aber dennoch wird man ihn gegen die zahlreichen Anfechtungen seiner Gegner als Künstler mit bestem Gewissen immer verteidigen können.“

Bei dieser Ueberzeugung blieb er durchaus, ja fühlte sich hin und wieder veranlaßt, sogar für Seydelmanns Person, für seinen Charakter, der von seinen Gegnern auf Grund völliger Unkenntnis vielfach geschmäht wurde, eine Lanze zu brechen. So schrieb er 1837 in den „Reiseerinnerungen“[45]): „Er ist und bleibt ein großer Schauspieler; schade, daß sein Streben nach

Anerkennung seinen Charakter oft von einer so unrechten Beleuchtung sehen ließ. Er ist keineswegs so kalt, wie man ihn verschreit; nur bietet er nicht Jedem sein Herz gleich auf dem Präsentierteller". Und wie eine Selbstverteidigung Gutzkows klingt es, wenn wir 1838 in Nr. 154 des „Telegraphen", dessen Redaktion er seit 1837 führte, lesen: „Man spricht bei Seydelmann von Berechnung; aber jeder Künstler soll berechnen; kein Dichter ist ohne den ordnenden sinnenden Verstand. Seydelmann kein Genie nennen (deshalb nicht nennen, weil er nicht tobt und rast und allerdings ein kaltes Herz hat) wäre gerade so, als wollte man Goethe keinen Dichter nennen. Das Gemüth und wieder das Gemüth macht weder Künstler noch Dichter. Die Gestaltungsgabe ist Frucht einer höheren Apperception, wo Gemüth, Verstand und Phantasie ineinander rinnen und eines nicht ohne das andere ist. Ein kaltes Herz haben heißt auch ein Herz haben, nur äußert es sich anders als das sentimentale Herz." Auch Gutzkow litt ja schon damals unter dem Vorwurf der Gefühllosigkeit.

Dieselbe Anerkennung bewahrte er auch für den Künstler Seydelmann und nahm, wo er konnte, Gelegenheit, für ihn einzutreten. „Es ist die gewaltige Ruhe und Sicherheit, der imponirende Takt der Bildung", schrieb er 1839[16]), „der uns würdevoll aus allen seinen Bretter-Schöpfungen entgegentritt; das ist der unermeßliche Vorsprung, den er vor allen seinen Rivalen voraus hat. Das wunderbare Talent Seydelmanns würde sich eben so gut in die Rolle eines Litteraten, Gelehrten oder Staatsmannes hineingedacht haben. Seydelmann hätte auch in jedem andern Lebensberuf etwas Tüchtiges geleistet. Er steht als der erste Schauspieler Deutschlands da, insofern die Kunst den Maßstab theatralischer Leistungen abgeben soll; indessen giebt es einige Namen, die ihn an schauspielerischem Genie, an ursprünglichem Beruf übertreffen." Zu letzteren rechnet Gutzkow Theodor Döring, der Seydelmanns Nachfolger in Stuttgart war.

So war also die Brücke zwischen dem Schauspieler und dem Dichter nicht völlig abgebrochen, aber bei dem Charakter beider Parteien mußte der Zufall helfend dazwischen treten, sie wieder zusammenzuführen.

Seit 1838 war Seydelmann in Berlin und trotz aller Anfeindungen hatte er sich durch sein Können und seinen Fleiß eine unerschütterliche Stellung auf denselben Brettern erobert, von denen herab sein Vorgänger Ludwig Devrient so oft das Berliner Publikum begeistert hatte. Seydelmann hatte ein beneidenswertes Ziel erreicht, er war anerkannt in der Stadt, die als einzig ausschlaggebend für künstlerische Qualitäten auftrat. Gutzkow aber blieb nicht zurück. Mit der Aufführung des „Richard Savage" am 15. Juli 1839 in Frankfurt begann seine dramatische Laufbahn, die trotz mannigfacher bittrer Enttäuschungen gleichwohl Triumphe aufweisen konnte, wie sie dem ernsten Dichter damals selten zu teil wurden. Dies erste Bühnenstück eroberte alle größeren Theater und so auch das Königliche Schauspielhaus zu Berlin. Mit diesem Zeitpunkt 1840 wurden die Beziehungen Gutzkows zu Seydelmann wieder angeknüpft und nahmen eine ganz andere Gestalt an wie vorher. 1835 war ihre Bekanntschaft, man kann sagen, mehr eine geschäftliche. Sie entdeckten gemeinsame Anschauungen, sie glaubten gemeinsame Ziele zu haben, und so lag der Wunsch nahe, sich zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen. Da traten persönliche Verschiedenheiten störend auf und trennten das Bündnis in seinen ersten Anfängen.

Die zweite Serie von Seydelmannbriefen, die den Jahren 1840/41 entstammt, ist das Zeugnis intimster persönlicher Freundschaft und Vertrautheit, die weit über das Maß gesellschaftlicher Hochachtung und künstlerischer Kollegialität hinausreicht.

Wer die erste Anknüpfung gesucht, ist nicht ganz sicher, jedenfalls aber hat Seydelmann den ersten Brief geschrieben. Die Aufführung des „Richard Savage", in dem er die Rolle

des Journalisten Steele verkörperte, gab ihm Veranlassung, an den mit einem Schlage berühmt gewordenen Dramatiker ein Schreiben zu richten. Es trägt nicht den Charakter einer Antwort. Mit peinlicher Höflichkeit tritt er an ihn heran: „Wohlgeborener, Sehr geehrter Herr“; Unterschrift: „Euer Wohlgeboren ergebenster“. Fünf Tage später, am 8. April, nennt er sich schon „Ihr dienstbereitwilliger Seydelmann“, und die Aussicht, Gutzkow, der zur Erstaufführung seines Werkes persönlich nach Berlin gekommen war, am folgenden Tage entgegenzutreten, entlockt ihm eine bedeutungsvolle Aeußerung, die wie eine Ahnung des Kommenden, wie eine Sehnsucht nach Verständigung klingt. Mit feinem Instinkt bezeichnet hier Seydelmann den Boden, auf dem sie sich wiederfinden mußten, ihre beiderseitigen tiefen und schmerzlichen Erfahrungen. Da bei Rötscher dieser kurze Brief fehlt, möge er hier folgen:

Wohlgeborener, Sehr geehrter Herr!

Ich freue mich herzlich, Sie in Berlin zu wissen! Wir haben uns lange nicht gesehen und die letztverflossenen Jahre waren nicht arm an Erfahrungen, weder für Sie noch für mich. —

Ich würde mir das Vergnügen machen, Sie zu besuchen, wenn ich nicht heute zu thun hätte und bis zur Theaterzeit zu Hause bleiben müßte. Meine Frau war lebensgefährlich krank und bedarf noch immer der aufmerksamsten Pflege. Vielleicht kann ich morgen zu Ihnen kommen, um zu hören, was Sie in der Kerkerszene Ihres „Richard“ noch geändert wünschen. Ich war den ganzen Morgen mit meiner Rolle beschäftigt; mit dem Steele nemlich, in den Modernen*) habe ich nichts zu thun.

Hoffentlich bleiben Sie eine geraume Zeit hier; und wollen Sie mich erfreuen, so geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen beweisen zu können, daß ich mit aufrichtiger Hochachtung bin

Ihr dienstbereitwilliger Seydelmann.

V. Hause; am 8. April 1840.

*) Ein Schauspiel von Friedrich von Heyden, das damals auf dem Berliner Repertoire stand.

Seitdem sich die beiden nicht mehr gesehen, war Gutzkow zum Manne gereift; er hatte die ganze Misère des Schriftstellerelends in allen ihren Bitternissen durchgekostet. Er hatte Schmähung, Verfolgung, Gefängnis und alles ertragen, ohne zurückzuweichen, obgleich es einsam um ihn wurde und aus dem mit großem Pomp angekündigten jungdeutschen Konzert einer nach dem andern sich heimlich wegstahl und, einmal draußen, seinen früheren Genossen eiligst die Fenster einwarf, um seine loyale Gesinnung zu zeigen. Er war hin und her geworfen worden von der schwankenden Woge des Litteratenlebens, aber er hatte mit offenem Auge ein gut Stück Welt gesehen und in unermüdlicher Arbeit sich selbst gefunden.

Seydelmann hatte in Stuttgart unter der Gleichgültigkeit, an der sein heiligster Eifer für die Kunst machtlos abprallte, schwer gelitten. Intriguen niedrigster Art weckten ein Mistrauen in ihm, das sich von da ab immer mehr steigerte, und als er in deren Urheber sogar seinen einstigen Freund Heinrich Moritz erkannte, dem August Lewald, der begeisterte Autor des Panegyrikus „Seydelmann und das deutsche Schauspiel“, mit seiner spitzen Feder sekundierend zur Seite stand, hatte er mit einem Gewaltstreich der ganzen widerlichen Komödie ein Ende gemacht, in der Ueberzeugung, daß „es überall Menschen giebt, wenn man sie nur zu wecken versteht“. So war er nach Berlin gekommen mit der ganzen enthusiastischen Sehnsucht, die er noch nicht hatte opfern können auf dem Altar seiner Kunst. Es war ein Siegeszug. Vom Publikum begeistert aufgenommen, von der Kritik teilweise mishandelt, hatte er dennoch gesiegt und sogar eine Reihe seiner Gegner vor seinen Ruhmeswagen gespannt; nicht durch Händedrücken hinterrücks; schweigend hatte er alle Angriffe ertragen, schweigend nahm er auch das Lob. Er hatte gesiegt durch die Kraft seiner Persönlichkeit als Mensch und Künstler. Daß ihm aber dieser Kampf sein Herzblut gekostet, sollte sich nur allzubald erweisen.

Gutzkow und Seydelmann waren beide Kampfnaturen, sie hatten sich durchgerungen und durften als Sieger sich glückwünschend die Hände schütteln. Sie hatten dem Zufall keine Dankesschuld abzutragen, sie durften auftreten und sagen: Wir!

So traten sie sich nun gegenüber, und wohl durfte jeder das Leuchten des Stolzes in des anderen Auge für das Leuchten der Freude nehmen. In wenigen Tagen fanden sie sich. Gutzkow nahm an den Proben seines Stückes selbst teil und Seydelmanns bereitwilliges Eingehen auf seine Intentionen mußte ihn anziehen. Klang schon der Schluß des obigen Briefes wie ein Freundesgruß, so enthielt noch mehr der folgende Brief, den Seydelmann mit „Sehr geehrter Freund“ überschreibt, die Bitte um Annäherung, und wie das „hoffnungsvolle Bangen einer Braut“ berührt es, wenn er schreibt: „Leider kann ich nicht so oft bei Ihnen sein als ich möchte. Möchte? Ja wohl! Denn Einmal wirkt angenehme Erinnerung — und sogar Dankbarkeit! — in mir; und dann sind Sie von Auge zu Auge weit weniger fürchterlich, als von Dinte zu Dinte!“

Seydelmanns Teilnahme an dem Erfolge des ersten Bühnenstückes Gutzkows bezeugt dann der folgende Brief, den er nach der ersten Aufführung des „Richard Savage“ im Königlichen Schauspielhause zu Berlin am 2. Mai 1840 an den Dichter sandte:

Lieber Freund!

Freude will sich aussprechen!

Als ich vorgestern Abend, nach der Vorstellung Ihres „Savage“ so guten Muthes nach Hause ging, wartete schon der Schreck auf mich: die Krankheit meiner Frau hatte sich, binnen wenigen Stunden, sehr verschlimmert. Um drei Uhr des Morgens legte ich mich, angekleidet, auf's Bett. Gestern war ich den ganzen Tag zu Hause. Erst gegen 7 Uhr ging ich in's Theater. Da hörte ich nun von Allen, die mich, Ihres Stückes wegen, ansprachen, daß es nicht nur gefallen habe, sondern daß man glaube, es werde ein Repertoirstück werden.

Das ist doch wahrlich nichts Geringes in heutiger Zeit! — Nicht Eine tadelnde Stimme habe ich gehört und die richtenden Leute waren doch sehr verschiedenen Schlages. Rüthling, mit dem ich zusammenkam, hatte ebenfalls nur Gutes vernommen. Das wollte ich Ihnen schon gestern erzählen, aber ich sah Sie nicht. Auch mußte ich bald wieder nach Hause.

Wie lange bleiben Sie noch bei uns?

Vielleicht kann ich Sie heute besuchen. Wann aber —? Das weiß ich nicht. Träfe ich Sie nicht, könnte mir etwa der Portier einen Fingerzeig geben?

Laube ist da und hat mich durch meinen Wilhelm grüßen lassen. Gesehen hab' ich ihn noch nicht.

Den schönsten guten Morgen von

Ihrem

Berlin; 4ten Mai 1840. Seydelmann.

„Auf einem gemeinschaftlichen Ausfluge, den wir auf dem neuen Eisenbahngeleise nach Potsdam machten", so erzählt Gutzkow, „erneuerten wir die alten Zeiten der Intimität von Stuttgart". Unmittelbar vorher oder nachher aber nahm Gutzkow die letzte Barrikade, die zwischen ihnen stand, mit einem Gewaltstreich. In einem Briefe an Seydelmann muß er sich unumwunden über ihr Verhältnis ausgesprochen haben. Das geht hervor aus Seydelmanns Antwort vom 18. August 1840: „Welche Geständnisse machen Sie mir!" Wir müssen annehmen, daß Gutzkows Brief so etwas wie eine versöhnliche Abbitte für eine vorschnelle frühere Meinung oder ein vielleicht unüberlegtes Wort enthalten hat, und es ist ihm wahrlich hoch anzurechnen, daß er aus eigenstem Herzensbedürfnis Seydelmann die Hand zum neuen Freundschaftsbunde bot.

Nunmehr wird ihr Verhältnis ein intim persönliches, sie fühlten beide, daß sie „sich etwas sein konnten"; ja es erhält auf Seiten des Schauspielers etwas jugendlich Ueberschwängliches. „Endlich! Endlich!" überschreibt er eine mehr als umfangreiche Antwort auf einen mit Ungeduld erwarteten Brief Gutzkows, der bald nach ihrer Versöhnung wieder nach

Hamburg zurückgekehrt war. Im ersten Augenblick seines Glücks konnte Seydelmann noch gar nicht recht an diesen plötzlichen Umschwung glauben. „So sehr bin ich an Nacht gewöhnt", schrieb er, „daß ich den plötzlich hereinbrechenden Strahl nur wie ein Traumglück begrüßen kann und schon die Thräne heraufzittern fühle, die mich über Täuschung und Wirklichkeit aufs neue belehren soll! So wohnt im kleinsten Tropfen auch der Erde Wohl und Weh!"

Nun aber brach der lange zurückgebämmte Strom von Freundschaft und Liebe mit überwältigender Kraft sich Bahn. „Fortwährend Komödie zu spielen, auch außer dem Theater widert mich an, wie jeden wahrheitsliebenden Menschen", hatte er vor Jahren dem Stuttgarter Theaterintendanten Grafen Leutrum zugerufen, und in den Briefen an Gutzkow läßt er nunmehr seinem innersten Gefühl ungehindert die Zügel schießen. Nur damit dieser ihn „durch und durch kennen lerne", unternimmt er eine Gastspielreise nach Hamburg, obgleich ihm anderweitig viel günstigere Angebote gemacht worden waren. Ueber die in Berlin gemeinschaftlich verlebte Zeit hatte Gutzkow ein „Tagebuch[17])" geschrieben, in dem er auch die Leistungen Seydelmanns, besonders als Mephisto und Nathan, in feinsinniger Weise analysirte.

Die Freundschaft zwischen Künstler und Kritiker hat stets eine gefährliche Seite, und Gutzkow, der auf einem scharf beobachteten Posten stand, wollte eine unbefangene Haltung seinem neugewonnenen Freunde gegenüber nach außen hin zur Schau tragen. Seydelmann in seiner ehrenhaften strengen Selbstlosigkeit war damit nicht nur einverstanden, er selbst riet ihm dringend zur Vorsicht. Wie nötig diese war, beweist, daß selbst im Anfang ihrer neuen Verbindung die guten „Freunde" nicht ruhten, und ihr Geklatsch Aeußerungen Gutzkows weitertrug, zu denen dieser in den Originalbriefen Seydelmanns anmerkt: „Niemals habe ich das gesagt, Theaterklatsch".

In jenen Berliner Sommermonaten, wo sie, echt männ=

lich, offen einander aussprachen, was sie auf dem Herzen hatten, und eine Vertrautheit sie verband, die beiden auf sich selbst angewiesenen Naturen etwas Ungewohntes war, sahen sie sich fast täglich, und wie sie die gemeinsamen Stunden hinbrachten, möge Gutzkow selbst berichten:

„Unvergeßlich liebe Stunden waren mir die, wo ich mich mit ihm verabredete, unmittelbar nach Tisch zu ihm zu kommen und die Zeit bis zum Theater in anregendem Gespräch zu verplaudern. Wir hatten der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele. Fertigte er mit kurzem kaustischen Witze die Vorkommnisse der täglichen Bühnenchronik ab, so bot oft eine einzige Rolle Stoff zu stundenlanger Debatte. Nie wies er den Tadel seiner Auffassungen zurück, nie fühlte er sich durch die Rüge einer seiner Leistungen, wenn man sie motiviren konnte gekränkt . . . Auch manche Rollen, die er gern gespielt hätte, aber der Konkurrenz wegen am königlichen Theater nicht spielen konnte, gab Stoff zu Besprechungen, in welchen er reich an neuen Gesichtspunkten war."

Ja, sie hatten wahrlich „der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele!" Seydelmann war in jener Zeit nicht mehr der himmelstürmende, hoffnungsselige Künstler, als der er von Prag einst ausgezogen. All die bitteren Erfahrungen in Kassel und besonders in Stuttgart, die unzähligen Enttäuschungen, die sein peinliches Gemüt tiefer als robuster Gleichmut empfand, die Niedertracht der Theaterintriguen, denen er in Stuttgart hatte weichen müssen, hatten ihn mistrauisch, ja zum vollendeten Menschenfeind gemacht, und ich kann mir nicht versagen, hier die ergreifende Schilderung anzuführen, die Gutzkow von dem Gemütszustand seines Freundes später entworfen hat, da sie eine Erklärung ist zu dem wichtigen letzten Brief Seydelmanns an Gutzkow, den wir weiterhin kennen lernen werden.

„Seydelmann war ein Anderer, als wofür ihn ein großer Theil der Welt halten wollte. Im Kampf des Lebens, in der

Nothwendigkeit, unverrückt ein vorgestecktes Ziel zu erreichen, mochte er sich eine Philosophie ausgebildet haben, die etwas Hartes, Schroffes, vielleicht Egoistisches hatte. Das Herbste an ihm war aber keine Untugend, sondern ein Unglück, nämlich das Mißtrauen. Es lag ein Flor über seinen Augen, der ihm Alles schwarz erscheinen ließ. Das Leben, die Schläge des Schicksals hatten diesen Flor gewoben. Er konnte nicht dafür, daß ihm der Glaube an die Menschen wankend geworden war. Wer im Leben etwas Ernstes erstrebt, wer etwas Bedeutendes im Kampf gegen Neid, Mißgunst und Gleichgültigkeit der Menschen durchsetzen will, der kann nicht jedermann heiter ins Gesicht lachen und ein immer fröhlicher Allerweltsmensch sein. Unglücklicherweise war Seydelmann in der Lage, daß er heiter scheinen mußte, wo es ihm düster zu Mute war, und daher das Unheimliche, dämonisch Aengstliche und moralisch Unsichere in den Annäherungen an ihn. Der Widerspruch des angeborenen und eingewurzelten, an sich aber schmerzlichen Mißtrauens mit den tausend Gelegenheiten, wo er unbefangen scheinen und lächeln sollte, dieser Widerspruch läßt sich nicht so leicht wegwischen. War er nicht sichtbar, so fühlte man ihn doch und daher die Anklage gegen Seydelmanns Herz, die sich, wenn man es gekannt hätte, in Mitleid verwandelt haben würde. Dies Herz konnte aufthauen, konnte sich gänzlich auflösen. Dies Auge konnte weinen — weinen über sich selbst! Diese Hand konnte krampfhaft die unsrige fassen und durch einen Druck sagen, was die Zunge verschwieg. Auch dann sah uns der Arme noch fest ins Gesicht, bohrte sich tief in unser Auge und forschte: bist du falsch? Und erst wenn keine Falte in unsern Mienen zuckte, wenn die Tafel des Antlitzes offen und hieroglyphenlos vor ihm lag, wenn ihm aus unseren Augen die vollste Wahrheit sonnenhell entgegenstrahlte, dann verwandelte sich dieser gefürchtete Talleyrand der Bühne in ein heiteres glückliches Kind, umarmte uns und war eines Enthusiasmus fähig, wie wir ihn nur in den Weihemomenten

kennen, wo wir lieben und wo die Klaviatur unseres Wesens um viele Töne höher gestimmt ist."

Gutzkow war gerade der Mann, den Seydelmann in solchen Stunden zum Vertrauten haben mußte. Wurde auch Gutzkow damals noch von der Sturmwoge seines Lebens gehoben und ging er noch voll jugendlicher Kraft und um sich schlagenden Mutes auf Thaten aus, auch in seinem Innern fraß ein Wurm, dessen Keim die zahllosen Enttäuschungen des Lebens geboren und dessen ganze Verheerung, dank der Widerstandskraft des Angegriffenen, erst zwanzig Jahre später zum Vorschein kam. Seydelmanns Widerstandskraft war gebrochen, er wollte seinen Frieden haben, und es ist gut zu verstehen, wie es den noch ungebeugten Dichter zu dem Manne hinzog, dessen Inneres ihm aus ureigenster Erfahrung so erschreckend klar sein mußte. Hier durfte er die Saite seines eigenen Gemütes frei erklingen lassen, die er vor der ironischen Alltäglichkeit so sorgsam bewahrte, die wir aber aus seinen Briefen und seinen Werken allenthalben heraustönen hören. Ich meine den sentimentalen Zug, der nicht eine Variation des heineschen Weltschmerzes war, sondern jenem erschütternden Ton der Harfe gleicht, die der Sänger verzweifelnd an der Marmorsäule zerschellt. Mangel an Gemüt hat man Gutzkow so oft vorgeworfen, indem man nicht sah, daß das, was man als Härte empfand, nur die Schwielen waren, die seine liebend ausgestreckte Hand von all den Stößen davongetragen, die sich gegen sie richteten. Kann es da wundern, daß er sie scheu hinter dem Rücken barg? Und ebenso war es Seydelmann ergangen, nur daß er geduldiger die Zurückweisungen hingenommen, weil seine Kraft nicht ausreichte zum Widerstand. Seiner Person wie seiner Kunst stritten seine Gegner jede Gefühlswärme ab. Wenn Seydelmann darauf antwortete: „Ich habe von jeher mein Loos darin gefunden, daß ich Verstandskräfte streiten machte", und mit Selbstgefühl hinzufügte: „Verstand allein erzielt eine solche Anziehungskraft nicht", klingt es nicht wie

eine Antwort auf den Vorwurf der Gefühllosigkeit, den man Gutzkow so oft machte?

Noch ein anderer ungemein wichtiger Umstand trat hinzu, ihre beiden Seelen auf einen Ton zu stimmen. Das war das trübe Schicksal, das über ihren Herzensangelegenheiten waltete. Mit dürren, fast grausamen Worten hat Gutzkow später Seydelmanns Häuslichkeit geschildert. Sie war eine unglückliche. „Nie konnte der zu früh Verheirathete gut sagen für die Stimmungen seiner Frau. Er hatte Ursache, die einst Schöngewesene, auch damals noch stattliche, zu schonen, zu ehren und sein Pflichtgefühl kam ihm aus dem Gemüth. Und doch blieb die Sehnsucht nach beglückender jugendlicher Frauenliebe, nach Hingebung und nach anderen weiblichen Lauten, als die Ehe zumeist zu Gehör bringt. In Seydelmanns Ehe gab es ein ewiges krankhaftes Klagen der Frau über die Sorgen der Gegenwart und der Zukunft. Da sah man denn Seydelmann trübe und seufzend und sich nur in seinem Rollenstudium erkräftigend.“ Ganz damit überein stimmt das erschütternde Geständnis, das Seydelmann schon 1830 von Stuttgart aus seinem Freund und Kollegen Cornelius machte: „Säße ich doch Einmal nur, aber recht lange, zwischen Ihnen und Ihren würdigen Freunden! Alle — Freunde der Kunst; Freunde also der Menschen, der Welt, liebe Kinder Gottes: Künstler, mit einem Wort! — Dann säße Seydelmann doch einmal warm. Hier aber — ach hier! Sie verstehn mich nicht; — oder wollen mich nicht verstehen; sie wenden sich ab und — lächeln; die armen — reichen Leute! Mit meiner Frau schwatze ich dann wohl manchmal aus der vollen bewegten Brust; allein sie ist doch keine Schauspielerin und aufs Hauswesen verstehe ich mich nicht. Da drücke ich denn meinen Jungen an mich, um mich wenigstens für einen Augenblick zu beschwichtigen und gehe in mein einsames Studierstübchen. Dort sitz' ich trüb und schwer, bis die Bilder der Heroen unserer Kunst vor mir auftauchen, freundlich umstrahlt von himmlischem Glanze; — die Spannung

der Seele läßt nach, meine Kraft erwacht, und ich arbeite mit Gott und einem versöhnten Herzen!"

Wir wissen von Gutzkow, daß Seydelmann, der jede Minute des Tages dem Studium opferte, der geistlose Vergnügungen fast pedantisch mied, seine Erholung fand in geistreichen Gesprächen, besonders mit Frauen, und dazu war seine Gattin völlig ungeeignet. Was ihm fehlte, war eine Gefährtin, die seine Leidenschaft für die Kunst mit ihm teilte, die ihn zu seinen Schöpfungen begeisterte, statt daß er vor dem „Jammer der häuslichen Verstimmung" zu seiner Kunst flüchten mußte.

Auch darin fand er in Gutzkow einen Leidensgenossen. Auch der Dichter war ein „zu früh Verheirateter". Wie er selbst gestanden hat, nahm er seine erste Frau Amalie „in Folge einer unüberlegten Unterredung unter zufällig sich ergebenden Umständen, beengt und verhetzt in seinem Leben schon bei fünfundzwanzig Jahren". „Sie meinte es gewiß gut", sagt er von ihr, „und war ein mannigfach selbstloses Gemüt. Störungen gab es, weil ich mit der Zeit größere Ansprüche an ein ‚Beglücktwerden' durch die Ehe machte und die Ehe überhaupt als eine furchtbare Fessel für die freie geistige Entwickelung erkannte". Ich könnte diesem Geständnis, das Gutzkow 1870 an eine Freundin richtete, noch manche Zeugnisse aus seinen Briefen und unleugbare auch aus seinen Werken hinzufügen. In jenen Jahren lebte Gutzkow lange Zeit von seiner Frau getrennt, sie hatte sich in Hamburg nicht schicken können und kehrte zu ihren Pflegeeltern zurück. Sie hat gerade in den entscheidendsten Jahren ihrem Manne am wenigsten nahe gestanden, und so war es nicht wunderlich, daß sie sich später von einer anderen, von Therese von Bacheracht, in ihren Rechten mußte schmälern lassen. Damals allerdings war der Zwiespalt noch nicht so weit gediehen, aber er genügte, daß die schmerzlichen Seufzer Seydelmanns in Gutzkows Brust ein Echo weckten.

Alle diese Momente nun, die ich im Vorhergehenden anführte, sind gleichsam zu einer Symphonie vereinigt in einem

Briefe, den Seydelmann 1841 an Gutzkow schrieb. Er bedeutet den Höhepunkt ihres Verhältnisses, aber zugleich auch den Schluß ihres Briefwechsels. Seydelmanns bald eintretende Krankheit wird die Ursache für diesen plötzlichen Abbruch sein. Rötscher hat diesen Brief wohl aus Rücksicht für lebende Personen unterdrückt. Gleichwohl ist er der weitaus interessanteste aller vorhandenen und verdient deshalb eine Veröffentlichung. Hier ist er.

„Geliebter Freund!

Empfangen Sie meinen Gruß in Schlafrocksruh, und erfreuen Sie mich bald, recht bald durch die Nachricht, daß Sie, vollkommen zufrieden mit Ihrer Dampfschifffahrt, gesund mit den lieben Ihrigen zu Hause angelangt sind.

Wenn wir Jemand — Lesen Sie ohne Brille? — Wenn wir auch Jemand, den wir lieb haben, nur selten sehen, sprechen, es ist doch schon ein Trost, wenn wir in einem Orte mit ihm wohnen. Aber weit entfernt von ihm, gemahnt es uns, als sei er todt. (Und so gewöhnen wir uns auch an's Sterben. Wer hört nicht auf mit seinen Freunden?)

Ich denke recht oft an Sie.

Regisseur Weiß hat mich vor einigen Tagen dringend, ich möge ihm doch, für einen Handschriftensammler, ein paar Zeilen von Ihnen schenken. Ich ward verlegen, denn ich weiß Briefe zu achten.[47a]) Da hab' ich denn gesucht und gewählt und wieder gewählt, bis ich ihm, nicht ohne Kampf, eines Ihrer Billetchen (schnell von der Papenstr.*) herüber) gegeben habe. Der Inhalt betrifft ein Rendezvous, das wir uns zu geben gedachten, aber Sie könnten Wirthshauskost noch nicht vertragen — ich hätte im Nathan nicht nur den Weisen, sondern auch den Juden gespielt —, solle Ihnen einen Act Shakespeare vorlesen, dann wollten Sie mich — zur Revanche! — spatzieren fahren. — (Sie wollen ja doch wissen, was in dem Briefchen steht. Und hüthen Sie sich vor Treulosigkeit: Sie nennen mich „Freund", unterzeichnen sich: „herzlichst Ihr Freund!" Gutzkow's Worte sind ja Thaten.)

Die Todten leben; und sehr sans gêne, entsetzlich frei! Börne hat dem edlen Heine den Filz vom Kopfe geschlagen,

*) Gutzkow's Wohnung in Berlin.

im Salon von Europa — in Paris! Ruhig rettete der mit der Rothhand Hut und Ruhm und schreibt uns nun ein neues Reisebild aus den sichern Pyrenäen. Wer seine Zuchtmeister auf offener Straße findet, darf er sich über den Mangel an Erziehung beklagen? *)

Adami, der Berliner „Stafettenreiter", und sein Gevattersmann „Figaro" **) haben mich wegen meines „Pfingsten" geschlagen und gekratzt! Ist das Sachsenfreundschaft***) oder Feindschaft? Jedenfalls sind es tief bedachte, kunstrichterliche Aussprüche: Pferdemist und — duftende Bartseife Aber „bei Rott hat sich der Dichter des „Patkul" zu bedanken!" — Und Sie kratzten sich in gelinder Verzweiflung über diesen Kurfürsten den Kopf! Mich lobten Sie! Und L. Rellstab selbst soll mich ganz ausnehmend gut gefunden haben. Viele Andere auch. Das Publikum klatscht unermüdet frisch d'rauf los, ohne Freibillette meinerseits. Und alles das ganz ohne Grund! Oder — mit Grund? Kritik, sag' es dem Schauspieler, an welches deiner hundert Gesichter soll der Arme, Vielbescheidne glauben? Ansehen — prüfen soll er sie ja alle — alle; und sich danach richten!

„Die Bekehrten" von Raupach sind neu ausgetheilt worden. Mir hat man den „Narren" geschickt. Dieser Narr! Stallbürstenhumor!

Holtei hat Neuigkeiten gesendet. Theaterdirektor Carl, der ihn zum Dichter ernannt, jagt ihn sehr in's Zeug; d. h. in die Dinte: er muß arbeiten über „Hals und Kopf!" — „Erich der Geizhals" (ich) soll gegeben werden, sobald ich werde aus dem Bade gekommen seyn. Kann das nun glücklich auf meine Kur wirken? Solche Nachrichten müßten nie ohne ärztliches Gutachten mitgetheilt werden. (Was wird Devrient Alles zu thun haben!) — „Hans Jürge", ein Drama von

---

*) Bezieht sich auf die Ohrfeigengeschichte. Heine hatte in seinem Buch über Börne dessen Freundin Frau Wohl schmählich beleidigt. Ihr späterer Gatte Straus wollte hinterher Heine auf offener Straße zur Rede gestellt und geohrfeigt haben. Heine bestritt dies ganz entschieden und Herr Straus konnte auch keine Zeugen für seine That beibringen.

**) „Staffette" und „Figaro" waren zwei Berliner Zeitschriften.

***) Seydelmann hatte die Rolle des Intriganten und Höflings Pfingsten in Gutzkow's „Patkul" nach Uebereinkunft mit dem Dichter in sächsischem Dialekt gesprochen.

Holtei, ist ausgespannt und gestreckt worden: Ein Akt hat sich noch zwei dazu müssen gefallen lassen. Das neue Ganze heißt nun „Die Perlenschnur“. („Hans Jürge“ war von der Wiener Censur pfiffigerweise verboten worden. Holtei aber und Direktor Carl führen sie an. —) „Die Perlenschnur“! Wenn das nur kein gemeiner Strick ist, den der racheluftige Theaterdichter, Schauspieler und Vorleser, dem Publicum um den Hals wirft. Und ich soll dieser „Jürge“ seyn. Freund, wenn ich kein Proteus bin! Wäre Carl Seydelmann 1750 geboren worden —! A propos: Sie wollen ja ein Stück schreiben, worin die staunende Welt mein leibhaftes Ebenbild finden soll. Treffen Sie mich nur, dann fürcht' ich mich nicht! „Garrick in Bristol“, von Deinhardstein. „Seydelmann in Carlsbad“, von Gutzkow. Ach wie schön! „Arm in Arm mit Dir: so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!“ Träume, Träume, Posa!

„Der Generalbevollmächtigte“ von Frau Francl von Weissenthurn ist gelesen worden. „Willst Du ewig leben?“ In Berlin würde man diesen dramatischen Bandwurm schon längst in Spiritus aufbewahren; die Wiener Gutmüthigkeit geht weit über alle Bandwürmer hinaus; trotz Glied an Glied!

Neulich wurden Kotzebue's „beiden Klingsberg“ mit Haut-goût gegeben: Die Berliner Mars (Madame Krikeberg) spielte mit; diese blinde, zähe, ält'ste alte Henne, die schon 1695 ihre Eier legte, findet an der königlichen Hoftheatertafel immer noch ihr Korn. Uebermorgen wird sie wieder Gretchens Marthe seyn. Soll man da nicht rufen dürfen: Ekel, Ekel! Wenn ich ein witziger Schriftsteller wäre, ich richtete ein Sendschreiben Mephisto's an den Intendanten Grafen Redern. — Man will dem Publicum den Geschmack am Ballet verleiden und König Ludwig fängt es mit langen Röcken für die Tänzerinnen an. Ich will dem Devrient zuflüstern, daß er Alexander Humboldt instigire, Madame Krikeberg, hochgeschürzt, als Sylphide auftreten zu lassen. (Pendant zu „Egmont“.) A. W. Schlegel würde es vertreten.

Ich schwatze wie Einer, der den Koffer packt: Strümpfe kommen zu „Riemer's Mitteilungen über Goethe“, damit sich diese nicht scheuern, die Spitzen sich nicht stoßen. —

Ich muß einige Tage länger auf die Freude warten, das reizende Jüterbog kennen zu lernen. Man will durchaus noch

einige Thaler mit „Faust“ verdienen und Clara Stich ist leider noch immer heiser. Wie in den beiden letzten Vorstellungen des „Patkul“, mußte auch in der neulichen Vorstellung des „Glas Wasser“ Auguste Hagn für die geliebte Kollegin eintreten. Da erlebte Berlin das Unglaubliche: Die Capulets und Montagues in einem Hause, Aug' in Auge, Hand in Hand — — „Das wär' kein Wunder, wundersüchtiges Volk“ (Lessing's „Nathan“). Aber dieses Wunder bewirkte auch nur ein Engel — ein kranker Engel und der Nothschrei einer leeren Casse. —

Sonnenschein und Regen, Lächeln unter Thränen.

Wollen Sie mich nicht zu Ihrem Engländer machen, der sich im Spiegel umbringt und darüber selbst zum besseren Leben erwacht? Aber ich möchte Ihnen zurufen: machen Sie schnell! —

Ihre „Schule der Reichen“ wird mir ein immer stärkerer Magnet. Aber ob ich in dem Stücke spielen werde —?

Auch Ihr Präsident Jordan*) gefällt mir sehr und ich getraue mich wohl, Ihnen damit zu gefallen.

Geistreiche Rollen, Freund, daß meine Seele, voll Unruh' und Angst, sich sammle, sich gefesselt fühle; ihrem engen — engen, luft- und freude-leeren Käfich nicht entfliehe! Sie meinen, wer immer davon spricht — —? Na na! Aber Carlsbad wird ja Alles säubern. Der Kranke wird dann wenigstens ein schönes, weißes Lager haben — ein Paradebett.

„Ueber den deutschen Engländer“ —!

Frlein Charlotte kehrt nun von ihrer letzten Bergwerksreise zurück. Einen Mann (wie es heißt) bringt sie nicht mit; aber neues, ungemünztes und gemünztes Gold p. p. Wie wird sie das an ihren keuschen Busen drücken, auf ihrem jungfräulichen Schooße durch die Finger laufen lassen, prüfen, süß beäugeln! „Schade, daß diese Brustbilder durch meine heißen Küsse nicht erwarmen, sich nicht zu mannlichen Gestalten kühn und keck erheben, mich befruchten — o wie wollt' ich diese Hecke pflegen! Und du Peppi auch? Gelt?“ Das versteht sich, Lotte. — Lotte! Lotte!!

Warum sind unsere geldgierigen Seelen auf der Bühne lauter Männer? Warum will man dazu nicht auch Weiber,

---

*) In Gutzkow's Schauspiel „Werner.“

sogenannte Jungfern hernehmen? „Die Bretter, die die Welt bedeuten“, sollten sie uns nicht auch „solche Käuze“ zeigen? Ein schönes, kunstgewandtes, edles Mädchen, das ihre reinen Lippen nur auf unbeschnittene Dukaten drückt! Daneben eine gleichgesinnte Schwester, mit einem Gesicht, wirksam wie Blausäure für Jeden, der sich zu unbezahltem Kusse nähern mag; eine Gestalt, deren Augen, Beine, Haare Krallen sind; recht hager, spitz und scharf; Haut und Knochen bläulich angelaufen u. s. w. Und diese Gier in der Stille der Nacht, bei sparsamer, Rembrandt'scher Beleuchtung, Katzen lauernd da und dort, daß auch keine Maus den Eintritt wage; dann ermattet mit dem vollen Beutel in das jungfräuliche Bett. Und Morgens —: in süß verrätherischem Kleide, im Rococo-Zimmer: verliebte Blicke vor verliebten Narren auf und ab; Gespräche: sprudelnd Geist und Witz, und Adel, und auch Nuditäten, eingewickelt hübsch in schwäbisch-bairisch-österreich'schen Dialekt, in dem auch A.... „höchst reizend“ klingt — — Und Lust! Lust in der Perspektive, Lust an — Gold! „Ein modernes Lebensbild in 2 Acten“. Genug! — Am Schlusse Diebstahl, Schlagfluß, jämmerliche Blöße: hübsch gruppirt. — Ein Chor von Lachern und von Zischern (ausgezogene Liebhaber); Text von Blume, die Musik von Thalberg. Effectstück für Europa! Both (L. Schneider) kann's gleich übersetzen. Das lockt Sie nicht?

Wenn Sie meine Kur zu einer segensreichen für mich machen wollen, dann schreiben Sie mir ja recht bald und ungeheuer viel (wer nicht tüchtig verlangt, kriegt gar nichts) nach Carlsbad, wo ich Mitte nächster Woche zu seyn hoffe. Schreiben Sie gefälligst „poste restante“.

Empfehlen Sie mich bestens — bestens Ihrer verehrten Frau Gemahlin und seyen Sie der Freund

Ihres

Berlin, am 1ten July 1841. Seydelmann.“

Mit diesem Brief, der die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Seydelmannschen Stils, wie sie Rötscher und Gutzkow zur Genüge fixiert haben, in höchster Vollendung trägt, hat es eine mehrfach interessante Bewandtnis.

Jener „kranke Engel", von dem Seydelmann in dem Briefe spricht, war eine Berliner Kollegin, Klara Stich, eine Tochter der Auguste Crelinger. Sie ist in der That Seydelmanns Verhängnis gewesen; zu dieser „Melusine", wie Gutzkow sie nennt, hatte der nicht glücklich verheiratete Mann eine glühende Neigung gefaßt, und die Qual dieser späten Leidenschaft, der Kampf seines strengen Gewissens gegen diese Verletzung seiner Pflicht haben den Rest seines Lebensmarkes aufgezehrt.

In dem von einem überaus tiefen Gefühl der Wehmut durchzitterten Nachruf Gutzkows nach Seydelmanns Tod finden wir eine leise rücksichtsvolle Andeutung über diesen Konflikt. Es heißt da:

„Sein Leiden war eigner Art. Man kann nicht sagen, wieviel davon im Gemüth, wieviel im Körper seinen Sitz hatte. Hat die Obduktion das Räthsel dieses Nervensiechthums gelöst? Haben die Skalpiermesser der Chirurgen gefunden, wo es in ihm krankte und nach Hülfe oder Erlösung rang? Ueber die theuersten Interessen seines Innern hatte die Sage damals viel zu erzählen. Die Gerüchte widersprachen sich im Einen und ähnelten sich im Andern. Zwei Dinge schienen mir unerschütterlich fest zu stehen. Einmal Seydelmanns reinste Sittlichkeit. So lebhaft er empfand, so zauberhaft die Schönheit des Weibes auf ihn wirkte, er beherrschte diese Regungen mit einem sittlichen Ernste, der noch eine Nachwirkung seiner ersten Jugenderziehung war. Eine zweite Tugend war seine zarte Scheu, Dinge zu berühren, über welche ihn zudringliche Neugier oft nur zu gern ausgeforscht hätte. Erschloß sich sein Inneres von selbst, hatte er an Freundesbrust das Bedürfniß, seine innern zerrissenen Zustände mit ungeheuchelten Thränen auszuweinen, so verließ ihn selbst dann nicht eine edle, zartfühlende Diskretion. Er schilderte Schmerzen, ohne die zu nennen, die sie ihm verursachten: es war, man kann wohl sagen, etwas Anonymes, in das er den Freund blicken ließ. Ein tiefverzweigtes Seelenleid war unverkennbar ... Man hat die ihm feindlichen

Lebensmächte oft genannt, aber auch in deren Schilderung nicht immer das Rechte getroffen. Er hatte viel heilige Scheu vor gewissen Ueberlieferungen, ein treues und dankbares Gemüt, das dem, was ihn vielleicht aus übergroßer Fürsorge quälte, doch nimmer wehthun wollte. Gerade in diesem Zwiespalt seines Innern, in diesem Bedürfniß nach Umänderung und der Anhänglichkeit an die Gewöhnung, die so oft, wie er klagte, wieder die Gestalt von Liebe und Freundschaft annimmt, in diesen Kämpfen lag sein Leiden."

Übereinstimmend damit, nur deutlicher, äußert sich Gutzkow später in seinen „Rückblicken": [36])

„Die Melusine hatte es auch Seydelmann angethan. Der Arme! Ganz Berlin wußte darum. Er selbst seufzte seines Geschicks. Pietät hielt ihn ab, äußerste Schritte gegen eine Lebensgefährtin zu thun, die ihn nicht glücklich machte, aber ihm seit Jahren und seit Zeiten der Entbehrung verbunden war. Er vertraute sich mir wie sonst, wenn auch nicht bis an die äußerste Grenze. Ich verstand diese. Ich verstand Zustände, wo uns die Ehe als eine vernunftwidrige Institution erscheinen kann. Das Bedürfniß der Liebe im Mann reicht weiter als die Grenzen einer Wahl, die immer und immer für ihn entschieden haben soll. Wenn sich die Wahl irrte, in jungen Jahren irrte — dafür das halbe Leben verloren? Seydelmann kränkelte. Gerade dann, wenn man den Lebensreiz gleichsam zuguterletzt sich steigern glaubt, kommen die Konflikte, von deren wahrem Zusammenhang die Welt keine klare Vorstellung dulden zu wollen scheint."

Nun können wir uns erklären, weshalb der angeführte Brief Seydelmanns etwas wie Lallendes an sich hat; es durchklingt ihn der unterdrückte Weheschrei einer bis ins Innerste zerwühlten Seele. Und an Gutzkow wandte er sich, weil er bei ihm auf mehr als freundschaftliches Mitleid, auf mitfühlendes Verständnis rechnen konnte. Auch aus diesen Zeilen der „Rückblicke" hebt sich der starke persönliche Anteil hervor,

den Gutzkow an dem Konflikt seines Freundes nahm. Fast unbewußt geht der Bericht in die persönliche Empfindung über.

Vielleicht aber hatte dieser Brief Seydelmanns an den jüngern Freund noch einen andern Zweck, die boshafte Verspottung seiner Kollegin Charlotte von Hagn war vielleicht nicht ohne Absicht. Denn er wird gewußt haben, daß seinerseits Gutzkow sich damals für diese Künstlerin sehr interessirte.

Man vermutet so etwas schon, wenn man die begeisterten Huldigungen liest, die der junge Dramatiker in seinem „Tagebuch aus Berlin“, das die 1840 in der Hauptstadt empfangenen Eindrücke wiedergiebt, der allerdings beliebten Künstlerin darbringt. Schon da verrät er eine ziemlich intime Kenntnis ihrer Person, ihrer Briefe, sogar ihres Tagebuches; im grämlichen Alter hat er dann etwas indiskret ausgeplaudert, daß sie so „naiv“ war, ihn in ihrem Schlafzimmer zu empfangen, während sie unpäßlich im Bette lag, ganz wie die Marquisinnen des vorigen Jahrhunderts. „Als Abbé der alten Zeit rückt man bescheiden die Bettdecke dahin, wo es der jungen Göttin zu frieren beliebt.“ Diese boshafte Bemerkung deckt sich ziemlich mit den Anzüglichkeiten in Seydelmanns Brief.

Übrigens haben wir diese Beziehungen Gutzkows zu Charlotte von Hagn nur als eine leichte Episode aufzufassen; vielleicht war es eine flüchtige Verliebtheit, wie sie den, der mit den Grazien der Bühne zum ersten Mal in Berührung kommt, wohl meistens als ein schnelles Fieber überläuft, oder gar nur eine Art Nützlichkeitsliebelei, ein Geplänkel, das mehr den Waffenstillstand ausfüllen sollte. Sie hatte ein Interesse daran, mit einem Kritiker von dem Ansehen Gutzkows gut zu stehen, und er konnte eine Schauspielerin, die sich seiner Rollen mit Eifer annahm, wohl gebrauchen. Sie haben auch Briefe miteinander gewechselt und zur Beruhigung etwaiger schadenfroher Moraltifteler sei die markanteste Antwort der Dame an Gutzkow mitgeteilt.

Sie schickte ihm im Januar 1842 einige Notizen über

Franz Liszt, der damals in Berlin konzertirte, und bat ihn, „aus diesem aufgegebenen Thema schöne Variationen“ zu machen. Aber obgleich sie ihn am Schluß des Briefes „in Gedanken auf die Stirne“ küßt, die „in diesem Augenblick unbewölkt“ sein möge, hatte sie mit ihrem Anliegen wenig Glück, und einige Wochen später beschwert sie sich bitter über ihn.

„So böse wie ich diesmal auf Sie bin, hätte ich nie geglaubt, daß ich je werden könnte; die erste Bitte, die ich an Sie richte, konnten Sie abscheulicher unerfüllt lassen. An Ihre Eifersucht glaube ich nicht, weil ich von Ihrer Liebe noch nichts gemerkt; wo das Eine nicht existirt, giebt es auch kein zweites, oder umgekehrt.

Es ist eine schlimme Sache mit dem Glauben; wenn man uns versichert, daß man uns liebt, denken wir meistens, daß wir belogen werden, wenn man mir sagt, daß man mich haßt, zweifle ich keinen Augenblick. —

Wären Sie doch aufrichtig gewesen, hätten Sie mir nur gesagt, „Mademoiselle ihr Brief ist mir zu dumm, ich will nicht daß die Welt sie von dieser Seite noch mehr kennen lernt, sonst würde ich ihn aufgenommen und ihren Namen darunter gesetzt haben, weil ein anonymes Lob mir odiös ist. —

Emil de Girardin, der Redacteur der „Presse“, war galanter als Sie, der hat mir, indem er meine Korrespondenz aufnahm, ein Relief gegeben, das mich stolz macht, aber Ihr Deutsche seid Pedanten. So — jetzt habe ich gescholten genug und nun soll die Hand, die erst geschlagen, ihr möglichstes thun, um versöhnend zu streicheln und zu schmeicheln. Also — Ihre Rolle werde ich, trotz Ihrer schlechten Behandlung, die Sie Ihrer ersten Liebhaberin zufügten, mit Lust und Liebe erfaßen — sie kommt ja von Ihnen — Sie haben ja meiner gedacht, nur kränkt es mich, daß die verruchte Koketterie die Grundidee der Sache ist. N. B. ich kenne sie bis jetzt nur aus Ihrem Brief, der mich diesmal weniger gefreut als verdroßen hat.

Eine Zurückweisung ist immer etwas Beschämendes. Kränkung gesellt sich aber zu ihr, wenn sie von Ihnen kommt.

Ich bin hier in Stettin, wo ich jeden Tag spiele, heute ist es der fünfte. In Berlin existirt ein Verein gegen Thierquälerei, gegen Gastrollenqual ist noch nichts erfunden. Den 30. 1. bin ich wieder in Berlin, wohin ich mich, da ich leidend

bin, sehne. Wollen Sie mich schnell gesund machen, lassen Sie mich ein paar Worte von Ihnen finden; mir ist, als ob sie mir nach Ihrem letzten ärgerlichen Brief Bedürfniß geworden wären. Adieu, sein Sie gut

Ihrer

Charl. v. Hagn."

Daß Gutzkow schon damals ziemlich objektiv über die wie es scheint nicht ungefährliche Künstlerin urteilte, beweist seine Unbestechlichkeit in Sachen Liszt, vor allem aber eine Notiz in seinen hinterlassenen dramatischen Entwürfen, die ungefähr in die Zeit des Seydelmannschen Briefes vom 1. Juli 1841 fällt und zweifellos auf die dort erhaltene Anregung zurückzuführen ist. Wir finden da folgende dramatische Aufzeichnung:

„. . . Oder wenn die Hagn einen Liebhaber hätte, der zur Zärtlichkeit etwas faul und dem sie das Küssen lehren will. Eine Scene wo man weiß: jetzt will sie ihn zum Kusse bringen."

Dieser Einfall entspricht mehr den späteren ironischen Bemerkungen in den „Rückblicken", als den Liebesversicherungen, an die Charlotte von Hagn appelliert, und ist höchst wahrscheinlich durch Seydelmann angeregt worden.

Jene Rolle, die der Dichter für sie geschrieben hatte, findet sich in dem bald nach der Versendung an die Theater wieder zurückgezogenen Lustspiel „Die stille Familie". Seine Eifersucht auf Liszt stellte sich bekanntlich hinterher als wohlbegründet heraus.

Wir sehen also, die Anregung des Dichters von Seiten des Künstlers, über deren Mangel Gutzkow früher klagte, hatte sich auch mit der Zeit eingestellt. Ja, wir finden in jenem Briefe Seydelmanns noch eine andere Anregung zu dichterischem Schaffen, die offene Aufforderung, ihn selbst zum Helden eines Schauspiels zu machen. Diese Thatsache ist von größtem Interesse. Gutzkow giebt in dem schon mehrfach citierten Nachruf folgende Erläuterung hinzu: „Seydelmann hätt' nichts lieber gesehen, als wenn ich ihm die Idee aus-

geführt hätte, ihm einen Charakter zu schreiben, der mit seiner Stellung zur Welt Ähnlichkeit haben sollte, einen Charakter, an dem das Schicksal des Verkanntwerdens nagte. Ein Stück, worin jemand den Ruf der Herzlosigkeit durch edle, aber nur in der Stille gekannte Tugenden Lügen strafte, ein Drama, wo die Katastrophe einen verkannten, von aller Welt aufgegebenen und mit Undank und Medisance verfolgten Menschen entweder schauspielartig zur rechten Zeit oder tragisch zu spät rechtfertigte, ein Drama dieser Tendenz hätte seinen ganzen Menschen ergriffen, er hätte seine ganze Seele hineingehaucht. Stünd' ich einer Bühne so nahe, wie man es muß, um Gedanke und That schnell in eins fließen zu lassen, Seydelmann hätte gewiß noch von solchen und ähnlichen Charakteren Spuren zurückgelassen".[48])

Solche Spuren sind allerdings zu entdecken, wenn auch ein Charakter, wie der hier skizzierte, sich in Gutzkows Werken nicht findet. Die andere Äußerung Seydelmanns in dem Briefe vom 1. Juli 1841: „Wollen Sie mich nicht zu Ihrem Engländer machen, der sich im Spiegel umbringt und darüber selbst zum besseren Leben erwacht?" — diese Frage giebt unserer Forschung eine bestimmte Richtung. Dieser Engländer findet sich in dem dreiaktigen Schauspiel „Der 13. November". Zwar wurde es erst 1845 geschrieben; Seydelmanns Frage aber beweist, daß sich Gutzkow schon 1841 mit der Idee trug, diese merkwürdige Geschichte zu dramatisieren Und ein Zug dieses Engländers ist zweifellos von Seydelmann übernommen, das ist die fast leidenschaftliche Todessehnsucht, die den Helden dieses Schauspiels beherrscht und niederdrückt und alle seine Versuche, sich aufzuraffen, lähmt. Schon im April 1841 schrieb Seydelmann an seinen Freund v. Goldner: „Die Erde ist ein Räthsel, und Alles in mir sehnt sich nach Auflösung! Hinter drei Buchstaben liegt sie: T—o—d". Solche melancholischen Gedanken ließen den Künstler in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr los und allenthalben begegnen

wir ihnen in seinen Briefen, auch in dem hier veröffentlichten: „Aber ich möchte Ihnen zurufen: machen Sie schnell!“ Und was endlich Gutzkow wieder von ihm berichtet: „Die Gedanken an einen plötzlichen Tod, ja an einen Tod, wo ein finsterer Dämon sich seiner willenlos bemächtigen und ihn jählings in die Tiefe stürzen könnte, verließen ihn nicht mehr“, das deckt sich aufs Genaueste mit dem eigentümlichen Problem, das im „13. November“ behandelt ist. Hier ist es auch ein finsterer Dämon, der Arthur Douglas die Pistole in die Hand giebt, das Gespenst des selbstmörderischen Vaters und die alte Tradition von dem Schicksal, das an einem bestimmten Tage seinem Hause Verderben bringt. Die Stimmung, die über diesem Schauspiel liegt, die sehnsüchtelnde Weichheit und Verzweiflung, das förmliche Genießen des Todgedankens, das alles entspricht in Inhalt und Klang so völlig den zahlreichen brieflichen Äußerungen Seydelmanns, daß man beides mit einander vermischen und alles sowohl dem Stück als den Briefen zuschieben könnte. So hat Gutzkow wenigstens dem tragischen Geschick Seydelmanns in seinen Werken ein Denkmal zu setzen versucht.

Noch eine andere dramatische Idee aber ist auf Seydelmann zurückzuführen. Aus dem Jahre 1841 findet sich in Gutzkows hinterlassenen Entwürfen die Notiz: „Ein Laster, das man noch mit der ganzen Schärfe Molières auf die Bühne bringen könnte, ist das Mißtrauen, der Argwohn“. Diese Idee ist eines der Grundmotive zum „Urbild des Tartüffe“, das 1844 entstand. Was der Dichter kurze Zeit vorher von Seydelmann schrieb: „Er witterte überall Verrath und Mißgunst“, das ist zum Hauptcharakterzug des Molière in jenem Lustspiel geworden. So hat also Seydelmann, der so sehnlichst wünschte, im Werke eines Dichters fortzuleben, auch hier, wenn auch nicht seinem Gedanken entsprechend, ein litterarisches Verdienst, indem er wenigstens eine Anregung gegeben zu einem der Meisterwerke seines Freundes Gutzkow.

Molières „Tartüffe“ und Gutzkows „Urbild des Tartüffe“.

Eine antikritische Studie.

Was die Kritik gesündigt hat, muß sie auch wieder gut machen. Dieser Grundsatz, dessen Befolgung nur die Gerechtigkeit gebietet, soll als Motto dienen für eine Abhandlung, die vielleicht manchem auf den ersten Blick zu sehr als post festum erscheinen mag, im Grunde diesen Vorwurf aber nicht verdient. Im Jahre 1861 schrieb Paul Lindau eine Abhandlung über Gutzkows 1845 erschienenes Lustspiel „Das Urbild des Tartüffe“ (für die, welche es nun einmal so wollen, auch etwas post festum —), in der er die etwas komisch klingende Behauptung aufstellte, daß Gutzkow Molières „Tartüffe“ überhaupt „nicht gelesen“, es „höchstens oberflächlich durchblättert, geschweige nun das Leben dieses unglücklichen Menschen [Molières] selbst und seine Zeit studirt“ habe. Handelte es sich um eine Tageskritik, die ebenso schnell verschwindet, wie sie erscheint, so dürfte eine Beleuchtung derselben einem Kampf gegen Windmühlen ähneln. Jene Kritik des damals noch jugendlich-berserkerhaften Lindau aber lebt noch in den „Litterarischen Rücksichtslosigkeiten“ (3. Aufl. 1871) fort, erhebt also den Anspruch einer litterarhistorischen Studie und zählt zu den wenigen Werken, die als „Litteratur“ über das Haupt der Jungdeutschen erschienen sind. Deshalb ist ihre Wirkung noch nicht erloschen, wenn auch der Verfasser vor dem Schöppen-

stuhle seiner eigenen Vernunft sich selbst längst das Urteil gesprochen haben mag.

Es handelt sich also um die Frage, wie weit Gutzkow den „Tartüffe" des französischen Dichters umgestaltet hat, um ihn als Grundlage für sein „Urbild" brauchbar zu machen. Lindau hat diese Frage in der oben citierten Weise beantwortet. Seiner Behauptung, daß Gutzkow Molières Werk überhaupt nicht gekannt, stelle ich nun eine andere entgegen:

Paul Lindau hat den eigentlichen Witz des „Urbildes" absolut nicht begriffen, der satyrische Kern dieses Lustspiels ist ihm vollständig verborgen geblieben.

Der strikte Beweis dieser Behauptung wird nicht nur eine Rettung des so vielfach ungerecht angegriffenen jung-deutschen Dramatikers, sondern auch eine interessante Studie zu „Lindau als Kritiker" sein.

Ich ziehe im Folgenden auch die Veränderungen der späteren Auflagen des „Urbildes" heran. Lindau hat sie in einer Nachschrift ebenfalls einer Berücksichtigung gewürdigt. Wie gewissenhaft die Vergleichung der 1. und 2. Auflage bei ihm vor sich gegangen, wird sich zeigen. Er hält auch nach Einsicht der 2. Auflage seine Behauptungen noch voll und ganz aufrecht.

Was in dem unglücklichen Wallyprozeß (1835) so peinliche Folgen für Gutzkow hatte, daß sämtliche Äußerungen der in der „Wally" auftretenden Personen dem Autor als eigene Ueberzeugungen zur Last gelegt wurden, geschah dem Dichter von dem Kritiker Paul Lindau ebenfalls. Alles, was die Personen im „Urbild" von dem Molièreschen Stück aussagen, wird von Lindau als bare Münze genommen und dient zum Beweis für jene erste lächerliche Behauptung. Worin besteht aber der Witz des „Urbildes"? Diese Frage deckt sich mit einer andern: „Welche Personen im „Urbild" kennen denn eigentlich das verfolgte Stück Molières, den „Tartüffe"?" Mit Ausnahme

des Hauptmatadors Tartüffe (Lamoignon, später La Roquette) selbst kennt keiner von allen denen, die gegen Molière intriguiren, das angeschuldigte Werk aus eigener Anschauung, alle haben nur etwas läuten hören, böswillige Verläumdungen, absichtliche Entstellungen und falsche Auslegungen einzelner aus dem Zusammenhang gerissener Stellen haben ihnen eine vorgefaßte Meinung beigebracht, und diese genügt ihnen, um gegen Molières Stück zu agitieren.

Wir müssen uns doch in erster Linie an die Thatsachen halten, die uns im Stück gegeben sind. Der „Tartüffe" Molières ist noch völlig unbekannt, durch Diebstahl hat der Scheinheilige das Soufflierbuch an sich gebracht, in der 1. Auflage erhält er es vom Polizeiminister Lionne zurück, um es seinem Eigentümer zuzustellen: in der 2. Auflage übernimmt Lionne selbst diese Kommission aus begreiflichen Gründen (Akt II Schluß); daß Lionne aber das Stück liest, wird nirgends gesagt; außerdem zwingt sich König Ludwig zum Lesen einer Scene — alle andern haben das Soufflierbuch nicht in die Hände bekommen. Lindau aber verlangt sogar von ihnen die Kenntnis der Vorrede zur Buchausgabe, die, wie ohne weiteres aus dem Stück hervorgeht, noch gar nicht existiert! Die historischen Thatsachen kümmern mich hier nicht.

Weshalb nun intriguiren die einzelnen Personen gegen die Aufführung des „Tartüffe"? Weshalb lassen sich Dübois, der Arzt, und Lefèvre, der Jurist, durch Lamoignon von ihrer erst geäußerten Ansicht über die Freiheit der Bühne so schnell abbringen? Gegen die eigentlichen Motive ihres Handelns ist Lindau vollständig blind gewesen, und Gutzkow hat in der neuen Bearbeitung (2. Auflage) durch Unterstreichen und Hervorheben einzelner wichtiger Stellen eine Wiederholung dieses Irrtums zu vermeiden gesucht. Lindau aber hat aus der 2. Auflage ebensowenig gelernt wie aus der ersten.

Der Scheinheilige hat ganz Recht, wenn er nach dem Verbot des „Tartüffe" triumphierend ausruft: „Alle sind sie Tartüffes!" Sie fühlen sich alle nicht rein. Was sie aber zu Molières Feinden macht, ist die Persönlichkeit der Satyre, soweit sie auf sie selbst gehen soll. Das ist das Schreckbild, mit dem der raffinierte Betrüger sie ängstigt und zu Abtrünnigen macht. Sie ahnen schon den Zusammenhang, daß Lamoignon das Urbild des „Tartüffe" ist, und freuen sich nicht wenig auf diesen Hauptspaß, so lange es ihnen selbst nicht an den Kragen geht.

Dübois kennt den „Tartüffe" gar nicht weiter. Selbst die Satyre, die den Ärzten in dem nächsten Stücke Molières, dem „Kranken in der Einbildung", bevorsteht, rührt ihn noch wenig, obgleich er weiß, daß bei der Ninon de l'Enclos über zwei Akte dieses neuen Stückes und (wie es in der 2. Auflage noch deutlicher heißt) gerade über die Ärzte „so anzüglich" gelacht worden ist; er rät Lionne: „Excellenz, hören Sie darauf gar nicht — die Bühne muß ihre Freiheit haben[40])." Erst als Lamoignon ihm mit hämischer Schadenfreude zu verstehen giebt, daß Dübois persönlich das Ziel des Gelächters sein werde, da entrüstet auch er sich über Molières Keckheit und meint, daß „die Bühnenfreiheit allerdings gewisse Grenzen" haben müsse, „die Molière . . . ein Hypochonder mit einem Wort, nicht überschreiten sollte". Nur aus dieser Furcht vor persönlicher Satyre erscheint er dann im 3. Akt (6. Sc.) „im Namen der Ärzte von Paris" vor dem König und zeigt hier eine Eigenschaft des Egoisten, die Gutzkow gerade in diesem Stück besonders geißeln wollte. Was er von Lamoignon nur andeutungsweise vernommen, wird gleich als wahr festgehalten und ohne weiteres verallgemeinert. So stellt er dem Könige vor: „Majestät, ohne Scherz, wohin soll es führen, wenn die Bühne sich erlauben darf, jeden Stand, jedes Gewerbe, jede Kunst und Wissenschaft dem Gelächter der Menge preiszugeben? . . . Molière hat die Absicht, nach und

nach jede Kunst, jede Wissenschaft herabzuwürdigen" (S. 217). Aus solchen Verallgemeinerungen lassen sich dann allerdings bedenkliche Konsequenzen ziehen, und Dübois ist auch nicht faul darin: „Wenn sich das Vertrauen gegen die Ärzte verliert, dann, Majestät, hört alle gesittete Staatsordnung auf" . . . „Der Aberglaube wird an die Stelle vernünftiger Einsicht treten" (2. Auflage) . . . . „Die Menschen werden hinsterben wie die Fliegen und die Bevölkerungstabellen aus Paris und der Provinz werden für Dero unterthänigste Armee die traurigsten Resultate liefern".

Zweierlei ist also hier in ein satyrisches Licht gerückt: der plötzliche Wechsel eben ausgesprochener liberaler Ueberzeugungen, sobald sie dem Redenden unbequem werden, und die Verdächtigung eines Nächsten auf Grund noch völlig unbewiesener Thatsachen. Deshalb konnte die Kenntnis sämtlicher früheren Molièreschen Stücke, in denen die Ärzte gezaust werden, absolut nichts nutzen. Bisher ein Freund Molières, trotz aller Angriffe gegen die Ärzte überhaupt, muß Dübois in diesem Augenblick zum Feind des Dichters werden, als er von Lamoignon hört, daß er, Dübois selbst, verspottet werden soll. Da muß seine Selbstliebe alle seine liberalen Grundsätze zum Schweigen bringen. Durch diese feine Motivierung fällt Lindaus Einwurf: Gutzkow durfte „nicht den noch unverfaßten malade imaginaire als Argument benützen, er brauchte nur an den mit größtem Beifall kurz vorher aufgeführten médecin malgré lui zu erinnern", in sich selbst zusammen. Nicht was Molière früher gegen die Ärzte geschrieben, hat irgend einen unwilligen Eindruck in Dübois hinterlassen, sondern das, was letzterem jetzt bevorsteht, wovon er nur unklar das Schlimmste für seine eigene Person befürchten muß durch Lamoignons verleumdende Worte, bringt ihn gegen Molière in Harnisch. Die einzige poetische Licenz, die sich Gutzkow also hier erlaubte, ist die Annahme, daß Molière schon 1667 den „Kranken in der Einbildung" ge-

schrieben habe, und die, glaube ich, können wir dem Dichter ruhig gestatten.

Bei dem Juristen Lefèvre ist genau dasselbe der Fall. Er erscheint im Anfang durchaus harmlos, voll humoristischer Offenheit. Er ist vertraut und kollegialisch mit jedem. Das „Herr" in der Anrede Molières soll er in der 2. Auflage extra fortlassen. Er lebt nur für die Gesetze. „Jurist mit Leib und Seele" hat er durch einen Prozeß die Leseprobe des „Nebukadnezar", des Trauerspieles seines Freundes Chapelle, durchgesetzt (I, 1). Zu seines Freundes Genugthuung erfindet er diesem einen Stoff, durch dessen Behandlung Chapelle seinen Konkurrenten, den Alleinherrscher der Bühne, Molière, „auf seinem eigenen Felde" stürzen könne. Von einer Feindschaft Lefèvres gegen Molière ist noch gar keine Rede. Er rät Chapelle — das schiebt die 2. Auflage ausdrücklich ein —: „Aber rächen mußt du dich! Edel rächen!" Er hat also alles andre wie Intriguen gegen Molière im Sinn. In den beiden ersten Scenen des 2. Aktes spricht die 2. Auflage noch mehrfach von diesem Prozeß als einer „kalten Advokatenpflicht". Lefèvre selbst rechtfertigt sich vor Molière, als dieser sich für die gerichtliche Leseprobe bedankt (S. 180), mit den Worten: „Molière, ein Advokat ist der Freund jedes Hilfebegehrenden! Ich sah den Kummer meines Freundes, die Thränen seines liebenden Weibes! Seien Sie überzeugt, Molière, daß ich mit derselben Unparteilichkeit —" und er bittet den Dichter, ihm zu verzeihen, wie auch Armande ihm vergeben habe (S. 179). Doch es kommt noch deutlicher. Als in der 6. Scene des 2. Aktes Lamoignon auftritt, den „Tartüffe" anzuschwärzen, und Dübois schon auf seine Seite gebracht hat, ist Lefèvre noch recht wohlgemut und hat seinen Spaß an dem bösen Streich, der Lamoignon gespielt wird. Er neckt ihn mit den „roten Tüchern aus Limoges" und freut sich recht, als er endeckt, daß Lamoignon „der Industriefreund" ist (S. 195). Von Schadenfreude ist auch er nicht frei. Nun aber geht's

ihm selbst an den Kragen. Er hat gerade das sichere Wort gesprochen: „Mich sollen sie sobald nicht belehren.“ Wenn auch Molière die Advokaten angegriffen hat, Lefèvre ist außerdem „Notar und erster Huissier am obersten Gerichtshof.“ Als er aber hört, daß Molière auch die Notare im „Tartüffe“ verspottet habe, wird er aufgeregt. Lamoignon läßt ihn in das Soufflierbuch sehen und zeigt ihm einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Worte wie „Erbschleicherei“, „Codizill“ und weiß allein durch seine raffinierte Entstellung und Auslegung selbst den sichern Lefèvre herumzubringen: „Die Justiz, hören Sie, die Justiz, im Bunde mit der Scheinheiligkeit, wird dargestellt in der Person eines Herrn Loyal.“ Den Namen Loyal zeigt er dem erregten Lefèvre; daß aber dieser Loyal „Advokat, Notar und erster Huissier am obersten Gerichtshof“ ist, gerade wie Lefèvre, greift er völlig aus der Luft! Davon steht in dem Buch, das er in der Hand hat, gar nichts; es ist pure Verleumdung seinerseits. Daß der Herr Loyal aus der Normandie ist, kommt seinen Lügen zu Hilfe. Auch Lefèvre ist aus der Normandie. Dieser sieht schon gar nicht mehr ins Buch, die persönliche Beziehung auf sich selbst ist ihm schon klar. Lamoignon weiß Loyals Worte so geschickt zu umschreiben, daß man diesen für einen impertinent geschilderten Menschen halten muß. „Je m'appelle Loyal natif de Normandie“ übersetzt er mit „Ich bin der Herr Loyal, ja aus der Normandie“ — und als er den Loyal, der allerdings im echten Molièreschen Stück selbst nur eine exekutierende Person ist, fälschlich als Rechtsverdreher darstellt, der Prügel verdiene, da läuft auch Lefèvre die Galle über, er zweifelt an nichts mehr, er glaubt Molières Rache für den Prozeß zu spüren und empfiehlt sich mit ebenso vieldeutigen Worten wie Dübois. Einzig und allein das Persönliche ist es, was Lefèvre gegen Molière aufbringt. Das Wort „Normandie“ ist entscheidend, Lefèvre ist die Identität dieses „Herrn Loyal“ mit sich klar. Und allein dieser

Umstand — gleichviel ob Zufall oder Absicht — gibt den falschen Entstellungen Lamoignons einen Schein von Wahrheit.

Lindau dekretirt: „Wenn sich die Jurisprudenz über Molière zu beklagen hatte," so durfte sie sich nicht auf den für sie durchaus unschädlichen Tartüffe, sie mußte sich auf den gleichfalls schon bekannten Misanthrope berufen." Nein! Gegen den „Tartüffe" selbst empört sich ja Lefèvre nicht, da er ihn gar nicht kennt, sondern gegen den „Tartüffe", den La Roquette ihm geschildert und verdächtigt. Auf frühere Angriffe Molières gegen die Juristen aber beruft sich Lefèvre thatsächlich. Im 3. Akt (6. Sc.) tritt er auf „als Abgeordneter des entrüsteten Justizpalastes." Seine Argumente sind folgende: „Die Advokaten von Paris haben jahrelang die bittern Pfeile ertragen, die Molière in seinen Komödien auf sie abschießt. So sehr sie auch empfanden, daß ihre Praxis merklich unter diesen Diatriben litt, sie haben geschwiegen. Im Tartüffe aber geht Molière sogar soweit, den Huissiers Schläge anzudrohen, wenn sie im Namen des Gesetzes erscheinen, um saumselige Schuldner auszupfänden. Sire, kein Staat kann bestehen, wo die Huissiers Schläge bekommen." Die früheren „Invektiven" („Rücksichtsl." S. 189) sind Lefèvre auch nicht entgangen; er kennt den „Misanthrope" sehr wohl, er nennt ihn ja selbst! (siehe II, 2, S. 181). Dafür, daß er sich aber nicht daran giebt, Lindau zu gefallen, sämmtliche Stücke, in denen Molière die Juristen schon angegriffen, mit philologischer Genauigkeit aufzuzählen, dafür, denke ich, wird ihm jeder Zuschauer nur dankbar sein. Wir wollen aus dem „Urbild" keine Litteraturgeschichte lernen.

Bei dem dritten Agitator gegen den „Tartüffe", bei dem Dichter Chapelle, hat sich Lindaus Kritik noch weit mehr verfahren. „Die korrekte Akademie konnte an dem streng formkorrekten Tartüffe nichts tadeln", sagt Lindau. Ganz recht! Worin nun beruht die entsetzliche poetische Licenz, die sich

Gutzkow erlaubt hat? Um es gleich hier zu sagen: In weiter nichts, als daß er Molière einen falschen Reim unterschiebt! Wahrhaftig ein himmelschreiendes Verbrechen, zu dessen Verurteilung Lindau drei enggefüllte Druckseiten nötig hat!

Weshalb intriguiert Chapelle gegen Molière? Der „Alleinherrscher“ der Bühne hat den „Nebukadnezar“ des Akademikers Chapelle zurückgewiesen (I, 1). Vom Gericht gezwungen, ihn einer Leseprobe zu unterwerfen, schickt er ihn dem unglücklichen Chapelle mit einer ziemlich bittern Kritik zurück (I, 3). Chapelle schäumt vor Wut, er will die ganze „gegenwärtige dramatische Literatur an die Akademie denunziren“, dasselbe Verfahren, das die Armen im Geiste an Gutzkow selbst angestellt. Chapelle hat Molière beleidigt (S. 150), jedenfalls ist die gerichtlich anbefohlene Leseprobe gemeint, er hält Molières Zurückweisung und Kritik für persönliche Rache. Auch er will sich rächen. Lefèvre kommt hier seinem sich vergeblich zermarternden Hirn zu Hilfe. Er rät ihm, sich durch ein Stück in Molières eigener Manier an seinem Konkurrenten zu rächen. Einen Stoff zu finden ist nicht leicht. Denn Molière hat schon alles vorweggenommen. Da stoßen sie auf den „Scheinheiligen“. So dumm ist Chapelle nicht, daß er nicht das Originelle dieses Stoffes einsieht; freudig greift er ihn auf und behandelt ihn gleich wie ein Kind seines eigenen Geistes: „Ich sagt' es ja immer — ein Freund, ein Mitarbeiter, und ich gebe meinem Jahrhundert etwas zu raten auf!“

Das Spiel des Zufalls nun, dem wir uns im Lustspiel so gerne hingeben, will es, daß gerade dieser Stoff in Molières neuem Stück behandelt ist. Grundlos ist der Zufall nicht. Der kluge Lefèvre kennt das Urbild des Scheinheiligen, Lamoignon, ebenso gut, wie Molière. Alles aber stürmt jetzt auf Chapelle ein, ihn gegen diesen in Hitze bringen. Matthieu ist so taktlos, auf Chapelles Reden in der Akademie und den Beifall, den sie „hervorbringen sollten“, hinzuweisen, er rühmt den „bewunderungswürdigen Molière“ in seiner Gegenwart, er

bittet Chapelle wie aus Hohn um eine Rolle in dem unglücklichen „Nebukadnezar“ und mutet ihm gar zu, der Schauspielnovizin Madeleine eine Rolle in einem neuen Stück Molières einzustudieren. Und dieses Werk des Konkurrenten behandelt außerdem „seinen Stoff“, den man ihm „gestohlen“ hat.

Madeleine macht ihn mit einer Scene des Stücks, der 1. Scene des 3. Aktes bekannt. Alles, was er von dem Stück erfährt, reklamiert er als seine eigene Idee. In der 2. Aufl. wird dies durch mannigfaltige Zusätze noch hervorgehoben.

In der 7. Scene des 1. Aktes des „Urbildes“ nun überraschen Chapelle und Lefèvre den Präsidenten Lamoignon, wie er an der jungen hübschen Schauspielerin seine gewöhnlichen Praktiken versucht, und die Ähnlichkeit dieses Momentes mit der eben von Madeleine geschilderten Scene des „Tartüffe“ läßt Chapelle sogleich die Tendenz des Molièreschen Stückes durchschauen. Lefèvres leise Worte: „Schade, diese Scene hättest du anbringen können!“ bestärken ihn in seiner Vermutung. „Ha, das trifft sich prächtig!“ ruft er (S. 169.). Diese günstige Gelegenheit, einen lästigen Konkurrenten sich vom Halse zu schaffen, will er sich nicht entgehen lassen. Das ist ja gerade das psychologisch Ausgezeichnete in Gutzkows Stück, wie nicht bloß des Scheinheiligen Worte, sondern sein bloßes Erscheinen schon im imstande sind, die bösen Instinkte in fremder Brust zu wecken.

Chapelle giebt nun dem immer erstaunter aufhorchenden Lamoignon seinerseits eine Schilderung des Stückes. Und es ist wohl dabei festzuhalten, daß er das Stück selbst gar nicht kennt, sondern nur die Scene, die Madeleine ihm vorgespielt hat. Hier liegt wieder die satyrische Mine. „Ja das neue Stück von Molière, in dem er alle die Wölfe geißeln will, die unter dem Deckmantel der Religion schleichen“ (169). „ . . . Molière hat diesen Gegenstand behandelt, und zwar mit einer Bitterkeit, die an das Anzüglichste erinnert, was nur Aristophanes geschrieben hat“ (S. 170). Und nun folgt die

Schilderung jener Tuchscene, die er von Madeleine kennt und in der Lamoignon ertappt worden ist.

Im 3. Akt dann tritt Chapelle auf im Namen des Aristoteles. Wessen klagt nun Chapelle seinen Rivalen an? Nach Paul Lindau beklagt er sich über den Tartüffe, „weil sich sein Verfasser nicht an die Regeln halte, entsetzliche Reime (!) schreibe, wider alle Regeln des Aristoteles verstoße.“ Heu! heu! möchte ich hier mit Lindau rufen. Ja, wie Unrecht Chapelle thut, den „Tartüffe“ eines Verstoßes gegen die „ewigen Kunstgesetze“ anzuklagen, geht nach Paul Lindau daraus hervor, daß Molière gerade in der Vorrede zu diesem Stück für diese Regeln des Aristoteles eintritt! Das ist das Schlimmste, was Lindau passiren konnte. Chapelle hat ja den „Tartüffe“ gar nicht gelesen, er kennt nur die eine Scene mit dem Tuch, sonst hat er nur ganz allgemeine Vorstellungen von dem Inhalt und der Tendenz des noch ungedruckten Werkes, von seiner Technik und den nähern Einzelheiten aber keine Ahnung. Und nun soll er gar die Vorrede kennen! Aber noch mehr! Ich wäre doch neugierig zu wissen, wo Chapelle den „Tartüffe“ eines Verstoßes gegen die aristotelischen Regeln beschuldigt. Vielleicht hatte Lindau eine besondere Ausgabe des „Urbildes“; ich berufe mich auf die citierten Auflagen.

Der Thatbestand ist folgender. Chapelle hat auf die Frage des Königs zu antworten, weshalb die Akademie Molière noch nicht aufgenommen, und entgegnet: „Sire, einen Schauspieler, einen Possendichter, der sich nicht an die Regeln hält! Im Namen dieser ewigen Kunstgesetze steh' ich vor Ew. Majestät und flehe demutsvoll, inbrünstiglich, ein huldvolles Auge auf die Verschlechterung des Geschmackes zu werfen und Dero erhabenen Schutz von einer Literatur abzulenken, die die Neuerung wagt, sich mehr an spanische, englische und italienische Muster zu halten, als an die ewigen Vorbilder der Römer und der Griechen. Ja, Sire, statt dem Ideale zu dienen, greift dieser Molière seine Stoffe förmlich, mit Erlaubnis zu

sagen, von der Straße — Menschen, die uns stündlich in den Weg laufen, bringt er bestäubt und ungesäubert auf die Bühne und läßt sie in einer Sprache reden, Sire, in einer Sprache, die immer mehr zur bürgerlichen Prosa des Lebens herabsinkt.“ So zu lesen S. 219 der 1. Aufl. Wo ist hier von Molières „Tartüffe“ die Rede? Chapelles erste Beschuldigungen gelten der ganzen modernen Literatur, die von Ludwig XIV. protegiert wird und den Akademiker Chapelle selbst nicht aufkommen läßt; er will ja die ganze „gegenwärtige“ dramatische Litteratur an die Akademie denunzieren. Seinem lang verhaltenen Groll gegen die glücklicheren Lieblinge der Musen macht er hier, wo er endlich einmal Redefreiheit hat, mit einem Male Luft. Ob er nun an wirkliche Verstöße Molières gegen die Regeln des Aristoteles, ob er an „Mariage forcé“ gedacht hat, bei der Lindau selbst solche Verstöße zugiebt, oder nicht, ist ganz gleichgiltig. Hier gilt seine Polemik nicht Molière, sondern allen seinen glücklichern Nebenbuhlern. Doch kommt noch eines hinzu: Die speziellen Vorwürfe, die man aus Chapelles Worten gegen Molière herauslesen könnte, wenn man dem Wortlaut Zwang anthut, betreffen die Regeln der Einheit 2c. gar nicht, sondern die Wahl der Stoffe und die Diktion, Vorwürfe, die begründet sind, indem sie uns als Vorzüge erscheinen.

Nun aber kommt wieder der Witz: Endlich erinnert sich Chapelle des eigentlichen Zweckes, der ihn vor den König geführt hat. Nun gerät er auf Molières „Tartüffe“, natürlich auf die Tuchszene, die einzige, die er kennt; er wirft die Rollen durcheinander, verwechselt Elmire mit Dorine (Chapelle thut das, nicht Gutzkow!), „nicht von der Szene“ redet er, „nicht von der Erfindung“ (!), „sondern von einem entsetzlichen Reim, den sich der Autor an dieser Stelle wider alle Regeln der Metrik erlaubte“. Also nicht die Erfindung ärgert ihn, sondern ein schlechter Reim, das ist das Einzige, was er an dem „Tartüffe“ Belastendes entdecken konnte, deshalb hat er

das Stück oder vielmehr diesen Reim an die Akademie denunziert, und diese hat den Gegenstand in einer eigenen Druckschrift im Umfange eines Folianten ausführlich behandelt. Hier liegt der Witz und die Satyre nach dem bekannten Spruch: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus“. Es ist reine Unwahrheit, daß Chapelle — nach Lindau — den „Tartüffe“ alles dessen beschuldigt, was er gegen die moderne Litteratur überhaupt vorbringt, er widerruft es ja selbst und will nicht „von der Szene“ oder „von der Erfindung“ reden, weil er eben darüber nichts zu sagen weiß. Einmal zu Wort gekommen, verspritzt Chapelle alles Gift, das sich in ihm angesammelt hat, ob mit oder ohne Grund, das ist ihm gleich, wenn er sich nur einmal recht auswüten kann. Die Schuld einiger ist bei ihm die Schuld aller und umgekehrt, doch ist er immer noch so vorsichtig, daß er sich nicht auf einer offenbaren Unwahrheit ertappen läßt, eine Vorsicht, die Lindau nicht gepflegt hat.

Doch nun zum vierten Punkt. Hören wir wieder erst Lindau: „Die Polizei endlich hatte gar keine Ursache, der Aufführung des „Tartüffe“ irgend welches Hindernis in den Weg zu legen.“ Damit bin ich vollständig einverstanden, wenn nur die Polizei das Stück gekannt hätte. Aber auch hier spukt wieder der leidige Irrtum Lindaus. Hier gerade zeigt der Scheinheilige seine raffinierte Geschicklichkeit, unschuldige Dinge in das Gegenteil zu verdrehen. Lionne ist im Anfang Molièren durchaus gewogen, jedoch geht er nicht über die Grenzen seines Amtes hinaus. Er ist der kühle reservierte Polizeimann, der dem Grundsatz huldigt: „Die Sache der Kunst . . . darf den gesellschaftlichen Institutionen keinen Anstoß geben.“ Er erwärmt sich ordentlich bei Molières Entwickelung seines Stückes, er wünscht dem Dichter Glück, „der sein schönes Talent nur dazu anwendet, treu der Mit- und Nachwelt zu dienen“. Selbst als er herausfühlt, daß Molières Satyre gegen eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet ist, und letztere sich in Lamoignon

präsentiert, hat er gegen die Aufführung des „Tartüffe" nichts einzuwenden (II, 5). Nun aber kommt Lamoignon. In heimtückischer Weise bringt er dem Polizeiminister bei, daß sich am Schluß des Stückes eine „pikante Hinweisung" auf den König finde. Eine Person des Stückes habe „die Keckheit, Ludwig XIV. eine Art Triumph- und Lobrede zu halten." (S. 204). Das ist schon eine Wendung, die auch den gemütvollsten Polizeiminister aufmerksam machen muß. Lamoignons Perfidie geht nun noch weiter, er schmiedet aus den biedern Worten des Sergeanten eine politische Intrigue, so wie es in den Jahren der Demagogenverfolgungen Mode war. „Der Polizeibeamte, der im Tartüffe auftritt, sagt auch nicht ein unehrerbietiges Wort, nicht eine Silbe, die zu der gedachten Insinuation auch nur die geringste Veranlassung geben könnte" (Lindau S. 193). Darin hat Lindau völlig recht. Aber Lamoignon weiß eben den Sachverhalt dem mit dem Inhalt nicht vertrauten Lionne so zu entstellen, daß genau das herauskommt, was genügend ist, ein Polizeigemüt in Aufregung zu bringen. Die Polizeiperson rühmt an Ludwig XIV., daß er die Heuchler von den Wahrhaften zu scheiden wisse:

Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude,
Un prince dont les yeux se font jour dans les coeurs,
Et que ne peut tromper tout l'art des imposteurs."
(V, 7.)

Hierin liest Lamoignon eine Anspielung auf die gleichzeitigen religiösen Streitigkeiten: „Se. Majestät sind bis zur Stunde noch im Zweifel, was sie von dem Kampf gegen die Jansenisten, von den Missionen in den Provinzen, von den Ordensverbrüderungen denken sollen — jetzt nimmt sich — Gott sei Dank! ein Schauspieler die Freiheit, ihm vor ganz Frankreich den Weg zu weisen, was er von dem gegenwärtigen Kampfe der Religion gegen die Weltlichkeit dieser Tage denken solle!" (S. 204). Das macht natürlich Lionne stutzig, wenn sich ein Schauspieler erlaubt, „aus seinem Innern heraus

Theorien und Grundsätze zu proklamiren — [die 2. Aufl. fährt fort] die ihm öffentlich auf der Bühne ausgesprochen, auf diese Art gleichsam zwangsweise zugemutet werden." Jetzt ist Lionne ganz Polizeiminister, der blind in Lamoignons Falle geht. Den Ausschlag nun giebt eine äußerst geistreiche, ja geniale Wendung des Scheinheiligen; der Lobredner des Königs, der also politisch intriguiert nach Lamoignons Auslegung, ist ein „einfacher, biederer, gemütlicher Polizeikommissarius" und ironisch fügt der Fuchs hinzu: „Nun wird man in England sagen, wenn in Frankreich der König gelobt sein will, so muß er die Polizei zu Hilfe rufen!" (S. 205). Die Polizei gegen den König intriguierend und obendrein von Fremden noch ausgelacht, das wird Lionne natürlich zu viel. „Auch die Polizei soll der Satyre nicht mehr heilig bleiben?" Da sieht er sich doch veranlaßt, „im Interesse der einzigen wahren Religion eines gebildeten Staates, im Interesse der Polizei" (S. 205), die Aufführung des „Tartüffe" zu verbieten. Seine Standesehre ist angegriffen, das macht ihn ebenso rücksichtslos wie die andern. Deshalb glaubt er „im Interesse der Ordnung zu handeln", indem er die Aufführung der Stückes verbietet, „das mehr ein Pasquill, als ein Kunstwerk ist" (S. 211) und das, obgleich er es noch nicht näher kennen gelernt hat, „von Anzüglichkeiten auf die Polizei wimmelt" (S. 212), wie er Ludwig erklärt. So harmlos also die Worte sein mögen, die im „Tartüffe" durch die Polizeiperson über den König gesprochen werden, es sind nicht die Worte selbst, sondern die Auslegung und Entstellung des Lamoignon, die Lionne über Molière entrüsten müssen.

Noch eins! Wie steht es denn eigentlich mit jener Polizeirede im „Tartüffe"? Es sei mir erlaubt, hier das Urteil eines Mannes anzuführen, der auch den „Tartüffe" gelesen und sogar den ganzen Molière herausgegeben hat. Dr. Adolf Laun sagt im Anhang II (S. 172/3) seiner Ausgabe des „Tartüffe"[30]: „Die Lobrede des Polizeibeamten ist nicht eine bloße an

Ludwig XIV. gerichtete captatio benevolentiae ... Molière entlarvt nicht allein die unsittliche Bigotterie seines Jahrhunderts und stellt im „Tartüff“ ein Schreckbild für alle Zeiten auf. Das Stück richtete sich auch direkt an Ludwig XIV., dessen Geist noch frei war, den die Scheinheiligkeit jedoch schon zu umgarnen drohte. Indem der Dichter den Fürsten, in welchem jeder den König erkennen mußte, den scheinheiligen Betrüger richten und bestrafen läßt, macht er Ludwig gewissermaßen zum Bundesgenossen im Kampfe. Er warnt und ermahnt ihn indirekt und selbst die Lobrede des Beamten thut dies, indem sie ein Fürstenideal aufstellt, und, wenn gleich in poetisch-hyperbolischer Weise nur solche Vorzüge hervorhebt, die Ludwig allerdings damals noch besaß. Unter den Blumen des Lobes ist der Stachel der Warnung und Ermahnung versteckt.“ Was will also Paul Lindau? Zunächst kann man die Polizeirede so auffassen, wie dies Lamoignon in übertriebener Weise thut, und dann sieht Lindau gar nicht, daß Lamoignon ja die Rede, ob falsch oder richtig, so auffassen muß, um sein Ziel, das Verbot des „Tartüffe“, zu erreichen.

Wir haben also hier den komischen Fall, daß von einem „berufenen“ Kritiker ein durchaus klar verständlicher Charakter eines Lustspiels vollständig misverstanden wurde. Einen notorischen Lügner und Verleumder wollte Gutzkow darstellen. Was thut Lindau? Er nimmt sämtliche Aeußerungen des „Lügners“ als bare Münze, als Wahrheit, und operiert mit diesem Apparat gegen den Dichter, der durch alle diese Verdrehungen und Verleumdungen, die der Scheinheilige übt, dessen Charakter an den Pranger stellen wollte! Es ist genau dasselbe, als wenn, wie ja auch geschehen ist, Tartüffes heuchlerische Frömmelei für wahre Frömmigkeit gehalten und gegen Molière als den Verspötter der Religion von kirchlicher Seite gekämpft wird. Wenn solches heute noch geschieht, können wir es früheren, weniger aufgeklärten Jahrhunderten verargen?

Damit ist ein großer Teil von Lindaus Kritik, ich denke für immer, widerlegt. Ich sprach bisher nur von dem schülerhaften Misverständnis, das der Komik nicht entbehrt. Wie steht es nun aber thatsächlich mit jenem Molièreschen „Tartüffe", der im „Urbild" eine so große Rolle spielt? Die Grundlage des „Urbildes" ist ein Stück, das sich in seinem Gang der Handlung und in seinen Charakteren anders entwickelt wie der Molièresche „Tartüffe". Das zu leugnen wird niemand einfallen. Darüber aber erbost sich Lindau mit der ganzen Macht der Worte, die ihm zu Gebote steht. Zunächst: hat Gutzkow den Charakter des Tartüffe geändert? Ja! Lindau verdammt das in Grund und Boden. Nach einem Grund für diese Veränderung zu fragen, das ist ihm augenscheinlich nicht im Traume eingefallen.

Aber sehen wir selbst zu. Man hat Gutzkow von vornherein einen Vorwurf daraus gemacht, daß er eine typische Lustspielfigur Molières zu eigenen Zwecken gebraucht hat. Julian Schmidt und seine Nachbeter haben das getadelt. Gutzkow rechtfertigt sich selbst hierin. Er weist auf Goldoni hin, der denselben Stoff behandelt hatte, jedoch ohne daß der jungdeutsche Dramatiker bei der Abfassung seines Lustspiels Kenntnis davon hatte. „Der Richtung seiner Zeit... gemäß... hielt sich Goldoni, ohne die Heuchelei im Lichte seiner Zeit schärfer auszuführen, an die enge Familiensphäre, in welcher sich der Scheinheilige bei Molière bewegt." Aus dieser engen Familiensphäre hat nun Gutzkow den Charakter des Tartüffe völlig herausgenommen und ihn gleichsam in die Welt eingeführt. Schon Bulthaupt hat dies in seiner „Dramaturgie" (III, 292) billigend hervorgehoben. Gutzkow hat diesem durch Molière fixierten Charakter eine weltgeschichtliche Grundlage gegeben, deshalb machte er aus dem Scheinheiligen, dem „Schleicher, der sich in die Familie drängt" eine „einflußreiche Persönlichkeit aus den höchsten Ständen, einen Mann, der die Titel und Ämter verschenkt an die, welche

mit der Religion heucheln, einen Erzfeind der Aufklärung und des gesunden Menschenverstandes", so charakterisiert Madeleine ihn, die als Mitspielende das neue Lustspiel wirklich kennt. Was ihn so furchtbar für seine Feinde macht, ist einerseits seine weltliche Gewalt im Staate Ludwigs XIV., andrerseits seine wirklich geniale geistige Gewandtheit auf dem Gebiet der Intrigue. Er ist der „Allmächtige", das Haupt der Frommen, selbst die Geistlichkeit hat vor ihm Respekt. Er ist der Präsident des obersten Gerichtshofes, und in dieser Eigenschaft besitzt er selbst dem König gegenüber eine Selbständigkeit und Gewalt, die ihn völlig unerreichbar macht. Dazu tritt nun eine ganz raffinierte Schlauheit im Knüpfen von Intriguen und im Verdrehen der Wahrheit. Er hat immer eine Ausrede zurecht, er läßt sich nicht verblüffen, gerade wie Paul Lindau. Er handelt nie in eigener Sache, er scheint immer der Dolmetscher fremder Interessen. Seine eigene Meinung hält er stets zurück, nie gebraucht er ein kräftiges Wort, sondern drückt sich am liebsten indirekt aus. Er stachelt nur andere auf, gegen den „Tartüffe" zu protestieren, und mit wahrhaft genialer Zungenfertigkeit weiß er durch geschickte Entstellung der Wahrheit jeden zum Widersacher Molières zu machen. Die 2. Aufl. des „Urbilds" hebt alle diese Züge noch schärfer hervor. Wie steht nun dieser Scheinheilige zu Molières Lustspielfigur? Er ist nichts weiter als eine konsequente Ausführung der von Molière gezogenen Umrisse, es ist Molières „Tartüffe" gealtert, auf der Höhe seiner Praxis.

Für diesen in seiner Art großen Charakter reichten nun die Verbrechen nicht hin, die Molière seinem Tartüffe zur Last legte. Was der Scheinheilige hier nur beabsichtigt, hat er im „Urbild" ausgeführt, er hat seine Lust an des vertrauensseligen Orgons schöner Frau befriedigt, hat diesem sein Vermögen wirklich geraubt, den betrogenen Orgon in Wahnsinn und Tod getrieben; das entwürdigte Weib, mit ihren beiden Kindern dem größten Elend preisgegeben, starb an gebrochenem

Herzen, die Kinder gerieten in fremde Pflege und auseinander, einen Prozeß, den sie gegen Lamoignon anstrengten, gewann dieser, so geschickt hatte er sich nach allen Seiten hin gesichert· Diese Steigerung war durchaus notwendig und so, wie Gutzkow sie mit seinem Gefühl durchgeführt hat, die einzig richtige. Wenn sich daher Paul Lindau in seiner Kritik über diese „Entweihung“, diesen „Frevel“ in eine künstliche Aufregung hineinredet, so zeigt das nichts weiter, als daß er den neuen Gesichtspunkt, von dem aus Gutzkow den Charakter des Tartüffe betrachtet hat, absolut nicht zu würdigen verstand.

Indem Gutzkow so ein ganz neues Stück unterschob, veränderte sich auch manches andere so, wie es für die Ökonomie des Stückes dienlich war. Doch ist der Dichter z. B. in der Gestalt der Dorine durchaus nicht so weit von der Vorstellung abgewichen, die ein Kenner des „Tartüffe“ mit der Dorine Molières verbindet. „Dies kecke gewitzigte Frauenzimmer, das sich erlaubt, überall mit boshaftem Spott hineinzureden, ist in einer Doppelstellung, die in ihrem Auftreten, in ihrer Kleidung, in dem Einfluß, den sie auf ihre Gebieterin Marianne, zu deren Vertrauten sie sich emporgeschwungen, hat, und zugleich in der Art und Weise, wie Orgon und Mad. Pernelle sie behandeln, sich kund gibt. Die Anhänglichkeit an ihre Herrschaft gibt ihr ein gemütliches, ihr Haß gegen Tartüffe, den sie gleich anfangs durchschaut, ein satirisches Pathos.“ Laun, der dies in seiner schon citierten Ausgabe sagt, fügt noch hinzu, daß diese „von echt Molièreschem Humor durchhauchte Vertreterin des Mutterwitzes“ manches sage, was eigentlich über ihren geistigen Horizont hinausgeht und mit ihrer sonstigen Redeweise nicht in Einklang zu bringen ist. Sie durchschaut allerdings von vorneherein die Absichten des Tartüffe, im 2. Akt (4. Sc.) ist sie sogar hervorragend aktiv und gibt das Programm, nach dem denn auch gehandelt wird. Sie sagt:

Sortez: et, sans tarder, employez vos amis
Pour vous faire tenir ce qu'on vous a promis.
Nous allons réveiller les efforts de son frère,
Et dans notre parti jeter la belle-mère. (II. 4.)

Wenn also Paul Lindau von ihr sagt: „Sie ist . . . eine grobe, unverschämte, mit natürlich-derbem Witz ausgestattete Dienstmagd, die mit den Fäden der Intrigue und mit der Entlarvung des Scheinheiligen absolut nichts zu thun hat" (S. 198), so stimmt das wieder nicht, sondern diese Charakteristik ist nur verdreht, um einen größern Gegensatz zu Gutzkows Dorine herauszuarbeiten. Lindau entstellt in seiner Sucht, Gutzkow zu kritisieren, sogar seinen Schützling Molière selbst. Die Schauspielerin Madeleine, die jüngere Schwester Armandens, ist im „Urbild des Tartüffe" die Trägerin dieser Rolle, und ihr zu Liebe ist die ältliche Dienstmagd verwandelt in ein „geistreiches, allerliebstes Kammermädchen, das alle Fäden der Intrigue in der Hand hält und zur Entlarvung des Scheinheiligen am meisten beiträgt." In der 2. Aufl. hat Gutzkow zu Lindaus großem Ärger nur das Wort „geistreich" mit „durchtrieben" vertauscht, schwerlich aber aus Gefälligkeit gegen Lindau, sondern weil „geistreich" zu einem Kammermädchen nicht recht paßt, „durchtrieben" aber wohl. Hand in Hand mit dieser Änderung geht eine andere in der Tuchscene des 3. Aktes, deren Behandlung bei Gutzkow Lindau so entrüstet. Er sagt darüber: „Dahingegen kennt er [Gutzkow] die Tuchscene . . . sehr genau, so genau, daß er je nach Bedarf Dorine und Elmire darin auftreten läßt — o dramatische Licenz!" Sehen wir uns die Scene an, wie Gutzkow sie im „Urbild" voraussetzt. Natürlich sind zunächst nur die Äußerungen Madeleinens maßgebend, weil sie allein die Scene wirklich kennt. Ihr Pflegevater Matthieu kommt nicht in Betracht. Sie schildert die Scene Chapelle folgendermaßen (I, 5): „Der Scheinheilige kommt . . . erst im dritten Akt. Er ruft beim Eintreten seinem Bedienten zu, er solle sagen, er wäre

ins Gefangenhaus gegangen und teile dort den Armen sein bischen Armut aus . . . Jetzt erblickt der Scheinheilige mich. Er fährt mich an, weidet sich dann aber an meiner Schönheit — wirklich an meiner Schönheit — die Schönheit steht in meiner Rolle vorgeschrieben — was will Sie? frägt der Scheinheilige. Ich stottere, und meine Verwirrung benutzend, zieht er sein Taschentuch . . . und wirft mir dies Taschentuch auf meine Schultern . . . Er sagt . . .:

Mein Gott im Himmel, weh, das ist nicht zu ertragen;
Ach nehme Sie, bevor Sie redet, dieses Tuch!

Darauf sage ich: Wozu? Darauf er:

Bedecke Sie damit, o Sinnestrug,
Den sünd'gen Busen sich; denn leicht erkranken
Macht dies die Seele sonst durch sündige Gedanken.

Nun wirft er mir, halb von mir abgestoßen, halb zu mir hingezogen, das Tuch zu."

Ergänzt wird dieser Bericht noch durch eine Stelle in der 6. Scene des 1. Aktes, wo Madeleine als Dorine auf Lamoignons Frage: „Was will Sie? Wer ist Sie?" zu antworten hat: „Ihnen sagen. —" Dies „Vous dire . . ." der Dorine im echten Molièreschen „Tartüffe" hält Gutzkow durchaus nicht für ein ängstliches Stottern aus Befangenheit, wie Lindau meint. Aber in dem veränderten „Tartüffe", den das „Urbild" voraussetzt, ist Dorine eben keine alte robuste und wenig peinliche Dienstmagd, sondern ein junges Kammermädchen, für dessen Rolle die Schönheit vorgeschrieben ist. Daher wäre es durchaus natürlich, wenn das junge Mädchen bei Tartüffes rauher Anrede in Verwirrung geriete. Die folgenden derben Worte der Dorine im richtigen „Tartüffe" sind für diese neue Dorine absolut nicht maßgebend und Gutzkow hat die Scene mit gutem Bedacht geändert.

Lindaus Gewissenhaftigkeit sei noch von anderer Seite illustriert. In einer „Nachschrift" zu jener Kritik hält er seine Behauptungen alle aufrecht. Er hat nämlich die neue Be-

arbeitung mit der alten „verglichen“. Ich möchte wissen, was Lindau, der doch sonst den Philologen herausbeißt, „vergleichen“ nennt; denn dies war doch hier nötig, um zu einem zuverlässigen Resultat zu kommen. Er hat nämlich dabei eine Entdeckung gemacht, auf die ich vergebens ausgegangen bin. Er will gelesen haben, daß in der 2. Aufl. Dorine-Madeleine „nicht mehr in Verwirrung“ gerät, und glaubt wol mit einiger Genugthuung, daß Gutzkow mit Dank für den Wink des Kritikers diese Änderung getroffen habe. Lindau muß eine eigentümliche Ausgabe des „Urbildes“ besitzen. In sämtlichen fünfen, die mir vorliegen, steht genau dasselbe: „... und meine Verwirrung benutzend“ u. s. w. [31]).

Wie ist es aber mit der andern Behauptung Lindaus, daß Gutzkow abwechselnd Elmire und Dorine in der Tuchscene auftreten läßt? Chapelle hat das Stück nicht gelesen, aber er scheint etwas läuten gehört zu haben. Allerdings muß ich zugestehen, daß nicht motiviert ist, wie Chapelle auf den Namen „Elmire“ kommt. Er hat ihn vielleicht nennen hören, oder es ist eine zufällige Verwechslung, eben zu dem Zweck, Ludwig XIV. auf jene Scene aufmerksam zu machen. Später wird ja die Kenntnis Ludwigs von dieser Scene als geschickte Ausflucht vorgeschoben. Gutzkow aber hat diese Verwechslung absichtlich hier eintreten lassen, eben weil sie später benutzt wird. Wenn dann in der 10. Scene des 3. Aktes Molière auftritt, weiß er doch wahrlich nicht, daß Ludwig in der That nur von jener ersten Tuchscene mit Dorine, die Chapelle mit Elmire verwechselt hat, Kenntnis hat, sondern, da er außerdem von Armande, die ja die Elmire darstellt (III, 4) spricht, denkt Molière natürlich an die 3. Sc. im 3. Akt des „Tartüffe“ und läßt so den König, der die Tuchscene ja auch nicht genauer schildert, in seinem Irrtum, der ihm nachher eine Waffe gegen Molière in die Hand gibt. Daß allerdings Molière selbst den Tartüffe darstellt, ist eine historische Unrichtigkeit, die mir jedoch unwesentlich erscheint, für die Verwickelung aber, wie

gezeigt, notwendig ist. Denn gerade weil Armande mit Molière-Tartüffe jene Scene spielen soll, erscheint letztere dem eifersüchtigen König „nicht sittlich".

Was nun schließlich noch die „fünf wundervollen Kostümes" angeht, über die sich Lindau so ereifert, so steht zunächst nirgends ausdrücklich, daß Armande allein sie alle fünf trägt; außerdem nennt Molière sie „die Trauerkleider bei Tartüffes Leichenbegängnis" (S. 250). Das weist doch deutlich genug auf eine ganz andere Entwickelung der Handlung hin. Denn „Leichenbegängnis" ist hier nicht etwa ironisch zu nehmen, als das Verbot des „Tartüffe". Das ist dem Sinne nach ganz ausgeschlossen.

Die besprochenen Punkte bilden den größeren Teil der Lindauschen Kritik und ich glaube diese in ihrer Unhaltbarkeit dargelegt zu haben. Eine andere Sache ist es mit den historischen Einzelheiten. Gerne will ich zugestehen, daß hier die Glaubwürdigkeit Lindaus etwas besser auf ihre Rechnung kommt, als bei der andern verunglückten Kritik. Jedoch muß es nach den obigen Thatsachen jeden Historiker reizen, auch auf diesem Gebiete Lindaus Zuverlässigkeit festzustellen. Gutzkow selbst wollte natürlich kein historisches Stück schreiben, die Geschichte sollte nur den Rahmen hergeben, der ein modernes Zeitgemälde umschloß. Und wenn er daneben auch den historischen Geist der geschilderten Epoche traf — und das haben ihm die meisten Kritiker zugestanden — so war er vollständig befriedigt. „Das ganze ist ein Spiegel unserer [N. B. vormärzlichen] Zeit", dies Urteil Madeleines über das neue Werk Molières gilt auch für das „Urbild des Tartüffe"!

Karl Gutzkow und das Judentum.

An keine deutsche Dichtung hat sich der Titel „Das Judenstück“ mit solcher Zähigkeit festgeklammert wie an Karl Gutzkows „Uriel Acosta.“ Der Grund zu dieser verächtlich sein sollenden Bezeichnung ist aber weniger darin zu suchen, daß die Personen dieses Dramas nun wirklich Juden sind; das ausschlaggebende dabei war, daß diese jüdischen Charaktere sich dem Publikum der vierziger Jahre in einer Kampfstellung zeigten, deren Motive in der allerjüngsten Vergangenheit gegeben waren, daß neben der Lösung des persönlichen Konfliktes in der Tragödie diese in einer allgemeinen Lösung gipfelte, deren Pointe die Toleranz aller Religionen war, und daß man ferner von dem Dichter wußte, mit welcher Energie er Jahre hindurch im Streit der Meinungen über die Judenfrage seine Stimme erhoben hatte. Man sah daher im „Uriel Acosta“ eine Beantwortung dieser Frage par excellence, und man ist auch heute noch bereit, ihm seine soziale oder, um noch weiter zu greifen, politische Bedeutung zu lassen, besonders da man auf diese Weise mit der angeblichen „poetischen Wertlosigkeit“ der Dichtung um so schneller fertig zu werden glaubt. Diese Ansicht teile ich nun durchaus nicht und halte es für angemessen, gleich hier am Anfang einer längeren Untersuchung diese Meinung als Motto aufzustellen, weil sie die Begründung ist für die Art, in welcher ich das oben angegebene Problem bei Gutzkow zu behandeln gedenke.

Natürlich werde ich mich hüten, nun in den umgekehrten Fehler zu verfallen und plötzlich in dem „Uriel Acosta“ flugs eine Dichtung von eminentestem poetischem Werte entdecken zu wollen. Wie ich einerseits freudig zugestehe, daß Friedrich Hebbels Dichtergenius den seines Antipoden Gutzkow überragt, daß sogar Gustav Freytags künstlerische Fähigkeit, deren Meisterschaft aber unbedingt in seiner klugen und maßvollen Beschränkung auf einen kleinen Gedankenkreis sich aufbaute, stückweise der Gutzkows überlegen ist, so stehe ich andrerseits nicht an zu behaupten, daß die eingeschworenen und alles blindlings in den Kauf nehmenden Bewunderer des Schreibers von Wesselburen ihres Meisters Standbild nur da aufstellen konnten, wo das Gutzkows vorher zertrümmert war, und daß die maßlose Überschätzung Freytags insofern des Dichters eigenes Verdienst war, als er durch die planmäßige und ausdauernde Unterwühlung aller Verdienste seines Feindes Gutzkow in Verbindung mit Julian Schmidt schließlich denn die Haide hergestellt hatte, auf der er als die einzige tüchtige Kiefer über so und soviel Krüppelholz emporragte. Man zuckt heute die Achseln über Werke, vor denen selbst Friedrich Hebbel sich zur Bewunderung hinreißen ließ, z. B. Gutzkows großen Roman „Die Ritter vom Geist“. Was aber „Uriel Acosta“ anbetrifft, so spricht dies Werk zunächst dadurch für sich selbst, als es sich in dem steten Wechsel unseres Repertoires als eine der wenigen Konstanten erwiesen hat, daß es noch heute selbst bei minderwertiger Darstellung seiner erschütternden Wirkung sicher ist und daß die Ersten unserer großen Künstler, wie Barnay, Matkowsky u. a. mit der Rolle des Uriel ihre höchsten künstlerischen Triumphe feierten und noch heute erringen. Deshalb geht mein Urteil dahin, daß wir in Gutzkows „Uriel Acosta“ ein Werk vor uns haben, das über dem Durchschnittsniveau unserer dramatischen Litteratur auch dichterisch unbedingt bedeutend emporragt, es also wohl begründet erscheinen läßt, wenn wir der Entstehungsgeschichte dieses „Judenstückes“

unsere Aufmerksamkeit widmen und dabei jene Einflüsse bloßlegen, die speziell aus jenem Milieu herstammen, in dem die Charaktere des Stückes sich bewegen, dem Judentum.

Die Betrachtung des „Uriel Acosta" wird also in dichterischer Beziehung den Höhepunkt der nachfolgenden Untersuchung ausmachen. Von nicht geringerer Bedeutung aber für Gutzkow und von einem größeren allgemeinen Interesse ist die Frage, welchen Einfluß der Kampf um die Judenemanzipation auf diesen Schriftsteller gehabt hat, und welche Stellung er in diesem Kampfe eingenommen. Nur wenigen nämlich ist es bekannt, daß Gutzkow Jahre lang kaum eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, in der Frage der Juden Partei zu ergreifen, daß er in den dreißiger und vierziger Jahren in jenen Städten wohnte, wo der Streit am heftigsten entbrannte, in Frankfurt und Hamburg, und daß viele von den Vorkämpfern der Emanzipation, und nicht die geringsten, wie Gabriel Rießer, zu Gutzkows persönlichen Freunden zählten. Die meisten seiner Artikel über die Judenemanzipation finden sich in dem von ihm 1837 bis 1843 geleiteten „Telegraph für Deutschland", der erst in Frankfurt erschien, schon im zweiten Jahre, 1838, aber in Hoffmann und Campes Verlag nach Hamburg übersiedelte. Fast keiner all dieser Aufsätze, die der kritischen Glanzperiode Gutzkows entstammen, ist in seine gesammelten Werke[52]) (Jena, H. Costenoble) aufgenommen und daher sind sie alle verschollen. Für die Biographie Gutzkows aber, weniger des Dichters als des Geisteshelden, sind sie von hohem Wert, und es wird daher willkommen sein, wenn auch hier ihnen eine ausführliche Berücksichtigung widerfährt. Wie in Gutzkows Leben der Denker mit dem Dichter stets gerungen, wie der Kämpfer für alle großen Ideen den nach Stille und Einsamkeit sich sehnenden Schöpfer dichterischer Gebilde immer wieder mit sich fortriß auf die Wahlstatt der Öffentlichkeit, läßt sich bei einer zusammenhängenden Betrachtung des Judenproblems in Gutzkows Leben interessant

verfolgen, und ist vielleicht auch geeignet, einen neuen Beweis zu liefern, daß Gutzkows große Bedeutung in seiner universellen Behandlung aller Probleme liegt, die von 1830 ab bis zum Erlahmen seiner geistigen Kraft an die Oberfläche der Zeit gedrungen sind. Das Wort Johannes Scherrs: „Der Mann war und ist viel zu bedeutend, als daß er vom Lesepöbel geliebt werden könnte", wird zweifellos eine Wahrheit bleiben, aber die Geschichte der Litteratur sowohl wie die des geistigen Lebens in Deutschland während des 19. Jahrhunderts haben die Pflicht, dem Dichter, vor allem aber dem Geisteshelden Gutzkow den ihm gebührenden hohen Rang anzuweisen.

Erste Eindrücke.

In dem Erinnerungsbuche „Rückblicke auf mein Leben" (1875 S. 48) gesteht Gutzkow, daß er, noch Primaner, unglücklich war, als er hörte, daß Börne, für dessen Werke er schwärmte, in dessen Denkrede auf Jean Paul und witzigen kleinen Humoresken er „schwelgte", ein Jude sei und eigentlich Baruch heiße. Noch 1839 wies er in einer Uebersicht über die Literatur des letzten Jahrzehnts, betitelt „Vergangenheit und Gegenwart" [53]) auf die Schwierigkeiten hin, mit denen Heine und Börne bei ihrem ersten Auftreten in der Litteratur zu kämpfen hatten. „Ihre Erscheinung blendete; aber man ließ noch auf ihnen das Auge nicht mit längerem Wohlgefallen verweilen. Es gab viel zu überwinden, ehe sich der Blick dauernd an diese beiden Gestalten gewöhnte; denn kein geringes Hindernis ihrer Festsetzung mußte bei den Deutschen schon ihre israelitische Herkunft sein. Wenn wir auch reif genug waren, mit ungeteilter Hingebung von einem Israeliten harmlose Dichtungen harmlos aufzunehmen, und wohl nie bei Moses Mendelsohn daran gedacht haben, seine Religion zum Maßstabe seiner Philosophie zu machen, so war hier ein anderer Fall eingetreten. Zwei Israeliten hatten in ihren Schriften den ganzen Verlauf der neueren Geschichte aufgenommen, sprachen

von den allgemeinsten Interessen der Nation, von Christentum, von Politik, von bürgerlichem Leben. Sie tranken so wie wir und brachen das Brod wie wir. Sie hatten nicht nur denselben blauen Himmel, dieselbe Nachtigall, denselben Mond, der sich im stillen See spiegelt, dieselbe Tanne auf dem Harze wie wir, sondern Welt, Staat, Kirche, Geschichte, alles sprachen sie mit demselben Rechte an, auf das wir bisher mit so vieler Eifersucht gewacht hatten. Es dauerte lange, bis hier eine unbedingte Hingebung erfolgen konnte. Heine und Börne beschäftigten die Nation . . ."

Gutzkow weist also hier auf das Vorurteil hin, das den germanischen Christen jener Epoche beherrschte und ihn stutzen machte, als der deutsche Jude sein von Napoleon ausgestelltes Quartierbillet vorzeigte und Gleichberechtigung verlangte. An dieser Thatsache eines bestehenden Vorurteils hat er, wie wir noch sehen werden, in seinem spätern energischen Kampf für die Emanzipation der Israeliten auch stets festgehalten, was ihm von diesen oft genug verübelt wurde; diese Schranke aber aus der Welt zu schaffen, das war sein Ziel; er war durchaus Realpolitiker, nicht im Negieren oder kritischen Untergraben der verschiedenen Richtungen sah er Rettung, sondern, das Bestehende zugebend, nicht billigend, wollte er die Gegensätze versöhnen.

Wenn sich der damals 28jährige Schriftsteller hier auch mit der Oeffentlichkeit identifizierte, für die er ja stets eine ungemein feine sensitive Empfindung gehabt, so spricht in diesem Falle das Persönliche doch insofern mit, als er selbst diesen Ueberwindungsprozeß durchgemacht hatte. Ganz offen hatte er sich ein Jahr vorher in seinem Buche „Götter, Helden, Don Quixote" (Hamburg 1838) darüber geäußert. Hier machte er zu dem Aufsatz über Heinrich Laube und dessen Heinevergötterung die Anmerkung:

„Ich gestehe, daß ich in früherer akademischer Zeit Heinen auch deshalb nicht mochte, weil er Jude war, und daß mir vor

acht Jahren ein Dolch ins Herz fuhr, wie ich hörte, daß auch mein angebeteter Börne, der damals erst die 7 Bände seiner Schriften veröffentlicht hatte, ein Jude sein sollte. Aber ich glaube, daß man allen antijüdischen Fanatismus naturgemäß verlieren muß, wenn man so ehrlich ist, seine Liebe zu so ausgezeichneten Geistern, wie diese, nicht zu betäuben, sondern sie zu hegen quand même! Nicht das Litterarische wurde mir, wie so vielen, durch das Nationale verleidet, sondern durch das Litterarische gerade, dessen Wert ich nicht leugnen konnte, kam ich zur Toleranz gegen das Nationale, zur Hingebung an die Interessen einer innigeren Verschmelzung mit einem Stamme, der kein Stamm mehr ist, und keiner mehr sein sollte."

Diese Geständnisse lassen uns vermuten, daß dem noch unbefangenen Knaben oder dem heranreifenden Jünglinge früh schon Eindrücke vermittelt wurden, die ein widerstrebendes Gefühl rechtfertigten. Wir sind es daher sowohl dem Dichter, dessen Phantasie später zahlreiche Gestalten aus jüdischem Milieu heraus erschuf, als auch dem Vorkämpfer der Judenemanzipation schuldig, uns diese ersten Eindrücke zu vergegenwärtigen.

Gutzkow wuchs auf in der Zeit der Reaktion, wo, wie wenigstens Auerbach[54]) empfand, der Judenhaß besonders stark war. Dennoch sind es nicht grade abstoßende Eindrücke, die der Sohn des preußischen Subalternbeamten in seiner Jugend auffing. Gutzkow erzählt uns davon in seinem Buche „Aus der Knabenzeit" (1852, 220 ff.), wohl der anmutigsten und versöhnendsten Schöpfung seiner unermüdlichen Feder; allerdings entstammt sie auch einer Zeit, wo der Erfolg seiner „Ritter vom Geist" und ein zweiter junger Ehebund ihm die seltene Wohlthat befriedigten Aufathmens gewährte. Da finden wir denn auch eine mit humorvoller Behaglichkeit ausgemalte Skizze, in welcher Form dem Sohne niederer und dürftiger Eltern die ersten Mitglieder des auserwählten Volkes entgegentraten:

„Vom Volke kann man nicht sprechen, ohne die Juden zu

erwähnen. Man hat sie für den Landbewohner recht als die Boten der Hölle geschildert, die mit Mephistopheles, dem Seelenfänger, in nächstem Akkord ständen. Von seiner Vaterstadt kann der Knabe so grelle Jugendbilder nicht heraufbeschwören. Der Jude ist wohl dem Kinde früh ein Wort des Schreckens; nähert er sich aber, selbst im Barte, der früher noch öfter in der Spandauer-, Bischof-, Jüden-, Kloster- und Münzstraße getragen wurde, und das Kind hält Stand und wechselt die Hand und einige Worte des Vertrauens mit dem Juden, so gewinnen die blitzenden Augen, die scharfen bestimmten Mienen des Antlitzes, die wohlklingenden Akkorde der Betonung jedes Kind für den seltsamen Freund. Der bärtige Mann steht, das ist wahr, dem Kinde in unmittelbarer Deszendenz von den „Jüden", die den Heiland kreuzigten, und des Guten möchte man sich von dem lauernden scharfen Blicke nicht eben viel versehen, noch weniger in seiner Christen-Herrlichkeit begreifen können, daß ein Getaufter mit solchem Völkerüberbleibsel auf einer und derselben Menschheitsstufe stände. Aber ein freundlicher Gast wird der Jude doch. Er bringt Schalkhaftigkeit im Gespräche mit, Neuigkeiten, Wunder aus der Welt, er frägt so beflissen nach den Fortschritten in der Schule und spricht so liebevoll von seinem eigenen Jungen, der gerade so groß wäre wie der da, und das nächste Mal woll' er ihn mitbringen. Freilich wenn er ihn mitbringt, ist die Art doch eine sehr andere. Der kleine Moses ist gar verstimmt, gar verdrießlich, frägt vorwitzig, faßt alles an, kennt keinen Respekt und macht dem Vater zu schaffen, der an seinem Moses etwas zu tadeln oder zu strafen niemals in Versuchung kommt und doch auch will, daß Moses bei den Leuten, wo der Vater handelt, einen guten Eindruck hinterläßt. Früh bemerkt der Christen-Knabe, daß sich die Juden, selbst die ärmsten und ihre Kinder vollends, für vornehmer halten als die Christen, selbst wenn sie den Christen schmeicheln. Es ist keine Täuschung, wenn die Christen klagen, daß sich die Juden für das auserwählte Volk Gottes halten.

Es liegt ein Stolz selbst im niedrigsten Juden, ein Stolz auf seinen einigen Gott, seine lebensweise Religion, sein, man möchte sagen, diätetisch-kosmetisches Zeremonialgesetz. Der ärmste Trödeljude hat etwas vom Gefühl seiner Verwandtschaft mit den Erzvätern. Das Blut Abrahams rollt in ihm, sein erweislicher Stammbaum macht ihn nach Christensitte zum Adligen. Aber noch mehr, der ärmste Jude hat einen Zusammenhang mit seinem Volke, der nicht blos im Allgemeinen, sondern auch durch die Familie im engeren Verbande für ihn erhebend ist. Es sind „Leute" seiner Verwandtschaft, seines Namens wohlhabend, oft reich. Sein Moses hat Vettern und Onkel, die ihn vielleicht einst in ihr Geschäft nehmen. Diese Rückwand, wenn auch ohne Vortheile für den Augenblick, giebt eine Anlehnung für die Fälle des Unglücks. So treibt der Jude denn ganz vertrauensvoll sein Geschäft von Haus zu Haus, von Thür zu Thür. Er kauft Kleider, altes Geräth, er leiht auf Pfand, er giebt Vorschüsse auf Theilnahme am Gewinn, er bringt Loose zur Lotterie. Der weise Vater des kleinen vorwitzigen Moses kann mit der Zeit ein wichtiges Moment eines armen Christenlebens werden. Er klappert mit den „harten Thalern" und geberdet sich freilich oft genug als eine Art Seelenverkäufer, wenn er auch den Mund voll herrlicher Sprüche über seine Mäßigung, seine Liebe zu ehrlichen Leuten und seine enthaltsamen Zinsen hat. Aber zwingt ihn nicht wirklich der eigene Vortheil zur Mäßigung? Was hilft ihm der Ruin einer Familie, die zuletzt das Hemd vom Leibe versetzen müßte? Käme es zum völligen Bruche, was hätte er? Was sagten die Gerichte zu seinen „Zetteln"? Freilich sind diese Zettel klug abgefaßt. Wer zehn Thaler entleiht, schreibt nicht selten zwölf, wohl auch fünfzehn. Er nimmt statt der gesetzlichen Prozente der Fünf vom Hundert, Sieben, Zehn vom Hundert. Aber was konnte der Vater des kleinen Moses dafür? Hat er denn das Geld selbst? Ist er nicht auch ein „armer Mann"? Er bringt wohl das Darlehn, aber von Freunden, von „guten

Freunden", von denen er selbst borgen muß! Was ist zu thun? Der Bedürftige giebt dem Schelme nach, weil er muß, verschreibt Fünfzehn und erhält nicht einmal Zehn, sondern nur Neun, denn auch sogleich der Zins muß im Voraus abgezogen werden. Nun freilich, am nächsten „Ersten" beginnen die Rückzahlungstermine von Zins und Kapital ... Das heitergeschlossene Geschäft nimmt, wie Shylock sagt, „zu oftermalen", eine tragische Wendung, aber es giebt auch weise Daniels und freundliche Levis. Sie mäßigen sich und spielen, wenigstens sagen sie's, ein Stückchen göttliche Vorsehung bei ihren Freunden. Sie lieben, wenigstens sagen sie's, die braven, redlichen Arbeiter, die zuverlässigen Kunden, die ehrlichen, wenn auch zuweilen rauhen Familienväter, die schmucken Hausfrauen, die reinlichen Kinder, die dem kleinen Moses kürzlich ihr Spielzeug mittheilten, und die braven und sorgsamen Hausstände. Und über alles geht ihnen das Glück, das goldene Glück, Fortuna, die holdlächelnde, die blinde Gunst des Nummerrades und das große Loos! Denn gespielt muß doch werden, [das duldet Levi nicht, daß seine Hauptthätigkeit umgangen wird], Menschen müssen doch da sein, die das Glück versuchen. Was hülfen ihnen, wenn sie sie auch allein spielen wollten, alle Loose ihrer Kollektion, was hülfe ihnen der Versuch? Sie kommen nicht heraus, sie haben kein Glück, sie sind nicht geboren unter dem und dem wunderthätigen Sterne, bei der und der Konstellation des Himmels; denn ohne Aberglaube keine Lotterie. Einen blinden Zufall giebt es in einer Volkskollekte nicht. So „zieht" denn eine reine Jungfrau oder ein dummer Knabe oder ein alter Großvater [wobei man jedoch jede Berührung mit dem Freitag vermeidet] oder man träumt das zu spielende Loos, eine Nummer mit drei Sieben nebeneinander oder nicht nebeneinander, je nach den Neckereien des Gottes Morpheus. [Die Cichorien-Liese räth Nummern an, die sie geträumt hat, oder lehrt den Beistand der Geister gewinnen ... Man sucht auch z. B. kurz vor Georgi einen weißen Schmetterling, in Berlin „Kalitte" ge-

nannt, aus freier Hand zu fangen, worauf man immer gewinnt.] Ist der Jude wohl jemals Atheist? Glaubt der Sohn der Erzväter nicht am gläubigsten an Gotteswunder und an himmlische Rathschlüsse? Das Lotto bindet, was der Wucher trennen würde. Geduld, Sanftmut, Nachsicht dürfen nicht fehlen. . . .

Man muß sich aus Erfahrung überzeugt haben, wie das im Schrank verwahrte Loos, an dem vielleicht drei, vier Nachbarn spielen, gehütet wird, wie sorgfältig die Einsätze gespart, aufgesammelt, berichtigt werden, wie erwartungsvoll die Ziehungsliste in der Hand des Juden begrüßt wird, der selbst, wenn er die Niete bringt, seine ganze angeborene Geisteselastizität zu unverzagtem Glauben an künftiges besseres Geschick in Thätigkeit zu setzen weiß. . . Der Knabe sieht noch jetzt jenen Tisch, der einst mit einigen Doppelfriedrichsdoren belegt war, die die Eltern gewonnen hatten. Er war so geblendet von dem Glanz, so überrascht davon, daß ein einziges dieser kleinen Stücke mehr als eilf „harten“ Thalern gleichkommen sollte, daß er eines davon nahm und genauer betrachten wollte. Der Vater des kleinen Moses, aufgeregt von der Erwartung seines Gewinn-Antheils, verwies die Neugier mit dem kurzen scharfen epigrammatischen Wort: „Nun? Sind sie nicht ächt?“ . . . Könnte man in den Einfluß der Juden auf die untern Volksklassen eine gewisse Ordnung, eine Regel, eine Art Organisation bringen. Die Bilder von Juden, die die Treppe heraufschleichen und an die Küchenthüren pochen mit freundlichem Gruß und auch wie Sendboten einer schöneren Weltordnung von den Armen empfangen werden, wollen dem Knaben nicht vom Auge weg. Er sah zu oft, daß diese Auserwählten Witz, Laune, Heiterkeit, goldne Lebensfarben mit sich brachten und wie Kuppler des Glücks die Armuth aus ihrer aschgrauen Welt in eine schöne leuchtende der Feen versetzten! Oder bleibt ihr, die ihr das Bild von „blutsaugenden Wucherern“ festhalten zu müssen glaubt, doch bei dem Spruche: „Sie lispeln englisch, wenn sie lügen?“ —

In der Sammlung seiner Werke (Jena, 1872 Bd. 1. S. 146) hat Gutzkow, abgesehen von einigen charakteristischen Zusätzen, die ich nach Möglichkeit ergänzte, diese dem kindlichen Eindruck sich völlig hingebende Schilderung stark gekürzt, wodurch sie ein mehr historisches, aber auch herberes Gepräge erhielt; deshalb mußte das Originalbild hier eingeschaltet werden. Nach dreißig Jahren haben diese jugendlichen Erinnerungen in der originellen Figur des Löb Seligmann im „Zauberer von Rom“ eine ungemein humorvolle Gestaltung gefunden. —

Die Schule brachte verhängnisvollere Erfahrungen, der Knabe lernte „Juden als Verräter und Angeber kennen. Ein buckliges Ungethüm aus Polen, rachsüchtig wie Shylock, wurde von allen gefürchtet. „Christlich-germanischen“ Judenhaß brachte schon die Burschenschaft mit sich. Erst dem Studenten traten liebenswerte gemüthvolle Juden entgegen, der wunderlichste darunter ein Königsberger, jener Joel Jacoby, der sich später katholisch taufen ließ, Maria Joseph Jacoby.“ (Rückblicke 114.)

Der versöhnliche Ton, in dem Gutzkow in einem so gereizten Buche wie seinen „Rückblicken“ dieses früheren Freundes gedenkt, obgleich dieser grade in dem Jahre des verzweifelten Kampfes um die Existenz, 1835, eine verhängnisvolle Rolle spielte, beweist uns, daß ihre Bekanntschaft während der Universitätszeit in der That einen versöhnenden Einfluß auf den jungen Germanen hatte. Die nicht grade sympathische Gestalt Jacobys interessiert uns aber hier um so mehr, als sie einen gewissen Typus vollständiger Zerfahrenheit jener Epoche darstellt, jenen Mangel an dem Mute der Überzeugung, dessen heftigster Feind Gutzkow war, und die Lebensgeschichte dieses Renegaten, der ein beachtenswertes schriftstellerisches Talent besaß, ist auch ein interessanter Beleg für den frivolen Gleichmut, mit dem die Regierung schwache Charaktere zu ihren Zwecken völlig zu untergraben beflissen war.

Gutzkow lernte Jacoby kennen im Wintersemester 1830/31,

einer für ihn bedeutungsvollen Zeit, wo er vergeblich der Lösung des Hegelschen Axioms „Denken gleich Sein“ nachbrütete und bei dem Schüler Hegels, Leopold von Henning, Logik und Metaphysik hörte. „In diesem Kampf zwischen Glauben und Zweifel“ erzählt er in den „Lebensbildern“,[55]), „war ich eines Tages aus Hennings Disputatorium unter die herbstlich gefärbten Kastanienwipfel getreten, um frische Luft zu schöpfen und mich an einem mir sympathischen Sein und Wesen der Dinge, am blauen Himmel, an den Kastanien, die von den Bäumen fielen, am Rascheln des Laubes zu erfreuen, als mich einer der Mitdisputanten, unverkennbar ein Israelit (am Jordan selbst konnte er geboren sein, so gelb war seine Haut, so orientalisch gezeichnet seine Physiognomie), einholte und mit den Worten anredete:

„Ja, werden Sie denn auch noch länger diesen Hegelschen Unsinn aushalten können?“

Ich sah den Sprecher, den ich schon öfters bemerkt hatte, groß an. Diese Kritik der Hegelschen Philosophie schien ihm vom Herzen gekommen. Sein Auge verrieth eine förmliche Zornesglut. Die blassen Lippen waren trotzig aufgeworfen. Der gebückt getragene Kopf machte eine Seitenbewegung der absolutesten Verachtung auf das im Schatten liegende graue Universitätsgebäude.

Mit der scharfen, namentlich den Diphtong „ei“ so schneidend hervorhebenden Sprechweise, die in Königsberg, Kants Geburts- und Wirkensstätte, heimisch ist, griff er zunächst Henning als einen bloßen Nachbeter an, die Disputanten, die sich mit ihm in allerlei Wortklaubereien ergingen, nannte er eitle Burschen, die sich nur einen Namen machen wollten; die ganze Philosophie Hegels war ihm ein Wortgefecht.

„Ich habe Sie schon öfters beobachtet,“ fuhr er fort, „schon als Sie die Schicksalsgottheiten*) überwunden hatten

*) Im Sommer 1830, also in seinem dritten Semester, errang Gutzkow mit einer Arbeit „De diis fatalibus“ (Ueber die Schicksals-

und Ihnen ihr ehemaliger Rektor Ribbeck drüben im Hofe der Universität Glück wünschte. Auch Ihr „Forum“*) lese ich. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, wir wollen Hegels Encyklopädie für uns selbst vornehmen und Paragraph für Paragraph durchgehen und uns überzeugen, was daran Sinn und Unsinn ist.“

Auge, Gestalt des Mundes, die ganze mürrische Miene und nachlässige Haltung des Körpers blieb während dieser Worte dieselbe. Weder daß ein Lächeln über seine Züge glitt, noch eine besondere äußere Bezeugung des doch in seinen Worten liegenden Wohlwollens sichtbar wurde. Sein mürrischer Ernst, seine kurze, schneidende Redeweise änderte sich nicht, auch als ich mich bereit erklärte, auf seinen Vorschlag einzugehen und noch einige von meinen Kneipgenossen mitbringen zu wollen, falls ihm die Erweiterung unserer kritischen Lektüre zu einem regelmäßigen philosophischen „Thee“ oder „Kaffee“ oder sonstigem Verkehr oder aber zu einer — dann in jeder Beziehung trockenen Gesellschaft genehm wäre.

Als ich seinen Namen erfuhr, erkannte ich einen litterarischen Kollegen. Auch er hatte schon die fragwürdigen Reize der Oeffentlichkeit gekostet . . . Wirklich wurde also ein regelmäßiger, hyperboräisch-norddeutscher Thee unter vier bis fünf Kriminalinquisitoren der Hegelschen Philosophie in Joel Jocobys Behausung, in der Nähe der Werderschen Kirche abgehalten, an derselben Stelle, wo sich gegenwärtig das Hotel d'Angleterre erhebt. Die Paragraphen der Encyklopädie wurden jede Woche einige Mal durchgenommen und über den Sinn oder Unsinn derselben die verschiedenen Meinungen gehört.

---

gottheiten der Alten) einen akademischen Preis. Auf Grund dieser Abhandlungen promovirte er 1832 in Jena.

*) „Forum der Journal-Litteratur,“ die erste von Gutzkow herausgegebene „antikritische Quartalschrift“. Sie erschien im Januar 1831. Das einleitende herbstliche Stimmungsbild, das Gutzkow hier entwirft, ist demnach ein Irrtum.

Dabei stellte sich zunächst heraus, daß Joel Jacobys mürrischer Ernst nur die Maske eines Bestrebens war, durch komische Schlagworte Lachen hervorzurufen. Sein eigenes behagliches Lächeln über Etwas, das gezündet hatte, blitzte, wenn auch nur verstohlen, über den gelben, egyptischen Teint seiner eigenen Gesichtszüge verrätherisch hinterher nach."

Noch im Jahre 1833, als Gutzkow im September von seiner ersten mit Laube unternommenen italienischen Reise nach Berlin zurückkehrte, schon in der Absicht, Berufsschriftsteller zu werden, scheint er Jacoby dort begegnet zu sein. „Man konnte ihn bei Stehely nicht vermeiden," heißt es über jenen Winter in den „Rückblicken" (S. 111). „Noch war die alttestamentarische Stimmung in ihm vorwaltend. Er schrieb im Styl Lammenais' „Klagen eines Juden, Blätter für die höchsten Interessen".[56]) Glaßbrenner [Gutzkows Schulfreund] sagte witzig: ‚Die Juden verstehen sich auf die höchsten Interessen'." In diesem und im vorigen Jahre muß er dann auch in Leipzig bei Laube erschienen sein, für dessen „Elegante Zeitung" er Beiträge[57]) lieferte. Von dort verschwand er plötzlich, wahrscheinlich auf Veranlassung der Polizei, deren Aufmerksamkeit er durch seine Schrift „Politisches Büchlein für Deutsche", die Gutzkow später eine „radikale Schrift schlimmster Sorte" nannte, auf sich gelenkt hatte. Er hatte hierin zu beweisen versucht, daß die Revolution eigentlich mit den Hohenstaufen anfange; er wollte, wie Gutzkow witzig sagte, das ganze Mittelalter zu einer Einleitung in die Bücher der Herren Thiers und Mignet machen. Außerdem hatte man Jacoby im Verdacht, daß er gemeinschaftlich mit Laube der Erfinder zahlreicher Preußen ungünstiger Zeitungsnotizen sei.[58])

Abgesehen von seiner schroffen demokratischen Richtung, die über Gutzkows Forderungen noch weit hinausschoß, nach kurzer Zeit aber in das Gegenteil umsprang, wird Jacoby seinem Freunde zum erstenmale persönlich jene Stimmung vermittelt haben, die als Ahasverustrauer in unzähligen Gedichten

sich ausweinte und von Gutzkow in den nächsten Jahren „aufrichtig mitempfunden" wurde. Vor allem aber ist seine Emanzipation von der Hegelschen Philosophie zum Teil auf jenen oben geschilderten Verkehr zurückzuführen.

Von einer entscheidenden Bedeutung für die Stellung des jungen Studenten der Theologie zum Judentum mußten aber verschiedene Persönlichkeiten seiner akademischen Lehrer sein. „Die Juden nahmen vor einem halben Jahrhundert nur noch vereinzelt am Kulturkampf der Deutschen Theil", heißt es in den „Rückblicken" (S. 48), „Erscheinungen wie des Theologen Neander, der Juristen Hitzig und Gans, des Musikers Mendelssohn standen so vereinzelt da, daß sich jene Selbstverständlichkeit des Gleichmuths, ob jemand einer Frage der Zeit, der Aufklärung, des Staates, der Kirche gegenüber Christ oder Jude sei, erst durch die Unausweichlichkeit der vollendeten Thatsache gebildet hat." Den Eindruck, den diese Männer auf den in einem überfrommen, ja pietistisch-christlichen Elternhause aufgewachsenen jungen Gutzkow machten, hat er in mehreren seiner Schriften bezeugt. Schon die 1837 anonym erschienenen „Bulwers Zeitgenossen"[59]) enthalten eine liebevolle Schilderung August Neanders, von der wir einen poetischen Zug später im „Uriel Acosta" wieder auftauchen sehen. „Als ich ihn zum ersten Mal sahe, erschrak ich vor seinem überunweltlichen Aussehen. Eine heilige Sabbathruhe lag auf ihm, ein so beglückter Gottesfriede, daß ich mich zweifelnd fragen mußte: „Er ist wirklich ein getaufter Jude?" Er war es in der That, er war von dem Idealismus der christlichen Religion überwältigt worden und schmiegte sich an die poetische Erscheinung Christi mit der Innigkeit eines Johannes an. Er vernachlässigte sich selbst und den Umgang mit der Welt, aus Liebe zu dem großen Religionsstifter, den er nicht anders als: „Der Herr, der Heiland, der Meister", ganz im orientalischen Dufte dieser Wörter nannte. Man konnte nicht sagen, daß er kombinatorisches Talent für die Bereicherung der theologischen Wissenschaft selbst

hatte, allein, was ihn den Studenten so lieb machte, war dieser innig verschmolzene Parallelismus des Wissens und Glaubens bei ihm, die Ineinanderwirkung der christlichen Gesinnung mit der christlichen Erkenntnis und die praktische Abgrenzung, die er den Wissenschaften gerade für den nöthigen Bedarf zu geben wußte. Während es bei gelehrten Theologen so schwierig war, ihre fast einen weltlichen Charakter tragende theologische Wissenschaft sogleich mit dem späteren geistlichen Berufe auszugleichen, fand man bei ihm alles zusammen, den Text und die Melodie. Seine Forschungen klangen immer in das geistliche Leben hinein und in den meisten streitigen Fällen, wo Gründe der Kritik und der Geschichte entscheiden sollten, machte er das Herz und das religiöse Bedürfniß zum Schiedsrichter derselben. Trotz der vielen komischen Züge, die ein Mann entfaltete, welcher im Leben von der Gesellschaft keine Idee hatte, trotz der vielen Anekdoten, die auf Rechnung seiner Leichtgläubigkeit und Ungeschicklichkeit umliefen, hingen die Theologen alle mit der größten Liebe an ihm; er war ihnen das sichtbare Vorbild der Möglichkeit, sich in Glaubenssachen mit Heiterkeit beruhigen zu können; sein unauslöschliches heiteres Lächeln war der Abglanz einer Ueberzeugung, die überwunden hatte und gegen alle Zweifel Stich hielt. Und dies alles mußte um so mehr als unverfälschte Wahrheit erscheinen, als in ihm die schwierige Aufgabe einer radikalen Bekehrung, einer Bekehrung vom Judentum bis zum Glauben an Christus gelöst schien.“ Diese an Neander geschilderte unüberwindliche Siegesgewißheit des Glaubens ist einer der schönsten Charakterzüge des Ben Akiba im „Uriel Acosta“ geworden.

In seinen „Lebensbildern“ [60]) hat Gutzkow dieses sympathische Bild noch weiter ausgeführt, indem er allerdings mehr die äußeren Schwächen seiner Erscheinung charakterisierte. Hier genügen die Sätze: „Eine kindliche Seele, dieser Rabbi Neander, der ursprünglich ein Jude gewesen und zur blühendsten Zeit unserer Romantik und Mystik Christ geworden war. Noch bis

an sein Ende hat er die Dinge dieser Welt, die gewöhnlichen, als da sind, Essen, Trinken, Sich-Waschen, genommen, ganz dem Spruch der Apostel gemäß, als wären sie nicht. Er lebte nur im Reich des himmlischen Vaters und sah, wenn er „Unter den Linden“ spazieren ging, begleitet auf der einen Seite von einer liebenden Schwester, auf der andern von einem gerade bei ihm Dienst thuenden Kammerherrn, einem jener jungen Theologen, die seine Bücher ordneten, seine Hefte abschrieben, mit aufgerichteten Augen den Himmel offen. Dabei konnte der milde Mann manchmal recht streng sein, konnte aufwallen im Ueberzeugungseifer, ja sogar reizbar und peinlich werden und streng unterscheiden, bis wie weit seine Toleranz gehen durfte.“ Dieser letzte Zug vervollständigt uns noch den Charakter Ben Akibas. Auch in Neanders Haus verkehrte der junge Theologe an den wöchentlichen Theeabenden und lenkte durch sein Wissen die Aufmerksamkeit des Lehrers auf sich; aber der „Eintritt in die innere Gemeinde“ stand ihm vergebens offen, er war noch nicht „Glaubenskünstler“ genug, um sich ganz dem „edlen christlichen Gamaliel“ hinzugeben. Einen der Dienste jedoch, die jedem „gesinnungsvollen Neandrianer“ oblagen, den Eintritt in den allgemeinen akademischen Krankenverein, hat auch Gutzkow geleistet. An jenen Abenden begegnete ihm auch ein anderer jüdischer Konvertit, jener Gustav Julius[61]), der sich 1847 als Begründer der liberalen und später revolutionären „Zeitungshalle“ hervorthat. In den „Rückblicken“ (S. 338) nennt ihn Gutzkow einen „ungewöhnlichen Charakter“, der sich „in die Rolle eines Armand Carrel hineinfand, die man ihm beinahe oktroyirte.“

Der schärfste Gegensatz zu diesem Neanderschen Gelehrtentypus war der Professor der Rechte Eduard Gans, „der eigentliche Vorkämpfer konstitutioneller und neuzeitlicher Ideen in Berlin“, wie Gutzkow ihn in den „Lebensbildern“ (II. 93) nennt, „der für einige Publica, die er las, den Zulauf der ganzen Stadt, sogar der Beamten und Offiziere hatte. Gans

war eine frische, liebenswürdige Kraft. Er gehörte der jüdischen Welt an, die damals für Kunst und Wissenschaft immer mehr Apostel zu entsenden anfing. Er hatte die Einführung der Hegelschen Philosophie in die Jurisprudenz übernommen und lehrte Erbrecht „auf weltgeschichtlicher Grundlage", wie man damals mit so großen Worten um sich zu werfen anfing. Das Erbrecht war ihm die der Geschichte immanente absolute Persönlichkeit; es läßt den Menschen als Person nicht untergehen und vertritt außerdem noch mehrere andere wichtige Paragraphen der Hegelschen Logik. Für diese Orthodoxie ging ihm dann oben seine konstitutionelle Ketzerei, ein leichtsinniges Liebäugeln mit den Franzosen, mit Mauguin, Odillon Barrot, die schon damals genannt wurden, gnädigst hin. Machte er doch auch zur Beruhigung Kamptzens die langen Haare der Turner und Deutschthümler, die Ideen von Görres und seines „eigenen Freundes" Leo in Halle lächerlich. Er wohnte an der Ecke der Behrenstraße, wo sich jetzt das Hotel des Princes befindet. Seidene Vorhänge, elegante Möbel konnte man schon von der Straße aus im Parterre des Garçons unterscheiden. Hätte Gans eine Hausfrau gehabt, er würde den „Salon" in Berlin eingeführt haben nach dem Zuschnitt des neuen Paris. Denn der „Salon" bei den Mendelssohns, bei Frau Beer, bei Fräulein Solmar [61a]), beim alten Hitzig, das war noch ein Begriff aus dem Zeitalter Récamier. Eduard Gans war Heinrich Heine, wenn letzterer, um mit seinem Oheim Salomon Heine zu reden, „etwas gelernt gehabt hätte". Gans sprach ein Deutsch, das sich schon von Hause aus so einrichtete, bequem in's Französische übersetzt zu werden. Auf der Straße sah man ihn nur im eleganten schwarzen Frack, immer bereit, wie die Professoren der Sorbonne, den Katheder zu besteigen. Dabei sprach er dermaßen laut mit seinen Begleitern, daß Vorübergehende still standen und sogleich erfuhren, was gerade die Tagesordnung war. Er las an derselben Stelle, wo der

Neandersche — Mäander *) floß. Zwei jüdische Konvertiten — wie ungleich im Äußern und Innern! Dennoch mochte ich diese bewunderten Gans'schen Vorträge nicht, so sehr auch die Hörer bis auf den Korridor hinaus angesammelt standen, so daß sich der wohlbeleibte Redner anstrengen mußte, zur Tribüne zu gelangen. Zur Tribüne — es mochte ihm oft auf dem Katheder wie einem Mirabeau zu Mute gewesen sein. Und zuweilen unterbrach dann auch ein neuestes Zeitungsblatt, das er aus der Tasche zog, seinen Vortrag. Es war eine Zeit — man wird es kaum glauben — wo schon in dem öffentlich vor fünfhundert Menschen ausgesprochenen Worte: „Journal des Débats" für die patriarchalisch-stillen Zustände und die nächste sonntägliche Kirchenparade soviel unmittelbare Bedrohung zu liegen schien, daß darüber eine Staatsratssitzung abgehalten werden konnte. Hatte sich dann Gans mit seinen Pariser Reminiscenzen zu sehr vergaloppirt und wohl gar das damals geradezu wie eine Aufforderung zum Konsigniren der Truppen in den Kasernen klingende Wort „Konstitution" mit einer von olympischer Ruhe begleiteten Sicherheit fallen lassen, so lenkte er wieder in Hegel's Phänomenologie ein, gab einige An sich's, Für sich's, An und für sich's zum Besten, verspottete die deutschen Kaiserideen und Burschenschaftsträume und gelangte wieder zum ruhigen Genuß zurück von Kunst, Oper, Konzert, Schauspiel, wo ebenfalls seine laute Rede im Parkett, Büffet, zuweilen sogar in der „Staatszeitung" den Ton angab. Streiche ich achtunddreißig Jahre zwischen Sonst und Jetzt und das frühe, allgemein beklagte Grab des liebenswürdigen Mannes **), so ist mir, als müßte ich ihn jetzt auf den Bänken des Reichstages in der Nähe auch einiger eleganten und zum sofortigen Eintritt in's Ministerium oder zu einer Hofaudienz ständig frisierten, gantirten und parfümirten Nationalliberalen suchen."

*) Neander hatte die unangenehme Gewohnheit, sich beim Vortrag stark zu räuspern. (S. „Lebensbilder" II 74.)

**) Gans starb 1839.

Der Eindruck, den Gans und sein Jonglieren mit freigeistigen Ideen lange auf seinen Hörer behielten, schlug plötzlich, innerhalb weniger Stunden, in das Gegenteil um. Bis zur Julirevolution stand Gutzkow jeder Politik noch gänzlich fern, er hatte den Kopf voll plan- und zielloser burschenschaftlicher Ideen und gehörte im übrigen nur der Wissenschaft. Er „haßte“ Gans geradezu und auch ihr persönliches Zusammentreffen verstärkte diese Empfindung nur. Im Juni und Juli 1830 hielt sich St. Marc Girardin, der Redakteur der Débats und spätere Staatsrat, studienhalber in Berlin auf und Gutzkow unterrichtete ihn im Deutschen. Jedesmal, wenn dieser im Begriff war, dem Franzosen zu beweisen, daß die Jenaer Burschenschaft mehr Einfluß auf die Geschichte haben würde, als die französische Deputiertenkammer, klopfte es an die Thüre: „Eduard Gans im eleganten schwarzen Frack, mit glänzender französischer Sprachfertigkeit, Gans mit dem schwarzen wolligen Haar und dem modischen Backenbart trat herein und war augenblicklich mit meinem Franzosen in ein Zeitungsgespräch verwickelt. Ich hatte Gans auf dem Katheder die Burschenschaft verspotten hören; Gans hatte gesagt: Meine Herren, es gab eine Zeit, wo auch ich am Strande der Saale mit Heinrich Leo darüber nachdachte, wie wohl Deutschland wieder zur Kaiserkrone gelangen könnte. Ich hätte ihm die Scherze verziehen, die er über diese Träume machte, wären nur nicht in dem Auditorium so viel Leutnants und Portepeefähnriche aus der Kriegsschule zugegen gewesen! Soviel weiß ich, daß ich St. Marc Girardin beim Abschiede beschwor, nur nicht zu glauben, daß Gans und die deutsche Jugend übereinstimmten“ [62]).

Da kam die Julirevolution und wirkte wie ein fieberhafter Rausch auf den jungen Theologen, der er damals noch war. Am 3. August, als in der Aula der Berliner Universität Hegel die Resultate einer wissenschaftlichen Preisbewerbung verkündete, drangen die ausführlichen Nachrichten von der Pariser Julirevolution auch in jene heiligen Hallen; „Gans war erhitzt

und ungeduldig; er ließ Briefe von Raumer, die eben aus Paris gekommen, im Saale umgehen." So verband sich das Bild dieses Gelehrten in Gutzkows Erinnerung mit dem denkwürdigsten Tage seiner Jugend. Gewaltig packte ihn die Katastrophe, er überhörte fast, daß sein Name ebenfalls unter den Siegern aufgerufen wurde, betäubt stand er am Portal des Universitätshofes und lief dann, ohne auf die ihm zugeworfenen Glückwünsche zu achten, zu Stehely, um zum ersten Male eine Zeitung in die Hand zu nehmen. „Die Wissenschaft lag hinter mir, die Geschichte vor mir." [63]) Im Jahre 1835 setzte sich dann Gutzkow als Redakteur des Litteraturblattes zum „Phönix" mit dem Berliner Juristen in seinem Artikel „Gans und die Doktrinäre" endgültig auseinander [64]).

Von den damaligen litterarischen Salons in Berlin hielt sich der Student Gutzkow fern, auch um Varnhagens Gunst, bei dem fast alle jungen Schriftsteller antichambrirten, hat er nicht geworben. Feodor Wehl bezeugt das auch in seinem Buche „Zeit und Menschen" (II 13). Mit einer gewissen Genugthuung erzählt Gutzkow davon in seinen „Rückblicken" (S. 69): „Meine Verbindung mit Menzel, einem Manne, der alle Welt durch seine Kritiken verletzt hatte, meine politisch und religiös freisinnige Meinung hielt mich ab, in die Kreise einzutreten, durch welche man damals allein in litterarischen Dingen zur Förderung gelangen konnte . . .

„Hitzig, Moritz Veit, Eduard Gans, Varnhagen v. Ense (Jude durch seine Frau), Louise Hensel — in die Kreise, die diese Namen bildeten, Eingang zu finden, wäre ein Leichtes gewesen. Ich hätte nur nöthig gehabt, mich Einem oder dem Anderen bewundernd anzuschließen. Eine Anerkennung der Gedichte von Heinrich Stieglitz (Jude) oder eine Posse von Ludwig Robert (Jude) hätte mir Stellung verschafft. Einmal klopfte ich an die Thür des Kriminaldirektors Hitzig, [65]) bei dem sich alles, was Schöngeist hieß, versammelte und in dessen Stammbaum sich auch zuletzt die Namen Franz Kugler und

Paul Heyse verzweigt haben, ohne ihn jedoch daheim zu finden. In heißer Sommerzeit mochte ich die weite Strecke bis fast zum Halleschen Thore nicht zum zweiten Male machen.“ Auch seine Begegnung mit Rahel Varnhagen kann höchstens eine flüchtige gewesen sein, jedenfalls hat er sie nicht persönlich kennen gelernt, denn nirgends giebt er einen unmittelbaren Eindruck von ihr wieder. Welche Reaktion die geistige Kraft dieser Frau in ihm hervorrief, werden wir bei Gelegenheit der „Wally“ sehen. Interessant aber und von grundlegender Bedeutung für Gutzkows Stellung zum Judentum ist die Schilderung, die er in seinen „Rückblicken“ (S. 69) von der geistigen Strömung Berlins in diesen Jahren seiner Studienzeit entwirft:

„Soll ich die Sphäre, auf welche es hierbei vorzugsweise angekommen wäre, näher bezeichnen, so müßte ich eine neuere Phase der — jüdischen Kulturentwicklung schildern, die überhaupt noch ihres vorurtheilsfreien Historikers entbehrt. Das Berliner Judenthum, in seiner hohen Bedeutung für deutsche Bildung überhaupt und im besonderen für Kunst und Literatur beruht auf den Anfängen, welche Moses Mendelssohn und dessen Kreis, Bendavid, Marcus Herz u. A. gelegt haben, im Wesentlichen also auf einer hoher Ehren würdigen, die Signatur unserer besten geistigen Epoche tragenden Richtung. Auch die Nachkommen, die neueren Anschichtungen an diesen alten Nathan-Kern, die Einwanderungen besonders von Königsberg her, traten zum Leben der Zeit in eine engere Beziehung; die Einen, indem sie dabei ihren Zusammenhang mit der Synagoge nicht unterbrachen; die Andern, die, wenn sie konvertirten, doch dem Judenthum immer noch nahe genug blieben. Der romantische Exzeß der Tochter des ehrwürdigen Mendelssohn, der Frau Veit, ihre Flucht nach Paris mit Friedrich Schlegel, ihr späterer Uebertritt zum Katholizismus, dergleichen stand in dieser Sphäre bald nicht mehr vereinzelt da. Die starkgeistige Richtung der Rahel Lewin, einer Henriette Herz

wurde tonangebend, so lange das achtzehnte Jahrhundert in seinen leichten Auffassungen der Moral im Verenden lag. Erst durch die Schlacht von Jena waren endlich Voltaire, Lessing, selbst Goethe überwunden. Nun kam die Zeit der Einkehr, Umkehr, Reue, Buße. Auch bei den Berliner Juden überwog die konservative Richtung. Die im kolossalen Anwuchs begriffenen Geldmittel der Bankiers schufen einen tonangebenden, sich immer mehr vervornehmenden eleganten Ghetto. Der ungebildetere Theil, dem der Titel „Kommerzienrath“ ein „Ziel aufs Innigste zu wünschen“ wurde, war hyperloyal; der gebildetere, der meistens konvertirte, blieb und wurde in seinem Fühlen und Denken nazarenisch. Die Getauften gingen in die Beamtenkarriere über, oder Christen, die schon höhere Aemter bekleideten, heiratheten Jüdinnen, die sich dann taufen ließen. Da wurde denn überall stark „gechristelt“. Vor allem wurde die Kunst ein Gebiet, wo die Engherzigkeit des Staats, der noch die Anstellung von Juden ablehnte, der Bewährung der Talente nicht entgegentreten konnte. Die Namen der Beer (Meyerbeer, Michael Beer), Mendelssohn, Bendemann traten mit großen Erfolgen in den Vordergrund, während die Angehörigen derselben, Brüder, Schwäger, Verwandte aller Art die Wirkungen des Reichtums verbreiteten, Titel und Orden gewannen. Das literarisch-jüdische Berlin, das gegenwärtig [1875], im Ablauf unseres Jahrhunderts, durch den Massenzustrom ungebildeter Elemente aus den verwahrlosesten Provinzen, z. B. Posen, in den Geschmacksanforderungen der Hauptstadt so gesunken ist, war ehemals die exklusivste Gesellschaft, sowohl die klassischen Erinnerungen, wie die ständig fortarbeitende Gährung der Zeit hütend und bewahrend. Eine Reihe von Namen ließen sich nennen, die aus dieser Gesellschaft hervorgegangen. Und nicht für alle würde das besondere Kennzeichen passen, das wir auf geistigen Hochmuth und vornehmthuende Absonderung würden anzugeben haben. Den Juden ist Verehrungssinn angeboren.

Setzen sie diesen nicht für Andere, den Kultus des Genius, in Thätigkeit, so verwenden sie ihn für ihre eigene Person. Aber die Frivolität war in diesem Kreise nur Importartikel. Saphir durfte nicht genannt werden, kaum Heine." —

Das Bild, das uns Gutzkow in dem von Mismut und Bitterkeit gefärbten Buch seines Alters, den „Rückblicken", von jener Zeit giebt, ist zweifellos ein freundliches; manche Züge darin sind schief, doch würde ihre Begründung hier zu weit führen. Eine kleine Ergänzung dazu giebt uns Gabriel Riesser, der „O'Connell des Judentums", wie er wegen seines tapferen Kampfes für die Emanzipation seiner Glaubensgenossen genannt wurde; er bemerkt in seinen „Jüdischen Briefen" (II 105), daß zu Rahels Zeiten eine vornehme Gleichgültigkeit gegen alle jüdischen Angelegenheiten und Bestrebungen in dem Berliner Judentum selbst geherrscht habe. Die Mehrzahl trat, wie Rahel zum Christentum über. —

Noch ein Ereigniß aber soll hier, ehe wir von Gutzkows Berliner Studienzeit Abschied nehmen, nicht vergessen werden; wie ein Sonnenblick stahl es sich in die noch im Dunkeln tappende Existenz des Primaners, aber wir dürfen diese Episode um so weniger übersehen, als wir ihre Spuren nach wenigen Jahren wieder auftauchen sehen, und zwar in dem berühmten oder vielmehr berüchtigten Roman „Wally".

Zu dem erwähnten Buche „Aus der Knabenzeit" schrieb Gutzkow im Jahre 1871 eine Fortsetzung (1821—1829), die erst in der „Nationalzeitung" erschien und sich ebenfalls im 1. Bande seiner gesammelten Werke findet. Bei der Wiedererweckung seiner ersten jugendlichen Liebesträume entsann sich der alternde Dichter noch seiner ersten, aber höchst platonischen Begegnung mit einer Jüdin. Hören wir ihn selbst: „Im damaligen „Schulgarten", dem jetzigen Dreistraßenbreieck (Lenné-Bellevue-, Königgrätzerstraße), grünten zwar keine Palmen, aber Hollunderbüsche, Akazien- und Apfelbäume. Militärische Konzerte führten fast immer dieselben Familien mit ihren An-

gehörigen an dieselben Kaffeetische. Man machte hier Bekanntschaften durch einen Fehltritt auf ein fremdes Hühnerauge und die Bitte um Entschuldigung, oder durch die wacklige Lehne eines Stuhls, für welchen man sich einen weniger defekten und „vielleicht vakanten“ vom Nachbartisch ausbat. Hier war es sogar eine Jüdin aus der Spandauerstraße geworden, die jene ganze verzehrende Kraft des Mondes zu besitzen schien, die Attraktion, die einen Abends ohnehin präparationsmüden Primaner rein zum leblosen Schatten machte. Es waren doch etwa sechzig Kaffeetische zugegen und überall saß jugendlicher Nachwuchs, und gerade diese sechzehnjährige schlanke Brünette aus der Spandauerstraße mußte es sein, diese unter Onkeln und Tanten mit dem Bewußtsein, als die erste im Aufgehen begriffene Blüthe ihres Familienstammes zu gelten, diese prangende blaßrothe Rose, der schon bis zur Kurfürstenbrücke entgegengegangen und nach stummem Gruß ein toggenburgartiges Geleit bis zum Schulgarten gegeben wurde! Ach, wohl sah das Auge himmeltrunken, die abendliche Heimbegleitung der Familie aus dem Konzert durch eine Kohorte von Referendarien, Auskultatoren, Assessoren und Lieutenants. Aber hatte man denn nicht schon Fälle erlebt von Brautständen, die zehn Jahre gedauert? War nicht jede Kandidatenbraut selbstredend auf sieben gefaßt? Die gesunde Vernunft schwand dahin vor diesem schlanken Wuchs, diesen schönen Augen, dieser sich bald spöttisch, bald im englischen languish ergehenden Koketterie. Verse und die damalige Neuerung der Stadtpost wurden gewagt, Verse, die von einem Thal sangen und von einem einsamen Wanderer darin und von einem Murmelquell, der des Wanderers Geständniß hörte und davon dem Monde Mittheilung machte, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Diese Verse wurden erneuert, bis ein an die Schwester des leichterrathenen Dichters gelangter Entrüstungsschrei der Mutter, der sich in die Form einer ästhetischen Kritik kleidete, dem Schwindel des an jedem

Dienstag und Freitag, wo die Sommerkonzerte im „Schulgarten“ stattfanden, unzurechnungsfähigen Primaners ein jähes Ende bereitete. Eine Douche auf die erste schriftstellerische Eitelkeit verfehlte ihre Wirkung nicht.“ [65a])

Junge Ansichten und Freundschaften.

In seiner antikritischen Zeitschrift „Forum der Journal-Litteratur,“ die der zwanzigjährige Student vom Januar bis September 1831 herausgab, war er darauf angewiesen, sich in den Grenzen philologischer und ästhetischer Kritik zu halten. Zu den sozialen Fragen nahm Gutzkow daher in diesem „Forum“ noch keine direkte Stellung; aber mit dem Satze „Die Confessionen sind aufgehoben“ hatte er schon hier[66]) „die Contouren für die Gestaltung der Zukunft gezogen“ und bezüglich der Judenfrage protestiert er nur in Nr. 8 gegen die „arge Verwechslung zwischen jüdelnder Litteratur und Litteraten, die zufällig Juden sind“, ohne aber sein Bedauern zurückzuhalten, daß so viele Juden an der deutschen Litteratur sich beteiligten. —

Vom November 1831 bis April 1832 verweilte dann der junge Berliner in Stuttgart und stand zum ersten Male unter dem Eindruck der knotigen, robusten Persönlichkeit Wolfgang Menzels, vor dessen umfangreichen Kenntnissen und kritischen Prinzipien er damals noch eine aufrichtige Verehrung empfand; war doch einer der Hauptziele des „Forums“, ein Vorwerk der Litteraturfeste in Stuttgart zu sein. Auch später hat Gutzkow seinem grimmigen Feinde gegenüber stets ein objektives Urteil behauptet. Der württembergische Litteraturpapst nun, der einige Jahre später das Witzwort von dem „jungen Palästina“ in die Welt setzte und in seinen „Denkwürdigkeiten“ nie vergißt, dem Namen eines Mannes, dessen Stammbaum das Prädikat rechtfertigt, den Titel „Jude“ oder „Litteraturjude“ anzuhängen, stand damals noch in seiner humanen Epoche; er kühlte sein Mütchen vorläufig nur an seinem Goethe- und

Franzosenhaß. Die Judenemanzipation gehörte noch zu seinen Sympathien; dies Zeugnis stellt ihm Berthold Auerbach noch in seiner Schrift über Gabriel Riesser[67]) (1836, S. 35) aus mit den Worten: „Menzel hatte die Sache der Juden stets wacker verfochten, wenn gleich manche fast unbegreifliche . . . Inkonsequenzen mit unterliefen. Den Kampf gegen Paulus [den Heidelberger Rationalisten] machte er sogar zu dem seinigen." Und Gutzkow bestätigt in seinen „Rückblicken" (S. 47), daß Menzel der einzige gewesen, der über Börnes Pariser Briefe ein unbefangenes Urteil gefällt habe.

Es ist daher nur natürlich, daß sich in Gutzkows erstem Buche „Briefe eines Narren an eine Närrin" (Hamburg, 1832), das unter Menzels Einfluß entstand, zwar nur kurze, aber durchaus sympathische Erwähnungen der Judenfrage oder des „edlen G. Riesser" finden. Er macht sogar (S. 105) einen Ausfall gegen den obenerwähnten Geh. Kirchenrat Dr. Paulus in Heidelberg, der in einem heftigen Artikel „Die Jüdische Nationalabsonderung nach Ursprung, Folgen und Besserungsmitteln" (1830) die bürgerliche Gleichstellung der Juden aufzuhalten gesucht und Riesser angegriffen hatte. Es war derselbe Paulus, der fünf Jahre später für Gutzkow und seine „Wally" eine Lanze brach. — Uebrigens scheint auch in Stuttgart damals ein toleranter Geist vorgeherrscht zu haben. Wenigstens schreibt Auerbach seinem Freunde Jacob am 29. Juni 1830, daß man in den Kreisen der dortigen Studenten [d. i. Gymnasiasten] keinen Unterschied zwischen Jude und Christ kenne, und die Schule pflegt ja die fruchtbarste Brutstätte derartiger Vorurteile zu sein. —

Im Sommer 1833 aber finden wir den jungen Gutzkow in München, wo ein Kreis gleichgestimmter Freunde ihm sehr bald Puchtas Pandekten verleidete, wenn ihn nicht Krankheit wochenlang an seine Stube fesselte. Der wissenschaftliche Verlust wurde ersetzt durch gesellige Vergnügungen und Ausflüge in die Umgegend der baierischen Hauptstadt. Der Mittelpunkt

des engeren Freundeskreises war August Lewald, der aber damals längst vom Judentum zum Protestantismus übergetreten war, ja schon in das katholische Fahrwasser einlenkte, dem er 1851 sein in einem wechselreichen Abenteurerleben hin- und hergeschleudertes Schifflein unbedingt anvertraute, „aus Charakterschwäche und träger Nachgiebigkeit gegen die äußeren Umstände des Lebens“, wie Gutzkow sagte. Der Verkehr mit diesem welterfahrenen Schauspieler, Regisseur und Schriftsteller bedeutete für den zweiundzwanzigjährigen Dichter einen Gewinn, der ihm mehr als die praktische Kenntnis des Theaters vermittelte. Von einer Reminiscenz an seine jüdische Abkunft meldete Gutzkow in einem späteren Nekrolog auf den Verstorbenen nichts. Auch jener Arenfeld, der Laube und Gutzkow auf ihrer italienischen Reise begleitete, der „Starost“ wie ihn Laube in seinen Reisenovellen nannte, war ein Jude aus Leipzig; er hatte Gutzkow das fehlende Reisegeld vorgestreckt; irgend eines persönlichen Eindrucks und späterer Beziehungen hat dieser aber nie Erwähnung gethan.

Folgenreicher aber war für ihn die Freundschaft mit einem jüdischen Studenten aus Mannheim, Zacharias Löwenthal, dem späteren Verleger der „Wally“, der ebenfalls zu Lewalds „Staffage“ gehörte; er ließ sich später in Karl Löning umtaufen. „Eine ideale Natur“ nennt ihn Gutzkow[70]) und zweifellos gebührt ihm der Ruhm, zu Gunsten der jungen Litteratur eine entscheidende Initiative ergriffen zu haben. Löwenthal hatte die Witterung, daß etwas Neues im Werden war, und daß dieses Neue solcher Männer bedürfe, die ihm materiell den Weg ebnen konnten. Natürlich hatte er die geschäftliche Spekulation dabei nicht übersehen, aber in der Zeit der Demagogenverfolgungen unter den Augen des Bundestages die Rolle des in der freien Hansestadt geschützten Verlegers Campe spielen, war doch ein Risiko, das gerade den Geschäftsmann allein am ersten zurückgeschreckt haben würde. Trotz seiner

umfassenden Bildung gab er als Dr. phil. Ostern 1833 seine Studien auf, um durch Gründung eines Verlagsgeschäftes dem im Kessel der Zensur eingezwängten Geist der Zeit ein neues Ventil zu öffnen, und bereitete sich als Volontär in Cottas Verlagsbuchhandlung während dieses Sommers 1833 auf seinen neuen Beruf vor. Gutzkow sollte ihm dabei als Berater zur Seite stehen. Schon der Sommer des folgenden Jahres zeitigte eine schöne Frucht dieses Freundschaftsbundes. Anfang Mai 1834 erfolgte der Bruch zwischen Gutzkow und seiner Braut Rosalie in Berlin; religiöse Gegensätze zerschnitten endgiltig die Bande, die sich schon durch den Uebergang des ursprünglichen Theologen zum Lehrer und dann zum Schriftsteller gelockert hatten. Die Heimat war damit für ihn zertrümmert, und wenn er sich auch durch die Lossage von ihr die weite Welt eroberte, die dadurch bewirkten Gemütserschütterungen, denen jahrelange Kämpfe mit dem Widerstande der Mutter Rosaliens und mit dem Bedenken der Braut selbst vorangegangen waren, ließen eine verhängnisvolle Wirkung befürchten, hätte ihn nicht der Münchener Freund Löwenthal dem Schauplatz jener schmerzlichen Enttäuschung entrissen und ihn nach Hamburg entführt. Hier vollendete Löwenthal, nachdem er Gutzkows wegen den Winter über in Reimers Buchhandlung in Berlin thätig gewesen, seine geschäftliche Ausbildung in Hoffmann & Campes berühmter Verlagsanstalt. „Schöne Sommermonate, in einem Häuschen an der Alster, das später der Brand verzehrte, wurden dort mit gemeinschaftlichem Zusammenwohnen, Studien, Arbeiten, Träumereien, Genuß der Natur und des Lebens zugebracht. Selbst die Beziehungen zu dem nur von Heine und Börne erfüllten Buchhändler Julius Campe traten zurück gegen den Reiz, den die glückliche Lage der Stadt, die malerischen Ufer der Elbe, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Fülle und Ueppigkeit des materiellen Lebens gewährten.“ Zwar hatte ihn der seelische Schmerz aufs Krankenlager geworfen, aber als er sich davon erhob, hatte er soweit überwunden, daß er im

Stande war, das, was ihn bedrückt hatte, dichterisch zu gestalten.

In diesen Sommermonaten entstand seine treffliche Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam", der Paul Heyse vor allen Werken des ihm nicht gerade sympathischen Autors den Vorzug gab und die er auch in seinen mit H. Kurz gemeinschaftlich herausgegebenen „Novellenschatz" aufnahm. Diese Novelle ist das genaue Spiegelbild der Sturm- und Drangperiode der letzten Jahre, in denen Gutzkow sich allmählich von aller Unterordnung unter das Dogma der Theologie loslöste und mit Überwindung seines Herzens zum selbständigen Wahrheitssucher sich durchkämpfte. Das Werk ist die Grundlage seines späteren Dramas „Uriel Acosta" geworden. Alle in der Novelle auftretenden Personen sind Israeliten, dennoch kann sie uns hier nicht gesondert beschäftigen, da ihre Konflikte rein persönlicher Natur sind und das jüdische Milieu nur das farbenprächtige Gewand dazu lieh. Was davon für die Entstehung des „Uriel Acosta" wesentlich ist, werde ich bei der Besprechung des Dramas zusammenfassen.

In jene erste Hamburger Zeit fällt aber noch eine Bekanntschaft, die für die Ausgestaltung des „Uriel Acosta" von Wichtigkeit werden sollte, die mit Gabriel Riesser. Die „Rückblicke" (S. 115) berichten darüber: „Neue Charaktere, wenn auch wenige von der Bedeutung eines Gabriel Riesser, traten uns da und dort entgegen. Der berühmte Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden hatte das Haar eines Negers. Zwar blond, aber so kurz gelockt, daß man es für Wolle hätte halten können. Riessers Art, sich zu geben, war die spezifisch hamburgische. Alles kam naiv, kindlich, fast schämig heraus, und doch konnte er plötzlich Schneide zeigen." Zur vollen Würdigung dieses seltenen Charakters kam Gutzkow einige Jahre später, als er ihm in Frankfurt persönlich näher trat und sich dann, in Hamburg wohnend, selbst an dem Kampfe um die Emanzipation hervorragend beteiligte. —

Verhandlungen, die Löwenthal mit Hoffmann und Campe zur Gründung einer Zeitschrift führte, deren kritische Kraft Gutzkow werden sollte, gelangten zu keinem Resultat; im Herbst sehen wir daher die beiden Freunde auf der Weiterreise; den Rhein herauf ging es nach Mannheim zu Löwenthals Eltern, wo Gutzkow zweifellos den Freiwerber für das noch erst geplante Verlagsunternehmen des Freundes machte. Von da aus begab er sich allein über Heidelberg nach Stuttgart. Hier erfolgte die Trennung von Menzel; auch diese Fessel wurde nicht ohne innere Bewegung abgestreift Aber in fleißiger Arbeit für die „Allgemeine Zeitung" sich festigend, hielt er dort aus, bis Ende Dezember die Uebernahme der Redaktion des Litteraturblattes zum „Phönix" seine Uebersiedelung nach Frankfurt verlangte. —

Dem Jahre 1835 ist in der Litteraturgeschichte ein Brandmal aufgedrückt, wie sich dessen kaum eine andere Zeit rühmen kann. Beschränktheit und brutale Gewalt haben bei allerhöchster bundestäglicher Kammermusik einen Hexentanz aufgeführt, wie man das im 19. Jahrhundert nicht mehr für möglich halten sollte. Ehe aber die schlimmen Tage hereinbrachen, vergingen für Gutzkow ein Frühling und ein Sommer voll Genuß und Anregung. Hingerissen von einem Naturleben, das der Sohn der „staubigen Spreestadt" in seiner Jugend hatte entbehren müssen, wohnte er fast zu gleicher Zeit in Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden. In Mannheim bei Löwenthal sprach Gutzkow zuerst von einem Roman, den er im Kopfe trug, mit dem das neue Verlags-Unternehmen seines Freundes debütieren sollte; und in Heidelberg, wo er in der zweiten Hälfte des Mai weilte, sind jedenfalls die ersten Blätter der „Wally" beschrieben worden. In diesem romantischen Neckarparadies machte Gutzkow auch die Bekanntschaft Berthold Auerbachs, der damals noch Student war. In dessen „Briefen an seinen Freund Jacob Auerbach" heißt es unterm 10. Juni 1835: „Gutzkow war mehrere Wochen hier, er ist

mir Freund geworden. Er wird auch eine Rezension*) schreiben, aber auch nicht näher eingehen. Lies im Litteraturblatte zum Phönix den Artikel über jüdische Theologie, es sind viele von meinen Ideen darin, ich habe ihn aber selbst noch nicht gelesen. Ich bitte aber um Diskretion." Die Schilderung die Gutzkow von diesem Zusammentreffen in seinen „Rückblicken" (S. 134) giebt, ist etwas angekränkelt von der Gereiztheit, die sich 20 Jahre später zwischen ihnen in Dresden herausstellte. Der von Auerbach als Freund Begrüßte schreibt da: „Eine sprudelnde Redelust offenbarte eine andere neue Bekanntschaft, ein Rabbinatskandidat, dem ich am rauschenden Neckar unter dem alten Epheu der Schloßruinen Heidelbergs zum ersten Male begegnete, ein kleiner, untersetzter, breitschultriger Mann mit funkelnden Augen und dunkelbraunem lockigem, fast die Schulter überwallenden Haar, Berthold Auerbach. Schon damals trug er eine kleine litterarische Gloriole, wenn auch nur von mattem Glanz; die Stuttgarter [buchhändlerische] Industrie hatte ihn zu einem Biographen und Epitomator der Werke Friedrichs des Großen gemacht. Eine unschöne Anagraphirung seines Namens als Verfasser der in Heften erscheinenden Kompilation hatte ihn „Chauber" genannt. In jedem Worte, das der damals dreiundzwanzigjährige Heidelberger Student in dem mir fast heimatlich gewordenen schwäbischen Dialekt sprach, lag jene „Werdelust", die bei den jungen Köpfen zur Signatur der Zeit gehörte. Daß die Weise Spinozas, dessen Studium den von einem Amt in der Synagoge damals wohl schon Abgekommenen fesselte, jene Weise, Stimmungen und Gefühle auf Selbsttäuschungen zurückzuführen, diese mathematisch zu zergliedern und, nach Goethes Wort, unsere Freuden bald grau, bald grün erscheinen zu lassen, auch seinen Schüler schon zum Skeptiker gemacht hätte, dem war vorgebeugt durch die Frische des

*) Ueber Auerbachs „Geschichte Friedrichs des Großen" von Theobald Chauber, 1834—36. Diese kurze Rezension findet sich in Nr. 23 des Litteraturblattes zum „Phönix" Nr. 138.

Naturells und die in ihm gährende Fülle von Jean-Paulismus und burschenschaftlicher Idealität. Der engere Anschluß erschwerte sich. Weniger durch Verschiedenheit der Prinzipien, als durch übergroße Spontaneität der neuen Bekanntschaft. Diese konnte sogar den Trieb nicht unterdrücken, dasjenige, was jedermann wußte oder jemand eben erst gesagt hatte, immer noch einmal zu sagen, nur „in seiner Weise". Ich erzählte Anekdoten; die Ungeduld konnte die Zeit nicht erwarten, Parallelen daraufzusetzen."

Der oben erwähnte Aufsatz über „Jüdische Theologie" erschien im Litteraturblatt Nr. 22 zum „Phönix" (132) am 5. Juni 1835, und er interessiert uns hier besonders, weil wir ihn, nach Auerbachs Angabe, als eine Frucht des Gedankenaustausches der beiden im Alter sich nahestehenden Schriftsteller zu betrachten haben. Gutzkows eigene Darstellung, die sich des genauen Zusammenhangs nicht mehr erinnert, scheint zwar die geistige Mitautorschaft Auerbachs an diesem Artikel zurückzuweisen. Die Studie wurde 1836 in die bei Balz in Stuttgart erschienenen „Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur" (II. Bd., S. 267) aufgenommen.

Ihr voran ging ein politisch-theologischer Aufsatz „Thron und Altar" (Nr. 20 des Litteraturblattes zum „Phönix", 120); hier wies Gutzkow nach, daß das Christentum als Weltreligion, ohne alle Beziehung auf den Staat, gestiftet sei und forderte die Trennung beider Mächte schon deshalb, weil durch ihre Zusammenkopplung die Gefahr der einen auch der andern bedrohlich werden müsse. In dem Artikel „Jüdische Theologie" befolgt er dasselbe Prinzip, er besteht auf Scheidung der politischen Frage von der religiösen. „Eurer dogmatischen Lehrbücher", ruft er aus, „bedarf der Jude vorerst nicht; zunächst will er frei sein. Unser jetziges Zeitalter ist ein politisches, und wer weiß, ob sich in Zukunft so schnell erobern läßt, was jetzt versäumt wird." Gutzkow billigt die „vortreffliche Taktik" der Emanzipationskämpfer, die einen stillschweigenden

Waffenstillstand zwischen Jehova und Christus geschlossen wissen wollen, um erst die politische Streitfrage aus der Welt zu schaffen, und tadelt die Orthodoxen, welche diese Taktik als „Indifferentismus“ verurteilen.

Von der Orthodoxie will er überhaupt nicht viel wissen. Es zeigt sich in diesem Artikel schon das Bestreben, die beiden Religionen Judentum und Christentum miteinander auszugleichen, beide Ströme in ein gemeinsames Bett zu leiten durch den philosophisch-theologischen Rationalismus. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die auch das Judenthum ergriffen, habe dieses, durch den Mangel an Dogmen, der Kantschen Philosophie schneller nahe gebracht als das Christentum. Der Rationalismus habe auf beide Religionen ähnliche Wirkungen gehabt; ob aus innerer Verwandtschaft oder durch Zufall, erklärt er nicht zu wissen. Die eine dieser gemeinsamen Erscheinungen sei die Unduldsamkeit, das Bestreben, die durch den Rationalismus gereinigte Religion nun so bald wie möglich als neues Dogma allgemein verbindlich zu machen. Vielleicht ist es eine direkte Anrede an den damaligen Rabbinats-Kandidaten Auerbach oder eine Hinweisung auf die in Heidelberg gepflogene Diskussion, wenn es heißt: „Was eilt ihr, jüdische Religionslehrer, eure kaum durch die Kritik gesichtete Lehre schon zur Dogmatik umzugestalten? Warum so schnell mit dem Systeme zur Hand bei einem noch ganz verworrenen Zustande der Dinge, wo hier ein fertiger Satz, dort aber einer in tausend Stücken liegt? Schiebt euern Scharfsinn noch eine Weile auf, bis die Diskussion über die fraglichen Gegenstände lebhafter wird, und man über das, was sich glauben läßt, ein wenig mehr einverstanden ist! Es wäre zu beklagen, wenn die neue jüdische Theologie einen mehr dogmatischen als historischen Charakter bekäme, oder sie gar ihre Absicht, Katheder für sich zu haben, durchsetzte. Den Freigeist schauert es, wenn er von Kathedern hört.“

Durch diese Hinausschiebung der religiösen Frage im Interesse der politischen und durch Lösung der letzteren mochte Gutzkow auch hoffen, daß die Annäherung beider Religionen fortschreiten und der Waffenstillstand in einen stillschweigenden von der Philosophie unterzeichneten Vergleich auslaufen werde. Diese Hoffnung wandelt sich ihm am Schluß jenes Artikels in eine begeisterte Prophezeiung, die er bittet, ihm als Denker, nicht als Christen anzurechnen: „Im Judenthum liegen zwei Elemente, Offenbarung und Natur. Als Religion der Offenbarung ist das Judenthum ein morscher, zerfallener Rest, die gesunkenste und zeitwidrigste aller Religionen. Das Judenthum war für ein Volk berechnet, das kein Volk mehr ist. Es war für ein Land, für einen Erdtheil, berechnet, aus dem seine Bekenner fortgerissen sind. Das Judenthum hörte schon auf, als es keine Opfer mehr bringen durfte. Es ist alter Wust. Das Judenthum ist eine Polterkammer, die wie eine Religion aussieht. Dagegen als Religion der Natur ist das Judenthum ein Glaube, der Verheißung hat. Der Messias aber, der im Judenthum als Naturreligion liegt, ist noch nicht da; aber der wird es sein, der uns eine Dreieinigkeit predigt: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Fixirt euer Judenthum nicht: laßt es krachen und brechen, laßt ihn auf dem Sinai euern Rachegott, diesen anthropomorphistischen Jehova, dessen Namen ihr nicht aussprechen dürft, und bereitet euch vor auf die große Weltreligion, deren Taufe und Beschneidung im ehrlichen Handschlage liegen, deren Symbol also lauten wird: Thuet recht und scheuet niemand!"

Durch diese Prophetie, sagt Joh. Proelß in seinem Buche „Das junge Deutschland" (S. 588), tönt dasselbe simultane Pfingstgeläute, mit dessen Friedensgruß die „Geständnisse" in der Wally ausklingen, dort über die Grenzmauern schwingend, welche die christlichen Konfessionen scheiden. Und wie dasselbe in dieser Richtung später von Gutzkow symphonische Ausgestaltung gefunden hat in dem Roman „Der Zauberer von

Rom“, so schwillt der hier für das Judentum angeschlagene Ton zum mächtigen Choral in dem Trauerspiel „Uriel Acosta“:

„In's Allgemeine möcht ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!“ —

Diese Kritiken, die Gutzkow im Litteraturblatt zum „Phönix“ veröffentlichte, können natürlich nicht vom heutigen Standpunkt aus beurteilt werden. Sie sind durchweg als Antworten aufzufassen auf Fragen, die damals an die Öffentlichkeit gestellt waren, sie setzen gewisse Zeitverhältnisse voraus und lassen sich erst charakterisieren, wenn man die Folie unterschiebt, auf der sie wirken sollten. In jenem Artikel über jüdische Theologie beweist sich der Verfasser durchaus als Schüler der Schriften Gabriel Riessers. Die Diskussion mit dem geistesverwandten Auerbach, der ein Jahr später seine Skizze über den Emanzipationskämpfer schrieb, schüttelte gleichsam die reife Frucht vom Baume. Was Gutzkow Indifferentismus nennt, ist selbstverständlich nicht die Gleichgiltigkeit gegen das Religiöse überhaupt, sondern der vorläufige Verzicht auf ein strenges Dogma im Interesse der Annäherung an die christliche Religion, die Abweisung der „mittelalterlichen Formen des Judenthums“, die Riesser in „unwiederbringlichem Untergang begriffen“ sah. Auch Riesser sträubt sich gegen die Festlegung eines Dogmas und hofft auf einen „höheren Standpunkt, auf dem sich die Religionen vielleicht ausgleichen werden“; auch er trennte „das Haften an dem starren Buchstaben des Gesetzes von den ewigen unvergänglichen Wahrheiten unserer Lehre“, ein Unterschied, den Gutzkow in den beiden Polen „Offenbarung“ und „Natur“ gegeben sah, und huldigte dem „Grundsatze des Fortschreitens und der freiesten Forschung“; auch Riesser gab zu, daß der „religiöse Gedanke einer freieren, leichteren, minder bindenden Form bedürfe“ und bekannte sich zu jenen, „die an der Lehre ihrer Väter festhalten, wenn sie gleich sehr vieles von den Formen derselben, was anderen wesentlich er-

scheint, als der vorübergehenden Nothwendigkeit einer untergegangenen Zeit angehörend, von sich weisen".[71])

Diese Untersuchung beweist klar, daß Gutzkow selbst seine Gelegenheitsarbeiten nicht mit einer jugendlichen Unverfrorenheit, die man wohl H. Laube vorwerfen kann, in die Debatte schleuderte, sondern ein gründliches Studium ihnen voranging und eine begeisterte Eroberung der Ideen, die als funkelnde Tropfen aus den sturmbewegten Wellen der Zeit emporblitzten. —

Dieser Aufsatz über die jüdische Theologie nimmt aber noch ein besonderes Interesse in Anspruch: wir finden darin schon einen der Judentypen des „Uriel Acosta" skizziert, jenen Typus, der elf Jahre später als „Ben Akiba" durch seine poetische Vertiefung und Verklärung vor allem entzückte. Der ernsten theoretischen Erörterung setzte Gutzkow ein freundliches Bild aus dem Leben voran:

„Sahet ihr nie jene greisen Männer, welche in die Häuser der Juden schleichen, angethan mit weitem, aus einem Stück genähtem Mantel und den Fuß in ausgeschnittene Pantoffeln gesteckt? Sie besuchen die Wohnungen Israels als Gesandte der Synagoge, Priester der verlornen Bundeslade, als Rabbiner, das heißt: als Meister der Lehre und des Gesetzes .... Sie segnen, was ihnen der fromme Glaube entgegenträgt, Speise und Trank, Kinder, Kerzen und Hausgeräth .... Und dabei quillt der Mund über von leisem Murmeln, von Davidschen Psalmen und Citaten des Talmud, jeder Schritt ist mit einem Segen begleitet. Wahrlich, wenn man diese gebückte und doch Ehrfurcht gebietende Gestalt sieht, das unter schwarzen Wimpern versteckte Auge, die Demuth in Worten und Handlungen, so hat man das schönste Bild der Gottseligkeit. Ein ächter Rabbiner aus der alten Schule der Ceremonie kennt in seiner chaotischen Weisheit Nichts von den Grundlehren des Glaubens .... Er ist fromm wie Enoch und murmelt seinen Talmud".[71a])

Religiöse Fragen beschäftigten also Gutzkow im Sommer dieses Jahres 1835 in hervorragendem Maße, und ihnen haben wir denn auch das Werk zu verdanken, das seiner ganzen schriftstellerischen Existenz so verhängnisvoll werden sollte, den Roman „Wally, die Zweiflerin“[72]). Die Entstehungsgeschichte dieses Werkes ist bei der hier behandelten Frage aus mehreren Gründen von Wichtigkeit. Der Konflikt des Romans und seine Lösung sind die Reaktion einer Zeitströmung, die in einer Jüdin, Rahel Varnhagen, ihren Höhepunkt erreichte. Menzel vermutete sogar bei Besprechung der Varnhagenschen Publikationen über Rahel[73]), daß die Idee zu dem „verrufenen“ Roman „Wally“ aus Rahels Briefen geschöpft sei. Mitgearbeitet hatte sie gewissermaßen daran; Gutzkow hatte nämlich manche private Äußerung Rahels, z. B. das Christentum eine Anekdote zu nennen, darin aufgenommen, was Varnhagen empörte.[73a]) Das Bedürfnis nach Ausgleichung ferner, das in den erwähnten theologischen Aufsätzen zu Tage tritt, mußte den Denker auch vor die Frage hindrängen, ob sich jenes Ziel durch eine soziale Handlung verwirklichen lasse, die eheliche Verbindung zwischen Christen und Juden. Die Ergebnisse dieser Spekulationen sind niedergelegt in Wallys Tagebuch, und sie knüpfen sich hier an eine Jüdin, Delphine, an, die der einzige sympathische Charakter des ganzen Werkes ist. In ihr sehen wir das durch den Zufall einer jugendlichen Bekanntschaft emporgetriebene Problem einer erotischen Beziehung zwischen einer Jüdin und einem Christen weiter ausgebildet. Auch hat diese Delphine in der That gelebt. Das giebt uns eine neue Erklärung für die Entrüstung, mit der das Buch in der Mannheimer und Frankfurter Gesellschaft geschmäht und für das Anathema, das über Gutzkow, der in den dortigen Salons in der ersten Hälfte des Jahres 1835 bald eine sehr gesuchte Persönlichkeit geworden war, von seinen früheren Verehrern mit einem Male ausgesprochen wurde. Es war auch nicht der Zorn der Beteiligten über die Porträtierung an sich, der jenes Anathema herausforderte, sondern der übel gewählte Platz,

wo das Bild aufgestellt war. Heute urteilen wir über ähnliche litterarische Eigenmächtigkeiten gelinder, die moderne Litteratur hat uns das allzu große Zartgefühl abgewöhnt, und im übrigen ist jene Epoche schon in eine genügende historische Entfernung gerückt, daß wir sie objektiver betrachten können. —

Joh. Proelß hat schon mit vollem Recht energisch hervorgehoben, daß für jene Epoche die „Wally" eine ebensolche kulturhistorische Bedeutung hat wie Goethes „Werther", was natürlich einen Vergleich bezüglich ihres poetischen Wertes nicht einschließt. Interessant aber ist, daß auch die Entstehungsweise beider Werke eine auffallende Aehnlichkeit besitzt. Die verschiedenen Entwicklungsstufen, die der Werther von seiner Konzeption bis zu seiner poetischen Gestaltung durchmachte, hat uns Hermann Grimm in seinem Goethebuche in feinsinniger Weise bloßgelegt. Auch bei Gutzkow treten sie, wenn wir die verschiedenen Mitteilungeu über die Entstehung seiner Wally gegenüberstellen, ziemlich deutlich hervor.

Das Jahr 1834 hatte für Gutzkow in religiöser Beziehung die Entscheidung gebracht. Der Theologie, die ihm liebevoll ihre mit Stipendienbeuteln behängten Arme geöffnet, hatte er sich nach schweren Kämpfen mit rücksichtsloser Energie entzogen, ja ihr durch seinen Nekrolog Schleiermachers im Februar einen Fehdebrief aufgesetzt. Der Pfeil aber prallte auf den Absender zurück und traf ihn mitten ins Herz: seine Verlobte sagte sich von dem „Gottesleugner" los. In jenen Tagen wird sich ihm der später so verhängnisvolle Satz in der „Vorrede" als Seufzer oft genug auf die Lippen gedrängt haben: „Ach! hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!" Die poetische Frucht dieser Gemütserschütterung war, wie wir sehen werden, zunächst die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam". Aber noch waren die Bande, die den Dichter an die Vergangenheit fesselten, nicht ganz zerschnitten, noch war eine Rückkehr möglich und ein liebevolles Verzeihen. Vor beiden fürchtete er sich; er fühlte

sich seiner selbst nicht sicher; das religiöse Problem gährte noch in ihm, die Liebe war zum Sauerteig geworden: eine unwiderrufliche Entscheidung mußte noch fallen; und mit beiden Parteien, mit der Religion und mit der Liebe, rechnete er ab. Mit der ersteren durch ein Werk, das langsam in ihm heranreifte, aber erst in ganz unklaren Umrissen sichtbar wurde. Da traf ihn im Dezember die Nachricht von dem Selbstmord der Charlotte Stieglitz, der Gattin des jüdischen Dichters Heinrich Stieglitz. Sie wollte, um mit Karl Bleibtreu zu reden, der Welt den Messias geben durch — den Schmerz. Aber dieser „Dichter aller Dichter" tötete hier vergeblich; Heinrich Stieglitz wurde zwar der „Dichter mit dem großen Geschick", aber der geniale Funke erstickte, statt zur Flamme aufzulodern. Gleichwohl wurde dieser „grauenvolle Tod, der so ernst auch das Berliner ästhetische Theelöffelgeklapper unterbrach" die Anlehnung der „Wally[14])". Ohne ihn wäre dieser Roman nicht geschrieben worden[15]). Der tiefe seelische Eindruck, den diese edle Hingabe einer Frau, dieses moderne Abrahamsopfer für einen gefesselt geglaubten Genius auf Gutzkow machte, war ein „schöner Irrthum", aber „es giebt Irrthümer, die schöner sind als das Richtige". Für unseren Dichter aber war dies Ereignis wie eine sich ihm aus geheimnisvollem Dunkel entgegenstreckende Hand. Ehe aber noch die ganze Gestalt sichtbar wurde, that Gutzkow jenen Schritt, der als die That eines Mannes beurteilt werden muß, der die Schiffe hinter sich verbrennt, um sich die Möglichkeit jeder Rückkehr zu vernichten: er schrieb im Januar 1835 die Vorrede zu „Schleiermachers vertrauten Briefen über die Lucinde", in der er seine frühere Verlobte Rosalie, deren Namen übrigens nur wenige kannten, geradezu höhnend der Öffentlichkeit preisgab; es war die Ironie der Verzweiflung; er hatte sich, wie er bald nachher gestand, „in der glühendsten und durch äußere Umstände unglücklichen Neigung für ein weibliches Wesen zu Trotz und verzweifelter Bitterkeit gegen Sitte und Gesetz hinreißen

lassen und alle die Schranken zertrümmern wollen, welche uns in kalter Herzlosigkeit den Besitz unseres Ideals verweigern."

Am 25. Februar erschien Gutzkows Nachruf auf Charlotte Stieglitz in dem von ihm geleiteten Litteraturblatt[76]). Einer etwas schwülstigen Einleitung folgt die Erklärung: „Seit dem Tode des jungen Jerusalem und dem Morde Sands ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethes besäße und es schon aushalten könnte, daß man von Nachahmungen sprechen würde, könnte hier ein unsterbliches Seitenstück zum Werther geben. Denn es sind ganz moderne Kulturzustände, welche sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder so sehr Original, daß die Phantasie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann." Dieser Dichter war Gutzkow selbst; schon Anfang Januar hatte er Cotta mitgeteilt, daß er zum nächsten Herbst einen Roman schreibe, „etwas Schöngeistiges, was ihn drücke" (s. Proelß, S. 551). Die Mahnung Gustav Schlesiers nach der Lektüre des „Maha Guru", „modern" zu sein nach dem Vorbild der Baronin Dudevant, „Herzblut zu zeigen", „sich die Brust aufzureißen", hatte er schon im „Sadducäer von Amsterdam" befolgt; die eigenen Erlebnisse machten sie ihm nun zum tiefinnersten Bedürfnis. „Mein Gemüth mußte Frieden haben", bekennt Gutzkow im Hinblick auf die „Vorrede" und auf „Wally" in den „Gedanken im Kerker", „die letzte Anstrengung, wie eine vulkanische Eruption, mußte ihr noch einmal vorangehen. St. Simonismus, Wiederherstellung des Fleisches, junges Deutschland; kenne von dem Allen nichts, kenne mein Herz nur, mein Leben, meine Todten". So „schleuderte er seinen Unmut mit Hohnlächeln heraus", schrieb, daß es „wie Raketen aufprasseln" mußte, produzierte „dämonisch", ohne die Wirkungen zu berechnen. Um den inneren Frieden wiederzugewinnen, war das allerdings nicht der rechte Weg.

In der Form, in der Gutzkow in jenem Nekrolog das Problem Charlotte Stieglitz versinnlicht, sehen wir schon den Charakter der Wally sich abzeichnen; Theodor Mundts „Denkmal" für die Tote, das Gutzkows Vorstellungen von ihr etwas verschob, war damals noch nicht erschienen. Das äußere Ereignis wandelt sich so unbeeinflußt schon um zur Schöpfung des Dichters. „Wenige nur ahnen es, daß hier eine ungeheure Kulturtragödie aufgeführt ist, und die Heldin des Stücks bis auf den letzten Moment für zurechnungsfähig erklärt werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unserer Zeit versteht . . . Das erste Motiv des tragischen Aktes ist auch hier die Liebe . . . eine Liebe, die sich an großen Thatsachen erwärmt, . . . welche für beide Theile des Bandes gemeinschaftlich waren, auf eine Weltansicht stützt, auf wechselseitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntnisses . . . Charlotte hatte vor dem Todesstoße in Rahels Briefen gelesen. Rahel wollte keine Resultate, sie ergab sich nur dialektischen Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angeborenen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Lessing, das Suchen der Wahrheit selbst vor. Charlotte kannte diese Resignation des Gedankens nicht . . . Rahel war Negation, Brillantfeuer, Skeptizismus und innerer Geist. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde; sondern wühlte sich in ihn hinein, und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenspähnen, welche immer die Form des Geistreichen und ein Drittel von der Physiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken: sie war kein Weib der That: wie kann sie Selbstmord lehren! Charlotte war Position, dichterisch, gläubig und immer Seele. Sie beugte sich vor den Riesengedanken der Zeit und der Thatsache, und ihr Geist fing erst da sich zu entfalten an, wo es galt sie zu ordnen. Charlotte war System: und weil sie nicht Alles kombiniren konnte, was die Zeit brachte, so blieb ihr nichts übrig als ihr großer, starker, göttlicher Wille."

Aus diesem Gegensatz ergiebt sich das Problem der Wally, die Furcht vor der Negation, vor dem Nichts läßt Charlotte Stieglitz wie die Romanheldin zum Dolche greifen. „Wir erkennen Gott nicht" — dieses zermalmende Bewußtsein treibt Wally zur Verzweiflung. Nachdem Rahel mit geistreichem Lächeln alle Religion wie Blumenblätter und glänzenden Flitter im Winde zerstreut hatte, ergab sich das Bedürfnis nach etwas Positivem, und wenn es noch so allgemein war. Eine weitere litterarische Erscheinung des Jahres 1835 erhöhte dies Bedürfnis zu einer Qual: D. Fr. Strauß hatte sein „Leben Jesu" geschrieben. Es erregte einen Sturm der Entrüstung nicht nur in der theologischen, sondern in der ganzen gebildeten Welt. Die dadurch erzeugte Stimmung der Unzufriedenheit brachte Gutzkow auf die „Wolfenbüttler Fragmente" des Hamburger Arztes Reimarus, die Lessing in die Litteratur eingeschmuggelt hatte. Um dieses weitläufige, etwas schwerfällig geschriebene Buch dem größeren Publikum zugänglicher zu machen, beschloß er, auf wenigen Bogen einen Auszug davon zu geben. Aber der sonst so mutige Verleger Campe hatte diesmal Furcht, und zwar vor den Hamburger Pastoren. „Metternich, Kaiser Nicolaus, nichts war im Stande, ihm Vorsicht anzurathen, Börne und Heine mochten bringen, was sie wollten, aber die Nachfolger Johann Melchior Goezes zu reizen, wagte er nicht. Als Besitzer eines ansehnlichen Buchgeschäftes wollte er im eigenen Weichbild Ruhe haben." So erhielt Gutzkow das Manuskript zurück.

Dies geschah in einem Augenblick, wo er, wie es in den „Rückblicken" (S. 141) heißt, einem Vorfall träumerisch nachhing, der ihm in einer Gesellschaft bei dem Frankfurter Arzt August Clemens, einem jüdischen Konvertiten, begegnet war. Ein junges Mädchen, dessen heitere Laune, blühende Wangenfarbe ihn schon öfters angezogen hatte, kam bei zufälliger Berührung der theologischen Streitigkeiten des Tages und der Christusfrage in eine Aufregung, die ihn erschreckte. Mit beiden

Händen abwehrend, die Augen weit aufgerissen, rief sie ihm entgegen: „Davon reden Sie nicht! An all' das nur zu denken macht wahnsinnig!" Gutzkow hatten diese Worte um so mehr erschüttert, als er eine Neigung fühlte, sich der jungen Dame zu nähern, ein Schritt, der später auch gethan, aber wieder zurückgethan wurde. Abgesehen von dem Interesse an den Ideen stellte der Roman also eine „persönliche und reine Herzensangelegenheit" dar.[77])

Nur jenes Wort verhallte nicht und gestaltete sich zu einer verhängnisvollen Einheit mit Campes Mutlosigkeit. Die Probe auf Zustände, in welche die Menschheit fallen würde, auch wenn sie aufhörte zu glauben, was im Katechismus steht, wurde sein ständiges Grübeln. Das abstrakte Problem war plötzlich in unmittelbarster Verkörperung, aus dem Leben heraus vor ihn hingetreten. Das war der entscheidende Moment. Um den Kern des Auszuges aus der „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" des Wolfenbüttler Fragmentisten entstand „Wally, die Zweiflerin". Jener Vorfall, der wie ein Blitz im Geiste des Dichters zündete, bezeichnet auch in wenig veränderter Gestalt in dem Verhältnis Cäsars zu Wally eine entscheidende Wendung.

Eine poetische Idee also liegt der „Wally" immerhin zu Grunde. Gutzkow wollte den Gegensatz zwischen dem „scheinbaren Leichtsinn einer gedankenlosen Außenseite" und schweren inneren Kämpfen schildern. Wally betäubt durch ein geräuschvolles Leben die religiösen Zweifel in ihrer Brust, bis sie durch die Liebe zu einem geistreichen frivolen Skeptiker in den Strudel wieder hineingezogen wird, wo sie dann, da ihre Erziehung diese Möglichkeit nicht berücksichtigt hat, der Verzweiflung keine andere Kraft entgegenzustellen vermag als das „Bischen Sterbenwollen". Der 24 jährige Verfasser veröffentlichte die „Wally" in völliger Unklarheit über die Tragweite des gedruckten Buchstabens, was er stets zugegeben, wie er ebenso später wenigstens nie verheimlicht hat, daß die

[illegible] Lösung
[illegible] die
[illegible]
[illegible] Mädchens
[illegible] über wie
[illegible]
[illegible] mit an-
[illegible] genannt, oder
[illegible] Richtung
[illegible]

hin, wo die Musik nur Wollust der Empfindung ist. Für plastische Gestaltenschöpfung . . . für das Dramatische in der Musik ist sie nicht. Die Richtung ihrer Seele ist lyrisch. Alles, was sie mit einem wunderlieblichen Organe spricht, nimmt den Ausdruck des Zarten, Schonenden und Bittenden an . . . Nichts kann hinreißender sein, als dies flehende, mit einer gewissen lächelnden und doch schmerzlichen Selbstironie hervorgebrachte: O Gott! womit sie so vieles begleitet . . . Dieser Ausdruck soll ihr ewiges Ueberwundensein, ihre Hingebung an die Menschheit, an die sie glaubt, ausdrücken . . . Delphine ist so willenlos, daß sie die Beute jeder prononzierten Absicht wird. Mit liebenswürdiger Naivetät gestand sie mir einst: Sie würde Jeden lieben, der sie liebt . . . Delphine liebte unglücklich, mehrmals; aber sie ist so unentweiht, ihre früheren Zärtlichkeiten sind so wenig sichtbar in ihrem Benehmen, daß sie dem Manne immer noch als kaum erschlossene Knospe erscheinen muß . . . Wer sie einmal, sei es aus Liebe oder Illusion eroberte, der wird sie nie verlassen können, weil ihre Hilflosigkeit, ihre Hingebung entwaffnet. Vielleicht arbeitet sie noch mehr an ihrem Geiste. Sie hält einige Minuten lang die Dialektik eines blos verständigen logischen Gespräches aus; aber dann kann sie es nur fortsetzen, wenn es entweder auf einen gemütlichen und Gefühlston übergeht oder auf einen bestimmten Fall, den sie erlebt hat. Ueber einen Fall, den man ihr blos erzählt, kann sie nicht urtheilen, weil sie alle Menschen für gut hält, und alle nach sich selbst richtet . . . Sie liest, aber fragmentarisch . . . Ihr Organ macht, daß sie schön, ihre keusche Seele, daß sie fast alles richtig liest." — Zum Schluß dieser Charakterisierung kommt dann wie ein bedenkliches von der beginnenden Eifersucht eingeschmuggeltes Fragezeichen: Cäsar und Delphine können sich aber nicht begegnen. Delphine ist eine Jüdin.

Der Lösung dieser letzten bangen Frage wird dann ein besonderer Abschnitt des Tagebuches gewidmet, ein Beweis,

daß Gutzkow hierauf einen gewissen Nachdruck legen wollte, und es ist interessant zu erfahren, zu welchem Resultat er seit jener flüchtigen Schülerliebe über das hier vorliegende Problem gekommen ist. Die weitere Charakterisierung zeigt uns auch, welche religiösen Grundsätze in den Kreisen herrschten, mit denen Gutzkow sympathisierte. Delphine weiß von den Gesetzen ihrer Stammesreligion fast nichts. „Sie wurde unter sehr glänzenden Verhältnissen erzogen. Das Judentum in seinem Schmutz, mit seinen Zeremonien und Priestern nahte sich ihr niemals“. Hierin ist sie also die Vorgängerin der späteren Judith im „Uriel Acosta“. Dann heißt es weiter: „Wie originell ist doch ein Mädchen, das den ganzen Bildungsgang christlicher Ideen nicht durchmachte, und doch auf einer Stufe steht, welche ganz Gefühl ist, und das so viel Liebenswürdigkeit entwickelt! . . . Glücklich ist Delphine zu nennen, denn niemals wird ihr die Religion irgend eine Ängstlichkeit verursachen . . . Sie braucht jene Stufenleiter von positiven Lehren und historischen Thatsachen nicht, die die Christin erst erklimmen muß, um eine Einsicht in das Wesen der Religion zu erhalten . . . Eins aber bemerk' ich, was charakteristisch ist. Niemals könnt' ich als Christin über meine Religion zu Delphinen sprechen oder sie eine Verzweiflung über meinen Glauben blicken lassen. Es ist dies eine Scham und ein Stolz, welcher unvertilgbar in uns niedergelegt ist, und die uns nicht verlassen würde, selbst wenn vom Christentum alles in uns morsch geworden ist.

Für christliche Männer, welche widerspänstig gegen den Katechismus sind, muß die Liebe einer Jüdin von besonderm Reize sein. Sie nehmen hier weder Bigottismus, noch eine Zerrissenheit wie die meinige, in den Kauf, sondern weiden sich an der reinen, ungetrübten, natürlichen Weiblichkeit, an dem sinnlichen Schmelz der Liebe, welche die der Christinnen übertreffen soll. Bei einer Jüdin reduzirt sich alles einseitig auf ihre Liebe, Rücksichten tauchen nirgends auf: ihre Liebe

ist ganz pflanzenartiger Natur, orientalisch, wie eingeschlossen in das Treibhaus eines Harems, der alles erlaubt, jedes Spiel, jede weibliche (aber wollüstig-ergreifende) Gedankenlosigkeit, alles, alles: darum schwillt Delphine von Liebe . . . Cäsar entdeckt, glaub' ich, in der Liebe zu Jüdinnen noch einen andern Reiz. Er hat eine ganz heillose Ansicht von der Ehe, und will die letztere durchaus nicht als Institut der Kirche gelten lassen. Das Sakrament der Ehe ist nach seiner Theorie die Liebe, nicht des Priesters Segen." — In der That geht Cäsar später eine bürgerliche Ehe mit Delphine ein, einen „Akt der geselligen Uebereinkunft".

Aus der Stimmung jener Tage heraus dürfen wir diese Ansichten als die eigene Meinung Gutzkows in Anspruch nehmen. Die Rücksicht auf die Theologie hatte ein Jahr vorher alle seine Zukunftsträume zerstört; den Verlust seiner ersten Braut hat er nach seinem eigenen Geständnis nie ganz verwinden können. Eine völlige Freiheit von jeder religiösen Fessel mußte ihm daher die einzig wünschenswerte Lösung scheinen, und wir können aus der Ausarbeitung dieses Motives überhaupt jedenfalls den Schluß ziehen, daß er zur Versöhnung der Gegensätze beider Religionen die eheliche Verbindung als einen beide Teile befriedigenden Ausweg betrachtete.

Die Hineinziehung dieses Konfliktes nun war seitens des Dichters eine Unklugheit aus doppelten Gründen, so richtig motiviert er vom künstlerischen Standpunkt als Gegengewicht gegen den Hauptkonflikt auch sein mochte. Einerseits hatte Gutzkow im jugendlichen Mutwillen in dieser Delphine ein Porträt gezeichnet, dessen Original in der Mannheimer und Frankfurter Gesellschaft sehr bekannt war, andrerseits mußten diese Charakterisirung einer Jüdin, vor allem aber die Betrachtungen, die der Verfasser seiner Wally über die Ehe mit Cäsar in den Mund legte, der antisemitischen Hetze, die sich gleich nach Erscheinen des Buches mit dem Kampf für Sittsamkeit und Tugend verschwisterte, eine scheinbare Rechfertigung darbieten.

Die Frankfurter Judenschaft war erst 1834 von dem Zwang des Ghettos befreit worden, sie durfte außerhalb der Judengassen wohnen, die Thürflügel der letzteren wurden abends nicht mehr gesperrt, und das Gesetz, daß sich nur vierzehn Judenpaare in einem Jahre trauen lassen durften, war gefallen. Die Sicherung ihrer menschlichen Rechte war damit herbeigeführt, die Sicherung ihrer bürgerlichen Rechte aber stand noch aus. „Man sagt sehr viel", schreibt ein christlicher Zeitgenosse[10]) über die Stimmung und die Meinungen jener Frankfurter Periode, „und am Ende eben nichts, als daß dem Deutschen die Gerechtigkeit sehr schwer falle. Ich glaube nicht daß irgend Jemand ein Reich Judäa in Deutschland fürchtet; ich glaube nicht, daß Rothschild daran denkt, den erledigten jüdischen Thron zu besteigen, er befindet sich weit besser ohne Thron; ich glaube auch nicht, daß die Juden an eine Einigung ihres Volkes, als Volk, denken, denn sie müßten sonst aufhören, in Papieren zu spekuliren, sie müßten den Handel frei geben, sie müßten ihr Geld an das Volk setzen. O nein! Ihr wißt es recht wohl, ihr gelehrten, christlichen, orthodoxen, bücherbestaubten, kirchenräthlichen Professoren, Ihr wißt es recht wohl, daß Deutschland von dem Volk Israel nichts zu befürchten hat; ihr wißt es ebenso gut, daß die Juden die Deutschen nicht aus Deutschland vertreiben, daß Deutschland nie jüdisch werden wird. Israel in Deutschland aber will deutsch werden, nicht blos dem Namen nach, sondern auch in aller staatsbürgerlichen Form, und da holt Ihr die Bibel und den Talmud, die christliche Lehre und den Mosaismus, die geistige Emanzipation und die Nationalität, kurz alle gelehrte, bemooste, verschimmelte Intoleranz herbei, um zu beweisen, die Juden können nie Deutsche in Deutschland werden, sie werden ewig Juden bleiben."

Den Frankfurter Juden gesteht derselbe Gewährsmann zu, daß sie „nachdem man sie nur dem Lichte näher gebracht aus dem dumpfigen, schmutzigen Kerker des Irrwahns, muthig

vorwärts geschritten, auf der neuen Bahn, der Emanzipation im Geiste voraus".

In diese Kreise der Frankfurter Judenschaft, die neben ihrem Reichtum auch durch ihre Bildung höchstens ihren Hamburger Stammesgenossen sich gleichstellen durfte, war Gutzkow nach seiner Übersiedelung in die Mainstadt durch seine Freunde Zacharias Löwenthal und Alexander Weill, der ebenfalls in dieser Zeit nach Frankfurt gekommen war, wohl auch durch den Verleger des „Phönix", Sauerländer, und die israelitischen Mitarbeiter des Literaturblattes dieser Zeitschrift, Ludwig Wihl, Ferdinand Beer u. a., so oft sie sich daselbst aufhielten, eingeführt worden. In Mannheim, jedenfalls im Hause der Eltern Löwenthals, hatte er das Urbild zur Delphine gefunden und war ihr wohl auch in Frankfurt mehrfach begegnet. „Lebensfroh, poetisch gestimmt, wie wir beide [Löwenthal und Gutzkow] waren, hatte ich auf seinen Wunsch sogar einen weiblichen Charakter hereingezogen, der vollständig, die Dame verherrlichend, nach dem Leben gezeichnet war." So lesen wir in den „Rückblicken" (S. 142), und diese Thatsache wird bestätigt durch einen Brief Löwenthals vom 3. Dezember 1851, als er mit Gutzkow über einen Neudruck der „Wally" verhandelte. Er schrieb:

„Was ich Dir heute mitzutheilen haben, ist eine sehr dringende Bitte. Du erinnerst Dich doch, welcher Sturm von Feindschaften und Gehässigkeiten vor 16 Jahren in meinen engeren Freundesverhältnissen hereinbrach, als Du die gute Delphine zum Gegenstand der Oeffentlichkeit machtest. Die Zeiten sind zwar jetzt anders, die Rosen von damals sind verblüht, die Koketterie und Intentionen, die der damaligen „Verherrlichung" des Namens Delphine (bei uns Beiden, wenn Du willst) zu Grunde lagen, jetzt ohne Inhalt und Bedeutung; was allein geblieben ist und leicht seine alte Schärfe wieder erlangen könnte, ist die Bitterkeit über das, was die Leute von hier herum damals Indiskretion nannten, als Du den

Namen Delphine in so handgreiflichen Zügen der öffentlichen Ausstellung übergabst. Ich weiß es aus Erfahrung, daß jene alte Wunde noch nicht vernarbt ist; ich bin überzeugt, daß eine neue Berührung jener alten Wunde eine neue Entzündung des Zorns und der Gehässigkeit hervorrufen würde. Ich zweifle zwar nicht, daß die Verherrlichte wider Willen vom Jahre 1835 damals im tiefsten Winkel des Herzens diese Verherrlichung nicht so ganz unschmackhaft fand; auch jetzt noch würde ihr die Aufwärmung jener Apotheose ein geheimes Schmunzeln ablocken; aber das ist sicher und ohne Zweifel, daß die ganze übrige „Familie" auch heute noch, wie damals, einen ganzen Vulkan von Verfolgung und Verleumdung gegen uns loslassen würde, wenn der Name Delphine abermals in der Geschichte des deutschen Romans eine solche zweideutige Berühmtheit erlangte. Da wir nun aber bei der Herausgabe des 13. Bandes überhaupt die Verleumdung und Verfolgung nicht allzusehr herausfordern wollen, da es mir in meinen Familienbeziehungen (durch allerlei in letzteren Jahren geknüpfte Familien- und andere äußerliche Bande) ziemlich unerquicklich wäre, von neuem mit der bewußten Familie in Kollisionen zu kommen, so möchte ich Dich dringend bitten, den Namen „Delphine" mit irgend einem anderen passenden zu vertauschen! Eine solche Aenderung würde ja nur für ein ganz kleines Häuflein von Lesern (kaum 100 Personen) von Interesse sein; das ganze deutsche Publikum würde kaum eine Ahnung davon bekommen, da die Sache selbst ganz und gar dieselbe bliebe. Ich stelle diese Bitte nicht nur in meinem Namen, sondern auch im Namen meiner lieben Frau, die Dich ebenso dringend um deren Erfüllung ersucht. Ich hoffe, Du giebst in dieser für das Buch ganz und gar unerheblichen Sache nach, und so erwarte ich in einigen Tagen schon Deine Antwort mit einem anderen hübschen entsprechenden Namen, den Du, der direkteren Bezeichnung wegen etwa aus dem alten Testamente wählen könntest!"

Gutzkow kam diesem Wunsche augenscheinlich nur ungern nach; er setzte statt des verpönten den Namen „Adolphine" ein. Löwenthal hatte übrigens auch bei der gerichtlichen Verhandlung angegeben, daß „im 3. Buche die Charakteristik eines hiesigen (d. h. Mannheimer) Frauenzimmers vorkomme, ein Umstand, der ihn ebensosehr, als die Angriffe auf die Religion in Unannehmlichkeiten verwickelte"[80]).

Die Katastrophe von 1835 und der Antisemitismus.

So waren es also zum Teil persönliche Gründe, die im Wohnort des jugendlichen Autors der „Wally" eine Entrüstung rechtfertigten. Nun griff aber noch ein anderes Moment in die Bewegung ein, dessen treibende Kraft nicht zu unterschätzen ist. Der allgemeine Sturm, der sich jetzt gegen das „junge Deutschland" erhob, wurde zum großen Teil vom Antisemitismus entfacht; ihm sind eine Reihe der unseligen Folgen der ganzen Hetze zuzuschreiben; aus dem wüsten Skandal heraus tönte am widerlichsten das Hep-Hep-Geschrei Menzels und Konsorten. Der Kampf wurde durchgeführt mit der auch glücklichen Spekulation auf die niedern Instinkte der großen Masse. Gerade die Geschichte des jungen Deutschlands liefert hier einen beredten Beweis, wie blinde Leidenschaft schließlich gegen ihr eigenes Fleisch wütet.

Wolfgang Menzel hatte sich bisher durch eine sehr objektive Würdigung der von Geburt jüdischen Schriftsteller Heine und Börne hervorgethan, ja sich sogar berufen gefühlt, letzteren gegen Gabriel Rießer in Schutz zu nehmen,[81]) und mit Lob beiden gegenüber nicht gekargt. Er schwärmte von dem „freigeborenen Sonnenkinde Heine"[82]), dem gegenüber das Moralisieren eine „elende Kunst" sei, und wenn er sich wirklich über Heines Verspottung des Christentums entrüstete, wollte er ausdrücklich das Wort „gottlos" nicht gebrauchen, sondern fand es nur „geschmacklos, die Kirche mit dem Bordell zu verwechseln". Noch 1834 (Literaturblatt Nr. 71) schrieb er: „Man tadele,

schelte ihn dafür, daß er sich so oft wie ein böser Junge recht ungezogen geberdet hat, aber man mißverkenne nicht den schönen Geist, der aus diesen verwahrlosten Sitten durchbricht". Er rühmte sich, daß er „erhaben" stehe über die „dummstolze Gesinnung", die einen solchen Geist gering zu schätzen affektiere; er nahm Heines Sittenlosigkeiten in liberaler Weise für geniale Ausschweifungen: „Vor allen Dingen, ihr guten Deutschen, fühlt euch doch nicht immer gleich beleidigt, wenn der Geist Sprünge macht und genial ausschweift". Er vermißte bei Heine nur die „Grazie der Ehre" und begrüßte sogar die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" als eine Rückkehr zum derben, kräftigen Geschmack der altspanischen Romane. Die specifisch jüdische Note zum Leitmotiv zu machen, fiel ihm damals noch nicht ein. Und vor Börne erst hatte er wahre Ehrfurcht. Er pries Börnes „edlen Geist", wenn er auch nicht seine Ansichten über Deutschland teilte,[82]) er spottete über den „unvernünftigen Groll der Servilen und Spießbürger",[82]) die sich über Börnes „Pariser Briefe" empörten und „den kleinen Juden fürchten und mit Spieß und Stangen gegen ihn zu Felde ziehen wie die sieben Schwaben gegen das Häslein am Bodensee". Menzel verlangte für Börne und Heine dieselbe Anerkennung ihres poetischen Talentes wie für Goethe, und geradezu schlagend ist eine seiner Aeußerungen aus dem Jahre 1833,[83]) die gegen seinen Feind, den Kirchenrat Paulus in Heidelberg, gerichtet war und in der Fürsprache für den Juden Heine ebensoweit ging wie zwei Jahre später seine Angriffe gegen ihn:

„Der alte Rabbi, der sich mit all den Seinigen im eignen Hause verbrannte, er war glücklicher zu preisen, als ein heutiger genialer Schriftsteller jüdischer Abkunft, dem, je geistreicher, je humaner, je erhabener er über jedes Vorurtheil ist, desto gewisser die Hunde aller christlich-deutschen Hauptstädte nachlaufen, und ihn zu dem lebenslänglichen Seelenmorde verdammen, Hunde führen zu müssen, ohne es zu wollen. Lessings liebens-

würdige Weisheit hat man nicht geachtet, kaum erinnert sich das Volk, daß Nathan je geschrieben wurde, Nathan, dem gegenüber der große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg [Paulus] keine bessere Rolle spielt, als der Patriarch. Doch wie soll Weisheit und Menschenliebe ins Volk dringen, wo solche Demagogen der Pöbelweisheit, wo Vernunfts-Pfaffen den natürlichen Sinn für das Edle und für die Gerechtigkeit verwirren. Ihnen entgegen zu treten halte ich als Deutscher, als Christ, als Mensch des 19. Jahrhunderts für heilige Pflicht. Wenn wir den Juden nicht endlich ihr Menschenrecht ungekränkt wiedergeben, verdienen wir, das unsere auf ewig zu verlieren."

Zu Anfang dieses Jahres hatte er Heine und Börne gegen ein antisemitisches Pamphlet verteidigt, das unter dem Titel „Neueste Wanderungen und Abentheuer des Ewigen Juden unter dem Namen Börne, Heine, Saphir u. A. zum Besten der Anstalten gegen die St. Simonie ans Licht gestellt von Cruciger. Friedrich Wilhelmstadt, 1832" erschienen war, und hierbei die bemerkenswerten Äußerungen gethan:

„Wenn Geister, wie Börne und Heine auch fehlen, so ist doch so viel Adel in ihnen, so viel vom heiligen Dichterfeuer, das durch die Jahrhunderte leuchtet, und in ihren Fehlern selbst so viel vom Geist der Zeit, daß selbst der edelste Richter wenn sie vor ihm erscheinen, aufstehen wird, um ihrem Genius zu huldigen. Das Hepp Hepp rufende literarische Lumpengesindel wirft man aber billig vor die Thür hinaus . . . Heine ist nun einmal so, und was uns dabei schwach oder verkehrt erscheint, ist so sehr verwachsen mit den unschätzbaren Vorzügen seiner Dichtergabe, daß wir es gern in den Kauf nehmen. Wer fragt bei einer prachtvollen Seemuschel oder Korallenzinke nach dem Wurm, der einmal vor hundert Jahren darin gelebt. So wird man in hundert Jahren sich an Heines herrlicher Phantasie erfreuen und nicht mehr die dumme Frage aufwerfen, ob man den Mann nicht moralisch verbessern und insonderheit ihm eine loyalere Politik beibringen könne"[83]).

Vom Jahre 1835 ab lautete das aber ganz anders: „Seit Herr Börne" heißt es 1836, „in Paris lebt, französisch schreibt, und uns nur noch vor einem französischen Publikum beschimpft, und wenn seine Balance auch nur zwei Sous kostete, diese zwei Sous für die Beschimpfung seines Vaterlandes aus französischen Händen nimmt, seitdem hat Herr Börne das unschätzbare Recht, uns wie ein Cato tadeln zu dürfen, verloren" [84]).

Und in den „Denkwürdigkeiten" (S. 195) hat sich das dann zu der Erinnerung konzentriert: „Ich kannte ihn nur von seiner „Waage" her, in die sogar Görres Artikel geliefert hatte, achtete ihn also als einen guten Patrioten und fand in ihm auch etwas Sinniges und Bescheidenes, so daß ich nicht geglaubt hätte, er würde später in Paris sich über die Deutschen lustig machen uud sich dafür vom französischen Publikum honorieren lassen. Doch Jude bleibt Jude" [85]). —

Menzels energischem Eintreten für die Sache der Juden und seinem weittragenden Einfluß war es zu verdanken, daß, wie er selbst vorgeschlagen, die Hep-Hep-Schreier in der litterarischen Kritik für einige Zeit zur Thür hinausgeworfen worden und auch die Erörterung über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten eine würdigere Wendung genommen hatte. Gabriel Rießer erkennt dies noch in seinen „Jüdischen Briefen" mit Freuden an und sucht sogar an edeln Motiven für diese Handlungsweise Menzels das Möglichste zu retten. In seinem mächtigen Litteraturblatt hatte dieser ja 1833 (Nr. 120/1) das große Wort gesprochen: „Denke sich doch ein jeder Christ in die Lage eines vernünftigen Juden, dessen Urahnen schon in Deutschland lebten, der in Deutschland geboren und erzogen ist, der deutsch spricht, der nur durch eine seltsame Tradition mit einem asiatischen Heimathlande zusammenhängt, wohin ihm nicht einmal ein Rückweg geöffnet ist. Als was soll ein solcher Jude sich denn betrachten, wenn nicht als Deutscher, als Bürger der freien Erde, auf der er geboren war, auf der schon seines Urältervaters Hütte stand? Und wenn er dem Staate steuert,

den Gesetzen des Staates gemäß lebt, dem Staate durch seine Talente dient, ja sogar sein Leben im Kampfe für das gemeinsame Vaterland läßt, wie das nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland geschah, warum sollte dieser vernünftige, dieser edle Jude von uns ausgestoßen seyn, warum sollte er schmerzlich ausrufen: ich bin um meine Menschenrechte betrogen, weil ich ein Deutscher bin?"

Das schien Menzel in seinem blinden und durchaus persönlichen Haß gegen Gutzkow völlig vergessen zu haben; mit einem Male war er ein ganz anderer. Seine sittlichen Gründe, die er gegen seinen frühern Schützling ins Feld führte, schienen ihm wohl nicht triftig genug, um die Allgemeinheit in Bewegung zu bringen; er schlug daher einen Ton an, bei dem er auf mehr Verständnis der Menge rechnen konnte, er rief den Antisemitismus zur Hilfe, und nun scharte es sich um ihn massenhaft. Er zieh das ganze junge Deutschland des Judentums, er verwandelte, wie Rießer ganz richtig sagt[87]), die „ausgearteten" jungdeutschen Schriftsteller in Juden, in der Absicht, sie durch das Judentum verhaßt zu machen, aber mit dem einzigen Erfolge, daß das Judentum durch sie verhaßt wurde.

„Er benutzt den Judenhaß," klagt Rießer noch am 30. April 1837 einer Freundin, „als Mittel gegen seine literarischen Todfeinde, wie er die politischen Besorgnisse der Machthaber zu gleichem Zwecke mit Erfolg benutzt hat. Er wirft die Juden, wie Steine, seinen Gegnern an die Köpfe, und scheint zu vergessen, daß das Geschoß selbst von empfindender Natur, ja von weit leichter verletzbarer Beschaffenheit ist, als das Ziel, auf das es gerichtet wird.. Seine Feinde sind doch am Ende mit ziemlich heiler Haut aus dem Vernichtungskampfe hervorgegangen; hingegen hat er den Judenhaß durch ein neues, bis dahin unerhörtes Element, durch den Vorwurf der Unsittlichkeit, bereichert, und so mit einem neuen Gifte ausgerüstet, dessen sich bereits andere mit Begierde bedienen."[88])

Schon am 26. Oktober 1835 hatte er seinen Artikel „Unmoralische Literatur“, der Wienbargs „Ästhetische Feldzüge“ ähnlich wie die „Wally“ vernichten sollte, mit der bedenklichen, einer Drohung verzweifelt ähnlichen Frage geschlossen: „Ich möchte wohl wissen, was sich die Judenschaft bei der etwas delikaten Frage ihrer Emancipation von solchen literarischen Lakaien für Vortheile verspricht, da man überall hören muß, das sogenannte junge Deutschland sei eigentlich ein junges Palästina, und da von der öffentlichen Meinung alles Widerliche, was in der grenzenlosen Zudringlichkeit, in der Franzosensucht, in dem tückisch ohnmächtigen Deutschen- und Christenhaß der neuen Frankfurter Propaganda liegt, bereits allgemein dem Judaismus zur Last gelegt wird. Ich habe ein Recht, diese schädliche Diversion, die dem guten Erfolg der Bemühungen redlicher Männer für die Emancipation der Juden auf solche Weise gemacht wird, zu beklagen, da es Niemand unbekannt ist, mit wieviel Wärme ich mich immer jener Emancipation angenommen habe.“

Am 11. November ruft er Börne und Heine gewissermaßen als Bundesgenossen in seinem Kampfe auf, spricht aber da schon von dem „Schmutz und Judenpech dieses literarischen Gesindels“. In diesem Stil ging es dann weiter.

Zunächst nun erreichten die stets in sehr unklarem Stil gefaßten Behauptungen ihren Zweck; Jahre lang war bei den Fernerstehenden der Glaube verbreitet, daß die jungdeutsche „Entsittlichung“ [80]) eine jüdische Unternehmung sei. Der Beweis war schnell erbracht: der bedeutendste des jungen Deutschlands im engeren Sinne, Gutzkow, hatte in seiner Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“ Juden zu Helden erwählt, er hatte in seinen „Oeffentlichen Charakteren“ (Hamburg 1835) neben so und so viel Christen auch Rothschild porträtiert. Unglücklicher Weise hatte er nun auch noch einen Juden zum Verleger seiner „Wally“, die Jungdeutschen, spottete Menzel „fuhren mit einem „Omnibus“, den der Jude Löwenthal kut-

schirte, durch ganz Deutschland, um die kampf- und ruhmbegierige Jugend jauchzend und in Masse aufzuladen" [90]), und mochte Karl Löwenthal öffentlich und vor Gericht erklären und Gutzkow es bestätigen, daß ersterer von dem Inhalt des Buches vor Fertigstellung des Druckes nichts gewußt, ja hinterher nicht wenig darüber erschrocken war, der Umstand genügte, auch die besser Orientierten zu überzeugen, daß die Tendenz des jungen Deutschlands eine jüdische und die dabei beteiligten Christen in Wahlverwandtschaft mit allen möglichen schlechten Einflüssen des Judentums und in Abhängigkeit von ihm ständen. Eines der vielen Pamphlete, die dieser Streit der Meinungen auf den Markt warf, hatte offen ausgesprochen, daß diese jungen Kosmopoliten, welche „die Leidenschaft der Nationalität für tierisch und aus dem Blut hergeleitet" erklärten, wohl viel Sympathie und Wahlverwandtschaft mit dem Judentume hätten, besonders wenn man bedenke, daß „Gutzkow in seinen Briefen aus Berlin fast zu jedem Abschnitt ein Motto von jüdischen Schriftstellern zu Gevatter bittet, wie er einen Sadducäer von Amsterdam schreibt, Biograph der Familie Rothschild wird, Menzel anklagte, wie er jedesmal das Fenster aufreiße, wenn ein Jude bei ihm gewesen, und von Christus in einem Tone spricht, als ob er einen Apostaten des Judenthums in ihm haßte. Zu alledem kommt noch das desorganisirende Talent, der ätzende und fressende Verstand, welchen Leo als charakteristisches Merkmal des Judenthums bezeichnet." Letzteres (so Weil in seiner unten erwähnten Broschüre und vor allem Rießer) mochte noch so energisch jede engere Verbindung und jede Sympathie mit Heine von sich weisen, nachdrücklichst betonen, wie wenig dieser sich um die sittlichen und bürgerlichen Interessen seines angestammten Volkes bekümmert, wie oft er seinen Widerwillen gegen seine Stammesreligion kundgethan, er mochte dagegen protestieren, den Singular Heine zum Plural Juden zu machen, die Schreier auffordern, die Namen der übrigen jungdeutschen Juden zu

nennen, und Gutzkow konnte selbst von einem der heftigsten Judenfeinde, dem Kirchenrat Paulus in Heidelberg, einem Gegner Menzels, gegen diesen in Schutz genommen werden — das Stichwort Menzels von dem „jungen Palästina", der „Lasterrepublik des neu etablirten Hauses Heine und Komp."[91]) von den „gemeinen Judenjungen", von dem „frechsten Parteigänger" der Juden, Gutzkow[92]), war ausgegeben, und so ein Element des Hasses gegen den Konkurrenten gewonnen, wie es geschickter nicht hätte erfunden werden können. Den Verfassern zweier anonymen im Verlag von S. G. Liesching (Stuttgart) erschienenen Flugschriften „Votum über das junge Deutschland" und „Die jeune Allemagne in Deutschland" war von Menzel in seinem Litteraturblatt der „Dank des Vaterlands" ausgesprochen, die Verteidigungsbroschüren von Dr. J. Weil[93]) und von Berthold Auerbach einfach ignorirt worden, und das Evangelium von der „jüdischen Frivolität und Frechheit" des jungen Deutschlands war unfehlbar verkündet. Wer über jüdische Angelegenheiten schrieb, wurde ohne weiteres in die Gesellschaft der jungdeutschen Juden geworfen, die — alle Christen waren, und die Agitation ging so weit, daß in der Kammer des Königsreichs Sachsen über die Ausschließung der Juden vom Buchhandel beraten wurde.

Ja, die buchhändlerische Konkurrenz verfehlte nicht, die Gelegenheit zu benutzen, die neue Verlagsanstalt Löwenthals möglichst im Keime zu ersticken, und es liegt hier in der That eine direkte öffentliche Denunziation an die Behörde vor, von der bisher noch niemand Notiz genommen und die, da sie gleichzeitig oder kurz nach der Menzelschen Wallykritik erschien, vielleicht eine entscheidendere Rolle gespielt hat als jene. Das „Organ des deutschen Buchhandels", das H. Burchhardt redigierte, stellte öffentlich den Antrag, die neuerrichtete Buchhandlung Löwenthals, die mit solchen Werken wie Gutzkows „Wally" debutiere und überhaupt Miene mache, eine bestimmte, besonders gegen das Christentum ge-

richtete Tendenz zu befolgen, lieber gleich von Seiten der Regierung wieder zu schließen. Theodor Mundt, der in seinem „Literarischen Zodiakus“ (1835 S. 298) diese Thatsache registriert, fügt hinzu, daß „Herr Gutzkow vielleicht mehr der Stifter jener neuen Leibbuchhandlung des jungen Deutschlands sei als Herr Löwenthal selbst“, womit er durchaus nicht unrecht hatte, da Gutzkow der spiritus rector des neuen Verlagsunternehmens war[94]).

Von jenen beiden ersten Broschüren war die eine, „Die jeune Allemagne in Deutschland“ besonders kräftig, und Menzel nahm mit großem Behagen spaltenlange Auszüge daraus in sein Litteraturblatt auf. Den Ton des Pamphlets charakterisiere folgende Stelle:

„Wer konnnten sie seyn, diese heimatscheuen Zwitter, denen Alles feil, auch die Seele, denen Nichts zu niedrig war, auch der Preis nicht, um den sie loszuschlagen „die Tugend“ hatten? Etwa Deutsche? . . Franzosen? . . Nein, es sollten Menschen seyn, denen Pflicht und Humanität das Bürgerrecht erworben, denen eine durch die bittersten Schicksale gestählte Ausdauer, ein durch zahlreiche Kämpfe raffinirter Scharfsinn, eine lauernde Gewandtheit, und ein tausendfarbiges Talent Alles möglich gemacht, nur das nicht, was ihnen eine schwer errungene Emancipation auferlegt: — sich zu entnationalisiren, das nicht mehr zu seyn, was ihre Geschichte, ihre Religion, ihre innerste Natur, ihre Zukunft fordert — Juden . . Franzosen und Juden schüren an dem unheiligen Feuer, das unsere besten Säfte aufzehren, das stille Erbtheil unserer inneren Nationalität, ein reines Gemüth vergiften und jenen ätzenden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen soll, den Gott schon in der Urwelt verworfen als eine Schlange, die sich um unser Gewissen ringelt. Im Besitz großer Mittel, die ihnen ein dämonisches Wittern edler Metalle, die ihnen jüngsthin die Zaubergabe verliehen, aus Papieren Gold zu schaffen, rekurrirt der Israelite in dem

klaren Bewußtseyn, nur den Namen, nie das Wesen einer andern als seiner Nationalität in sich aufzunehmen, zu dem Prinzip der Eroberung, nicht durch Eisen, das nur ganze Männer begeistert, sondern einer Eroberung durch die Contrebande eines großartigen moralischen Betrugs. Ohne Vaterland, muß ihnen Vaterlandsliebe eine Thorheit seyn, und so wird ihnen politisches Prinzip, gleichviel welches, nie zur politischen Gesinnung, sondern nur zu einem mehr oder weniger eigennützigen Spiel des Geistes, ja mit der Farbe, in der man, wo die Vaterlandsliebe Opfer erheischt, wo die Prinzipien auf den Kampf der Ehre gefordert, wo die moralische Sonde und die Feuerprobe der Oeffentlichkeit angewendet werden — gegen ein Billiges durch die Hinterpforte entschlüpft. Darum erblickt man sie in das Gewand des Neuesten geworfen, stets in den Wechseln des Anfangs, dem entscheidenden Ende aber, bald mit dem Rücken, bald mit dem Gesichte, nur dann zugekehrt, wenn die Gesinnung verschwunden ist und das Schlachtfeld geplündert wird.“ —

Menzel eröffnete mit der Besprechung dieses Traktätleins den Jahrgang 1836 des Literaturblattes und fügt ihr eine durch ihre Kraßheit nur mehr komisch wirkende Verdächtigung der jungdeutschen Bewegung hinzu; der Artikel wandte sich an den Gerichtshof, der am 12. Januar über Gutzkow das Urteil sprechen sollte. Er erkennt als ihr Ziel die allgemeine Republik mit Weibergemeinschaft, er wirft sie in eine Kategorie mit den Adamiten des 15. Jahrhunderts, den Wiedertäufern und den Maratisten, und indem er das Jahr 1792 als Analogie herbeizieht, sagt er: „Damals wurde das erste französische Heer unter Custine mit Jubel begrüßt: in den altgothischen Domen an unserem heiligen Rhein hielten Juden Spottpredigten und mehr als eine Wally stand als Vernunftgöttin auf den entweihten Altären“.

Aber weder Gutzkow noch Laube, weder Wienbarg noch Mundt waren Juden. Das hinderte Menzel wenig: „Das

junge Deutschland schwört nicht höher als bei dem Namen Heine," heißt es in jener Besprechung der antisemitischen Broschüre „und allerdings ist es dieser geniale, aber leider auch eben so frivole als geniale Heine, von dem der ganze Unfug ausgegangen ist. Von Geburt Jude, durch die Sympathien seines Talentes und durch die Zufälle seines Lebens in Paris heimisch geworden, hat er dort zuerst den Ton angestimmt, der ein so vielstimmiges Echo in dem jungen Deutschland fand. Er konnte freilich nicht wissen, daß man ihn in diesem Grade bewundern und nachahmen und sogar übertreiben würde, und insofern bin ich weit entfernt, ihm alle Sünden seines Anhanges aufzubürden; doch hat er den Ton angegeben. Er zuerst, von jüdischen Antipathien und französischen Beispielen verlockt, machte die Verspottung des Christentums und der Moral, der deutschen Nationalität und Sitte, die Vorschläge das Fleisch zu emancipiren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettiren mit der Republik, die Affektation, an die große Republik der Zukunft zu appelliren, zu dem fruchtbaren Thema, das seitdem die jungen Deutschen in allen Variationen durchgespielt haben"[96]).

Mundt aber hatte 1835 in seinem „Literarischen Zodiacus" gerade gegen Heine polemisiert. „Es kam mir", so bezeichnet er 1840 die Tendenz seiner Zeitschrift, „besonders darauf an, den Einfluß, mit welchem sich die Richtungen und Manieren von Heine und Börne in der Tagesliteratur festgesetzt hatten, zu vernichten, dagegen aber die kernhaften und positiven Elemente dieser Zeitbewegung, für die Produktion zu retten und im Kunstwerk zu gestalten"[97]).

Menzel hatte ferner den besten Überblick über Gutzkows Bildungsgang, er wußte, wie selbständig sich der junge Berliner entwickelt hatte, und daß man ihn nicht heftiger in Harnisch hätte bringen können, als wenn man ihm eine Abhängigkeit von Heine nachgesagt hätte. Menzel fühlte nicht,

daß er gerade mit dieser Behauptung die kräftige Selbständigkeit seines mit Phrasen gefeierten Germanentums am meisten gefährdete.

Diese Thatsachen muß man bei der Beurteilung dieser Litteraturkomödie wohl beachten, denn nicht nur nach den Erfolgen, sondern auch nach den Motiven hat die Geschichte zu urteilen. Die spätere Hetze gegen die Juden in der Litteratur suchte sich auch meist nur aus der Vergangenheit ihre Opfer hervor, Börne und Rahel; obwohl sie jedoch im eigentlichen Jungdeutschland absolut nicht berechtigt war, bildete sie auch in den nächsten Jahren noch den Oberton der ganzen Bewegung.

Bei Menzel bildete sich diese Überzeugung von einer „israelitisch-französischen Partei“[98]) im Laufe der Zeit zur förmlichen Manie heraus. Zwar suchte er noch gelegentlich seine früheren Prinzipien zu retten; so leitete er 1837 einen großen Aufsatz „Schriften über Juden“[99]) mit der Erklärung ein, daß die Religion von politischen Rechten nicht ausschließen dürfe, daß alle vernünftigen, den Gesetzen gehorchenden, seit mehreren Generationen in demselben Staate sich fortpflanzenden Menschen gleichberechtigt seien; zwar erkennt er in den „notorischen“ Gebrechen und Flecken des Judentums nur eine Folge ihrer bisherigen Unterdrückung, doch reserviert er sich das Recht, „Heines neue literarische Judenschule und ihre freche Unsittlichkeit schonungslos zu verdammen“.

War er in der 2. Auflage seines Buches „Die Deutsche Literatur“ (1836) noch gemäßigt und begnügte sich mit der Bemerkung, daß die Jungdeutschen bei den Juden großen Beifall fanden, so hat sich dieser Tadel 1856 in seinem dreibändigen Werk „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ (III 467) zu der Charakteristik ausgewachsen: „Die Physiognomie des jungen Deutschland war die eines aus Paris kommenden, nach der neuesten Mode gekleideten, aber gänzlich blasierten, durch Liederlichkeit entnervten Judenjünglings

mit spezifischem Moschus- und Knoblauchgeruch.“ Daß er in seiner „Geschichte der letzten vierzig Jahre“ ähnlich urteilte, ist schon von Rießers Biographen[100]) zurückgewiesen worden.

Soviel Veranlassung nun auch die Juden hatten, Menzels Angriff abzuwehren, sie waren weit entfernt, nun etwa mit dem verfehmten jungen Deutschland gemeinschaftliche Sache zu machen und sich mit ihm im Kampf gegen Menzel zu vereinigen. Gabriel Rießer, der hier wohl als Wortführer gelten darf, hat seine Antipathie gegen diese Schriftstellerzunft gelegentlich offen genug ausgesprochen. „Ihren Widerwillen gegen die Umdrehung der neuesten Literatur um sich selbst“, schreibt er am 29. Oktober 1837 an die Hamburger Freundin, „theile ich vollkommen. Ich wundere mich, daß diese Leute nicht von dem Treiben ablassen, da es doch gerade ihnen so schlecht bekommen und selbst an ihren äußeren Unfällen offenbar größten Theils Schuld ist. Hätten sie nicht so viel einer über den anderen geschrieben, nicht sich den Schein einer Lob-Assekuranz-Kompagnie gegeben, so hätte Menzel'n nicht so leicht der Wunsch des Nero, daß alle Römer einen Kopf haben möchten, um ihn auf einmal abzuschlagen, an der belletristischen Literatur von 1835 in Erfüllung gehen können[101])“.

Diese letztere, etwas vorschnelle Ansicht schenkt dem Vorgehen Menzels eine durch die Thatsachen widerlegte Bedeutung und steht übrigens auch mit der schon angeführten Äußerung vom 30. April desselben Jahres in direktem Widerspruch; hier meinte er, daß Menzels „Feinde doch am Ende mit ziemlich heiler Haut aus dem Vernichtungskampfe hervorgegangen“ seien. Begründeter ist schon eine spätere Bemerkung vom 18. Mai 1838: „Ich empfinde einen tiefen Widerwillen gegen die ganze Polemik, die sich an jenen Gattungsnamen „das junge Deutschland“ geknüpft hat, den Haß und Neid erfunden und die politische Besorgniß; dabei zu Gevatter gebeten haben. Der Streit ist von allen Seiten mit einem solchen Mangel an Humanität, an Aufrichtigkeit, an Ehrgefühl geführt worden,

daß für das Verständniß eines redlichen Urtheils, wie für das Goutiren eines harmlosen Scherzes, die Stimmung verloren gegangen zu sein scheint, und daß man sich vor der Schande der Bundesgenossen mehr als vor der Rache der Gegner zu fürchten hat." Welches Ereignis mit diesen Worten gemeint ist, läßt sich durch das Fehlen des Briefanfanges [102]) nicht feststellen.

Ein andres Urteil Gabr. Rießers aber [103]) ist eines der objektivsten, das wir über diese Periode besitzen, und Gutzkows Stellung zum Judentum kann dadurch am besten erläutert werden. Riesser verurteilt nicht Menzels Vorgehen im Prinzip; was die sittliche Tendenz anlangt, neigt er sogar zum Einverständnis mit ihm, wenn er auch immer hervorhebt, daß die Grenze zwischen ästhetisch und sittlich sehr schwer zu ziehen sei, und dabei den plumpen Gegner Goethes auf seine eigenen Aussprüche festnagelt. „So wenig wahre Theilnahme die angegriffene Richtung oder Manier erwecken konnte, so verbreitet war ein Gefühl des Unmuths und des Unbehagens über die Art und Haltung des Angriffs." Auf jeden habe der mörderische kritische Anfall Menzels den Eindruck gemacht, als wenn er „eben sowohl dem Wunsche der Vernichtung literarischer Existenzen, als schädlicher Lehren entsprossen wäre . . . Eine Meinung, ein Recht, ein Ehrenpunkt, mit Leidenschaft verfochten, kann Theilnahme erwecken; aber ein Todesurteil, und wäre es das gerechteste, mit Leidenschaft gefällt oder vollzogen, muß Abscheu erwecken." Ebenso verurteilt er das Triumphgeschrei, das Menzel anstimmte [104]), als einige der Angegriffenen Miene zum Widerruf machten, und erklärt seinen Hohn als den natürlichen Ausfluß seines persönlichen Hasses. „War es ihm ganz allein um die Rettung der Sitte, um die Tilgung des Verbrechens zu thun — und nur unter dieser Voraussetzung läßt sich eine Art der Streitführung, wie die seinige war, rechtfertigen — so mußte er sich selbst über das unwillig abgedrungene Bekenntniß, wie über den Sieg einer guten

Sache freuen." Rießer ist im Punkte der Sittlichkeit eine durchaus konservative Natur, aber er gesteht der Poesie die Berechtigung, ja das Bedürfnis zu, „das Moment des Kampfes in ihren Bereich aufzunehmen," selbst wenn er sich wie in Schillers „Räuber" gegen die bürgerliche Ordnung kehre, um „eben durch den Kampf zum Frieden und zur Ergebung hinzuleiten." Er verteidigt in diesem Sinne auch George Sand, und wenn er[105]) „die Romane, die den Kampf wider den heiligen Mittelpunkt unseres sozialen Lebens, wider die Ehe, schildern", des Irrtums, aber nicht des Verbrechens zeiht, weist er, ohne den Namen zu nennen, deutlich genug auf Gutzkows „Wally" hin. „Das war das Abstoßende, das Tadelnswerthe an einem großen Theil der literarischen Polemik Menzels in den letzten Jahren, daß er getobt hat, ohne zu erörtern, daß er, statt mit Gründen, mit den wüthendsten Verdammungsurtheilen gekämpft hat, daß er die sittlichen Ideen, die er vertheidigte, nicht sorgsam prüfend als Maßstab an die Erscheinungen, die er bekämpfte, angelegt, sondern was ihm eben beliebte, unter seine fertigen Kategorien der höchsten sittlichen Abscheulichkeit gebracht hat; daß er, so wie seine Leidenschaft einmal eine gewisse Höhe erreicht hatte, nie wieder zur besonnenen Untersuchung, zur Prüfung der Einwendungen des Gegners zurückgekehrt ist, daß er nie mehr gestritten, sondern immer nur verdammt hat. So ist er dahin gelangt, jede Meinungsfrage, die nur von fern ein Streitgebiet berührte, auf welchem er sich einmal erhitzt hatte, und wäre sie auch von der Art, daß die Besten und die Reinsten darüber verschiedener Ansicht sein können, in eine Frage des sittlichen Charakters, in eine Frage um Tod und Leben in moralischem Sinne zu verwandeln, aus jedem Gegner einen schlechten Menschen, aus jedem Irrthum, oder aus jedem von dem seinigen abweichenden Urtheil eine verabscheuenswerthe Sünde zu machen[106])."

Man wird zugeben, daß diese Erörterung Rießers ein Muster an Objektivität ist und daß sie völlig das Lob verdient, das Menzel selbst den früheren Schriften dieses Autors spendete: „würdevoll, rein von jeder Anmaßung und jedem Sophisma"; es dürfte nicht leicht sein, aus jenen Jahren unmittelbar, in denen der Kampf tobte, ein ebenso ruhiges Urteil ihm an die Seite zu stellen, und das völlige Freihalten von jeder persönlichen Gereiztheit des Juden gegen den neugeborenen Antisemiten Menzel erhöht seinen Wert. Die oben unterstrichenen Zeilen mögen aber diejenigen beherzigen, die auch jüngst wieder, bei der Erörterung der lex Heinze, in den alten Menzelschen Fehler zurückfielen.

Weit verhängnisvoller aber als diese antisemitische Hetze, unter der auch Gutzkow zu leiden hatte, mußte für ihn ein persönliches Ereignis, eine bittere Erfahrung dieses Jahres sein. Jener Studienfreund Joel Jacoby, dessen Gestalt Anfang der dreißiger Jahre in Berlin den jungen Gutzkow mit dem Judentum ausgesöhnt hatte, trat ihm noch einmal entgegen, und zwar als Verräter und Versucher.

Die „Allgemeine Zeitung" hatte unter dem Zeichen „† Halle" eine Reihe von Korrespondenzen gebracht, die Aufsehen erregten, nicht nur durch ihre stark reaktionäre Tendenz, sondern auch durch ihren zweifellos offiziellen Charakter. Man hielt lange Heinrich Leo für ihren Verfasser, nur eine gewisse modern-belletristische Färbung im Stil befremdete bei dem Hallenser Professor. Da trat eines Tages Joel Jacobi in seines früheren Freundes Stube in Frankfurt. Hatte er, wie Gutzkow sagt, früher dem Diogenes in der Tonne geglichen, so überraschte jetzt seine elegante Erscheinung um so mehr, als er seine abstruse, menschenscheue Art nicht gleichfalls ausgewechselt hatte. Er war noch nicht getauft, aber er hatte im Innern schon eine Wandlung erfahren. Mit einer gewissen Biedermannsart enthüllte er sich als der Verfasser jener reaktionären Artikel, beschwor Gutzkow gleichfalls aufs dringendste, seinen politischen

Kurs zu wechseln und stellte ihm hohe Gönnerschaften in Aussicht. Es war gerade an dem Tage, wo Georg Büchners Manuskript „Danton's Tod" bei Gutzkow einlief, am 25. Februar 1835. Dieser lud dem Gaste zu Ehren eine Gesellschaft zu sich, in der sich Joel Jacoby etwas sonderbar ausgenommen haben mag, und um ihm energisch darzuthun, wie er gesinnt sei und bleiben wollte, las er in seiner Gegenwart das Revolutionsdrama Büchners vor, was bekanntlich für den Dichter den Erfolg hatte, daß der ebenfalls anwesende Verleger des „Phönix", Sauerländer, dem von allen Mitteln entblößten Autor in aller Eile hundert Gulden Honorar übersandte. Jacoby sah bald die Aussichtslosigkeit seines Bekehrungsversuches ein und reiste weiter, nach der Schweiz. „Er mußte ein Abgesandter des Kabinetts Rochow gewesen sein," heißt es in den „Rückblicken", „denn als man kurz darauf den Studenten Lessing, einen Preußen, in einem Gehölz bei Zürich ermordet fand und es allgemein hieß, es sei an ihm die Strafe des Verräthers und Denunzianten vollzogen worden, brach Jacoby seine Reisepläne ab, verließ die Schweiz und hielt sich mehrere Jahre lang vor der Öffentlichkeit verborgen."

In der Stille aber wühlte er weiter und es ist von Wichtigkeit, seine Spuren genauer zu verfolgen, da zweifellos manche noch unklaren Erscheinungen der nächsten Jahre auf seine Maulwurfsarbeit zurückzuführen sind. Zunächst rächte er sich für seine Abweisung in Frankfurt, indem er unter dem gleichen Korrespondenzzeichen „† Halle" jetzt Enthüllungen über die verderbliche Richtung der neuesten Litteratur in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte, worauf ihn Gutzkow in seinem Litteraturblatt des Verrates bezichtigte. „Wie weit Jacoby," fügt Joh. Proelß hinzu, „damals an den Untersuchungen gegen die „Jungdeutschen" betheiligt war, können wir freilich nicht mehr konstatiren; sicher ist, daß Gutzkow ihn wiederholt als Verfasser der denunzirenden Artikel in der (Frankfurter) Oberpostamts-Zeitung bezeichnet hat und daß diese Ansicht um so mehr

Glauben verdient, als Gutzkow mit dem Chefredakteur dieses Blattes, dem Hofrath Berly, damals und auch in den nächsten Jahren befreundet war, bis er bemerkte, wie sehr auch dieser persönlich als Kostgänger der Bundestagsgesandtschaften vom Gift des Spionenthums durchseucht war.“ Die nicht an die Öffentlichkeit gedrungene Erklärung gegen diese Artikel des Frankfurter Blattes und ihren Verfasser, die Gutzkow am 4. Dez. 1835, schon im Gefängnis, niederschrieb, wurde von Proelß und vorher von Fester veröffentlicht; sie findet sich in den Untersuchungsakten [108]).

Jacoby hatte in diesem ereignisvollen Winter seine Wirksamkeit wieder nach Berlin verlegt. Laube, der nach dem Invorausverbot der „Deutschen Revue“ und aller Schriften des jungen Deutschlands im Dezember nach Berlin reiste, allerdings nicht aus so kecker eigener Initiative, wie er selbst später glauben machte, sondern nachdem er ergebenst um die Reiseerlaubnis von Naumburg aus gebeten hatte [109]), war zunächst Jacobys Bekehrungsversuchen ausgesetzt und giebt uns davon in seinen „Erinnerungen“ [110]) Nachricht. Er erzählt über diese Zeit: „Ein paar Nichtberliner, die mich öfters aufsuchten, erhoben meinen Muth auch nicht absonderlich. Der eine gewiß nicht, der schlug ihn systematisch nieder. Beide waren Juden, ans Leiden gewöhnt. Leidensgefährten erhöhen gewöhnlich unsere Melancholie. Jener Eine, welcher mich systematisch niederdrückte, hieß Joel Jacoby. Ich hatte ihn in Leipzig kennen gelernt. Dort focht er Anfangs unter der liberalen Fahne mit Aphorismen sentimentalen Geistes. Die sammelten sich zu einem Büchlein, „Klagen eines Juden“ betitelt, welches Theilnahme erweckte hier und da. Moderne Gedanken im Psalmenstyl, versetzt mit alttestamentlichen Anschauungen, Augenaufschlagen zu Jehovah, der sich um alles kümmern sollte, ums Herz, um die Geldtasche, um die Stellung in der Gemeinde. Es hat etwas Familiäres, etwas Intimes dies Verhältniß des gläubigen Monotheisten zu seinem Gott. Es ist ein Stab,

welcher die Juden gestützt hat seit weiland Titus. Und der talmudische Essig im Munde, welcher die Gedankengase zersetzt, hat sie das Wandern durch Europa, welches für sie eine austrocknende Wüste ist, überdauern lassen. Aber für mich war jetzt in Berlin solch ein Autor in Sack und Asche keineswegs ermunternd. Am wenigsten dadurch, daß er seinen Frieden gemacht hatte mit der Regierung. Nach und nach erfuhr ich nämlich, daß sein Liberalismus, wie man sich ausdrückte, konservativ geworden, und daß er den Rochows und Tzschoppes diente. Auf meine Vorwürfe setzte er mir auseinander: er sei nur vom Südpol zum Nordpole gegangen, Pol sei Pol, sein Liberalismus bestehe nach wie vor, er sehe nur anders aus. Wir liberalisirten nur mit Haut und Knochen, er suche aufs Blut zu wirken, und er nütze dort der guten Sache wesentlich, während wir am Ende ganz zur Unthätigkeit verdammt würden, wie Figura an mir bereits zeigte. Renegat! rief ich; er zuckte die Achseln, ging fort, und blieb Wochen lang aus. Dann kam er einmal wieder, versuchte zu lachen und fragte, ob wir nicht das Thema ganz streichen könnten aus unseren Gesprächen? — Nein. — Nun, dann werd' ich Ihnen beweisen, wie nützlich ich bin! — Und nun schilderte er wirklich Dinge im Staatsleben, welche uns seitab lagen und für welche er wohlthuend einwirken könnte. Auch wußte er wirklich Fragen des Liberalismus zu vertiefen — er war ein denkender Kopf, ein geistvoll spintisirender Mensch — und wußte nachzuweisen, daß er darin förderlich wäre. Nicht bei Tzschoppe, welcher kurzen Gedärms, aber bei Rochow, welcher nicht viel gelernt, aber ein staatsmännisches Naturel habe. Dieser Joel Jacoby aus Königsberg mit schwankendem, wie knochenlos schlotterndem Leibe, mit zigeunerartigem Teint und mohrenkrausem Haar, mit ersichtlicher Feindseligkeit gegen das Waschen und sauber gehaltene Kleidung hat wirklich eine intime Schriftstellerposition bewahrt in der preußischen Regierung bis in die parlamentarische Zeit hinein und hat sie nur durch seinen Tod verloren."

Diese Schilderung Laubes läßt über Jacobys Mission nach Frankfurt und der Schweiz keinen Zweifel. Kaum war Gutzkow aber aus dem Gefängnis entlassen, als er an seinen einstigen Freund ein Schreiben richtete, in dem er dessen traurige Verräterrolle kennzeichnete und an den Rest seines Ehrgefühls appellierte. Joh. Proelß meint sogar, daß er ihn zum Duell gefordert, genau so wie er vor einem halben Jahre Menzel vergeblich seinen Kartellträger zugesandt. Ich habe die charakteristische Antwort Jacobys in Gutzkows Nachlaß nicht mehr auffinden können, und zitiere den Inhalt deshalb nach Proelß (S. 670), da dies Ereignis von Wichtigkeit ist für den gleich zu besprechenden Roman „Seraphine". Jacoby erklärt demnach in seinem Briefe, „daß er Gutzkows Schreiben erst so spät erwidere, weil er es ganz unacceptabel gefunden hätte; nur auf Laubes Anrathen entschließe er sich dazu". Er versucht weiter, ihn von dem Ungrunde seiner „Verdächtigungen" zu überzeugen, erinnert ihn daran, daß er ihm in Frankfurt sofort reinen Wein über seinen Gesinnungswechsel („Rehabilitation seiner politischen Gesinnungen" nennt er es) eingeschenkt und sich auch als Verfasser der Hallischen Artikel genannt habe. „Sie kannten, woran Sie waren, und ich hatte als zartsinniger, als ehrenhafter Freund gehandelt, wie bei so mancher andern Gelegenheit, was Sie freilich erst erkennen werden." Er erklärt: „An und für sich finde ich es in der Ordnung, daß in einer Zeit des fanatischen Parteihasses man von vielen Seiten gegen Jemanden aufgebracht sein muß, der in der Jugend revolutionäre Interessen vertheidigte und der sich von diesen abgewandt hat." Er nähme an, daß Klatschereien seiner Bekannten ihn bei Gutzkow in ein falsches Licht gestellt und wolle dies durch offene Aussprache beseitigen. An seiner Verfolgung beteiligt gewesen zu sein, stellt er ganz in Abrede; er habe eher zu seinen Gunsten vermittelt. Zum Schluß versichert er ihm pathetisch, daß er ihn für einen ursprünglich edlen, begabten, sinnvollen Geist halte und sich freuen würde,

wenn eine Spur der Verständigung sich zwischen ihnen nun entwickelt habe.

Noch im Gefängnis hatte Gutzkow aber schon auf andere Weise mit Jacoby abgerechnet. Er hatte in das 3. Buch seines Romans „Seraphine“ [111]), der jedoch erst 1837 bei Hoffmann & Campe erscheinen konnte, da Cotta infolge des Bundestagsbeschlusses den Verlag ablehnte, ein litterarisches Porträt des Überläufers aufgenommen. Er läßt die Heldin seines Romans die Audienz Jacobys bei einem Minister belauschen, in der der frühere Revolutionär der Regierung seine Dienste anträgt und um eine offizielle Maske bittet, damit seine systematische Minierarbeit wirksamer sei. Die Schilderung und die Selbstbekenntnisse des Bittstellers sind deutlich und charakteristisch genug, daß sie einen historischen Wert besitzen [112]); in der 2. Ausg. ist durch die Ortsbezeichnung „Halle“, wo Jacoby gerade herkommt, noch schärfer auf das Urbild hingewiesen. „Er hatte einen ganz gelben Teint, entweder schwarze oder tiefbraune Augen und war bis ins Wilde mit pechdunkelm Haar und Backenbarte bewachsen. Seine Kleidung verrieth zu gleicher Zeit geniale Nachlässigkeit und nicht weniger beabsichtigte Eleganz. Seine Haltung war gebückt, indem aber gleichsam seine Augen dem Kopfe um einige Fuß voraus waren, so thätig lugten sie in die Weite hinaus.“ Er wird bei dem Minister vorgelassen und entwickelt diesem nun seinen Lebens- und Entwickelungsgang: „Ich habe als Student allerlei Studien die Kreuz und Quere getrieben. Ich disputirte über die neueste Philosophie, und kam leider durch die Eitelkeit, mich gedruckt sehen zu wollen, in die Sphäre einiger Lokaljournalisten hinein, welche gleichfalls meines Glaubens, sich besonders mit der Theaterpolemik beschäftigten. Von da ging ich in eine durch ihre litterarische Industrie berühmte Handelsstadt [n. b. Leipzig] und arbeitete für die Ideen, die kurz nach der Julirevolution sich über Süddeutschland verbreitet hatten. Der buchhändlerische Spekulationsgeist machte meine liberali-

firende Feder flott. Ich schrieb ein politisches Büchlein für die Deutschen und gab darauf jene Bilder und Zustände heraus, deren Schicksal mich veranlaßt hat, mich zu besinnen und einen andern Weg einzuschlagen." Dann entwickelt er dem Minister seinen Angriffsplan. Er will im Dienste der Regierung eine unausgesetzte litterarische Thätigkeit durch anonyme offizielle Zeitungsartikel entfalten, er will mit dem modernen Stil, den er Heine geschickt abgelernt, den Kampf gegen die Revolution und die moderne Schule eröffnen und letztere der sozialen Theorien eines St. Simon und Fourier verdächtigen. „Ich will," heißt es, „da ich gewohnt bin, mich der Gedanken und Redeformen der neuen Schule zu bedienen, mein innerstes Eingeweide herauskehren und dasjenige, was ich selbst nur denken kann, immer so hinstellen als dasjenige, was man bekämpfen muß. Jede Parthei hat etwas von Affektation, aber ich werde sie nur meinem Gegner zuschreiben; ich werde beweisen, daß er anders denkt als er schreibt, daß er sich von einer Ideenverbindung tyrannisiren läßt, die er gern abwürfe, wenn er den Muth dazu hätte, nämlich den Muth vor der Parthei." Diese Sätze lassen vermuten, daß Jacoby nicht nur gegen Gutzkow als den Führer der jungdeutschen Schule geschrieben, sondern auch seine moralische Festigkeit verdächtigt hatte. Die ganze Charakterlosigkeit des Spions ist in dieser Schilderung unbarmherzig gegeißelt, er steht da als ein Mensch, dem es um keinen Inhalt, sondern nur um eine äußere Form und um den materiellen Effekt zu thun ist. Der verständige Minister behandelt ihn kühl, ja verächtlich und mistrauisch, aber er will ihn auch nicht direkt abweisen, und die Audienz schließt damit, daß er dem neugewonnenen Handlanger eine Anweisung auf die Kasse des Ministeriums überreicht. Im 4. Buch finden wir ihn dann als einen Vertrauten des Ministers wieder [113]).

Daß diese unerquickliche Romangestalt eines feigen Apostaten dem Judentum angehört, ist also eine durchaus zufällige Er-

scheinung, und was an karrikierender Schärfe zu ihrer Zeichnung verwandt ist, muß allein auf das persönliche Erlebnis zurückgeführt werden. Natürlich machte dieser Teil des Buches Aufsehen; selbst die schwedische Zeitung „Aftonblad" druckte diese Charakteristik ab und fügte hinzu: „Solche Patrone haben wir in Schweden auch." Übrigens genoß Jacoby die Ehre litterarischer Persiflage noch einmal: in Th. Mügges Roman „Tänzerin und Gräfin" tritt er ebenfalls persönlich auf.

In ursächlichem Zusammenhang mit Gutzkows Brandmarkung in der „Seraphine" und den daraufhin erfolgenden Meinungsäußerungen in der Öffentlichkeit steht jedenfalls folgende Erklärung, die Jacoby am 30. August 1837 in der Allgemeinen Zeitung erließ: „Es ist wahr, ich habe als Jüngling einige liberale Broschüren herausgegeben, zur Zeit eines Alters, in welchem ich nicht für meine Gesinnungen, für meine Darstellung zurechnungsfähig sein konnte: diese Schriften sind längst vergessen, und ihre Edition ist die einzige Verbindungslinie zwischen dem Liberalismus und meiner Person."

In diesem Jahre waren auch seine „Klagen eines Juden" anonym herausgekommen und Gutzkow unterzog sie in seinem „Telegraphen"[114]) einer scharfen rücksichtslosen Kritik. Er entwirft von der bisherigen Laufbahn des Verfassers folgendes Bild: „Herr Jacoby trat mit einem politischen Büchlein für Deutsche[115]) auf, einer radikalen Schrift, die auch Wirth oder Siebenpfeifer geschrieben haben konnte . . . . Diese kleine Schrift zeichnete sich außerdem durch eine Renommisterei aus, die auf Niemanden, der Herrn Jacoby näher kannte, ihre komische Wirkung verfehlte. Das politische Büchlein erregte, ein Glück für den Verfasser, nur Gelächter. Doch strebte Herr Jacoby nach dem Ernste. Er wollte durchaus ein Märtyrer des Liberalismus werden, was ihm damals Ehre machte, und griff die Hohen und Niedrigen Berlins in den Zuständen und Bildern an . . . . In dem Tone, in welchem Heine den Tambour le Grand sprechen läßt, war das ganze Buch ge-

schrieben .... Herr Jacoby hatte das Unglück, wegen dieses Buches von Herrn Menzel gelobt zu werden[116]). Eine dritte Schrift des Verfassers über die Judenemanzipation löste sich in einem buchhändlerischen Skandal auf. Herr Jacoby verscholl. Dann tauchte er plötzlich wieder auf als Korrespondenzenschreiber, der „Verwünschungen über den Zeitgeist" ausrief. Statt sich selbst anzuklagen und seine eigenen Irrthümer, klagte er die an, die ihm früher geglaubt hatten." Interessant ist auch dann für Gutzkow selbst, die Äußerung: „Ich bin fest davon überzeugt, daß unter den jetzigen Verhältnissen in der Litteratur die Ausbildung eines konsequenten Charakters äußerst schwierig, ja unmöglich ist, wenn ein Schriftsteller nicht in der Lage ist, auf die Oeffentlichkeit eine Zeitlang zu resigniren .. Nur die Rolle, die Herr Jacoby spielt, halt' ich bereits für eine vogelfreie. Judenthum und Christenthum durch den Fanatismus der Geschichtscorruptionisten zusammenlöthen, nebenbei Dichter sein wollen, Gentz und König David in einem Sack und unbegründete Korrespondenzen in deutsche Zeitungen für publizistische Arbeiten ausgeben, dazwischen arrogant und dünkelhaft — das ist eine mithridatische Mischung, welche für meinen Geschmack zu piquant ist!" Bezüglich der „Klagen eines Juden" sagt Gutzkow dann ihrem Verfasser auf den Kopf zu, daß er im Geiste längst Christ und nur der „Sonderbarkeit" halber äußerlich noch Jude geblieben sei; daß ferner die „Klagen" an dem Mangel an Thatsachen und einer faktischen Grundlage, und an einer durchaus oberflächlichen und in vage Redensarten gehüllten Charakteristik des Unglücks der Juden litten, und schließlich auch poetisch, wenige Einzelheiten ausgenommen, sehr minderwertig seien.

Völlig übereinstimmend mit Gutzkow urteilte übrigens der Hamburger Arzt Dr. Steinheim, ebenfalls Israelit, in seiner 1837 erschienenen neuen Ausgabe seiner „Klagen Obadjas", und seine Kritik sei hier angeführt, da sie ein Beweis für Gutzkows Objektivität bildet. Steinheim schreibt: „Traurig, oder viel-

mehr kläglich sind die „Klagen eines Juden", wie sie sich nennen. Sie sind der Ausdruck des Schreckens und der Zerrissenheit, die an ähnliche Gemüthszustände einer geistigen Nachbarschaft erinnern, und dem Gefühle des Juden durchaus fremd. Sie haben deshalb bei Allen, die sich noch im organischen Lebens- unseres Volkes rüstig bewegen, einen abstoßenden, widerwärtigen Eindruck hinterlassen, der zum feierlichen Protest gegen sie auffordert. Der Seelenzustand ihres Verfassers darf daher nur als ein individueller, ihm eigener, angesehen werden, als die geistige Verfassung eines Gemüthes, dem es zwischen den beiden Religionsheubündeln noch am zulänglichen Grunde, sich zu bestimmen und anzubeißen fehlt. Allein auch dieser — ohne große Prophetengabe läßt sich das voraussehen, — wird nicht lange fehlen; und es ist zu vermuthen, daß es das Bündel sein wird, das — die wenigsten Disteln enthält, das dem kläglichen Juden am lieblichsten zulächeln dürfte. Wir aber sagen uns los von jeder Gemeinschaft mit dieser Kläglichkeit, und betheuern feierlich, daß unsern Freunden und uns selbst solche widerwärtige Empfindungen durchaus fremd sind und abgeschmackt erscheinen."

Ähnlich wie über die „Klagen eines Juden" lautete das Urteil des „Telegraphen"[117]) über deren Fortsetzung, die Jacoby unter dem Titel „Harfe und Lyra" herausgab. Durch die Vorrede dazu, die von Schmähungen gegen die „Allgemeine Zeitung für das Judenthum" wimmelte, weil sie eine Besprechung seiner „Klagen" abgelehnt hatte, forderte er auch deren Verdammungsurteil heraus. Sie sagte sehr wahr:[118]) „Jacoby ist kein Jude. Jacoby wird nie Christ sein. Beides im wahren Sinne des Wortes. Jocoby besitzt keine Religion, keine Wahrheit, keine Treue. — Nur das hat er und will er, was Genuß und Pläsier macht und schafft." Dieses Urteil ist bezeichnend genug.

Aber der von beiden Parteien Verleugnete machte gleichwohl seinen Weg. Schon Nr. 16 des „Phönix" von 1837

hatte berichtet, daß Jacoby in Berlin hochgeachtet sei, dabei aber gleichzeitig an seine geheimnisvolle Schweizer Reise erinnert. Nr. 231 desselben Blattes ergänzte dazu, daß Jacoby „mit vollen Segeln der Redaktion des von Jarcke begründeten Berliner politischen Wochenblattes zusteure," und aus einer Warnung des „Telegraphen" von 1838 (Nr. 62) geht hervor, daß Jacoby schon zu dieser Zeit als „Lektor" wie es amtlich heißt, bei einem offiziellen Nachrichtenbureau eine Anstellung gefunden, wo er die Aufgabe hatte, die Minister von den Journalneuigkeiten zu unterrichten. Gutzkow hebt mit Beziehung auf eine heftige Polemik in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" das Bedenkliche hervor, diesen Mann, der durch seine amtliche Thätigkeit so gefährlich werden könne, durch Angriffe noch mehr zu reizen, ließ es sich aber selbst nicht nehmen, in Nr. 91/92 des „Telegraphen" unter dem Pseudonym „Leonhard Falk" über Jacobys eben erschienene Broschüre „Frevel der Revolution" ein strenges Gericht zu halten[119]). Jacoby nannte sich hier „eine jener edlen Persönlichkeiten, welche die Stütze des Thrones sind und bleiben werden" und erging sich in den maßlosesten Schimpfreden gegen die „Gassenjungen", d. h. alle Gegner der Regierung. Eine ähnliche Pamphletschrift veröffentlichte er 1838 unter dem Titel „Stimme aus Berlin" (s. Telegraph Nr. 10). Karl Rosenkranz, der Königsberger Professor und Freund Gutzkows schrieb darüber 1838 in sein Tagebuch[120]): „Unter allen Renegatengestalten ist doch wol die des Joël Jacoby (der hier in der Vorstadt Brandenburg geboren sein soll) die widrigste. Dieser Jude, der früher im radicalsten Liberalismus machte, dann Haller's Restaurationstheorie in psalmodirende Verse brachte, haranguirt jetzt als "eine Stimme aus Berlin" die Rheinländer und Westfalen, doch ja katholisch und preußisch, päpstisch und monarchisch zu bleiben; declamirt von der Zerstörung der Religion durch die Philosophie und ist überzeugt, daß zum Heil der Menschheit ein Theil immer katholisch bleiben müsse. In den Noten zu

seinem Geschreibsel belfert er Strauß, Ruge, Gutzkow an und stellt den Letztern mit Schinderhannes zusammen!" Bald darauf that Jacoby auch den Schritt, den man längst von ihm erwarten mußte, er trat zum Christentum über. Ein Rencontre mit dem Litteraten Dr. E. Meyen in Berlin, wo er allen Lesekabinetten sich unbequem und lästig machte, da man seine Begegnung mied, führte zu einer Duellforderung. Erst ging Jacoby darauf ein, dann aber entzog er sich seinem Gegner, und bald darauf wird gemeldet, daß er in Dresden sich aufhalte und dort geistliche Übungen mitmache, um Jesuit zu werden[121]). Das letztere war zwar wohl eine Übertreibung, aber sein Übertritt zum Katholizismus fand statt und er legte darüber Rechenschaft ab in einem Buche „Kampf und Sieg", der Geschichte seiner Bekehrung, das Anfang 1840 in Regensburg erschien[122]).

Interessante Nachrichten über Jacobys weitere Thätigkeit finden wir in Varnhagens Tagebüchern. Unterm 8. Nov. 1844 heißt es: „Der berüchtigte Joel Jacoby ist wirklich in Haft und Untersuchung, weil er Angriffe auf die Person des Königs in auswärtige Blätter gesandt, die dann er der Polizei anzeigte." Er war also zum niedrigsten Polizeispitzel herabgesunken, dessen Manipulationen übrigens an Ereignisse der jüngsten Zeit erinnern. „Solche Schufte," fügt Varnhagen hinzu, „hält sich die Regierung, um ihnen die Ehre und den Ruf ehrbarer Leute anheimzustellen." Er scheint jedoch aus dieser Kalamität ohne Schaden, vielleicht gar mit Ehren herausgeschlüpft zu sein; wie umfassend seine Thätigkeit schon in diesem Jahre war, beweist ein Brief Hormayr's an Wolfg. Menzel vom 25. Dez. desselben Jahres: „In Leipzig, in Hamburg, in Bremen und am Rhein spukt überall Joel Jacoby, der Vidocq der Herrn von Rochow, Kampz, Wittgenstein, Tzschoppe, faux frère und agent provocateur unter den Schweizerflüchtlingen, unter den unglückseligen Polen, in Belgien 2c."[123]).

Daß seine Thätigkeit als Spion und Polizeispitzel nicht ohne Gefahren war, bewies ihm das Jahr 1848. Bei dem

Tumult vor dem Hause des Ministers Kühlwetter zu Berlin am 21. Aug. wurde er von der erregten Volksmenge erkannt und wäre zweifellos ein Opfer der allgemeinen Erbitterung geworden, wenn nicht ein junger Mann durch energisches Dazwischentreten den schwer Bedrängten beschützt hätte. Dieser Retter war Rudolf Genée und er selbst erzählt uns in seinem Buche „Zeiten und Menschen“ (Berlin 1897, S. 121/2) diesen Vorfall in ansprechender Weise.

Weitere Auskunft geben uns dann wieder die Tagebücher Varnhagens. Unterm 10. Januar 1852 heißt es: „Der Erzschuft Joel Jacoby, einst als Verfasser der „Klagen eines Juden“ von Hitzig gefeiert und empfohlen, dann lange als Polizeikundschafter angestellt, darauf lange verschollen, ist wieder in Thätigkeit bei der Hinkelbey'schen Polizei und hilft die Litteratur überwachen.“ Am 27. April 1853 hat er den Titel Kanzleirat erhalten. „So belohnt der Herr die Seinen,“ fügt Varnhagen sarkastisch hinzu. Am 16. Sept. 1853 hören wir, daß Hinkelbey seinen Gehilfen Jacoby gern zum Leiter des Centralamts für Preßangelegenheiten gemacht hätte, und am 2. Okt. schreibt Varnhagen: „Der Kanzleirath Joel Jacoby steht nun doch an der Spitze der Behörde für Preßsachen, anstatt des beförderten Quehl. (Dem Namen nach der Geheime Regierungsrath Hegel, dem Wirken nach aber Joel Jacoby. —) Wenn man alle schlechten Kerle zusammenrafft, bezahlt und liebkost, glaubt man gut bedient zu sein. Solch ein Subjekt wie Joel Jacoby! —“ Und 1854 verzeichnet dann noch Varnhagen unterm 20. Dez. die inhaltschweren Worte: „Der Herzog von Sachsen-Altenburg hat dem berüchtigten Joel Jacoby, hiesigen Kanzleirath und litterarischen Spürhund, seinen Verdienstorden gegeben. Meinetwegen könnte auch der Joel Jacoby dem Herzog einen Verdienstorden geben! Und vielleicht hat er's gethan!“

Auch Laube weiß uns über Jacobys spätere Thätigkeit noch eine interessante Mitteilung zu machen [124]). Er erzählt:

„Ich bin ihm nach langen Zwischenräumen zuweilen wieder begegnet, in Karlsbad z. B., und muß sagen, daß er sich immer auf der Höhe seiner absonderlichen Stellung erhielt, die Oppositionswelt bekämpfend und für seine offizielle Welt immer eigenthümliche Begründung suchend. Mir hat er immer einen wärmeren Antheil bewahrt, und nie unterließ er, wenn wir uns oft nach Jahrzehnten einmal wiedersahen, lebhaft zu fragen: Nennen Sie mich noch Renegat? Verurtheilen Sie noch immer meinen damaligen Übergang? Nichts lag ihm so am Herzen als die Antwort hierauf. Das Gedächtniß verläßt uns im Alter, nicht aber das Gewissen.“

Schon diese Zeilen beweisen, daß Laube, weltkluger als Gutzkow, sich mit Jacoby so zu stellen wußte, daß er von seiner Thätigkeit wenig zu befürchten hatte. Für Gutzkow aber ist dieses Erlebnis und die ganze Affaire Jacoby mit allen ihren Ausstrahlungen der Grund, daß er, wenn er in dem Spion natürlich nicht den Juden verdammte, doch in der Hervorhebung und Beurteilung jüdischer Charaktere schärfer vorging als bisher und manchmal in dieser Beziehung polemisch erscheint, während er doch im allgemeinen für die Sache der Juden in den nächsten Jahren mit aller Energie eintrat.

Ahasver im Kampf um die Emanzipation.

Zwei Stimmen waren es, die den Verfasser der „Wally“ in den Kampf um die Emanzipation der Juden hineinriefen. In erster Linie die Mahnung der Vernunft, die nüchterne politisch-theoretische Überlegung, seine von der französischen Geschichte ausgebrütete politische Überzeugung von der Freiheit des Individuums. Hinzu trat besonders nach dem Jahre 1835 aber noch ein Gefühlsmoment. In Gutzkows „Rückblicken“ findet sich (S. 49) das Geständnis: „Die Dressur meiner christlich-germanischen Gefühle ging sogar bis zum aufrichtigen Mitempfinden des als literarische Mode . . . aufgekommenen sogenannten „Judenschmerzes“, der „Ahasverus-

trauer", wo ich für diese sentimental gewordene Humanitätsfrage redlich das Meinige gethan und für die Sache der Emanzipation mit Wärme gestritten habe."

Eine umfassende Erörterung widmete Gutzkow der Judenfrage zum ersten Male in seinem Buche „Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere." Es erschien im Juli 1837 als Übersetzung „aus dem Englischen des E. L. Bulwer" und als „Supplement zur Achner, Stuttgarter und Zwickauer Ausgabe" von dessen gesammelten Werken im „Verlag der Klassiker" in Stuttgart, nach englischer Sitte zunächst in monatlichen Lieferungen, und enthielt in zwölf Kapiteln nebst Zueignung und Anhang eine meist kritisch-satyrische, hin und wieder auch novellistisch-humoristische Behandlung aller die Zeitinteressen berührenden Fragen, die ein „Gesammtbild unseres Jahrhunders nach seinen vorzüglichsten Lebensäußerungen und Gedankenrichtungen" geben sollte[125].

Hier widmet er in dem Kapitel „Religion und Christenthum" der Judenemanzipationsfrage die Seiten 212 bis 235 des 2. Bandes. Er giebt zunächst ein skizzenhaftes Bild des gegenwärtigen Zustandes der Juden in den europäischen Staaten, stellt fest, was sie in Deutschland schon bezüglich ihrer Geltung erreicht haben, und beschäftigt sich dann mit ihren Forderungen, indem er zuerst die Hindernisse erörtert, die einer schnelleren Lösung der Emanzipationsfrage entgegenstehen. Die Intoleranz allein sei nicht der Grund, daß viele Zeitgenossen von ihr nichts wissen wollen. Der Jude sei lieblos selbst gegen seine Stammesgenossen, nur gegen die Mitglieder seiner Familie sei er überzärtlich. Der Durchschnittscharakter dieses Volkes sei herzlos; die Jugend sei zudringlich und rücksichtslos, kleinlich in ihren Maßstäben, vom Wucherwesen nicht frei und wo sie Kenntnisse, Genie oder Witz besitze, arrogant, affektiert und schonungslos; der gebildete tieffühlende Jude selbst empfinde die Roheit vieler Stammesgenossen äußerst peinlich und erkläre sie aus dem langen Zu-

stand der Erniedrigung, der aber nur durch eine solche Ueberbietung überwältigt werden könne. Die lange Unterdrückung sei ebenfalls der Grund dafür, daß die größere Masse auf wucherhaften Erwerb gerichtet und in dessen Wahl und Mitteln nicht wählerisch sei; ein überreiztes Wesen setze den Juden außerdem der Lächerlichkeit mehr aus als den Christen, und schließlich verlange auch seine Religion eine scharfe gesellschaftliche Absonderung. Daß die Juden immer noch eine eigene Gesellschaft bilden und keine Heiraten zwischen Juden und Christen gestatten wollten, das sei die Hauptschwierigkeit bei der ganzen Frage. Er — Gutzkow — sei mit der heiligsten Entschiedenheit für die Gleichstellung beider Konfessionen, aber die Art, wie sie von den Juden selbst gefordert werde, habe deshalb etwas Zudringliches, weil noch nicht einer der jüdischen Advokaten für die Gleichstellung das Judentum mit dem Christentum moralisch habe vermitteln und eingestehen wollen, daß es sich „weit weniger um eine Frage des Rechts, als eine des Gemüths und der tiefsten Empfindungen" handle.

Gutzkow trägt in der Originalausgabe der „Zeitgenossen" die obigen Urteile als seine eigene Meinung vor, in der späteren Bearbeitung[125]) legt er sie den verschiedenen Gegnern der Emanzipation, den Deputierten &c. in den Mund, und entscheidet dann darüber mit den zum folgenden Gesichtspunkt überleitenden Worten „Wahres mischt sich hier mit Falschem." Grundlegend für seine Art, diese Frage zu behandeln, ist seine rein gemütliche, nicht rechtliche Auffassung. Er nimmt eine zwischen Christen und Juden bestehende Abneigung und deren verschiedenartige Begründung als gegeben an, um schließlich nach den Mitteln zu forschen, sie aus der Welt zu schaffen.

Zunächst aber zergliedert er noch die Motive der Emanzipationsgegner. Den Idealisten schwebe ein übertriebener Begriff von einem christlich-organischen Staate und von der Würde des Christentums vor, der nur aus einer phantomartigen Theorie, niemals aus den bestehenden That-

sachen unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens heraus konstruiert werden könne. Der Staat sei kein Organismus mehr, sondern ein Mechanismus, und das wahre Christentum dringe längst darauf, daß „jede weltliche Autorität vor dem Kreuze Christi wegfalle." Schon in dem erwähnten Artikel des „Phönix" hatte ja Gutzkow die Trennung von Kirche und Staat verlangt und ein christlich-organischer Staat schien ihm daher ein Unding. „So möget ihr," ruft er aus, „dem Gedanken, daß Juden an unseren gemeinsamen Angelegenheiten Theil nehmen sollen, mit brütendem Unwillen nachhängen, immer aber werden wir uns dazu bequemen müssen, wenn wir weise und verständig sein wollen, die Dinge so zu nehmen, wie sie einmal geworden sind. Wir können der europäischen Gesellschaft diese Ordnung und Konsequenz nicht wiedergeben, welche dem idealen Absolutismus vorschwebt, sondern in einer Zeit, wo sich überall das abstrakt Menschliche sucht geltend zu machen, mußten die Fesseln des Staates nachlassen und mußte Alles ausgewischt und geebnet werden, was als bürgerliche Pflicht das menschliche Recht überragte." Die spätere Ausgabe fügt hier noch hinzu: „Die Juden haben unabhängig vom Christenthum ein Menschenrecht."

Ein anderes Motiv sei die „faktische Staatsräson", die selbst aufgeklärte Staatsmänner nur einer allmählichen Reform zustimmen lasse, wie sie seit zwanzig Jahren allerdings vor sich gegangen sei. Aber, sagt Gutzkow, hat erst der gebildete Jude einen gewissen Grad von Freiheit erhalten, wird er z. B. hier und da zur Advokatur zugelassen, dann werden mit Recht seine Bedürfnisse dringender und seine Wünsche lauter werden, wird er die volle Freiheit mit Recht wenigstens für die fordern, die sich „nicht bloß ihrer würdig gemacht, sondern überhaupt sie ertragen können. Hat man erst den Juden zum Advokaten gemacht, gab man ihm sogar Sitz und Stimme in der Gemeinde, wie sie Montefiore in London hat, dann ist es schwer, Männern von dieser Bevorzugung auch das Übrige

zu versagen; ihre Redlichkeit ist ja erprobt, ihre Talente sind selten. Wenn man ihnen jetzt noch die Pforte zu höheren Terrassen verschließt, dann begeht man eine Ungerechtigkeit, von der ich nicht weiß, ob sie durch einen Rückblick auf das ganze [übrige] jüdische Volk, das noch dunkel im Hintergrund steht, entschuldigt wird."

Andere Motive seien die Furcht vor einer Überhandnahme des jüdischen Geistes, vor der Verschlagenheit, Gewandtheit und den Geldmitteln der Juden, dann auch die Meinung von ihrer Gleichgiltigkeit gegen den Staat, die aber doch nur die Folge des bisher mangelnden geliebten Vaterlandes sei. Man sage ferner, die Juden würden — umgekehrt — die Christen nie emanzipieren, weil sie sich allein für das auserwählte Volk Gottes hielten. „An all' diesen Einwürfen", fährt Gutzkow fort, „ist etwas Wahres, nur ist es auf die Spitze gestellt, und namentlich insofern ganz irrthümlich, als sich bei einer erklärten Emanzipation der Juden ihr ganzer gesellschaftlicher Körper nicht en choc in den christlichen hineinstürzen wird. Die Juden stehen [ja] nicht bettelnd und pochend an der Thür oder lärmen aus [Uebermuth und] Ungeduld, wie am Theater, sondern, da sie die Emanzipation einmal nicht haben und nicht Lust spüren, zu verhungern, so haben sie sich Lebenswege genug zu bahnen gesucht, arbeiten in ihrem Kreise fort und bedürfen zur Prosperität vorläufig am Allerwenigsten der Emanzipation. . . . Die Gleichstellung würde keinen plötzlichen Andrang [den ihr so fürchtet], erzeugen . . . Darin liegt eine der irrthümlichsten Vorstellungen über die Emanzipation, daß man sich unter den Juden ein Schiff von Auswanderern denkt, welches mit uns durch das Sprachrohr parlamentirt und dessen Mannschaft, wenn man sie einließe, uns freilich überschwemmen würde . . . Würden sie frei . . . sie würden eine Weile in der gewohnten Lage bleiben, sie würden die Emanzipation nur größtentheils für ihre Kinder, ihre Bildung und die zukünftige Richtung des jüdischen Lebens benutzen."

Gutzkow erörtert dann die Folgen der Emanzipation, die ohne jede tumultuarische Aufregung, die von den Gegnern häufig gefürchtet werde, vor sich gehen würde. Zunächst würden die Gelehrten die neue Freiheit benutzen; das sei aber wahrlich keine Gefahr, daß Männer von Bildung und nicht selten außerordentlicher Geisteskraft an den gemeinsamen Angelegenheiten teilnähmen oder sich um Staatsämter bewürben; man sei doch längst gewohnt, jüdische Ärzte und Advokaten, Dichter und Gelehrte als ebenbürtig zu betrachten. Dem Eindringen der Juden in die Industrie stehe nur der alte verknöcherte Zunftgeist gegenüber, der sich immer noch gegen die Gewerbefreiheit anstemme, der aber doch überall früher oder später einer Zeit zum Opfer gefallen sei, welche „die Rennbahn der Concurrenz jedem Talente, jedem Interesse freigegeben" habe. Gegen eine dritte Klasse, die jüdischen „Lazzaroni's" aber, die auf dem platten Lande und in den Winkeln der Städte Wucher trieben, träge seien und die großen Herren spielten, gewinne der Staat erst durch die Emanzipation die richtigen Zwangsmittel, sie zu anderen Arbeiten anzuhalten. „Gerade der Druck, in welchem der Staat sie erhält, bestärkt sie darin. [Emanzipirt diese Juden!] Die Emanzipation würde dem Staat das Recht geben und die Pflicht auferlegen, diese Liederlichkeit [schachernde Lungerei] zu hintertreiben und die Juden zur Arbeit zwangsweise anzuhalten."

In ähnlicher Weise äußerte sich Gutzkow bald darauf über das starke Hervortreten der Juden in der Litteratur in einem Artikel gegen F. A. Löffler, der ein Buch „Ueber die Gesetzgebung der Presse" veröffentlicht hatte und „sehr unglücklich war, daß die Juden im deutschen Schriftwesen so viel Vorsprung gewonnen haben, und daß von ihnen viele der wichtigsten Zeitungsinstitute redigirt werden; allein die Literatur ist unschuldig daran", antwortete Gutzkow, „oder wenn überhaupt eine Schuld ist, so trägt sie der Staat, der dem gebildeten Juden nicht die Staatscarriere eröffnet; denn würde dieser

hier Unterhaltung finden, so würde er sich ebenso wenig auf die Literatur werfen, wie andere auf Wucher und Papierhandel. Es ist eine Intelligenz da, die einen Abfluß haben will; sie wirft sich auf die Presse, und treibt diese unnatürlich über ihr Bett hinaus"[126]). —

Dann geht Gutzkow noch ein auf den wohlfeilen Rat, den man oft den Juden gebe: „Emanzipirt euch selbst, dann soll euch die politische Freiheit nicht fehlen." Die Bildung, sagt er, die die Christen an den Juden vermissen, kann nur die Wirkung der voraufgegangenen Emanzipation sein[127]). Das Wunderliche und nicht selten Lächerliche der jüdischen Bildung sei nur die Folge der Isolierung. „Die Ueberreizung sowohl, wie das Defizit, kommt aus dem Druck her." Man gehe von christlicher Seite sogar so weit, die geforderte Anpassung in der allgemeinen Bildung auch auf die Religion zu übertragen. Er macht dieser zudringlichen Forderung gegenüber die Thatsache geltend, daß im Judentum selbst eine religiöse Gährung ausgebrochen sei, deren Resultat jedenfalls der höheren geistigen Emanzipation den Weg ebne.

Zu heftige Zumutungen könnten diese jüdische Reformationspartei nur veranlassen, wieder strenger an jene historische Tradition zu halten, die sie in aller Stille über Bord werfen werde. Aber selbst diese Reform werde von manchen Christen wieder aus Aberglauben und Vorliebe für historischen Wust getadelt. „An Allem, was uns Christen von jüdischen Sitten so widerwärtig ist, empfinden die Juden selbst allmälig Ueberdruß, und jenes spezielle Kolorit ihres Treibens würde bald aufhören, wenn man sie nur aus dem Bereiche ihrer eigenen Gesellschaft herausließe. . . . Der Geist der Reform, der in die jüdische Religion gekommen ist, würde, wie überhaupt die Bildung jenes abgesonderten Stammes, bessere Fortschritte machen, wenn man die Schranken einrisse und dem freien Streben auch freien Raum gäbe."

Der den Juden eigentümliche, den Christen peinliche

Accent könne nur durch die Verschmelzung beider getilgt werden. Gutzkow ruft daher den Christen zu: „Gebt den Juden jedes Gewerbe frei, zittert nicht, wenn es heißt, studierte Leute unter ihnen könnten Apotheker werden, als wenn sie daran dächten, euch zu vergiften; zittert nicht, wenn sie Brod backen, Bier zapfen, wenn sie Weinhandel treiben, nehmt sie in eure Gesellschaften auf, schließt sie nicht aus von Vereinen, die der Geselligkeit gewidmet sind; laßt sie eure schlechten Journale in demselben Kasino lesen, wo ihr euch über ihnen langweilt, laßt sie nicht bloß Aerzte und Advokaten, sondern auch Beamte der Polizei, Richter, laßt sie Minister werden, wenn sie das Adelspatent des Genies dazu haben; macht sie zu Offizieren, wenn sie sich ihren lendenlahmen Gang abgewöhnt haben und den Kopf ohne Neigung tragen — ist dies alles erst frei gegeben, dann werden die Unterschiede sich bald ausgleichen und in ein Nivellement verlieren, wo uns die Verschiedenheit der Religion, das einzige Unterscheidungsmittel, nicht mehr stören wird." Diese Stelle ist übrigens in der späteren Ausgabe gestrichen, da das Wesentlichste davon schon vorher gesagt ist.

Aber auch die Juden müßten die Emanzipation von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, und die Art, wie sie die Emanzipation in Anspruch nähmen, sei tadelnswert. [Es sei Unrecht, in den Christen nur immer Tyrannen zu sehen; sie seien auch Sklaven, Sklaven ihrer Vorurteile.] Für die Christen sei die Frage mehr moralischer als politischer Natur, und mit der Berufung auf die Menschenrechte oder die Paragraphen einer nicht durchgeführten Verfassung sei sie nicht erledigt. Die Juden sollten den Christen „Parlamentäre schicken, [die auch ein wenig auf die Stimmungen des neugebildeten christlichen, zum Judenhaß leider erzogenen und selbst von der Religion dazu getriebenen Volkes achten] keine Rabulisten, sondern Weise". Man solle die Frage verhandeln mit Gesichtspunkten auf die Zeit im Ganzen und Großen, mit Gesichtspunkten der Moral und des höhern Völkerlebens, damit die Emanzipation

sich als ein schönes und reines Resultat der Humanität darbiete. Die Juden müßten sich mit den Christen vermischen; nur mit Darangabe ihres Partikularismus sei die Emanzipation durchzuführen. „So gut . . . wir in unserm christlichen Schooße eine Menge Vorurtheile niederzukämpfen haben, so gut wir unseren bedenklichen Abergläubigen predigen müssen, daß weder das Christenthum, noch der Staat, noch das germanische Blut durch die Emanzipation in Gefahr käme; so gut sollt ihr auch gegen die Eurigen Gewalt üben, sie zwingen, von ihren, mit der idealen Vereinigung unverträglichen Sitten zu lassen und jenen Moder zerstören, mit welchem die Sitten des alten und verstockten Judenthums umzogen sind.“ Die wechselseitigen Heiraten müßten bereitwilligst freigegeben werden und die Reformation im Judentum müsse es über sich gewinnen, die religiösen Vorschriften in Essen, Trinken und den Feiertagen, die auf den Orient berechnet seien, dem Occident zu opfern. Die Verlegung des Sabbats auf den Sonntag z. B. sei für die [auch ins Volk lebendig übergehende] Emanzipation unerläßlich.

Einen Einwand der einsichtsvollen Juden will Gutzkow gelten lassen, daß man nämlich auf eine gesetzliche Festlegung jener Verschmelzung beider Konfessionen verzichte, weil Vorurteile und Aberglauben schwerer durch das Gesetz bekämpft werden könnten, sondern besser durch Zeit und Gewohnheit. Aber, meint er und das entspricht ganz seinem jeden stillschweigenden Kompromiß verschmähenden, aufs Ziel gerade losgehenden Wesen, es bringe den aufgeklärten Juden nicht viel Ehre, wenn sie nicht selbst kräftig Hand anlegten und den Christen zeigten, wessen sie imstande seien, wenn erst einmal die Stunde der Freiheit schlage. Durch ein, wenn auch noch so mildes Gesetz werde die Emanzipation nicht in das Blut des Volkes übergehen und dem Judentume selbst genüge thun, wenn dies nicht im Innern rüstig sich rege, „den Belagerten in den Rücken falle und die Bresche erweitern helfe, durch

welche der Sieg hereinsteige und Bruderliebe die Hand reiche." Auf beiden Seiten müsse der Aberglauben bekämpft, müßten Opfer gebracht werden, und wenn die Juden selbst jenes versäumten, würde unter ihnen selbst ein Zwiespalt entstehen, falls ein weiser und gerechter Fürst für den Preis der Emanzipation die Aufhebung des Sabbats und anderer Gebräuche fordere. Dieser Moment werde gewiß eintreten. —

Als Resultat dieser ganzen Erörterung bezeichnet Gutzkow die volle Überzeugung von der Notwendigkeit der Emanzipation in jeder Beziehung, in theoretischer und praktischer. Er fügt dann noch hinzu, daß er überhaupt nicht das Bestreben, „ewig aneinander zu halten" im Judentum entdecken könne, die gebildeten Juden hätten sich längst von der Denk- und Handlungsweise der ungebildeten Stammesgenossen emanzipirt, und die theologische Reformation komme ja dem deistischen Inhalt gleich, der auch dem religiösen Bewußtsein der Christen entspreche. Zum Schluß spielt er dann noch für die „frommen, christlichen Seelen" den Trumpf aus, daß, entgegen ihrer Furcht, durch nichts so sehr die Weissagung Christi, die Juden würden in Ewigkeit aufhören, ein Volk zu sein, in Erfüllung gehe als grade durch die völlige Emanzipation. —

Die theoretische Erörterung über die Judenfrage wurde nun im Jahre 1838 durch das poetische Element „Ahasver" nicht nur unterbrochen, sondern auch, was Gutzkow anlangte, so sehr beeinflußt, daß die eine nicht ohne das andere zu verstehen ist. Die Teilnahme für ein von der Tagesgeschichte geschaffenes, poetisches Problem, dem übrigens die Dichter der dreißiger Jahre fast ohne Ausnahme ihren Tribut zollten, — ich erinnere nur an Klingemanns Drama „Ahasver" (1827), Dullers „Antichrist", Auerbachs „Spinoza", Edgar Quinets „Ahasverus" (1834) [128]) — läßt sich bei Gutzkow aus seiner eigenen isolierten Stellung und der Stimmung herleiten, die ihn nach der Katastrophe von 1835 eine Weile bedrückte. War

er doch selbst ein Verfolgter und Verfehmter, auch er war „ausgestoßen in der Morgenfrühe seiner Jugend, ausgestoßen in der Mittagshöhe seiner Kraft." So konnte es nicht fehlen, daß dies Ahasverusmotiv eine gleichgestimmte Saite in seinem Innern berührte, und wenn er auch selbst nie wirklich den Plan hegte, das Problem des durch die Jahrhunderte verfolgten Juden zum Gegenstand einer eigenen Dichtung zu machen, so wirkte doch die kritische Beschäftigung mit derartigen Produktionen schöpferisch in ihm. „Positive Kritik" hatte er sich schon bei der Herausgabe des Literaturblatts zum „Phönix" (1835) als Ziel gesetzt, und so stellt er in der Besprechung der „Klagen eines Juden" von Joel Jacoby, die 1837 im „Telegraphen" [129]) erschien, „dem Mangel an Thatsachen, an der faktischen Grundlage" dieser Klagen des Königsberger Verfassers eine eigene Lösung dieses großen Problems entgegen: „Lieder eines wahrhaften Ahasver — welch' ein Stoff! Gesänge, entquollen dem vereinsamten Gefühle eines Juden, der sich zum letzten Male, ehe Jehova vollends stirbt, an ihn anklammert und mit trunkener Anschauung von der Pracht der alten Tempelreligion träumt, Weihgesänge der Bundeslade — welch ein Stoff! Und der Jude in seiner politischen und gesellschaftlichen Existenz, in dem stillen Groll um alte und neue Unbill, der Jude, gegenüber den hohen Gestalten der christlichen Geschichte oder umrauscht von den Wipfeln der deutschen Eichen — welch' ein Stoff! Ja, Herr Jacoby, Sie mußten, um diesen Stoff zu bewältigen, nichts weiter sein, als Dichter und vor allen Dingen Jude!"

Noch weiter ausgestaltet hatte sich diese dichterische Anschauung, als Gutzkow im folgenden Jahre sein Votum abgab über die bedeutendste Ahasver-Dichtung jener Zeit, das Epos von Julius Mosen, und der große Essai, den er über dieses Werk veröffentlichte, hat für ihn eine doppelte Bedeutung. Einmal zeigt uns der kecke, von satyrischen Spitzen funkelnde Stil, daß sein Autor jene Epoche des sentimentalen Ahasverusschmerzes überwunden hatte. Aus der Niederung, in die ihn

eine brutale Faust hinabgestoßen, hatte er sich mit Ausdauer und Energie wieder emporgearbeitet auf eine heitere Höhe mit klarer Aussicht. Durch ein poetisches Werk machte er sich frei von dem Druck, der seit 1835 auf ihm lastete, und dieses Werk war ein humoristischer Roman „Blasedow und seine Söhne", der in der ersten Hälfte des Jahres 1838 entstand. Eine ähnliche Erscheinung beobachten wir bei Hebbel, dessen qualvolle Stimmung jener Jahre sich ebenfalls in burleske Genrebilder und Humoresken wie „Schnock" auslöste. Das zweite Buch jenes Romans „Blasedow und seine Söhne" [130]) enthält ein litterarisches Kapitel, das Gutzkow noch besonders in Nr. 149 des „Telegraphen" (1838) abdruckte.

Hier läßt er einen jüdischen Dichter Guido von Lipmann, der ebenfalls mit einem „Ahasver" hervorzutreten droht, eine Vorlesung über die moderne Litteratur halten, und Freund und Feind, Juden und Christen, erhalten ihr Teil oft recht herber Satyre. Was er kurz vorher auf seinem kritischen Feldzug an Garben erbeutet, wird hier gleichsam in die poetische Scheuer eingefahren, ein Versuch, der allerdings nicht völlig gelang.

Ein wenig in diesem humoristisch-satyrischen Tone ist auch die obige Kritik über die Mosensche Dichtung gehalten, und dies beweist uns, daß er sich schon nicht mehr mit dem Problem identifizierte. Die natürliche Folge war die Trennung des poetischen Motivs von der theoretischen Erörterung, und mit großer logischer Schärfe weist Gutzkow nach, daß sich die Gestalt Ahasvers absolut nicht zur Trägerin des Emanzipationsgedankens eigne.

Eine weitere Bedeutung hatte dieser Essai für seinen Verfasser aus einem andern Grunde. Gutzkows Neigung und Fähigkeit zu witzigen Antithesen zeigt sich hier, wo er schon über dem Stoff steht, in voller Schärfe, und da besonders die jungen jüdischen Litteraten jene Trennung des Ahasverusschmerzes von der Emanzipationsfrage nicht billigten, sondern

die Ausfälle Gutzkows auf den ersteren auch auf die letztere ausdehnten, brachte sie ihm viel Streit und Fehde. Wenn Gutzkow in jenen Jahren, die zu der heißesten, aber gleichwohl — im Gegensatz zu dem letzten Abschnitt seines Lebens — erfreulichsten Kampfesepoche zählen, irgend eine Frage in seinem „Telegraphen" kräftig anschnitt, so stellte sich mit fast ausnahmsloser Pünktlichkeit mindestens ein mit dem schwersten Panzer der Polemik gewappneter Ritter entgegen, der je nach seinen geistigen Fähigkeiten ein St. Georg oder ein Don Quixote, nach seinem Temperament aber ein Philosoph oder ein blindlings dreinschlagender Rüpel sein mochte — kurz, einer ritt immer in die Schranken, und dieser Umstand ist für die Beurteilung jener litterarischen Turniere von großer Wichtigkeit.

Denn wie nur wenigen die Selbstbeherrschung eigen, im Augenblick erregter Debatte jedes Wort vorsichtig abzuwägen, so geschah es den damals sich anfehdenden Litteraten — und Gutzkow nicht ausgenommen — daß sie in der Hitze des Gefechts oft genug über das vorgesteckte Ziel hinausstürmten. Diese Thatsache muß überall berücksichtigt werden, wo ein objektives Urteil über die dreißiger und vierziger Jahre erlangt werden soll. Besaßen doch jene Jungdeutschen noch die Fähigkeit des jugendlichen Enthusiasmus ebensosehr wie die minder ansprechende Eigenschaft litterarischen Jähzorns.

So forderte auch jene Kritik unseres Schriftstellers über Mosens „Ahasver" eine Reihe von Entgegnungen heraus, die natürlich der Angegriffene entsprechend beantwortete. Noch bis 1843 sehen wir die hierbei aufgeregten Faktoren nicht beruhigt. Zahlreiche Misverständnisse, die durch den Ton des Aufsatzes hervorgerufen wurden, liefen unter. Um auch bei den Lesern dieser Untersuchung solchen Misverständnissen vorzubeugen, betone ich ausdrücklich, daß das zunächst Folgende nur die poetische Frage der Ahasverusdichtung betrifft, während Gutzkows politisch-humaner Standpunkt später sich wesentlich anders darstellen wird.

Jener Aufsatz nun erschien im August 1838 in den Nummern 124 und 128 des „Telegraphen"; er wurde zwar in die „Vermischten Schriften[131])" aufgenommen, fehlt aber in den gesammelten Werken; die weiterhin aus dem „Telegraphen" zu erwähnenden Artikel Gutzkows über die Judenfrage sind überhaupt nicht in Buchform erschienen, und ich bin daher genötigt, sie im Auszug hier wiederzugeben, da sie für seine Stellung zum Judentum grundlegend sind.

Die eigentliche Kritik über die Dichtung Julius Mosens interessiert uns hier nicht; wohl aber der einleitende Artikel, der die allgemeinen Gesichtspunkte erläutert, aus denen der Kritiker das Werk betrachtet. Er erwähnt zunächst die Lieblingsidee des Tages, einen „modernen" Ahasver zu dichten, glaubt aber, daß die Vorstellung, die man darüber habe, unklar oder falsch sei. Er sei sich selbst bewußt, die Sage in Betreff des modernen Judentums, allerdings im Widerspruch mit den jüdischen und christlichen Dichtern, lösen zu können. „Man ist so geneigt", fährt er fort, „in Ahasver einen Märtyrer zu schildern, man glaubt sogar, Ahasver habe eine Mission zu erfüllen, die damit enden werde, daß Christus selbst sich ihm naht und um Vergebung bittet." Ahasver sei bekanntlich die Judenschaft selbst, und die Sage von seiner Verfluchung durch Christus, seiner traurigen Unsterblichkeit enthalte eine post eventum gemachte Prophezeiung. Es liege nun im Charakter der damaligen Zeit (1838), und sogar in einer hohen Aufgabe, die sie zu lösen habe, daß man jedes im ausschließlich christlichen Sinne über die Geschichte Verhängtes zu negieren suche und dem ewigen Juden eine Verjährung seiner Strafe einräume, die man ihm ohnehin schon auf Golgatha würde eingeräumt haben, wenn der Deismus unter dem Kreuze Christi würde gestanden haben. Die Theophilanthropie unserer Tage wolle dem Ahasver nicht bloß endliche Ruhe, sondern sogar eine Entschädigung für sein Leiden und Dulden einräumen und den Ahasver nicht bloß emanzipieren,

sondern ihm sogar noch eine Mission dazugeben. „Ich frage aber, ist Ahasvers Verbrechen nur eines gegen das Christenthum? ... Ahasvers Verbrechen war die niedrigste Lieblosigkeit. Was er verbrach, verbrach er nicht als Jude, sondern als Egoist und Eventualitätsmensch, der die Dinge nach dem Erfolge taxirt und Christus mit höhnischem Witze nachrief: Willst Gottes Sohn seyn und kannst nicht einmal tragen dein Kreuz! O und nicht darum wurden die Juden verdammt, zu irren auf der Erde, weil sie nicht Christen waren, sondern weil ihnen die moralische, edle, schöne, menschliche Regung des Gefühls, weil ihnen die Liebe abging und sie im schnöden, witzelnden Partikularimus sich über das Unglück moquirten und ein Verbrechen (nicht am Christenthum, sondern) an der Menschheit begingen! Ahasver als den Sohn seiner Väter hinstellen, als den treuen Anhänger ihres Gottes, als den treuen Diener des Gesetzes, als den Märtyrer des Johavaglaubens —, ist eine Entstellung der Sage. Ahasver ist der Jude in seinem nichtigen Materialismus, ein Schuster, der an seiner Werkstatt faullenzt und das vorübergehende Große und Erhabene bewitzelt, weil es unglücklich ist und nicht Berge versetzen und Brabanter Thaler schlagen lassen kann, Ahasver ist der Jude in alledem, was ihn von dem Berufe an der Geschichte theilzunehmen, ausgeschlossen hat, der Jude gerade in seiner Missionsunfähigkeit, er ist das Schlechte am Judenthum, das Lieblose, Partheiische, Hämische, Zersetzende, er ist gerade Alles das, was noch immer die Emanzipation am meisten verhindert. Und wenn Ahasver bei einem beinahe 2000jährigen Irren in der That vom Schuster sich heraufgebildet hat, die Weltgeschichte mitmachte, Reiche stürzen und sich erheben sah, wenn er gerade auf der Bildungsstufe steht, die ihn für das „moderne Bewußtsein“ empfänglich machen sollte, so ist er wiederum der Alte, Gehässige, der Jude, der da glaubt, Sonne, Mond, Sterne, alles drehe und bewege sich nur der Emanzipation wegen, Goethe, Schiller, Herder, Hegel, alle

müßten nur nach dem beurtheilt werden, was sie über die Emanzipation denken, er ist derjenige, der die Emanzipation ertrotzen will und auf seine Briefe und Siegel, auf seine Millionen, die ja der Staat nicht mehr umgehen könne, auf seine Steuern, die er ja zahle, wie jeder Andere, auf seine Menschenrechte, auf das ohnehin ja ausgeflachte moderne Staatsleben zeigt, bald zudringlich, bald emphatisch, bald spottend. Gerade dies ist der moderne Ahasver, wie er noch immer unter uns schachert und trödelt, wie er in der Literatur witzelt, das Organische zersetzt, der schlechte, sich auf sich selbst steifende Theil des Judenthums, der Theil des Judenthums, der meinetwegen jetzt selbst sich schon besingt, Ahasver, der sich selbst in Gedichten auf sich selbst zum großen Mann und Zukunftsmissionär macht."

Gutzkow legt sodann selbst einen Plan auseinander, nach dem er den Stoff Ahasver behandeln würde, und seine Auffassung wird noch heute interessieren, wo ja die Reihe der Ahasverdichtungen immer noch durch neue verlängert wird.

„O ich möchte Euch einen Ahasver geben! Ich würde dem Judenthum seine Geheimnisse erschließen und dem Christenthum seine Hoffnungen. Ich würde dem Juden nicht vorwerfen, daß er kein Christ, aber ich würde ihm zeigen, was er wurde dadurch, daß er kein Christ wurde. Christus fluchte dem nicht, der nicht seines Glaubens war, er fluchte ihm, weil ihm Plato, Sokrates, weil ihm Confucius und Muhamed auch geflucht haben würden, er fluchte ihm, weil er ohne Herz war, weil er das Verbrechen Christi, nicht der beleidigten Propheten, sondern des schlechten Erfolges wegen verachtete und einen Unglücklichen verspottete. Um wieviel höher stand der Heide Pontius Pilatus, als dieser Ahasver! Ich würde eben zeigen, daß es eine Mataphysik in der Sage giebt und daß in ihr das ganze Schicksal des Judenthums allerdings ausgesprochen liegt.

Ich würde Ahasver nicht so schildern, wie ich ihn vorhin den modernen nannte. Ich würd' ihm nur Trabanten geben,

welche jene schlechte Seite des Judenthums repräsentirten. Ich würde Ahasver (seine Leiden zwingen dazu, ihn in die Schule derselben zu schicken) dahin führen, daß er Entäußerung lernt, daß er die Jahrhunderte verfolgt und die Ohnmacht kennen lernt, aus dem Laufe der Begebenheiten etwas dem Judenthum speziell zu Gute Kommendes zu entnehmen. Mein Ahasver müßte einsehen, daß die Reformation ihn nichts angeht und daß es Schande für ihn ist, daß sie ihn nichts angeht; einsehen, daß die Wiedererweckung des Alterthums aus den Klöstern ihn nicht berührt, die Buchdruckerkunst höchstens seine partikulären Gelüste fördern könnte, das Schießpulver seine Sache nicht ist, die Entdeckung der neuen Welt ihm nicht gebührt; ich würde ihn ruhiger und verklärter zeigen, wo er endlich auf den Standpunkt Spinozas sich geschwungen, ich würde ihn zum Denker, Dichter machen und ihn da enden lassen, wo er nun als zartfühlender Nerv der Geschichte sich in einem großen Organismus betrifft, dessen Störungen und Funktionen ihn alle so berühren, wie jeden andern Nerven auch. Und mein Ahasver müßte erkennen, daß er sich an Christo versündigte und sein Verbrechen bereuen. Er müßt' es erkennen, erst vom moralischen, dann vom philosophischen Standpunkte. Er müßte erst in Christo den Menschen sehen, den er kränkt, und dann den Propheten, der seinem Stamme entsprossen, der größte Jude war, der seit dem Beginn des Christenthums gelebt hat. Mein Ahasver wird Christ; denn Strauß hat das Leben Jesu geschrieben und der Paraklet ist erschienen, der Tröster, der uns tröstet, daß die Vernunft mit dem, was erweislich Christenthum ist, übereinstimmt. Mein Ahasver läßt sich nicht taufen; (weil da die Kirche aufhört, wo die Menschheit beginnt) er tauft sich selbst; denn Schleiermacher hat gelehrt, Jeder ist sein eigener Christus."

Nach einem Ausfall auf partikuläre Einrichtungen wie Judenzeitungen, Judenkasinos 2c. versichert er, daß Ahasver nicht eher Ruhe finde, als bis er seinen herzlich schlechten

Streich, den er Christo gespielt habe, einsehe, und ihn bitterlich bereue. Christus verlange keine göttliche Verehrung von ihm, sondern nur seine Anerkennung des Menschlichen und jene liebevolle Hingebung, die, selbst wenn die Juden emanzipiert würden, sie nicht überkommen dürfte, es sei denn, daß sie sich selbst emanzipierten. Er schließt dann seinen Essai mit der Versicherung, daß er den jüdischen Interessen um so weniger entgegen sei, als sie bei ihm mit der Lösung der christlichen zusammenfielen. Aber „Judenthat will ich sehen, nicht den ewigen Judenschmerz." Ahasver, der die lumpigste That in der ganzen Geschichte begangen habe, könne nicht verlangen, daß Christus ihm Abbitte leiste. „Bleibt der ewige Jude lieblos, kalt, egoistisch, partikulär und steigert sich nach seinen historischen Erfahrungen höchstens zu dem frechen Stolze, daß man kommen müsse und ihm abbitten, dann mag er wandern, der tückische Schuster von Jerusalem, bis an den jüngsten Tag, wo er die überwachten Augen groß aufreißen und sich über den Anblick des zu Gericht sitzenden Christus höchlichst verwundern wird; dann wird er sagen: Hab' ich das ahnen können, daß etwas Großes an meinem Laden vorüberseufzte und daß man bei Gott! ein großer König auch ohne Dukaten seyn kann. Und Christus wird ihn in einen Louisd'or verwandeln, der aber (und das würde für Ahasver die Hölle seyn) keinen Cours mehr hat." Doch — und jetzt symbolisiert Gutzkow unter Ahasver das Judentum im allgemeinen — hoffe und bete er, daß Ahasver so ende, wie er es sich in der obigen Skizze gedacht, denn auf die jüngern Juden habe er eine große Hoffnung. Er deutet damit auf jene Juden der jungen Generation, die, wie Gabriel Rießer sagt, „an der Lehre ihrer Väter festhalten, wenn sie gleich sehr vieles von den Formen derselben, was anderen wesentlich erscheint, als der vorübergehenden Nothwendigkeit einer untergegangenen Zeit angehörend, von sich weisen."

Dieser Artikel nun wurde besonders im jüdischen Lager

mit Unwillen gelesen, weil man sich eben zu der von Gutzkow geforderten Trennung der historisch-poetischen Frage von der politisch-humanen nicht verstehen wollte. Die in Leipzig erscheinende „Allgemeine Zeitung des Judenthums“ (Herausgeber Dr. Philippson) brachte in Nr. 114 und 117 eine Antwort: „Ahasver, Gutzkow und Juden“, die aber zu allgemein gehalten war, als daß sie etwas Thatsächliches richtig stellte.

Auch mündlich scheinen Gutzkow, der 1838 in Hamburg lebte, wohin der „Telegraph“ seit dem 1. Januar von Frankfurt aus verlegt worden, und dort vielen Verkehr mit Juden pflegte, zahlreiche Vorwürfe gemacht worden zu sein. Er sah sich deshalb zu einer „Nachträglichen Erklärung“ im „Telegraphen“ [132]) veranlaßt. Er habe, seit er an dem Kampfe der Ideen gegen verrottetes Herkommen Teil nehme, seine Feder der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gewidmet. Sich ihr widersetzen, verrate Herzlosigkeit und politischen Unverstand. Die Frage sei überhaupt nicht mehr, ob die Juden gleichgestellt werden sollten, vielmehr die, wie man ihnen die bürgerliche Freiheit, die sie über kurz oder lang in allen deutschen Staaten erhalten würden, zu einem ihrer eigenen Gesamtheit ersprießlichen Genuß und die Ausgleichung mit der christlichen Gesellschaft so vollständig und beziehungsreich als möglich machen könne. Man habe seinen aus der Natur und frühern Geschichte des Judentums hergenommenen Kommentar über eine ziemlich in der Luft schwebende Sage als eine Feindseligkeit gegen die bürgerliche Frage des Judentums ausgelegt, und ihm andrerseits eine Vorliebe für das Christentum vorgeworfen. Aber aus dem sozialen Trieb, eine gesellschaftliche Kluft zu überbrücken, könne man doch nicht auf eine Abneigung gegen das Christentum und eine mehr als zur Sache gehörige Neigung für das Judentum schließen. Er habe nur versucht, aus den Auswüchsen und Gebrechen des Judentums der Ahasversage eine Deutung zu geben.

Es folgt dann in Form einer Abwehr eine Feststellung der Typen, wie sie in dem Kampfe um die Emanzipation zu jener Zeit auftraten, und was Gutzkow hier mit mehr oder weniger Vorwurf charakterisierend feststellt, berührt sich in manchen Punkten mit den Klagen, die Gabriel Rießer über die Beteiligung seiner Stammesgenossen an dieser Tagesfrage drucken ließ. „Statt mir Judenhaß vorzuwerfen", fährt Gutzkow fort, „hätte man sich fragen sollen: Wie kömmt es, daß ein Mann, der unsrer Sache zugethan ist, in eine so plötzliche Erzürnung über uns gerathen kann? Ich würde dann haben antworten müssen: Mein Artikel ist nicht gegen die Gemeinde und deren Sache gerichtet, sondern erstens gegen einige jüngere Dichter, die unwillig über die so lange verzögerte Befreiung, sich in den Schooß des Judenthums zurückwerfen, und eine Bildung, die sie lediglich der zivilisirenden Kraft des Christenthums verdanken, zu übertriebenen und das christliche Gefühl nur herausfordernden trauernden Rabbi- und Ahasvergesängen verwenden; zweitens gegen jene Philosophen, die aus Bitterkeit über die noch andauernde Lage der Juden sich hinreißen lassen, sogar der Wissenschaft eine ihr noch zu gebende jüdische Färbung zuzumuthen und Christus man möchte fast sagen persönlich hassen, da sie doch einsehen könnten, daß er nächst Moses ihr größter Held und Charakter war; drittens gegen diejenigen Juden, die da glauben, man solle ihnen die bürgerliche Freiheit aus religiösem Indifferentismus geben; viertens gegen diejenigen, die bei den Schwierigkeiten, welche die Emanzipation gegenüber der bigotten und dem Judenthum so feindseligen christlichen Volksmasse hat, bei der so lästigen Verschiedenheit der das Gewöhnlichste im Leben berührenden jüdischen Gebräuche, bei historischen Entwicklungen, die in den Dingen, nicht in den Menschen liegen, vom Christenthum gar verlangen, es müsse dem Judenthum etwas abbitten; fünftens gegen diejenigen, welche gleichsam in einer Noah-Arche der Erwartung sitzen und von Jahr zu Jahr das Fenster öffnen und fragen: Sind wir schon emanzipirt?

die dann, wenn die Gewässer noch nicht verzogen sind, das Fenster wieder schließen und sich, ohne Interesse für die übrige Welt, von den Wellen wieder forttreiben lassen; die da gänzlich vergessen, daß sie sich selbst darauf berufen, sie wären Deutsche und doch nur die Geschichte des Vaterlandes darnach beurtheilen, daß sie unter Napoleon, den sie darum verehren, frei waren und in den jetzigen Zeiten, die sie darum hassen, gedrückt sind.

Es sind nicht die Interessen des Judenthums, die ich beeinträchtigen will; nur find' ich, daß gerade die, welche die Gebildetsten an der Spitze des Judenthums sind, viel zu sehr an einer gefährlichen Trennung arbeiten, den Zwiespalt übertreiben, die Leidenschaften schüren, die Aussöhnung durch ihren Groll nur erschweren, die Gleichstellung nicht immer richtig und für das christliche Gefühl zart genug motiviren, den Einfluß der gebildeten Christen auf die Ungebildeten überschätzen, die historischen Entwickelungen über's Knie brechen und so lange, bis ihnen die Emanzipation geworden ist, ordentlich ein Neutralitätsverhältniß zu ihrem Vaterland beobachten." Gutzkow weist dabei auf die von Dr. Philippson herausgegebene Zeitung für das Judenthum hin, in der man ihn angegriffen, die sich nicht der Sache der Emanzipation widme, sondern nur von allem, was in der Welt vorgehe, den jüdischen Anteil registriere.

Damit war aber die Angelegenheit noch nicht zur Ruhe gebracht. Infolge eines heftigen Angriffes in der von Gustav Kühne redigierten „Zeitung für die elegante Welt" sah er sich im Oktober 1838 veranlaßt, eine endgültige Erklärung unter dem Titel „Noch einmal Ahasver" abzugeben[133]). Er gestand, daß er besser gethan, seinen „innern Herzensdrang" über die Ahasverangelegenheit zurückzuhalten, weil das „Judenthum gegenwärtig eine offene Wunde sei, deren leiseste Berührung für seine Deutschen Bekenner schon schmerzhaft wirke." Sodann faßte er seine Ansicht über den dichterischen Stoff Ahasver noch einmal folgendermaßen zusammen:

„Die Ahasversage ist eine christliche, keine jüdische. Soll sie ächt und rein bleiben, so muß sie es als christliche, oder man läßt sie, als eine Ausgeburt finstrer Zeiten, gänzlich fallen. Wird sie ausgebildet und bearbeitet, so muß sie in der Hauptsache die bleiben, die sie von Anfang war. Ein Umdeuteln und Hineinlegen kann bei Sagenstoffen nur stattfinden, wenn der dichterische Bearbeiter das Ursprüngliche potenzirt, das Gemeine der Auffassung veredelt und, wie Göthe gethan hat, aus dem Zauberer Faust einen Philosophen mit der Bildung unserer Zeit macht. Etwas ganz Anderes ist aber die Art, wie die jungen jüdischen Dichter den Ahasver umgestalten wollen. Sie wollen aus dem, was schlecht war, ein polarisch Entgegengesetztes machen, etwas Erhabenes; sie wollen Ahasver, der ein erbärmliches Wort in der Sage spricht, zum Träger hoher Ideen in ihrer Dichtung machen. Das nannten wir falschmünzen und werden noch immer dabei bleiben: Ahasver ist eine Christensage . . . Die Frage des Judenthums, die Frage des Tages, findet im Ahasver gar keine Erledigung, es sey denn so, wie ich es früher, ohne damit ein Maaß geben zu wollen, skizzirt habe . . . . Ich gestehe sogar, daß ich recht gut weiß, wir leben in einem Zeitalter der religiösen und politischen Gährung, wir haben eine spekulative Richtung, die über dem Positiven schwebt, wir haben Strauß . . . aber praktisch, verständig die Dinge angesehen, hängt die Frage des Judenthums wohl nur vom endlichen Siege jener Aufklärung auch bei uns ab, die in Holland und Frankreich die Emanzipation längst zugelassen hat. Was da von den jungen jüdischen Dichtern, den Sängern des Judenschmerzes usw. in die Frage hineingetragen wird, kann nur dazu dienen, sie zu verwirren nnd ihr eine Opposition bei solchen christlichen Gemüthern zu schaffen, die nicht Lust haben, dem Judenthum eine Mission, dem Ahasver eine Zukunft und dergleichen einzuräumen. So wenig durch das Alles, was jetzt im Schooß des Christenthums vorgeht, etwas anders erzielt wird, als eine freiere Auffassung desselben,

so wenig können wir glauben, daß wir, frei geworden im Sinne unserer Zeit, das Christenthum und Judenthum sich noch einmal an einander indifferenziiren sehen sollten. Die Emanzipationsfrage ist eine der Politik und der Sitte, keine Frage der Metaphysik und der Religionsgeschichte. Wer unter den Juden sie zu letzterer macht, wird erleben, daß er Vielen eine Angelegenheit verleidet, der sie sonst mit Rath und That so herzlich und innigst geneigt sind." —

Die Erfahrungen, die Gutzkow mit seinen Ahasverartikeln gemacht, schreckten ihn fürs Erste zurück, in größeren Auseinandersetzungen die Emanzipationsfrage zu berühren. Er beschränkte sich darauf, in der Redaktionsführung des „Telegraphen" seine Ansicht zum Ausdruck zu bringen. Er sammelte mit großer Vorliebe kulturhistorische Notizen über die Lage der Juden und den Fortschritt der Emanzipation: er bespöttelt in der „Kleinen Chronik", die jede Nummer des Blattes schloß, daß noch 1838 zu den Frankfurter Maskenbällen keine Juden Zutritt erhielten und auf den Einladungskarten der ausdrückliche Vermerk „christlich" stände; er hebt hervor, daß in England kein Jude sich dieses Namens schäme, sondern ihn auch nach der Taufe noch mit Stolz trage. Er bringt Anekdoten zur Illustrierung des Gegensatzes zwischen Juden und Christen und läßt Artikel schreiben über die Lage der erstern im Ausland, über die Frankfurter Judenmädchen (von Alexander Weill[134]) 2c.; er verfolgt jede Bewegung des Kampfes, jede Debatte in den Kammern und druckt Gedichte ab, die der Versöhnung der Parteien gewidmet sind; so erschien im „Telegraph" von 1839[135]) das Gedicht von Friedrich Hebbel: „Der Jude an den Christen." Der „Telegraph"[136]) veröffentlichte auch den Aufruf „An die Israeliten Deutschlands" zur Bildung von Komitteen, die israelitischen Gelehrten, denen als Juden die Beförderung im Staate versagt werde, Unterstützungen gewähren sollten. Gutzkow bringt Auszüge und Kritiken über bedeutendere Werke der jüdischen Litteratur, er tadelt Hebbels

„Judith“, indem er ausführt, daß die Aufgabe einer jüdischen Jean d'Arc nur jüdisch, d. h. religiös gelöst werden könne, als Seelengemälde aber unpassend sei; Hebbel habe eine nicht religiöse Judith geschaffen; sie morde Holofernes, nicht um ihr Volk zu befreien, sondern weil die Männer nicht den Mut dazu haben. Er witzelt über den Zwist der orthodoxen Juden, es sei ein Glück für sie, daß sie in ihren Synagogen keine Glocken hätten, sonst würden die Rabbiner Jahrhunderte hindurch streiten, ob die Glocken bim oder bam sagten. Vor allem wendet er sich stets gegen die Isolierung der Juden, die er in Zeitschriften wie der des Dr. Philippson, in dem Vorschlag einer jüdischen Fakultät, der ebenfalls von Philippson ausging und auch in Gabriel Riesser Bedenken erweckte[137]), empfand. Alexander Weill, selbst Jude und Gutzkows Freund vom Jahre 1835 her, trat ihm hier zur Seite und polemisierte gegen diese Absicht, die jüdische Theologie zu einer Wissenschaft zu erheben, mit dem Argument: „Bedenkt, daß der größte Mann, das Subjekt aller Subjektivitäten, ein Jude war und dieser war Jesus. Und euch, ihr Juden, die ihr bei diesem Namen zittert und mich verdammt, rufe ich zu: Bedenkt, daß Jesus ein Jude war und daß ihr, seit seinem Streben, das ihr nicht verstanden, nicht um ein Haar vorwärts geschritten seid, und zwar eben, weil ihr es nicht verstanden. . . . Auf der andern Seite aber: Das Heidenthum war für das Christenthum eines Jesus nicht reif, weil Jesus nur für Juden baute. Das jetzige Christenthum hatte auf das Heidenthum gebaut und ruhte auf seinen Elementen. Nur das Christenthum aber, das auf dem Judenthum ruht, ist wahr. Jesus stützt sich an Moses und nicht an Jupiter.“

Im Jahre 1840 verschwand dann die Emanzipationsfrage auf einige Zeit von der Tagesordnung, der Kampf ruhte, während im stillen die Gesetzgebung arbeitete; im folgenden Jahre loderte er aufs neue auf.

In diese Zeit der Ruhe fällt Gutzkows heftige Polemik

mit Heine. Was darüber in den Litteraturgeschichten gesagt worden ist, beruht durchweg auf falschen Voraussetzungen und bedarf dringend der Korrektur. Da der Streit ein durchaus litterarischer war, kann ich in diesem Zusammenhange nicht näher darauf eingehen. Gutzkow rechnete mit Heine ab in der Vorrede zu seiner Biographie Ludwig Börnes, die noch von Holtzmann anerkannt wird. Sie erschien 1840 unter dem Titel „Börne's Leben“, (Hamburg bei Hoffmann & Campe) als Supplementband zu Börnes gesammelten Schriften im gleichen Verlag. Sie war schon 1839 fertiggestellt, vom Verleger aber zurückgehalten worden, um den Erfolg des Heineschen Buches über Börne nicht zu schädigen. Durch diese Differenz mit Campe und durch das nachträgliche Erscheinen wurde sie in ihrer Vorrede ein heftiger Angriff auf das Heinesche Pamphlet. Als interessante, soviel ich weiß, nie beachtete Notiz füge ich noch ein, daß damals auch Auerbach eine Börnebiographie plante. Er schrieb am 12. Mai 1839 an Alexander Weill: „Gutzkow kömmt diese Woche hierher [nach Frankfurt], wir werden vielleicht in Kollision kommen, da wir beide das Leben Börnes ausarbeiten wollen“[135]).

Hier interessiert jedoch nur, welche Stellung Gutzkow 1839 zu Börnes Judentum einnimmt, nachdem aus dem Anfang dieser Arbeit seine jugendliche Äußerung bekannt ist, daß er erschrocken sei, als er zum ersten Male hörte, daß sein vergötterter Börne ein Jude sei. Er spricht sich in der Biographie (S. 19 ff) sehr eingehend darüber aus:

„Diese Abstammung Börnes ist für seine spätere Geistesbildung zu entscheidend gewesen, als daß wir uns über sie nicht gleich an der Schwelle seines Lebens verständigen sollten. Börne war Jude. Seine Feinde haben dies oft genug geltend gemacht, entweder um seine angeblichen Verirrungen zu erklären oder sie mitleidig damit zu entschuldigen. Die Einen, die Germanischen, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen unmittelbar von den Eicheln der altdeutschen Urwälder

abzustammen vorgeben, haben darum Börne nie recht an sich herankommen lassen, haben sich seines Geistes, seiner Gesinnungen erwehrt, selbst wenn diese, wie früher z. B. bei Görres mit der Tendenz des Herausgebers der „Waage" im Allgemeinen übereinstimmten. Die Andern, boshafter als jene Phantasten, haben gerade den verbissenen Groll eines nicht emanzipirten Juden geltend gemacht, um Börne's uneigennützige Liebe zur Freiheit zu verdächtigen, haben das Häßlichste, was man nur im Durchschnitt vom jüdischen Charakter zu behaupten pflegt, in das Gemüth Börne's, ob er gleich Christ geworden, zurückzuleiten gesucht und ihm jene Lieblosigkeit, jenen zersetzenden Verstand angedichtet, welchen man gern für das Erbtheil der Juden ausgiebt. Die Wahrheit ist aber die, daß allerdings die jüdische Abstammung auf Börne's Sinnes- und Denkweise von großem Einfluß war, daß ihm aber diese Abstammung noch umsomehr den Beruf gab, für die Freiheit Aller aus dem tiefsten Bedürfniß derselben zu wirken.

Es ist wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, welchen die Frankfurter Polizey einst in seinen Paß schrieb, bitter gekränkt und gestachelt hätte, sich einst dafür zu rächen. Aber woran hat er sich gerächt? Wahrlich nicht an etwas, das er um seinen Zorn zu kühlen, erfand, sondern an dem ganzen Zusammenhang jener thatsächlichen politischen Zustände, die es mit sich bringen, daß wir die Leibeignen unsrer Herrscher und die Juden wieder die Leibeignen unsrer Herrschsucht sind. Er fand, als ihm die Dinge und Menschen klar wurden, daß dieser Juif de Francfort nicht allein dastand, sondern daß eine und dieselbe Kette, die den Juden in schimpflicher Abhängigkeit hält, ihre Fortsetzung hat auch in die größten und kleinsten Kreise der christlichen Existenz. Das Eine verschmolz ihm mit dem Andern; es führten die Leiden alle zurück auf dieselbe Quelle.

So wie die Lage der Juden in Deutschland war und noch ist, muß es ein unseliges Gefühl sein, unter ihnen geboren zu werden. Schon das Spiel des Kindes hat seine Grenze;

denn was der christliche Knabe nicht durch sein eignes unschuldiges Herz zu hassen und zu verspotten lernt, lehrt ihn der Haß und der Spott seiner Eltern. Eingepfercht in häusliche Gewohnheiten, religiöse Sitten, für welche dem jüdischen Knaben das tiefe Verständniß abgeht, oder das er doch verliert, wenn die Bildung, die seinen Geist mit christlichen Stoffen schwängert, über ihn kömmt, ausgeschlossen von den Bahnen, welche christliche Gespielen und Schulfreunde für ihre Zukunft einschlagen, gefesselt an eine Gesellschaft, die in ihrer Abgeschiedenheit gar zu sehr in grelle Einseitigkeiten und wunderliche Richtungen verfällt, die der reifere Verstand bald durchschaut, ausgesetzt endlich den zahllosen Gehässigkeiten, welche sich die Christen im bürgerlichen Verkehre, in der Gesellschaft, in lokalen Beziehungen gegen die Juden erlauben — o das muß tief in ein edleres Gemüth einschneiden und Wunden hinterlassen, die, da der Zustand der Juden sich immer noch nicht bessern will, nie vernarben können. Der jüdische Kaufmann zerstreut sich vielleicht durch den glücklichen Erfolg seines Gewerbes; aber der jüdische Gelehrte ist auf die traurigste Vereinsamung mit seinem Schmerze angewiesen. Hat er die Jugend mit den Nadelstichen für seinen Ehrgeiz hinter sich, so ist ihm nun die ganze Zukunft versperrt. Er hat die Früchte der Wissenschaft und Kunst brechen gelernt so wie wir, aber er darf sie nicht genießen.

Alle Voraussetzungen der Bildung sind bei ihm dieselben wie beim Christen, ja er kann durch wissenschaftliche Einsicht sogar vom Christenthum eine höhere Idee haben, als mancher christliche Gelehrte sie hat, und doch bleibt er ausgeschlossen von einer Wirksamkeit für das Allgemeine, und muß, beschränkt auf seine Glaubensgenossen, eine Bitterkeit nähren, die seinem versöhnlichen Herzen sonst vielleicht ganz fremd geblieben wäre.

Aber Börne war noch unglücklicher als ein Jude; er war ein Jude in Frankfurt am Main; überall pflegt doch

wenigstens die Bildung den Juden für den Umgang in der Gesellschaft zu emanzipiren; in Berlin und Wien findet unter diesen Umständen kein Unterschied mehr zwischen den Bekennern beider Religionen statt. Aber in Frankfurt ist die Schranke für das ganze Leben gezogen; denn selbst in Hamburg tritt die Großartigkeit des Weltverkehrs und der rein unternehmende Charakter des dortigen Handels immer wieder bindend zwischen zwei Bereiche, die in der Gesellschaft sich allerdings auch dort wechselseitig ausschließen. In Frankfurt ist der Judenhaß bei den Christen eine aus den ältesten Zeiten überkommene Umgangstugend, eine Art fashionabler Sitte, von der sich weder der junge Elegant noch die junge Schöne ausschließt: selbst Bettina verrät in ihrem Briefwechsel, daß sie zum Judenhaß erzogen wurde. Der alte reichsstädtische Übermut erprobte seine Kraft von jeher an der Hilflosigkeit der Juden, wofür nicht nur in Frankfurt Gemälde zeugen, die früher dort an öffentlichen Gebäuden die Unterdrückung der Schutzbürger versinnlichten, sondern noch eine Menge von Sitten und Rechten, die, da sie gesetzlich nicht aufgehoben sind, jeder Christ gegen einen Juden in Anwendung bringen dürfte, wenn sie durch die fortschreitende Bildung der Zeit nicht in Vergessenheit gekommen wären. Zu Börnes Jugendzeit wurden noch die Juden um eine bestimmte Stunde der Nacht in ihrem traurigen Quartier, der von Spindler zum Schauplatz eines Romans gewählten Judengasse, eingeschlossen; auf ihren Spaziergängen um den Wall durften sie nur den Fahr- nicht den Fußweg betreten! das Mach Mores, Jud! hat bekanntlich Börne selbst sehr witzig auf den Frankfurter Senat angewandt, der nun auch vor den fremden bei ihm eingelegten Garnisonen Mores machen müsse. Die vierzehn nur erlaubten jährlichen Ehen sind zwar der Aufklärung der Zeit gewichen; sogar einige der reichsten Banquiers sind in das christliche Casino aufgenommen worden; aber sonst dauert die Abneigung und die Trennung immer noch fort. Der jüdische

Knabe ist in der kecken Sprache der Stadt ein „Judbebub“; die Casinos und die Gesellschaften vermischen sich nicht, die jungen noch so reichen und höchst gebildeten jüdischen Damen kommen mit den weiblichen Sprößlingen der stolzen Patriziergeschlechter in keinerlei Berührung; nur im Theater und Konzert läßt sich die Begegnung nicht vermeiden; sogar die Freimaurerlogen, die doch der Bruderliebe und dem Gott, der das höchste Wesen ist, mag er nun Brahma, Allah, Jehova oder Christus heißen, gewidmet sind, selbst diese schließen sich einander aus und mauern jede nach ihrem eigenen Religionsbekenntnisse. Wenn sich auch hier wohl manches zur Entschuldigung der Christen sagen ließe, und die Absonderung, deswegen, weil die Juden meist sehr wohlhabend sind, und immer den Chef von Frankfurt, Rothschild, an ihrer Spitze haben, öfters beinahe wie eine Farce herauskömmt, so kann sie doch für ein tieferes Gemüt nur verletzend wirken. Bei Börne war dies sicher der Fall; wenn ihm auch sein Talent, aus diesem ganzen Wust die Philisterey herauszuerkennen, davon eine mehr heitere, als trübsinnige Auffassung gestattete.

Ueberhaupt irrt man sehr, wenn man bei Börne in Betreff seiner jüdischen Herkunft jene übergroße Empfindsamkeit voraussetzt, die jetzt in der Behandlung der Emanzipationsfrage Sitte geworden ist. Freilich, da er früh Christ wurde, mag in ihm diese Stimmung auch schon allmählig verklungen seyn; in der Weise, wie sie sich z. B. in „den trauernden Juden vor Babylon“ und ähnlichen Versinnlichungen des Judenschmerzes ausspricht, kam sie entweder bei ihm nicht mehr auf oder hielt nicht lange an. Um aufrichtig zu seyn, Börne verhielt sich weniger emphathisch zu den neuern Versuchen für die Judenemanzipation, als manche seiner Frankfurter Freunde gern gesehen hätten. Es störte ihn teils die Einseitigkeit einer solchen Freiheitserklärung, die gleichsam nur für eine Klasse von Menschen fast aristokratisch erfolgen sollte, während er die ganze Menschheit in Fesseln und Banden

sah; teils kannte er die innere Organisation der jüdischen Gesellschaft zur Genüge, um nicht zu fürchten, daß der Geist der Geldsucht, die rein materielle Richtung der meisten Juden sich mit den Drängern der Menschheit verbinden und sich auf die Masse des ganzen Volkes werfen würde. Deshalb wünschte er, daß sich die Rothschilds taufen ließen. Wenn er auch in seinen Briefen dagegen protestirt, daß er die Rothschilds hasse, so entsetzte er sich doch vor der politischen Stellung, die die vorzugsweise jüdische Börse im modernen Europa einnahm, vor diesem Geist der Anleihen und der Papierspekulationen, wo mit den Thränen und dem Blut der Völker die Kurse der Staatseffekten notirt werden. So viel Mitleid er mit dem armen Manne hatte, der durch die Straßen seinen Zwerchsack trägt und nach den Fenstern der Häuser Handle! hinaufruft, so abscheulich war ihm der Vorschub, den die reiche Judenschaft der weltlichen Tyrannei leistet, so widerlich war ihm der Ehrgeiz der reichen Judenfamilien, wenn sie des Umgangs mit der christlichen Aristokratie sich rühmten und glücklich waren, ihre Töchter auf dem Ball eines Gesandten tanzen zu sehen. Börne hatte auch kein Interesse an der neuerdings üblichen zu übertriebenen Herausstellung der Nationalität und der sittlichen Sonderung, sondern wünschte eine Verschmelzung, eine völlige Germanisirung des Judenthums; wenigstens lassen sich die Stellen in seinen Briefen, wo er den ihm werdenden Mahnungen, sich der Judensache besser anzunehmen, ausweicht, nicht anders erklären; vor allen Dingen war ihm diese Sache keine Frage für sich, sondern sie hing ihm mit den Hoffnungen des ganzen deutschen Volkes, mit der Freiheit der ganzen Menscheit zusammen."

Auch in dieser warmherzigen Verteidigung des Juden Börne wahrt also Gutzkow den Standpunkt, auf den er sich in den angegriffenen Ahasverartikeln gestellt. Er entwirft dann ein sehr anziehendes Bild von den ersten bitteren Erfahrungen, die den Knaben Börne einschüchterten, von dem Spott

und Hohn, der ihn auf seinen ersten Schritten ins Leben hinein allenthalben verletzte, und verfolgt das jüdische Element in seiner ganzen Thätigkeit und seinem Leben.

Tiefere Eindrücke als diese litterarischen Beschäftigungen mit der Judenfrage vermittelte der persönliche Verkehr, den Gutzkow nach seiner Übersiedelung von Frankfurt nach Hamburg Ende 1837 mit mehreren jüdischen Familien pflegte. Und gerade in Hamburg wie in Frankfurt standen die beiden Religionen durch Jahrhunderte lange bis tief in die Gesellschaft eingreifende Absonderung sich scharf gegenüber und schwer auszurottende Vorurteile, Eifersucht und Neid in voller Blüte. Vor allem war es ein Haus, in das er durch Theodor Mundts Empfehlung eingeführt und bald als innigster Freund aufgenommen wurde, das des Dr. Assing, des Onkels der Fanny Lewald, der nach der Taufe seinen ursprünglichen Namen David Assur abgelegt und Varnhagens Schwester Rosa Maria geheiratet hatte. Die Familie des streng konservativ-jüdischen Gelehrten Dr. Steinheim in Altona schloß sich engbefreundet an[120]). In dem kleinen Häuschen Assings in der Poolstraße versammelte man sich zu häufigen litterarischen Abenden, wo mit verteilten Rollen alte und neue Meisterwerke der Litteratur gelesen wurden. Varnhagen hat aus seiner Schwester Nachlaß eine ganze Reihe Zettel von der Hand Gutzkows und seiner Frau aufbewahrt, auf denen die Rollen für die einzelnen Teilnehmer verzeichnet wurden. Außer den beiden Töchtern Ottilie und Ludmilla Assing werden Steinheim und Frau, ein Fräulein Slomann, die Herren Castro, Kirchner und Hagen genannt. Nicht nur der Litteratur aber galten diese Zusammenkünfte; in Assings und Gutzkows Haus traf man sich zu fröhlicher Geselligkeit und schöne Tage lockten hinaus in Hamburgs prächtige Umgegend. Der so traurig geendete Ludwig Wihl, der eine Zeit lang Gutzkows journalistischer Adjutant war und ihn auch gelegentlich in der Redaktion des Telegraphen vertrat, fand sich dazu, und zahlreiche Besuche

wie die Immermanns, Uffo Horns und vieler andern brachten eine rege Mannigfaltigkeit in jene Hamburger Epoche. Selbst Gutzkows Frau Amalie, die sich in der Elbestadt nie wohl fühlte und auch stets nur vorübergehend dort bei ihrem Gatten weilte, söhnte sich in Assings Haus mit der ihr unsympathischen Stadt aus. Nach dem Tode Assings (1842), der seiner geliebten Lebensgefährtin bald folgte, richtete sie an die verwaisten Töchter ein Schreiben, dessen herzlicher Ton uns am besten die innigen Beziehungen vergegenwärtigt, die beide Familien verband: „Lassen Sie mich einige Augenblicke in der Vergangenheit weilen", schrieb sie. „Lassen Sie mich zu Ihnen kommen in der Zeit da sie [die Mutter] noch lebte und über alles was sie umgab einen zauberischen Reiz ausgoß. Alles wehte mich so heimathlich an, wenn ich in Ihr Haus trat, Sie waren meine lieben Schwestern. Ihre Mutter kam mir wie die meinige vor. Wie war ich so still glücklich, wenn ich neben ihr auf dem Sopha saß und ihrer sanften Stimme lauschte. Sie Beide saßen bei mir, der Vater ging in seiner gewohnten Art ab und zu, alles war mir so bekannt, so traulich und lieb. Der Frisch kratzte an der Thüre und sprang mit seiner oft besprochenen Lebhaftigkeit ins Zimmer. Ich trennte mich immer so ungern von Ihnen. — Auch wie ich rückkehrte und Ihre Mutter, ach, so schmerzlich vermißte, war es mir doch als fühlte ich ihre Nähe, als müßte sie jeden Augenblick mit dem hübschen Gesicht, das ich so gerne angesehen hatte, eintreten.

Jetzt ist Alles anders geworden! Ich kann mir Hamburg nicht ohne Sie denken und doch sind Sie nur noch da um es bald auf immer zu verlassen. Es ist mir ein gar schmerzlicher Gedanke das mir so liebe und wohlbekannte Haus bald ganz verödet mir denken zu müssen. Alles fort was ich so lieb hatte!"

Was Gutzkow selbst dem Verkehr mit Assing verdankte, hat er in einem von wärmster Freundschaft durchklungenen Nekrolog, den er in Form eines Briefes an den Herausgeber

der „Europa“, August Lewald, sandte,[140]) mit schönem Freimut bekannt. Dieser Aufsatz gehört nebst dem über Rosa Maria Assing zu den besten Charakteristiken, die Gutzkow geschrieben. Er legt den Nachdruck nicht auf die geistige Bedeutung Assings, der für das Morgenblatt[141]) und für Musenalmanache Gedichte schrieb, sein menschlicher Wert, sagt er, war größer als die flüchtigen Erzeugnisse seiner Muse.

Er schildert ihn als ein Original, als eine etwas einseitige, aber tief angelegte Natur, als einen Humoristen, der aber nur im engsten Kreise seine Gabe entfalten konnte, der im Schoße seiner Familie ein eigenes Leben führte, das ihn von der Gesellschaft oft in schroffer Weise isolierte. Er war mistrauisch den Fremden gegenüber, aber er griff nie störend in die Gewohnheiten der Seinigen ein. Als Freund Justinus Kerners besaß auch er „jene wunderlichen Gegensätze zwischen Dämmerungsliebe und gesunder Erkenntnis des Tages.“ Wenn man deshalb an seiner Wahrhaftigkeit zweifelte, gab er diesen Widerspruch selbst zu, ohne sich ändern zu können. „Es gab gewisse Grenzen des Nachdenkens, über die er nicht hinausgehen wollte. Er bewegte sich immer in Kreisen, die er sich früher einmal gezogen hatte, und überließ es jedem Andern, sich seine Welt, so viel er wollte, zu erweitern; er allein ging über das, was ihm seit lange zu glauben und zu meinen behagte, nicht hinaus.“ Das erschwerte natürlich den Umgang mit Freunden, und Gutzkow schrieb diese „banale Einpferchung in einmal für ihn feststehende und oft sich widersprechende Thatsachen“ den Jugendeindrücken zu, die Assing von der romantischen Schule erhalten hatte. Seine Denkweise war reine Willkür des Gemütes und den Widersprüchen, wozu sie ihn in mündlicher Aussprache hätte führen müssen, wich er aus, indem er gar nicht stritt. „Es war oft kränkend für den Gegner, wenn er bei einem Meinungsaustausche alle Prämissen des Anderen zugab und doch hartnäckig in seine erste Behauptung zurückfiel. Er schien immer sagen zu wollen, es käme in dieser

Welt der Sinnentäuschung auf objektive Wahrheit nicht an... Nur in einem Betracht dagegen wohnte in seinem Gemüt kein unvermittelter Dualismus, im Sittlichen. Die Läuterung seines Charakters und seiner Sinne war rein und hier verschwanden alle inneren Gegensätze." Und nun folgt ein Geständnis Gutzkows, das für seine Entwicklung von hohem Interesse ist, das uns die persönliche Einwirkung Assings auf sein Wesen zeigt und außerdem einen Zug zu Tage fördert, der späterhin im „Uriel Acosta" das Grundmotiv des Ben Akiba werden sollte: das Festhalten an dem Alten, Liebgewordenen, das sich durch keine spätere Erkenntnis verdrängen läßt.

„Ich gestehe Ihnen, lieber Freund", schreibt Gutzkow an Lewald, „daß die Bekanntschaft mit einer aus so eigenthümlich zarten Stoffen zusammengesetzten Natur von großem Eindruck auf mich war . . . Durch Assing ist mir zum Erstenmale im Leben die Grenze alles Meinungskampfes klar geworden, wie ich ihn zum Erstenmal sah, kam ich ganz erhitzt, bestäubt, ja ich möchte fast sagen, verwildert aus einem Ideenfeldzuge, den ich Jahre hindurch hartnäckig geführt hatte. Mißgeschick hatte verbittert, Kummer war Galle geworden. Der Kampf war von den Gedanken auf die Personen übergegangen und fremde Rücksichtslosigkeit hatte die eigene erzeugt. Da lernt' ich diese Sinnpflanze Assing kennen. Ich erschrack, daß es Naturen gab, die in geistigen Dingen so zart angefaßt sein wollten. Seine Schonung gegen Andersdenkende, seine Geneigtheit, bei doppelsinnigen Gerüchten über die Menschen immer erst das Gute zu glauben, sein Aufschrecken bei jedem kränkenden, im Gegner die Persönlichkeit verletzenden Worte, alle diese Ausströmungen eines edlen und reinen Wesens zogen mich um so inniger zu ihm, als ich wohl fühlte, daß ihn die Wildheit der damaligen und noch jetzt üblichen Polemik und oft meine eigene Rücksichtslosigkeit beklemmen mußte. Ich schrieb damals den Telegraphen. Sie wissen, was für Späne fielen. Ein glückliches Geschick führte mich aber in Assings Nähe. Er wurde unwissentlich der Probirstein meines Styls, meiner Darstellung. Ich dachte immer, wie wird dies auf ihn wirken, kann ich jenes ihm unter die Augen treten lassen? Gern hätt' ich ihm jede Nummer unterschlagen, in der ich gezwungen

gewesen war, in einen groben Klotz einen groben Keil zu treiben. Ja, ich schrieb mich in ihn hinein, wie in mein eignes Gewissen ... Assing war im Urtheil und Umgang von einer Delikatesse, die man hätte weiblich nennen mögen. Sie ging zu weit, diese ängstliche Rücksichtsnahme. Ich selbst sah allmählig wohl ein, daß man wenigstens die Glocken der Zeit nicht mit Seidenfäden, sondern mit hanfenen Stricken ziehen müsse. Bei einer solchen Delikatesse konnte das Urtheil absterben, die Glut der Ueberzeugung gerieth in Gefahr, zu verglimmen. Aber für Assings Neigungen lag wenig an dieser Gefahr. Sein Blick war immer rückwärts gewandt. Neue Entwickelungen, gährende Zukunftselemente ließ er geduldig auf sich beruhen. Er schloß sich sogar methodisch gegen das erst Beginnende ab, es sei denn, daß ihn irgend eine Erscheinung plötzlich überrascht hätte. Dies traf ihn aber selten, und so geschah es, daß seine Umgebungen dem Neuesten sich zuwandten, während er selbst nur dem Alten lebte."

Da haben wir das Bild Ben Akibas, der nur im schon Gewesenen lebt, nur hier und da von einer „zu neuen" Meinung aufgeschreckt wird, aber bald auch sie wieder in das dichte Gewand seines unerschütterlichen Glaubens hüllt.

Gutzkow entwirft dann ein liebevolles Familieninterieur, wie Assing am Abend aus seinem Studierzimmer in den Kreis seiner Familie und ihrer Besucher tritt, und während ringsum der Streit über Strauß und Ruge, über George Sand und Theodor Mundt und alle Tagesereignisse der Litteratur wogt, an dem die jungen Töchter Ottilie und Ludmilla frühreif regsten Anteil nehmen, in stillem Sinnen einem Lieblingscitat des Hippokrates oder Homer nachhängt und es in den Gesprächspausen wie Prophetenworte aus einer andern Welt verkündet. Welchen Ton das Verhältnis zu Assing angenommen, beweist uns ein unveröffentlichter Brief Gutzkows, der die Antwort ist auf ein Freundschaftsgedicht, mit dem ihn Assing zum Weihnachtsfeste des Jahres 1838 überrascht hatte. Er lautet:

Welch innige Freude, mein verehrter Freund, haben Sie mir gestern Abend bereitet durch Ihre zarte Dichtung, die

mitten in die Weihnachtsluft hineinflog! Ich will aufrichtig seyn und hinzufügen, daß sich in die Freude auch ein tief gerührtes Erstaunen, eine wehmüthige Befremdung mischte, da unsere Bildungsgänge durch Alter, Zeitumstände und Lebensschicksale so verschiedenartig bedingt sind und wir uns wohl an gleichen Zielen treffen können, aber auf Wegen dahingelangen, die sich öfter durchkreuzen müßten, als sie nebeneinander laufen. Hab' ich mich doch längst gewöhnt, unser Verhältniß nur als einen wöchentlichen Markt zu betrachten, wo wir uns freuen, die auf verschiedenem Gebiet gereiften Früchte unsres Denkens und Strebens zu vergleichen und wenn sie uns gefallen, gegeneinander auszutauschen, betroffen oft und von meiner Seite wenigstens innigst erfreut, uns dabei manchmal in Sympathien zu begegnen, die wir bei einander nicht vorausgesetzt hatten. Wie ergreifend mußte da dieser unmittelbare, persönliche Zuspruch, den Sie mir in so lieber Form sandten, auf mein Herz wirken! Von dem, was ich nur für eine herzliche Bekanntschaft bisher gehalten hatte, sah ich nun, daß es eine stumme Freundschaft gewesen war, die in den schönen Strophen, die Sie mir sandten, zum Erstenmale beredt wurde.

Ich fühle wohl die mahnende Bedeutung Ihres Gedichts: Sie liegt mir hauptsächlich in der zart ausgedrückten Ironie, daß ich nicht vergessen möge, welcher Idee ich die Freude des Tannenbaums verdankte! Aber sicher zeigt auch dieser Widerspruch eines Freigläubigen mit der von ihm nicht verschmähten Feier der Weihnachtskrippe dasjenige an, was am Christenthum unzerstörbar ist; dies ist seine Verschmelzung mit der Sitte und fast der ganzen Lebensluft der neuen Welt. So denk ich mir auch die fromm, welche nicht die persönlichen sondern die historischen Wunder Christi anbeten, welche sich nicht an das Saatkorn, sondern an die reichaufgegangene Frucht des Evangeliums halten, an die Umgestaltung der Sitte, der Gedanken und Gefühle, die die Lehre bewirkte. Die Einen lieben das Christenthum als Traube, frisch vom Weinstock zu pflücken, die Andern trinken es als Wein, der durch die Kelter und die Gährung ging. Beide haben denselben Stoff, nur haben sie ihn in andrer Form.

Es eilt, daß mein Dankeszeichen an Sie abgeht; sonst würd' ich mehr sagen; denn für mich ist dies ein Gegenstand,

über den ich beredter für mich selbst, in stiller Vertrautheit mit dem Papierblatt, phantasire, als im Gespräch aufthauend mich ergehe. Herzlichen Festgruß an die Ihrigen, wenn sie von diesem unserm Verkehr etwas wissen. Heut Abend sind wir heiter beisammen!

Erhalten Sie mir Ihre prüfende Nachsicht, wie ich in aufrichtiger Neigung und wahrhafter Hochschätzung verbleibe

W. H. Ihr

am Weihnachtstage 1838. K. Gutzkow.

Noch heute lebt einer, der aus persönlicher Erinnerung jener Abende mit Stolz gedenkt, der Altonaer Dichter Heinrich Zeise, und in seinen „Erinnerungen eines norddeutschen Poeten" finden wir einen Leserollenzettel abgedruckt, der zeigt, in welcher Gesellschaft man sich an jenen litterarischen Theeabenden im Gutzkowschen oder Steinheimschen Hause befand:

Den 7. Februar 1841: „Clavigo" — Clavigo, Herr Kirchner, Carlos, Herr Dr. Gutzkow. Beaumarchais, Herr Rießer. Guilbert, Herr Dr. Steinheim. Buenco, Herr Wihl. Saint Georges, Herr Mosanto. Bedienter, Herr Hagen. Marie Beaumachais, Frau Amalie Gutzkow. Sophie Guilbert, Frau Steinheim. — Hierauf: „Die Heirat durch ein Wochenblatt." Außer den schon erwähnten Persönlichkeiten figurieren noch in dem Lustspiel: Storr, Herr Wienbarg, Charlotte Frl. Assing, Madame Fallberg, Frl. Ludmilla Assing. Zugleich ist aber auch schon die Rollenverteilung für Sonntag, 21. Februar, verkündet; an diesem Tage wird gelesen: „Die unglückliche Ehe aus Delikatesse" und Gutzkow als Graf Klingsberg. Auch Gutzkows erste Dramen fanden, frisch vom Schreibtisch weg, in diesem Freundeskreise ihre ersten Zuhörer.

„Es waren Abende und Menschen," fügt Zeise hinzu, „werth, daß man ihrer gedenkt. Karl Gutzkow in der ganzen herben Kraft des frischesten Mannesalters, dessen Schwelle er eben betreten hatte, neben ihm seine heitere sanfte Gattin,

welche immer aussah wie ein knospendes Mädchen. Das Lesekränzchen alternierte: es wurde einmal in der Gutzkowschen Wohnung, das andere Mal in derjenigen des Dr. Steinheim abgehalten. Diese lag in Altona, ein einstöckiges weitläufiges Renaissance-Gebäude, von dessen Fronten die eine nach der Elbe, die andere in den Garten blickte. Steinheim, früher Arzt, jetzt in behaglicher Ruhe eines reichen Besitzes sich erfreuend, war ein hochgebildeter Mann, in der Literatur daheim wie Wenige, sprachgewandt; vor allem aber ein tiefer Kenner und leidenschaftlicher Freund der Musik. Er hat nicht nur den Text zu verschiedenen Oratorien geliefert — z. B. zu Ferdinand Hillers „Zerstörung von Jerusalem", sondern solche und anderes auch selber komponirt. Seine Gattin, eine stille, receptive Natur, verband die besten Weltformen mit anmuthender Häuslichkeit. Damals stand die Emanzipation der Juden auf der Tagesordnung der Welt in Hamburg; Steinheim war einer ihrer glänzendsten Verfechter, ward aber weit überholt von einem anderen Mitgliede des Gutzkowschen Lesekränzchens, seinem Freunde Gabriel Rießer."

Zeise gedenkt dann noch Ludwig Wihls, des „allezeit reimfertigen Poeten, liebenswürdigen Menschen und trefflichen Gesellschafters," Ludolf Wienbargs und der beiden Schwestern Assing, von denen Ottilie, neben Gutzkows dominirendem Talent, die beste Leserin des Kränzchens war.

Uns interessiren hier zwei Namen, vor allem: Steinheim und Rießer, da sich zwischen diesen drei Freunden — Gutzkow inbegriffen — wenige Monate nach jenem von Zeise geschilderten Leseabend eine öffentliche Polemik über die Judenfrage entspann, die für alle Beteiligten sehr charakteristisch ist.

Unter den Altonaer Aerzten, erzählt Zeise weiter, erfreute sich damals Dr. Salomon Levi Steinheim eines sehr geachteten Namens; er war am 6. August 1789 zu Bruchhausen geboren, hatte im Jahre 1811 in Kiel promovirt, und ließ sich dann als Arzt in Altona nieder. Hier zeichnete er sich

besonders im Jahre 1814 aus, indem er den von Davoust Vertriebenen, unter welchen ein pestartiges Fieber ausbrach, die aufopferndste Hilfe leistete. Steinheim veröffentlichte verschiedene medizinische sowie naturwissenschaftliche Abhandlungen, doch war er gleichzeitig ein begeisterter Verehrer der Poesie und, wie schon erwähnt, selbst mit einigem Talente begabt. Das zeigt besonders sein Buch „Sinai, Gesänge von Obadiah, dem Sohne Amos" (1824), die 1837 in zweiter Ausgabe erschienen; auch schrieb er manches Gedicht für Gutzkows „Telegraph". Mitte der vierziger Jahre verließ er Altona und wandte sich nach Rom; erst 1855 kehrte er aus Italien zurück. 1865 sah Zeise ihn zuletzt; Steinheim hatte Kopenhagen besucht und berührte auf seiner Rückkehr Altona; er war lebhaft und mitteilsam, sein weißes Haar wallte ihm auf die Schultern hernieder. Am 18. Mai starb er in Zürich; er ruht auf dem israelitischen Kirchhof in Altona.

Gabriel Rießer hatte Gutzkow, wie wir sahen, 1834 in Hamburg kennen gelernt. In den nächsten Jahren lebte der jüdische Emanzipationskämpfer in Bockenheim bei Frankfurt und war ein häufiger Gast in Gutzkows Haus, ja er war wohl einer der ersten, die von Gutzkows junger Hausfrau 1836 bewirtet wurden. An seine Freundin, Frau Doktorin Haller in Hamburg, schrieb Rießer am 18. November:

„Vorgestern war ich von Gutzkow, der sich im Sommer in Frankfurt verheirathet hat, und den ich bisher noch sehr wenig gesehen habe, eingeladen worden, hauptsächlich um die Bekanntschaft Laube's zu machen, der sich vor ganz Kurzem in Leipzig mit einer jungen, hübschen und angenehmen, auch, wie ich höre, reichen Wittwe verheirathet hat, und auf einer Reise, die er mit seiner Neuvermählten machte, einige Tage hier verweilte. — —

Außer auf Laube war ich noch auf Heinrich König aus Hanau eingeladen . . . Er hat sich als liberales Mitglied der Kurhessischen Ständeversammlung Achtung erworben, und namentlich bei der Judensache eine seltene Wärme an den Tag

gelegt . . . Einen Augenblick ehe er kam erfuhr ich noch zur rechten Zeit von Gutzkow, daß er Belletrist ist, daß er darauf weit größeren Werth als auf seine politische Stellung legt, und daß er u. A. einen Roman „Die hohe Braut“ geschrieben hat, den Gutzkow sehr lobt . . . Es waren noch mehrere, meist ziemlich angenehme Gäste da, und es war recht unterhaltend. Gutzkow und seine junge Frau, ein ansprechender, freundlicher süddeutscher Charakter, schienen sich sehr darin zu gefallen, die Wirthe zu machen und thaten ihr Möglichstes zur Unterhaltung und zur Bewirthung ihrer Gäste.“ [143])

Auch Gutzkow gedenkt in den „Rückblicken“ [144]) dieses Tages und des bescheidenen Hausrates seiner jungen Ehe und erzählt humoristisch, wie Rießer mit einem der zierlichen neuen Stühle, dem er bei Tisch die Probe des Schaukelns zumutete, beinahe zusammenbrach, wie Eli, der Hohepriester, von dem auch die Schrift sagt: „denn es war ein zentnerschwerer Mann.“ [145]) Im August 1837 machte er mit Rießer eine dreitägige Tour zum Gutenbergfest in Mainz. „Auf dem Frankfurter-Mainzer Eilwagen saß vorn ein Schatten vom Gespenst des jungen Deutschland, ich selbst, und in der Mitte Rießer, oder was dasselbe sagt, die Emanzipation der Israeliten.“ [146])

Wie Gutzkow und König gehörte auch Rießer zu den wenigen Schriftstellern, die auf diesem Tage das geistige Element der Presse gegenüber dem zahlreichen technischen der Schriftsetzer und Schriftgießer vertraten und als Festredner der Feier ein unbeabsichtigtes Relief gaben, indem sie nämlich gegen die komische Wichtigkeit, die sich die Versammlung beilegte, opponierten, nur sprachen, um die Nichtigkeit des Ganzen zu beweisen und mit großer Mehrheit überstimmt wurden. Heinrich König geschah es sogar, daß ihm in seiner Rede auf die deutsche Preßfreiheit vom Präsidenten der Versammlung das Wort entzogen wurde und er nur mit Rücksicht auf die lebhaft geäußerte Teilnahme vieler Anwesenden wenigstens kurz schließen konnte [147]).

Weitere Urteile über Gutzkow finden sich in Rießers Briefen leider nicht, abgesehen von einer Erwähnung des Romans „Seraphine“, über den er jedoch nur fremde, absprechende Kritiken erwähnt [148]).

Durch Gabriel Rießer nun wurde Gutzkow ein echt tragisches Motiv vermittelt, das im „Uriel Acosta“ zu einem Hauptthebel der ganzen Handlung geworden ist: Das Eintreten für eine Sache, der man innerlich nicht mehr angehört, zu der man sich jedoch bekennt, weil sie eine verfehmte ist. Der tapfere Emanzipationskämpfer war alles eher denn ein orthodoxer Jude, er bekannte sich persönlich zu einem aufgeklärten Deismus, aber er wies es zurück, „auf diese besondere Gesinnung seine Ansprüche auf bürgerliche Gleichstellung nur im mindesten“ gründen zu wollen. Er gestand von sich selbst offen zu, „daß er zu den Freien“ gehöre, daß es ihn nicht einmal so viel Ueberzeugung koste, sein Judentum einfach aufzugeben. Aber solange seine Stammesgenossen noch bürgerlich unterdrückt waren, hielt er diese Lossagung für eine Feigheit. Im Kampf um die Emanzipation wollte er durchaus als Jude betrachtet werden; er machte das Gefühl der Ehre zum Ausgangspunkt seiner ganzen Polemik, nicht das nüchtern bürgerliche Recht, vielmehr die Humanität im Sinne Lessings und Herders. „Fort mit aller bürgerlichen Gleichstellung“, ruft er in seinen „Jüdischen Briefen“ [149]) „wenn sie durch das kleinste Opfer der Ehre erkauft werden soll“.

Wie scharf Gutzkow mit Uriels Denkweise eine speziell jüdische Volksempfindung, die also auch im Drama von einem besonderen Gewicht ist, traf, beweist uns eine Stelle aus einer Schrift eines jungen jüdischen Gelehrten, H. B. Oppenheim „Studien der innern Politik“, wo es in dem Kapitel „Ueber das Bürgerthum der Juden“ heißt:

„Sehr Viele unter uns, und nicht die Schlechtesten, halten es für feige Perfidie, sich der Gemeinschaft mit den Zurückbleibenden zu entziehen, so lange noch eine Fessel die Be-

drückung zusammenschnürt, so lange der Uebertritt noch weltliche Vortheile bringt."

Auch bei andern bedeutenden Juden, z. B. Auerbach, tritt uns diese Empfindung entgegen. So schreibt dieser noch am 4. November 1875 an seinen Freund Jacob Auerbach: „Vor mir liegt eine Broschüre: „Der zerstörende Einfluß des Judenthums im Deutschen Reich." Die Verfasser wissen, daß sie lügen und thun's doch! Da muß man sich wieder zu seinen Stammesgenossen stellen." Und dieselbe Empfindung liegt zu Grunde, wenn er an dem Dichter Moritz Hartmann tadelt, daß er sein Judentum so verhehlt habe: „und er war doch eine innige familienanhängliche Natur."[150]) — In jedem Fall hat Gutzkow hierin ein poetisch ungemein fruchtbares Motiv entdeckt.

Durch Rießer hatte Gutzkow wahrscheinlich auch Steinheim kennen gelernt, der ebenfalls aus Ueberdruß an den bürgerlichen Verhältnissen seiner Glaubensgenossen Altona verlassen hatte und ein häufiger Gast in Bockenheim war. 1838 kehrte Steinheim in seine Vaterstadt Hamburg zurück, Rießer folgte ihm 1840, nachdem er vier Jahre seine Heimat gemieden.

Steinheim nun, den Gutzkow „leicht den tiefsten unter den jetzt lebenden deutschen Juden" nannte[151]) und der ein fleißiger Mitarbeiter des „Telegraphen"[152]) war, hatte 1840 eine Schrift veröffentlicht: „Meditationen über die Verhandlungen betr. die bürgerliche Stellung der Mosaisten in den Ständeversammlungen Schleswig-Holsteins. Neue Folge", und Gutzkow schrieb darüber einen größeren Aufsatz[153]), der für die hier behandelte Frage wichtig ist, da er eine teilweise Abweichung von früher gethanen Äußerungen bedeutet und seinem Verfasser eine heftige Abfertigung seines Freundes Rießer eintrug, wogegen Dr. Steinheim zwischen beiden zu vermitteln suchte.

Gutzkow lobt in seiner Kritik die reife, selbständige Urteilsweise Steinheims. In der Emanzipationsfrage jedoch weicht

er von ihm ab. Er hegt keinen Zweifel an der moralischen Berechtigung der Juden, er wünscht ihnen in Holstein und Schleswig wie **überall die vollkommenste bürgerliche Gleichstellung.**

„Die Emanzipation des Judenthums“ fährt er dann fort, „ist als Prinzip unter den Gebildeten wohl längst entschieden. Anders gestaltet sich jedoch die Frage auf dem praktischen Gebiet. Was ich oft schon an andern Orten ausgesprochen, daß die jüdischen Anwälde ihrer Natur- und Bürgerrechtsansprüche nicht glücklich in dem Ton sind, der bei dieser Debatte angeschlagen sein will, gilt auch hier. Es ist eine fast kränkende und jedenfalls bei vielen Christen nur erbitternd wirkende Methode, in welcher von jüdischen Schriftstellern diese Frage behandelt zu werden pflegt. Sie kämpfen nur gegen unsere christliche Tyrannei und vergessen, daß die Stellung der Juden in Deutschland eine Folge des Vorurtheils ist. Vorurtheile lassen sich allerdings beim Gebildeten wirksam bekämpfen; aber auch selbst bei diesem nicht so schnell ausrotten, als sich Rießer, Steinheim u. A. einbilden. Wir Christen sollen uns in die Gefühle der Juden versetzen und thun dies mit aller Antheilnahme, der ein gefühlvolles Herz nur fähig ist, und keinem Juden fällt es ein, sich in den Mittelpunkt der Stimmungen zu versetzen, die der Christ gegen den Juden hat. Wir sollen mit Gewalt in den Juden nichts sehen, als die Erben eines jahrtausendjährigen Elends, eine Pariakaste, Heloten, während unsere Erziehung, unser Religionsunterricht uns mit einer Idiosynkrasie gegen das Judenthum ausgestattet hat, die wir nicht so über Nacht in uns unterdrücken können ....

Der Haß gegen die Juden ist uns Christen schon eingeflößt, als wir lesen lernten. In der Bibel beim ersten Religionsunterricht sahen wir das Christliche sich streng vom Jüdischen ausscheiden. Wir lernten in den Schulen Judenknaben kennen, die in ihrer meist schlechten häuslichen Erziehung, (die Kinder reicher Juden werden meist wie die Junker erzogen) in ihren

bekannten, zu Spitznamen herausfordernden Eigenheiten uns frühe lächerlich erschienen. Wir wissen, daß der Jude ein eigengeschlachtetes Fleisch ißt, keine Gemeinschaft mit unserer Kost haben darf; kurz die Abneigung des Christen gegen den Juden ist eine physisch-moralische Idiosynkrasie, gegen die sich eben so schwer ankämpfen läßt, wie gegen den Widerwillen, den Manche gegen Blut oder gegen Insekten haben. Es ist schmählich, daß wir dies Geständniß machen müssen. Aber es ist dem einmal so und wird sich vielleicht erst durch die Emanzipation selbst bei uns verlieren. Die Schmach trifft das Vorurtheil unserer Eltern, die Sorglosigkeit unserer Erzieher, den jahrtausendjährigen Fluch der historischen Vergangenheit. Wir erleben Fälle, daß Christen einen Juden zum intimsten Freunde haben können, und doch würden diese allen Juden nimmermehr einräumen, was sie dem Einzelnen mit Freuden gestatteten . . . Wir sind der Meinung, daß wir unser Vorurtheil bekämpfen sollen, und daß es im Laufe dieses Jahrhunderts durch das allgemeine Nivellement aller Prinzipien und historischen Beziehungen so gut wie ausgerottet sein wird, aber es heißt ein großes Heldenthum bei uns voraussetzen, wenn wir so schnell, wie es jene Anwälde wollen, über uns Herr würden. Wir sind keine Helden: am wenigsten in Masse; noch weniger als Gesetzgeber für diejenigen, die sich noch nicht einmal bis zum Prinzipiellen der Judenemanzipation aufgeschwungen haben."

Gutzkow tadelt daher das Ungestüm, mit welchem die bürgerliche Gleichstellung von den Juden gefordert wurde, den Spott Steinheims gegen die dem Judentum feindliche Majorität in Schleswig-Holstein, und die schroffe Art gegen die, „welche ihre Hingebung an diese Frage allerdings mit Klauseln noch erst verwahrten und jedenfalls verriethen, wie sauer ihnen der Kampf gegen sich selbst werde, der Kampf gegen das, was dem Christen gegen den Juden angeboren und anerzogen wird, die aber doch in der Minorität für die Juden stimmten."

Der unbedingt fordernde Ton der Steinheimschen Broschüre sei der Sache nachteilig, er lasse die Billigkeit für Thatsachen vermissen, an die die Christen gebunden seien. Daß die Juden in Schleswig-Holstein nur in sieben Städten wohnen dürften, sei für die Christen allerdings Veranlassung, „halbverschämt niederzublicken". Aber Gutzkow führt dann einen handelspolitischen Gedanken in die Debatte, dessen Widerlegung er hinterher selbst als möglich zugiebt, den er nur anführt, um die Motive vollzählig aufzureihen und damit er eventuell von den Freunden der Emanzipatian als unhaltbar bewiesen werde, nämlich die Furcht des „armen christlichen Landbewohners und Handwerkers", der bei der ohnehin auf die Spitze getriebenen Künstlichkeit des modernen Staates, bei der Unsumme der Abgaben, bei den Stockungen des Gewerbes und der ganzen unsäglichen Last der Selbsternährung nun noch in all seiner Not die Chance erleben soll, daß Juden, die bisher vom Handel sich ernährt haben, ihm als Konkurrenten beigesellt werden, Juden, die von ihren Verwandten oder betriebsamen Geschäftsfreunden in Altona und Hamburg Geld genug bekommen werden, um aus ihrem Ackerbau gleich Güterpachtungen, aus dem bescheidenen Handwerk gleich den Einzelnen ruinirende Fabriken zu machen." Dieser selbe Gedanke des engen Zusammenschlusses der Juden klingt, in das grobe Vorurteil der Masse übersetzt, aus dem folgenden Satze heraus: „Weit ersprießlicher als die Strenge ihrer Forderung wär' es, wenn die jüdischen Schriftsteller uns über die innern Angelegenheiten ihrer Gemeinde aufklärten, wenn sie uns die Parteien schilderten, in welche die Juden kirchlich und gesellschaftlich verfallen sind, wenn sie uns von der vielleicht thörichten Furcht befreiten, daß wir durch die Emanzipation neben unserm alten, noch einen neuen Adel bekommen, eine zusammenhängende Kaste, wo die jüdischen Gerichtspräsidenten ihre jüdischen Vettern und Schwäger schneller ins Assessorat bringen würden, als die christlichen Mitbewerber."

Zum Schluß normiert Gutzkow dann seinen damaligen Standpunkt folgendermaßen:

„Verlange der Israelit Eines nicht, zur Staatsverwaltung und zur Erziehung (in Schulen) zugelassen zu werden; denn grade das, was den Unterschied der Juden und Christen macht, liegt in der Familie und die fortgesetzte Familie ist der Staat. Die Erziehung des Juden ist bis jetzt auf seine Unterdrückung basirt und es wird lange währen, bis die daraus entspringenden Maximen sich werden abgestumpft haben. Die jetzige jüdische Erziehung bietet uns keine Garantie, daß der jüdische Beamte die weise Zurückhaltung und Mäßigung besitzen wird, die wir uns wenigstens einbilden, durch die christliche Erziehung zu zeitigen. Und wenn es uns auch zur Schande gereicht, daß die Juden bisher wie Knechte gehalten wurden, so wäre diese Ausdehnung der Buße, die Juden nun dafür zu unsern Herren zu machen, wohl Narrheit. Wir haben in dieser Hinsicht an unsern Adligen genug. Sonst aber — befreit den Juden von allem Druck, in dem er zur Entwürdigung seiner und unserer Menschlichkeit lebt. Wirkt in der Erziehung gegen den Judenhaß. Laßt dem Juden jede Freiheit, sich einen Erwerb zu wählen und zu treiben, wie und wo er will. Führt diese Maßregel mit Schonung der christlichen Interessen nach und nach ein: steigert den Judenhaß nicht durch zu schnelles Dekretiren von oben herab, sondern gebt z. B. im Holsteinischen Stadt für Stadt frei, Gewerb für Gewerb, bis die Furcht vor einer plötzlichen überflutenden Oeffnung des alten historischen Dammes vorüber ist. Müssen wir uns Christen in unsern theuersten Interessen doch gefallen lassen, daß man nach und nach auch unsern Wünschen erst entgegenkommt, z. B. in Preußen zu einer Gesammtverfassung erst durch die Provinzialstände, so seh' ich nicht ein, warum die Judenfrage so durch einen Zauberschlag gelöst werden soll. Endlich gebe man jede wissenschaftliche Betriebsamkeit, wo der Einzelne sich an den Einzelnen zu wenden hat, Advokatur,

medizinische Praxis, den Katheder der Universität frei. Man lasse die Juden in die Ständeversammlung, wo sie ja ihr Volk zu vertreten haben, wenn anders die Vertretung eine für Stände, Innungen und Korporationen ist."

Diese Kritik zeigt uns klar, in welcher Weise Gutzkow seine journalistische Feder führte. Er ist im Prinzip mit der Befreiung der Juden völlig einverstanden. Aber da es sich um die praktische Durchführung eines Prinzips handelt, das noch nicht einmal allgemeiner Anerkennung sich rühmen darf, stellt er sich auf den status quo, analysiert er die Thatsachen, die der Verwirklichung jenes Prinzips entgegenstehen, forscht er nach ihren Ursachen, kurz versetzt sich „in den Mittelpunkt der Stimmungen, die der Christ gegen den Juden hat." Genau so war er 1837 in den „Zeitgenossen" vorgegangen[154]). Gutzkow fixiert also die bestehenden Verhältnisse, er eilt nicht leichtsinnig über sie hinweg, um sein Prinzip zu retten, sondern er fragt, welche Folgen die einmal bestehenden Thatsachen für die Praxis haben, und kommt dabei zum Schluß, daß mit ihnen gerechnet, daß auf sie Rücksicht genommen werden müsse, wenn das Prinzip selbst nicht Gefahr laufen solle. Er verteidigt daher jenes an den Christen konstatierte Vorurteil, ihre mehr oder weniger egoistisch begründete Ablehnung der Judenbefreiung nicht; er schaltet mit Absicht seine persönliche Ansicht aus, und nur wer jene Epoche des Zensurdruckes, der Verbannung des freien Wortes kennt, vermag zwischen den Zeilen zu lesen, kann auch hier die Beobachtung machen, in welcher — nicht nachteiligen — Weise die Zensur zur Förderung des Stils beigetragen hat.

Wenn noch der Leser von heute bei den Einzelheiten des obigen Artikels aus dem „Telegraph" vielleicht stutzen wird, im März des Jahres 1842 erregte Gutzkows Kritik Alarm; man beschuldigte ihn, der, wie er selbst sagt, „seit zehn Jahren in der Hauptsache für die bürgerliche Gleichstellung der Juden geschrieben," des Judenhasses. Nur der Verfasser der von Gutzkow

kritisierten Schrift, Dr. Steinheim selbst wurde seinem Freunde gerecht, und wie Gutzkow nicht lange vorher der erste und einzige war, der Steinheims Ehre vertrat, als eine später bestrafte Verleumdung seinen Ruf bedrohte, trat jetzt auch der jüdische Gelehrte für seinen christlichen Kampfgenossen in die Schranken.

Philippson, der Redakteur der 1837 gegründeten Zeitung für das Judentum, deren exclusive Tendenz Gutzkow seiner Zeit, wie wir hörten, als einen Fehler seitens der jüdischen Partei rügte, — dieser selbe Philippson hatte die Besprechung des Steinheimschen Werkes aufgegriffen und zum Gegenstand einer Polemik gemacht, die von persönlichen Verdächtigungen über Gutzkows Stellung zur Judenfrage wimmelte. „Er hat," schreibt Gutzkow, „mit meiner offenen Gesinnung in dieser Frage versteckterweise die Volte geschlagen, und durch eine erkünstelte falsche Brechung der Lichtstrahlen als grau herausgebracht, was in mir stets für die Sache der Juden als grüne Hoffnung lebte." Philippsons Ausführungen waren in den „Adreß-Komptoir-Nachrichten" zu Altona abgedruckt worden, und sofort darauf veröffentlichte Dr. Steinheim, der in Altona wohnte, in diesem selben Blatte eine umfangreiche Erklärung, daß er den misbilligenden Urteilen über Gutzkows Bemerkungen nicht zustimmen könne, daß er im Gegenteil die Entschlossenheit loben müsse, mit der Gutzkow „jene menschenfeindliche Gesinnung beim rechten Namen nennen wollte, die selbst eine gesetzgebende Versammlung der Geißel eines gerechten Unwillens preisgeben konnte. Nur bezeichnen und erklären — nicht aber rechtfertigen; nur begraben, nicht parentiren wollte er [Gutzkow], und „Vorurtheil" nannte er das Ungethüm, dem er das Kainsmaal eingebrannt!"

Steinheim definiert darauf jedes Vorurteil als ein „Urtheil vor seiner Reife durch gewissenhafte Forschung" und nennt es die „Schmach und Schande des Rohen, Unvernünftigen." Er erläutert dann die verschiedenen Arten dieses Fehlers, das religiöse Vorurteil, das Vorurteil der Racen

und der Kasten, die „sogenannte Ehre von der Kavalier-perspektive“ ꝛc. Wie nach der französischen Revolution das Vorurteil der Race in der deutschen Nation wieder herrschend wurde, erklärt er auf folgende Weise: „Nach dem Falle des großen Kaisers ward das Land des Gehorsams (wie Deutschland von den Jesuiten genannt wird) ein Sklav des uralten Vorurtheils der Race; freilich ward dies zunächst gegen das feindliche Franzosenvolk gerichtet, allein gleichzeitig gab sich die nächste Consequenz dieses Vorurtheils als das der Ungleichheit der Menschen und der religiösen Überzeugungen kund . . . Ein heuchlerischer Geist bemeisterte sich des jugendkräftigen, bethörten Volkes. Man gab ihm ein seltsam-widerliches Gemengsel religiös-politischen Aberglaubens; man redete ihm wunder was von Erhabenheit und Reinheit seiner Race ein, und trieb es, als man es im Garn hatte, damit es durch eignen Frevel sich beflecke, zur frechen Gewalt gegen wehrlose, harmlose Menschen, deren Verwandte noch kurz vorher mit in seinen Reihen gefochten und geblutet hatten . . . Und Gutzkow sollte der Mann sein, einem solchen Ungeheuer von Vorurtheil seine Feder zu leihen? Nimmermehr!“ Gutzkows Standpunkt, von dem aus er die „Meditationen“ betrachtet habe, sei der einzig richtige, die Erklärung, mit der er seine Kritik eröffnet, daß die Emanzipation des Judentums als Prinzip unter den Gebildeten längst entschieden sei, sichere ihn vor jeder Misdeutung und sei zugleich die erste Lektion, die Gutzkow „auf eine mildere, verblümte Weise, die er für die wirksamere hält“, denen, die gemeint seien, gegeben habe, daß nämlich die Ausnahme im Gesetz, der Gegensatz von Praxis und Theorie, das Gesetz zerstöre und Gewalt für Recht handhabe. Wenn Gutzkow darüber spotte, daß das Vorurteil gegen die Juden so „über Nacht“ ausgerottet werden solle, so wolle er damit sagen, daß der Charakter, den es verbildet, aus dieser Verkehrtheit sich nicht so schnell und leicht zu erheben vermöge. Gutzkow klage die christliche Erziehung und den christlichen Religionsunter-

richt an; auch dies involviere eine scharfe Predigt an alle Erzieher und Religionslehrer, die bis heute, statt mit Sitte und Vernunft, mit Haß und Dummheit die Jugend freventlich aufziehen.

So folgt Steinheim seinem Kritiker auf seinen Gedankengängen und nimmt ihn Schritt für Schritt in Schutz. Nur darin thue Gutzkow den Vorkämpfern der Emanzipation Unrecht, daß er ihnen Egoismus vorwerfe. „Schon der bloße Beruf, ein Vorurtheil zu bekämpfen, mußte uns auf einen weiten Kampfplatz stellen, und wie wir für unsere Sache stritten, stritten wir gleichzeitig gegen alle die Vorurtheile, die mit dem, das uns drückt, entweder zusammenhängen oder es erzeugen.“ Zum Schluß faßt er seine Ansicht in diesem Urteil zusammen: „Wir müssen es dem Scharfsinn Gutzkows danken, wenn er, einem wackern Chirurgen gleich, die Eiterbeutel Europas genau diagnosticirt und sein zweischneidiges Bisturi tief hineinsenkt. Dieses Blutschwär des Vorurtheils ist durchstochen und seiner ätzenden Jauche ein Ausweg gebahnt. Er kannte das Uebel in seinem ganzen Umfang, er hat ihm das Glüheisen applicirt und wendet nunmehr die ätzendsten Mittel an.“

Wir sehen also, daß Gutzkow hier von einem der damaligen jüdischen Führer der Emanzipationsfrage als ein epochemachender Vorkämpfer gefeiert wird.

Noch weit interessanter, vor allem für Gutzkows religiöse Stellung zur Judenfrage, sind die Bemerkungen, die Gutzkow dieser Erklärung Steinheims voranschickte, als er sie in seinem „Telegraph“ wieder abdruckte[155]). Der Prozeß zwischen Juden und Christen, äußert er hier, werde am besten nicht von den Beteiligten selbst, sondern von einer „unparteiischen dritten Klasse“ geführt, von der „philosophischen und litterarischen Fraktion unserer Tage, die sich von den gegebenen Bedingungen eines speziellen, politischen oder kirchlichen Glaubensbekenntnisses losgesagt hat, und in einer Restauration der Vernunft und

Billigkeit gegen die Unbill der Geschichte ihre Ehre findet." Er selbst bekenne sich „mit Herz und Mund" zu dieser Richtung. Er habe vor wenigen Jahren die Isolierung der Juden in speziellen Zeitschriften getadelt. Die von ihm verheißenen Früchte dieser Isolierung seien in der That schon reif geworden. Die Diskussion über die bürgerliche Gleichstellung der Juden sei ins Stocken geraten, die jüdischen Zeitschriften würden in der Christenheit ignoriert. Der jüdische Autor, nur zu Juden redend, vergesse oft nur zu sehr jede billige Rücksicht auf das christliche Gefühl. Indem die isolierte Existenz des Judentums gleichsam der christlichen Nichtswürdigkeit in die Schuhe geschoben werde, höre die Möglichkeit einer besonnenen Verständigung auf. Das wahre Motiv seiner Einwände gegen Steinheims Schrift habe er [Gutzkow] in der angefeindeten Besprechung nur angedeutet. Die Methode Steinheims scheine ihm deshalb den Juden nicht nützlich, weil sie die Christen teilweise reize und beleidige. „Der Christ ist kein solcher Tyrann, wie meist der Jude ihn darstellt. Das Vorurtheil gegen die Juden entsteht bei uns nicht aus einem bösen Herzen, nicht aus einem niederträchtigen Haß und Unterdrückungseifer. . . . Ich habe nicht das Vorurtheil der Christen vertheidigt, sondern es nur hingestellt als etwas tief eingewurzeltes, als ein Erbübel, daß sich weder durch Witz, noch Spott, noch durch überheftige Demonstrationen über Menschenrecht und Staatszweck wird ausrotten lassen, sondern das man ganz entgegengesetzt anfassen muß, um es ohnmächtig zu machen und unserer besseren Ueberlegung zu unterwerfen . ." Das schnelle und scharfe Replizieren auf ein scheues, tief religiöses Gefühl des Christen habe ihm als Christen so wehe gethan, daß er sich gegen diese Methode Steinheims habe wenden müssen, „wenn wir Schriftsteller anders uns nicht den Vorwurf machen wollen, daß wir jedem Stichwort des Tages so auch der Emanzipation, mit blinder Sklaverei und Selbstentäußerung nachlaufen."

Darauf folgt eine bedeutsame Erklärung: „Meine Einwände gegen Steinheim waren gemüthliche. Ich weiß recht wohl, daß man mir den Vorwurf machen kann, daß es mit meinem Christentume nicht weit her ist; aber es giebt denn doch gewisse Stimmungen, die wir respektirt zu sehen wünschen und die wir unmöglich mit in den großen Kessel, worin der Liberalismus alles Positive zerkocht, so hineinwerfen können. Ich habe nie und nirgends gerathen, in Dänemarks deutschen Herzogtümern das Werk der Emanzipation zu behindern; ich habe nur gewisse Umstände geltend gemacht, die man nicht ganz in dieser Frage außer Acht lassen solle, besonders die Verblendung der christlichen untern Volksklassen, denen wir zu dem socialen Jammer, an dem sie genugsam leiden, nicht allzuschnell etwas fügen wollen, was, wenigstens jetzt noch, sie für kein geringes Uebel ansehn. Ich habe gesagt, dem Juden gebühre, da er nicht einwanderte, sondern unter uns geboren wurde (also für seine Geburt nicht kann), Alles, dessen sich der Christ erfreut, und nur zwei Dinge hab' ich ausgenommen: 1. die Erziehung, 2. die Beamtenkarriere. Erzieher und Lehrer kann der Jude in einer christlichen Schule nicht werden, natürlich in Fächern ausgenommen, die mit dem moralischen Bestandteile des Unterrichts in keine Kollision kommen. Daß ich den Juden nicht am Staatsruder sehen möchte, hat Herrn Dr. Philippson ganz besonders indignirt. Ich muß ihm aber sagen, daß ich glaube, kein demokratisch gesinnter Schriftsteller dürfe mit so besonders lüsternem Auge nach dem Heu in der großen Staatskrippe trachten, und daß ich mir gedacht habe, dem Juden, als einem Liberalen, müsse gar wenig daran gelegen seyn, Hofrath zu werden. Da Herr Dr. Philippson auf seine deßfallsigen Aussichten aber so großes Gewicht legt, so muß ich sagen, daß der Jude zwar Gemeindebeamter (durch Wahl) werden möge, aber nicht Staatsbeamter, weil 1) die Juden zusammen eine Art Kaste bilden könnten und wir an dem sich einander poussirenden Adel bereits Kaste genug haben, und 2)

weil die christliche Majorität noch zu unaufgeklärt ist, um sich denken zu können, bei einem jüdischen Beamten werde man gut berathen seyn. Man sehe doch nur in den Rheinprovinzen, wie gehässig es gefunden wird, wenn Protestanten Beamte über Katholiken werden! Ohnehin ist es der Grundsatz des freien Staates (und nach dem zielen wir doch), daß man sich nur von seines Gleichen in Sitte, Gesinnung, Glauben, Erziehung will regiert sehen. Und zuletzt sollt ich meinen, der fromme Jude (und das ist doch der normale, nach dem sich die Gesetzgeber richten müssen) sollte kaum begehren, an dem christlichen, also unreinen Staate theilzunehmen. Ich meine, es ist nicht bloß Klugheit, sondern vielleicht etwas mehr, was bei Lessing den weisen Nathan bestimmt, die ihm angebotene Stelle eines Defterdar auszuschlagen."

Dieser Artikel Gutzkows gab Rießer Veranlassung, im 2. Heft seiner „Jüdischen Briefe"[156]) eine heftige Polemik gegen seinen Freund zu führen. Er erklärte, daß sein ganzes, bisher erfolgloses Streben nicht auf Beseitigung des Vorurteils, sondern des politischen Unrechts gerichtet sei, weil letzteres einfach durch einen Akt der Gesetzgebung gut gemacht werden könne. Gutzkows Rücksicht auf einmal bestehende Vorurteile und die Schonung derselben nennt er Feigheit. Rießer erinnert Gutzkow mit Hinweis auf seine „Wally" energisch daran, daß er früher selbst die religiöse Überzeugung zahlreicher frommer Christen nicht geschont habe, und verurteilt es rücksichtlos, daß er, der vorher unter dem Vorurteil selbst gelitten, indem er fälschlich mit den Juden in ein Geschirr gespannt worden, sich jetzt zum Verteidiger dieses Vorurteils aufwerfe. Rießer bewegt sich hier in einem Misverständnis, das er allerdings nicht allein auf sich lud. Er bestreitet, daß die Emanzipation an dem Vorurteil der Nichtjuden scheitere, sondern nur an dem Egoismus einer Klasse, die, wie der Adel sich der Gleichstellung des Bürgertums widersetze, den Juden die Gleichberechtigung streitig machte. Dieses Vorurteil scheine ihm

verächtlich; es sei die Folge der bürgerlichen Unterdrückung der Juden, nicht letztere die Folge des ersteren. Gutzkow übertreibe den Grad dieses Vorurteils, indem er es zwar im Tone des Bedauerns, aber doch con amore und mit widrig grellen Farben schildere; und wenn es wirklich so schlimm wäre, müsse man, statt das Vorurteil zu schonen, es um so unbarmherziger geißeln, und seien die Juden berechtigt, sich nur noch fester zusammenzuschließen. Aber Gutzkows Schilderung sei eine Karrikatur, eine Lüge. Rießer glaubt nicht, daß man eine Gesamtheit verachten könne, und einen einzelnen dennoch ausnehme, wie Gutzkow dies bezüglich seiner jüdischen Freunde behaupte. Jener Artikel enthalte einen tiefen Widerspruch: er sage einmal, die Unterdrückung der Juden sei eine Folge des Vorurteils, und dann, das Vorurteil werde erst mit der Emanzipation schwinden. Gutzkow rechtfertige den Stillstand der Entwicklung durch die Geschichte, das sei ungeschichtlich; er verlange, daß die Juden sich über ihre inneren Verhältnisse öffentlich aussprächen, und die jüdischen Zeitschriften, in denen das geschehe, verwerfe er gerade; er verlange, daß man von jüdischer Seite nicht durch Spott verbittere, und habe sich früher über die Sentimentalitäten Ahasvers aufgehalten. Die Juden verlangten und verdienten kein Mitleid, denn an Geist und Gemüt ständen sie den Unterdrückern gleich, nur an politischen Rechten nicht. Arbeit und Thätigkeit werde ihnen versagt, Handwerk und Wissenschaft. Die erste Frage sei immer die, welches das würdigste Mittel sei, die Freiheit zu erreichen, dann käme erst die Frage der Zweckmäßigkeit. —

Aber Rießer hatte am 30. April 1837 an Frau Dr. Haller geschrieben: „Mit Ihrer Ansicht, daß man gegen die bloße Abneigung, die sich des Unrechts enthält, nicht zu Felde ziehen sollte, ja nicht einmal könne, ohne sich in eine unhaltbare Lage zu versetzen, bin ich vollkommen einverstanden. Ich habe nie einen Streit gegen Antipathien geführt, und werde nie einen führen; ja ich fühle mich nicht einmal innerlich dazu an-

geregt, da ich wirklich weit weniger empfindlich, als die Meisten in meiner Lage, gegen jene abstrakte Abneigung bin, die der einzelne Jude doch am Ende ohne große Schwierigkeit überwindet[157])". Damals also gab er das Vorhandensein eines Vorurteils, einer nicht weiter motivierten Abneigung noch stillschweigend zu und erboste sich nicht im geringsten darüber. Viele Enttäuschungen, die ihm sein anerkennenswertes Streben bereitet, hatten aber im Laufe der Jahre auch Rießers Empfindlichkeit gesteigert und er verließ diesen Kampfplatz, auf dem er mit Gutzkow Speere gewechselt, nicht gerade mit der „Überlegenheit", die ihm sein Biograph[157]) nachrühmt. Gutzkow konstatiert doch weiter nichts, als was Rießer selbst fünf Jahre vorher mit duldsamer Resignation zugegeben hatte.

Die Antwort, die Gutzkow in Nr. 4 des „Telegraph" für 1842 auf Rießers Angriffe giebt, verschafft uns einen noch tieferen Einblick in Gutzkows Denkweise, und ist andrerseits ein interessantes historisches Zeugnis für jenes Stadium, in das die Diskussion über die Judenfrage im Jahre 1842 geraten war. Gutzkow lobt zunächst rückhaltlos Rießers edles Streben, sein polemisches Talent, den schönen Enthusiasmus seiner Darstellung. Aber, fährt er dann fort, „daß Rießer in einem so gereizten Ton, wie dies im 2. Heft seiner „jüdischen Briefe" geschehen ist, gegen mich schreiben, daß er in seinem warmen Eifer für die Sache seiner Glaubensgenossen bis zur Befolgung jenes schlechten Grundsatzes: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich", sinken konnte, bestätigt mir und aller Welt, die unparteiisch denkt, aufs Neue eine heillose Unsitte, die ich bei den edelsten, den besten Israeliten angetroffen habe. Sie beurtheilen vielleicht jede Erscheinung in der Literatur harmlos und nach dem Maßstab, der allen gemein ist. Plötzlich erfahren sie, daß Dieser oder Jener über das Judenthum eine Aeußerung machte, die ihnen nicht genehm ist: flugs wendet sich das Blatt, und das, was sie früher billigten und liebten, wird ihnen abscheulich.

Ich setze bei Herrn Rießer für mich keine Billigung und keine Liebe voraus, nur nützt er seiner ehrenwerthen Sache durch diesen Egoismus so wenig, wie ich gegen Steinheim erklärt habe, daß ihr Witz und bittere Lauge schaden. Seine Darstellung ist einseitig, weil sie eine Schilderung, die ich vom Vorurtheil der Christen machte, für eine Vertheidigung desselben nimmt; einseitig, weil sie einen Streit über die Methode zu einem Streit über das Prinzip macht.

In allen Lebensfragen, d. h. in Fragen, die ebenso sehr dem praktischen, wie dem theoretischen Gebiete angehören, schreibt der Autor für ein doppeltes Publikum. Das eine sind die Gebildeten, mit denen wir uns über die Theorie zu verständigen haben, das andere ist die Masse, mit der wir das Experiment der Praxis machen wollen. Der Schriftsteller hat die Aufgabe, die Vorurtheile zu bessern; aber wenn er nicht in der Lage ist, mit denen, die die Vorurtheile hegen, unmittelbar zu unterhandeln: warum soll man sie, zur Verständigung, nicht wenigstens schildern? Geht der Beruf des Schriftstellers vollends an den des Gesetzgebers über, so wird es Pflicht, erst den Sachbestand zu untersuchen, ehe man ihn zu bessern unternimmt.

Ich beklage das Vorurtheil, das die Christen gegen die Juden haben. Rießer sagt, ich schützte es. Was soll ich über diese Entstellung streiten! Die Juden haben sich bei ihren Emanzipationsdebatten zu einer Empfindlichkeit überreizt, die jede Diskussion mit ihnen unmöglich macht. Wer da sagt, Nathan der Weise müsse mit einem leisen Accent von „Jargon" gespielt werden [158]), beleidigt sie. Wer einen Israeliten entweder im Talar oder im Frack auf die Bühne bringt, beleidigt sie. Wer das Vorurtheil des gemeinen christlichen Mannes gegen das Judenthum, traurig genug, eine „Idiosynkrasie" nennt, beleidigt sie.

Ich fühle wohl, woher diese Empfindlichkeit kommt. Eine Wunde schmerzt bei der leisesten Berührung. Ich glaube auch,

daß jeder christliche Schriftsteller, der über die Emanzipation schreibt, die Verpflichtung hat, den Gegenstand mit Schonung zu behandeln. Aber diese Schonung mißzuverstehen, diese Schonung selbst in einer ernsten Debatte im Kleinsten und Unbedeutendsten voraussetzen, wie dies Rießer thut, wird kleinlich und würdigt die ganze Debatte zu einer hysterischen Frauenkonversation herab.

Ich bin so ängstlich geworden, über diesen Gegenstand zu schreiben, daß ich mir das Wort gegeben habe, ihn eigentlich nie mehr zu berühren. Die Worte werden mißverstanden, die besten Absichten entstellt: ja ich unterstehe mich kaum mehr, das Wort Jude zu schreiben, weil ich zittre, daß man es für eine Beleidigung nehmen kann. Viele meiner liebsten und werthen Freunde sind Juden. Ich habe ihnen oft gesagt: Wären alle Juden, wie ihr, und wären alle Christen, wie ich! Die Juden aber kränkt es schon — und es ist das an sich schön — daß man von ihnen Ausnahmen behauptet: und ich, als Christ (und wahrlich kein so schlecher, als wofür mich Menzel und Hengstenberg erklären werden) sage doch auch, daß die Christen bejammernswerth in ihren Vorurtheilen sind! Warum bin ich gerecht; warum seyd Ihr's nicht?

Herr Rießer meint, kein rechtschaffener und edeldenkender Christ könne gegen Juden Vorurtheile haben. Gut und doch unrichtig, doch unbekannt mit den Verhältnissen der Christen! Wer sagt denn, daß dies Vorurtheil ein Vorurtheil des Hasses ist? Es ist leider ein Vorurtheil der Religion. Wenn Rießer sagt: Eine schlechte Religion, die hassen lehrt! so ist das einer jener Syllogismen, aus welchem wir bei der ganzen Frage, wenn sie nur philanthropisch, juristisch und deistisch besprochen wird, nicht mehr herauskommen. Es liegt eine Kluft zwischen Jüdischem und Christlichem, die sich mit Phrasen nicht ausfüllen läßt, die Bildung und Humanität kann sie überspringen, die Freundschaft und der erkannte wahre Menschenwerth kann eine frei schwebende, sichere und den innigsten

Verkehr vermittelnde Brücke hinüberschlagen; aber von dem Standpunkt der naturwüchsigen Volksexistenz prallen alle diese Motive ab, bis nicht die Masse reifer oder durch die faktisch vollzogene Emanzipation, für die ich von Herzen stimme, gegen das Trennende beider Konfessionen indifferenter geworden ist.

Replik gegen Rießer, gründlich aufgenommen, gründlich durchgeführt, wäre Thorheit. Die Kluft, die wir Ursache haben zu verengern, würde ich erweiten. Besaß ein so besonnener Mann, wie der verehrte Anwald seiner Glaubensgenossen, diese Selbstüberwindung nicht; ich besitze sie." —

Mit dieser Replik erreichte Gutzkows Teilnahme an dem Emanzipationskampfe ein Ende; wenn er sich auch später noch oft genug dazu äußerte, systematisch aufgenommen hat er sie dann nicht mehr. Die Probleme, die er z. B. in der Novelle „Die Curstauben" (1852) oder dem geistvollen Aufsatz „Die ewige Jüdin" [159]) behandelte, sind im Grunde alles Ausflüsse des „Sadducäers von Amsterdam" oder des „Uriel Acosta". Die allgemeinen Empfindungen der obigen Erörterungen gingen dann weiterhin in persönliche Freundschaften oder Feindschaften über, die hier zu weit abliegen. Solchen persönlichen Differenzen ist es z. B. zu danken, wenn Auerbach behauptet, Gutzkow sei Zeitlebens ein „intimer Judenfeind" gewesen [160]). Daß sich Gutzkow im späteren Alter von den Juden zurückgesetzt, ja verfolgt glaubte, ist lediglich auf Rechnung seines geistigen Zustandes zu setzen, der nach 1865 zahlreiche ähnliche Erscheinungen hervortrieb.

Entstehungsgeschichte des „Uriel Acosta.“

Es hat für den Litterarhistoriker einen geheimnisvollen Reiz, in des Dichters Werken den persönlichen Lebensnerv bloßzulegen, aus seinen Erlebnissen die einzelnen Steinchen zusammenzutragen, die sich in der fertigen Schöpfung zu einem harmonischen Ganzen vereinen, und gewiß hat es Berechtigung, aus der mehr oder minder bedeutenden Fähigkeit, eigenes Seelenleben in künstlerischen Gebilden plastisch zu offenbaren, die Größe eines Dichters abzuschätzen. Ihm vor allen ist ja die Sprache gegeben, seine eigenen Gedanken — zu verbergen.

Man ist bisher fast absichtlich der Vermutung ausgewichen, daß auch bei Karl Gutzkow diese Scheidung des Menschen mit seinen eigensten Erfahrungen von dem Dichter mit seiner frei waltenden Phantasie ein psychologisch reizendes Ergebnis biete. Man hat sich in dem Vorurteil gefallen, daß er meist ohne innere Anteilnahme als ein geistreicher Kopf seine Werke fertigte, um diesen unkünstlerischen Ausdruck zu gebrauchen; denn man wußte, daß er viel und schnell schrieb. Ein Blick in dieses Dichters hinterlassene Tagebücher, das Studium seiner meist noch unveröffentlichten zahlreichen Briefe überzeugen aber im Gegenteil davon, daß wir es bei einer ganzen Reihe seiner Werke mit hochinteressanten Mischungen von Dichtung und Wahrheit zu thun haben.

Ein solches Werk ist vor allem der „Uriel Acosta“. In dem Schicksale dieses Gottsuchers rief die Phantasie Gutzkows

eigene Vergangenheit zur Auferstehung, in den Schwingungen dieser kämpfenden Seele zittern seine Empfindungen nach, und in den Versen, über denen ein zarter Schleier von Wehmut liegt, riß es den Dichter fort zu sagen, was er leidet.

Nicht zum ersten Mal behandelte Gutzkow das Problem des „Uriel Acosta". Zwölf Jahre vorher hatte er diesen poetischen Schatz schon einmal zu heben versucht, in der Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam". Die psychologische Durchführung und die Lösung des Konfliktes ist hier eine andere. Um so mehr interessiert eine ausführliche Analyse, da das Jugendwerk ja stets die ursprüngliche Grundlage des ganzen Problems ist, und diese novellistische Vergangenheit auch nicht ohne Wirkung auf das Drama blieb.

Der Uriel der Novelle ist ein geborener Jude. Sein Vater war vom Judentum zur christlichen Kirche übergetreten, und hatte seinen Sohn zum Studium des kanonischen Rechtes bestimmt. Ein angeborener Hang zur Erforschung religiöser Wahrheiten begünstigte diese Bestimmung und mit ganzer Innigkeit versenkte sich Uriels junge Seele in die Lehre Christi. „Er war von jeher ein Träumer und quälte sich mit dem Loose des Menschengeschlechts", sagt sein Bruder Eliezer von ihm. Er liebte es, auf einsamen Spaziergängen sich mit seiner Seele zu beschäftigen. Eine ausgezeichnete vielseitige Bildung und ein musterhafter Lebenswandel zierten den Knaben. Als nach dem Tode des Vaters sich in seiner Familie wieder die Sehnsucht zum Tempel Jehovahs regte, blieb Uriel der Religion seines Jünglingsalters treu. Mit 22 Jahren hatte sein Fleiß die Stelle eines Schatzmeisters an der Hauptkirche zu Porto erworben. Hier kam ihm der erste Anstoß zum Zweifel an der Wahrheit seines Bekenntnisses von den Wortführern der christlichen Lehre selbst. Der Makel ihrer Verteidiger verdunkelte dem Idealisten das reine Bild der Wahrheit. Diese Schwäche war der Anstoß zu einem Skeptizismus, der sich jetzt des jungen Forschers bemächtigte und ihm schließlich die

bittre Überzeugung aufdrängte, daß der Philosoph Jesus, dessen Erscheinung in ehrwürdiger Erhabenheit vor seinen Augen stand, nie der Stifter einer neuen Religion gewesen, sondern gleich Pythagoras, Moses und Sokrates nur ein hoher Priester im Dienste der ewigen Wahrheit. Deshalb trat nun Uriel mit seinen Angehörigen zur Religion seiner Vorväter über und wanderte aus Furcht vor der Inquisition von Portugal nach Holland aus. Doch der Zweifel brannte fort in seiner Seele. Die neuen Fesseln wurden ihm noch unerträglicher als die alten. Frei wollte sein Blick zum Schöpfer sich heben. Aber überall trat ihm die Kleinlichkeit entgegen, die göttliche Wahrheiten in irdische Worte bannt und für diese Worte Anbetung befiehlt. Die menschliche Unzulänglichkeit machte ihn wiederum irre an der Wahrheit selbst und er begann die Gottheit zu hassen, die so elender Werkzeuge auf Erden sich bediente. So verfiel er in eine dumpfe Gleichgültigkeit; er vermied den Umgang mit den Vertretern der jüdischen Religion und wenn er einen traf, disputierte er mit ihm. Doch die Gemeinde, von der er sich loszulösen suchte, störte ihn immer wieder auf. Er sollte mit seinen Kenntnissen, seinem Geist in Schrift und Wort für das Interesse des Judentums eintreten; gegen diese Lüge aber sträubte sich seine Wahrheitsliebe. Im Gegenteil: Er schwieg gleichgültig bei Angriffen gegen die Synagoge, erklärte offen, nie ihre eigennützige Moral verteidigen zu können, und hatte gar zwei Christen, die zum Judentum zurückkehren wollten, von diesem Schritt abgeraten. Nun aber wandte sich die Synagoge gegen den Ketzer im eignen Hause, durch einen Gewaltstreich bemächtigte sie sich seiner Papiere, und ein Kampf soll beginnen, dessen Ausgang Uriel mit trüber Resignation entgegensieht. Hier setzt die eigentliche Handlung der Novelle ein.

Uriel fehlt aller Mut zum Kampf. Denn all sein Sinnen und Forschen, sein faustischer Drang nach Erkenntnis hat auch ihm nur die eine Wahrheit übrig gelassen, daß wir nichts wissen können, daß unser Geist nichts unwiderruflich festzusetzen

vermag, und das verzehrt ihn glühender, als der bevorstehende Kampf mit der Synagoge. Das beschämende Bewußtsein verbrennt ihm das Herz, daß seine Ohnmacht nichts schaffen kann für alles, was er niederzureißen sich vermessen. Der Uriel der Novelle ist von vornherein kein mutvoller Kämpfer, der der Wahrheit neue Länder erobert und sie mit kraftvoller Hand verteidigt. Er wäre viel eher ein friedlicher Landmann, der die eroberten Gebiete mit fleißigem Spaten in blühende Gegenden verwandelt. Von der hohen See der Gedanken läßt er sich hin und her werfen, ihm fehlt eben das feste Steuer einer sichern Überzeugung. Er haßt die Christen ebenso wie die Juden, aber Parteinahme ist es, die jetzt von ihm gefordert wird.

Dies demütigende Bewußtsein der menschlichen Ohnmacht, jemals mit sterblichen Händen die Wahrheit zu greifen, hat ihn jetzt, wo der Kampf mit der Synagoge beginnen soll, so erschüttert, daß er den Entschluß faßt, allen diesen religiösen Streitigkeiten auszuweichen. Er will versuchen, die Unruhe seines Innern gewaltsam zu ersticken und diesem ihn selbst so bitter quälenden Zustand zu entfliehen. Denn die Wahrheit hat ihn bisher genarrt und noch nie ist ihm aus ihrem Becher ein stärkender Trunk geworden. Wie ein Blinder ist er umher getappt und eine tragische Ironie leitete sein Streben, daß er Wahres gerade vernichten und Falsches neuschaffen wollte. Deshalb verurteilt er alles Denken und Grübeln als vermessene Versuchung. In dieser Stimmung sehnt er sich nach dem stillen Frieden der Familie, der er sich bisher so wenig geschenkt, obgleich er ein außerordentliches Zartgefühl für alle Empfindungen seiner Angehörigen hatte. In ihren Kreis, der sich sorgt und bangt um ihn, kehrt er zurück wie der verlorene Sohn und seine trostlose düster resignierte Stimmung bescheert ihm wenigstens das trauliche Glück eines Abends an der Seite seiner glücklichen Mutter und seiner Brüder. Das ist die erste Szene der Novelle.

In solchen Augenblicken, wie Uriel sie jetzt durchlebt, bedarf das Herz eines vertrauten Freundes. Uriels Vetter Ben Jochai bietet sich ihm dazu dar. Und Uriel, leichtgläubig und harmlos, läßt den Freund einen Blick in seine Seele thun und gesteht ihm selbst alle die stürmischen Gedanken, die seinen Geist beunruhigen. Aber Ben Jochai ist ein Heuchler, er haßt Uriel im Stillen und sucht ihn zu verderben. Er war früher mit Judith Vanderstraten verlobt, hatte aber sein Recht an Uriel abgetreten, scheinbar freiwillig, doch hegt er im Stillen noch die Hoffnung, wieder in sein Recht eingesetzt zu werden.

So ist also Uriel Judiths Geliebter. Diese Liebe zu der schönen Tochter des reichen Manasse ist das Einzige, an das sich Uriel nun mit aller Kraft klammert. In Judiths Armen will er alle Welthändel vergessen, im Parke Vanderstratens schwärmen sie umher wie zwei lustige Schmetterlinge, und nur selten verirrt sich ein störender Laut aus der Welt da draußen in die glückliche Einsamkeit der beiden Liebenden.

Da fällt wie ein Blitz vom wolkenlosen Himmel der Bannstrahl der Synagoge mitten hinein in ihr sonniges Glück. Nicht der Fluch selbst, sondern seine Wirkung reißt den noch im süßen Liebestraum befangenen Uriel zu einem furchtbaren Erwachen. Alles weicht entsetzt vor dem Verfluchten zurück, selbst Judith weist schaudernd des Geliebten flehende Hand ab. Erst steht er vernichtet, dann stürzt er in Verzweiflung und rasender Wut hinaus in die Dämmerung. Allmählich kommt er zur Besinnung. Judiths Untreue ist der erste Gedanke, der ihm in dem wilden Gewirr seines Geistes erkennbar ist. Dann aber kommt er zum vollen Bewußtsein seiner schrecklichen Lage. Er wollte ja frei sein, nun war er es, vogelfrei, aus der Gemeinschaft seiner Stammesgenossen ausgestoßen, aller Feind, niemandes Freund. Und er hat diesem schrecklichen Bewußtsein nichts entgegenzustemmen, der Trotz, die Stütze einer festen Überzeugung fehlt ihm. Da überfällt ihn mit erneuter Gewalt das Gefühl seiner Ohnmacht und der Zweifel an der Lauterkeit

seines eigenen Selbst. Er fühlt sich nicht als ungerecht Verfolgten, sondern als strafwürdigen Sünder, er schämt sich selbst seiner religiösen Spekulation und verurteilt sie als Verbrechen, das mit Recht den Fluch über ihn zusammengezogen. So in seinem Innern ganz gebrochen läßt er sich von seinem Roß im Dunkel der Nacht zu seiner Schwester tragen. Hier wartet seiner eine neue Beschämung. Hätte auch sie ihn von ihrer Schwelle gewiesen, wie er in grausamer Selbstqual innerlich hoffte, vielleicht hätte das seinen Trotz aufgestachelt. Aber nein die selbstloseste Liebe empfängt den Verfehmten und will ihn schützen. Hier findet er, was ihm Judith versagte. Mit gleicher Selbstlosigkeit will er seiner Schwester Liebe erwidern und entflieht, um sie nicht in die Folgen des Fluchs zu verwickeln. Ruhelos und zwecklos irrt er in der Fremde umher. Ohne Widerrede anerkennt er so der Priester Fluch. Die Enttäuschung über Judiths Liebe hat ihm völlig allen festen Halt genommen, er geht daher in einer stumpfen fatalistischen Resignation. Hätte er es je gewagt, mit rücksichtsloser Hand das ganze Gebäude religiöser Satzungen umzustoßen und ein neues aufzubauen, dann hätte ihn der Trotz der Überzeugung nie zu diesem Fatalismus kommen lassen. Aber er wollte ja stets vermitteln, die Religion hatte zu viel Macht noch über seinen Geist, als daß er sie zu vernichten gewagt. Er bekämpft ja die Religion „in ihrem eigenen Interesse, nicht um sie zu leugnen, sondern um sie festzustellen.“ Er steckt selbst noch zu tief in jüdischen Vorurteilen, die seine Kraft vollständig lähmen. Weiß er doch nicht und grübelt er immer, ob es nicht bloße Zerstörungslust und frivoler, blasphemischer Kitzel ist, was ihn antreibt.

Zwei Monate irrt er umher und die Zeit mildert den schwächenden Druck auf seiner Seele. Das Leben an den Ufern des Rheinstroms frischt seine Thatkraft wieder auf, er beginnt, sich in seine Lage zurechtzufinden, an die neue Zukunft zu denken und eine heitere Stimmung breitet sich über sein

Gemüt. Es ist das wohlthuende Gefühl der Genesung, das aber nur solange dauert, bis die geschwächten geistigen Organe wieder zu Kräften kommen und von neuem der Widerstreit beginnt.

Da tritt ihm plötzlich Judith wieder entgegen, voll überschwänglicher Reue und Liebe. Die Sehnsucht trieb sie, ihren Geliebten zu suchen. Jochai, ihr beider Vertrauter, begleitet sie. In seiner heitern Stimmung nimmt Uriel dies unerwartete Glück mit jubelndem Herzen entgegen.

Er hat keinen Hintergedanken, er sieht nur, daß die Geliebte jetzt reuevoll zu ihm zurückkehrt, das giebt seinem Geiste einen kräftigen Schwung. Im Augenblick hat Judith sich wieder seines Herzens bemächtigt. Ohne Judith vermag er nichts, mit Judith fühlt er Mut und ist zu allem bereit, auch in die alten Verhältnisse zurückzukehren. So soll also doch noch Judiths Liebe sich bewähren! Voll von diesen Gedanken ist er wehrlos gegen alle Zumutungen, die die egoistisch-schlaue Judith und der verschlagene Jochai an ihn stellen. Sie behandeln den Widerruf als eine Thatsache, die keiner Erörterung mehr bedürfe. Nur um das Wie? handelt es sich noch. Sobald Uriel diesen Ausweg als etwas Erwägenswertes ins Auge gefaßt hat, ist er auch schon gewonnen. Mit der Zeit wäre er ja auch selbst zu diesem Entschlusse gekommen. Denn die Freiheit ist ihm leer und öde, sein Geist skeptisch, aber nicht schöpferisch. Die feste Überzeugung fehlt. So haben Judith und Jochai leichtes Spiel. Uriel hat nur ein unbestimmtes Gefühl von der Verantwortlichkeit seines Schrittes. Mit ungeduldiger Hast wird der Widerruf betrieben, um schnell all die lästigen, ihn im Innern gar nicht berührenden Zeremonien abschütteln zu können und wieder in den ungestörten Besitz Judiths zu gelangen.

Das neugewonnene Glück aber hat auch seinen Mut und seine Widerstandskraft beseelt. Wie er wieder die alten verhaßten Fesseln fühlt, reizt es ihn, sie nochmals abzuschütteln.

Die Skepsis hat ihn im Augenblick wieder erfaßt, sobald er in Judiths Liebe einen Rückhalt fühlt. Als er vor den Priestern widerrief, mußte er sich schon bezwingen, um nicht von neuem zu widersprechen. Doch er will zurück zu Judith, das andere ist ihm alles gleichgiltig, er hat den Schritt jetzt einmal gethan, also nur schnell! Die ganze Begebenheit bleibt ohne jede tiefere Wirkung auf seinen Geist. Er sagt sich nur, daß er sich nicht zum zweiten Mal dieser Verfolgung aussetzen darf, eines allein hat er durch das Geschehene kennen gelernt: Vorsicht.

Zunächst will er noch einmal versuchen, seine skeptische Natur zu bändigen, wie er schon vorher beabsichtigte. Er sucht sein Rechtsstudium wieder hervor und vergräbt sich in kleine unbedeutende Tifteleien und Untersuchungen, um seinen Geist von jenen großen und gefährlichen Fragen wegzubannen. Aber diese gewaltsame Beherrschung, diese peinliche Kontrolle seiner Gedanken kann nicht ohne Einfluß auf seine Stimmung bleiben. Eine quälende Unzufriedenheit brennt in ihm, er fühlt einen Groll gegen seine eigene Natur, die er mit solcher Anstrengung bekämpfen muß; diese Stimmung offenbart sich auch in seinem Äußern, seinem Benehmen gegen andere. Gewohnt jetzt durch selbst auferlegten Zwang, seine Gedanken und Gefühle, wie die eines Fremden kritisch zu betrachten, kann er sich auch der Liebe zu Judith nicht mehr mit der naiven Fülle und Ganzheit hingeben wie früher.

Mit der Tochter van der Straatens ist unterdeß ebenfalls eine ernste Änderung vor sich gegangen, sie sieht den Kummer ihres Geliebten und fühlt die Ursache heraus. Sie ist es nun, die ihn wieder sich selbst zurückgiebt. Sie hat gegrübelt über ihre That. Ihre treulose Handlungsweise hat sie nachträglich mit Scham erfüllt. Sie will gutmachen, sie versichert den Geliebten, daß keine noch so schlimme Ketzerei ihre Treue aufs neue erschüttern könne. Sie dringt förmlich in ihn, sie auf die Probe zu stellen.

Uriel glaubt ihren Versicherungen und mit dem Vertrauen

auf Judiths Liebe ist er nun vollends im Nu wieder der Alte. Aber er hat Vorsicht gelernt: Er will nicht mehr im offenen Kampfe gegen seine Gegner auftreten; doch wo ihn die Wahrheit herausfordert, will er sie bekennen.

Mit doppeltem Eifer kehrt er zu seinen religiösen Studien zurück. Er sucht wieder den Verkehr mit freidenkenden Juden und Christen, äußert sich bei Fragen offen über jüdisches Dogma und Ceremoniel und meidet die Synagoge. Die Freude nach der langen Entbehrung hat zunächst auch die früheren Zweifel an seinem Wollen und Können erstickt. Die Gewißheit, ein gläubig-vertrauendes und liebendes Herz auf seiner Seite zu haben, hat seiner Begeisterung für die Erforschung der Wahrheit neue, kräftigere Schwingen gegeben. Ein fröhlicher Wagemut durchlobert ihn, er vergißt alle Vorsicht und faßt die Resultate seiner Grübeleien in einer Schrift zusammen, mit der er sich wieder ganz zu seinen früheren die Orthodoxie beleidigenden Anschauungen bekennt.

Judiths freudige Teilnahme hebt ihn; ihr vertraut er seine ketzerischen Gedanken und Grübeleien und mit ihrer ganzen Kraft sucht das Mädchen dem Gedankenfluge des Geliebten zu folgen. Aber es giebt eine Grenze, wo ihre Kraft erlahmen muß, und als er sie, an ihre Schwäche nicht denkend, auch über diese Grenze mit sich reißen will, da folgt sie ihm nicht mehr. Als er es wagt, die einzige Stütze der Schwachheit, den Glauben an die Unsterblichkeit, an ein besseres Jenseits und die Ewigkeit ihrer Liebe ein Hirngespinnst zu nennen, da schreckt sie entsetzt zurück. Seine Persönlichkeit wird ihr zu übermenschlich, er erscheint ihr plötzlich wie ein böser Dämon, sie macht noch einen leisen Versuch, ihn zurückzuziehen zu sich, aber ihr Vertrauen ist erschüttert und ihre Liebe beginnt zu erkalten.

Uriel fühlt Judiths Sinnesänderung sofort. Hat er sie früher nur leidenschaftlich geliebt, so ist sie, die Vertraute seines Geisteslebens, ihm jetzt unentbehrlich geworden. Mit ihr ver-

liert er einen Teil seines eignen Selbst. Judiths Besitz war es ja, der ihn mit Mut und fröhlicher Begeisterung entflammte. Alles, was der wieder eingezogene Liebesfrühling so zukunftsvoll hatte aufkeimen lassen, den Glauben an sich, an seine Kraft und sein ehrliches Wollen, und den fröhlichen Wagemut, der allen Anfeindungen ruhig lächelnd entgegensah, alle diese jungen Blüten stehen jetzt da erstarrt und getötet vom plötzlichen Winterfrost.

An Judiths abermalige Untreue denkt er nicht so sehr, als an den Grund hierzu und in seiner Unklarheit stempelt er sich selbst wieder zum allein Schuldigen. Er allein ist der Verderber seines Glückes gewesen! Er hat an ihre Liebe übermäßige Anforderungen gestellt, denen ihre weibliche Schwäche nicht gewachsen war. Er hat ihr eine schöne Welt mutwillig zertrümmert, ohne ihr eine bessere in sonniger verheißungsvoller Ferne zeigen zu können. Ja zu können! Dies Wort krallt sich jetzt wieder grausam um seine Seele. Das Bewußtsein seiner Ohnmacht reißt ihm alle schönen Träume nieder. Und aus den Trümmern ringeln sich wieder die Schlangen des Zweifels empor, die er erstickt zu haben glaubte.

In einem solchen Augenblick der Verzweiflung trifft ihn Jochai; so vollständig besinnungslos ist Uriel durch diese innere Qual, daß er seinen Vetter, für dessen Hinterlist und Verrat er Beweise hat, wie seinen besten Freund um Rat bittet. Wiederum weiß Jochai die Schwäche seines Nebenbuhlers, wie früher im Affekt übergroßer Freude, jetzt in dem Augenblick maßlosen Schmerzes, schlau zu benutzen. Er entschuldigt Judiths Benehmen mit ihrer übergroßen Liebe zu Uriel und der Schwäche ihres Geistes, der unter der Last der großen Gedanken zusammensinke. Mit scheinbarer Teilnahme aber verhehlt er ihm nicht, daß die Wiederholung des Bannfluches am folgenden Tage bevorstehe und, wenn sie wirklich erfolge, den Verlust Judiths unwiederbringlich machen müsse. Nur ein Ausweg stehe offen, die Umgehung des erneuerten Bann-

fluchs. Er wagt das verhängnisvolle Wort nicht auszusprechen. Diesmal nimmt Uriel selbst es ihm von den Lippen. Jochai bejaht es und in heuchlerischem Mitleid deutet er an, daß dem abermaligen Widerruf eine bittre Buße voraufgehen müsse.

Diesmal giebt sich Uriel nicht so leicht besiegt. Für einen Moment blitzt ein Mistrauen gegen seinen früheren Nebenbuhler in ihm auf. Doch schnell erlöscht es wieder vor dem Gedanken an die Geliebte. Er beschwört Jochai, ob er auch Judiths Liebe ganz gewiß sein könne, wenn er sich zur Buße und zum abermaligen Widerruf verstehe. Mit der Versicherung dieses Lohnes läßt ihn der Versucher allein. Und nun stürmt alles auf den schon Nachgebenden herein. Der Schmerz seiner Mutter und Geschwister, das Zureden seiner Freunde und Bekannten, die drohende Haltung des Volks, das des Verfehmten Haus mit lauten Verwünschungen umstellt, dies alles knebelt den Widerstand Uriels bis zur Wehrlosigkeit. Und in diesem Augenblick seiner größten Schwäche erscheint wieder sein böser Dämon, Jochai, fast gewaltsam führt er den Besinnungslosen durch die johlende Menge dem Gericht entgegen, so daß Uriel auf einmal Kerkerwände um sich sieht, ohne recht zu wissen, wie das alles zugegangen ist. Als sich die wilde Flut seiner Gedanken nun gelegt, da erkennt er die Falschheit Jochais, in ohnmächtiger Wut flucht er dem Versucher, der sich seiner Willenslosigkeit bemächtigt hat, er rennt wie ein rasendes Tier gegen die Kerkerwände an, die furchtbarsten Phantasiegebilde treiben ihn wie auf der Flucht umher, bis schließlich die körperliche Ermattung dem erregten Geist die Linderung des Schlafes bringt. Am Morgen ist er ruhiger; vor seine Richter geführt, in deren Gewalt er nun einmal ist, giebt er die Erklärung, daß er freiwillig sich der geforderten Buße unterwerfen wolle, um Frieden zu haben, und bittet um Beschleunigung der Ceremonie.

Doch diesmal begnügt sich die Synagoge nicht mit dem äußern Akt, sie will auch den Geist Uriels so knebeln, daß er

zeitlebens die schimpflichen Zeichen der Strafe tragen soll. Mit fieberhafter Ungeduld bangt Uriel dem Tage seiner Buße entgegen. Doch ein Tag nach dem andern verfließt, ohne daß er Anstalten dazu sieht. Sein Geist, ohne alle Beschäftigungsmittel gelassen, nur erfüllt von seiner schrecklichen Lage, von der Sorge um Judiths Liebe, zermartert sich, was diese Stummheit der Wächter, das gänzliche Ignorieren seiner Gefangenschaft zu bedeuten habe. Sein Körper leidet unter dieser Qual und zeigt die Spuren des innern Schmerzes. Da kommt ihm plötzlich der Gedanke, daß man ihn für immer der Freiheit berauben und ihn so am sichersten unschädlich machen wolle. Dieser Gedanke nistet sich fest in sein Gehirn ein, je endloser die Kerkerhaft, desto vertrauter macht er sich dieser grauenvollen Zukunft, von Tag zu Tag wird der wilde Geist ruhiger und schließlich legt sich eine stumpfe Resignation über den Unglücklichen, der schon mit der Welt und allem abgeschlossen hat.

Endlich, nach monatelanger Haft wird eines Tages die Kerkerthür geöffnet. Die letzte Buße soll beginnen. In der Kleidung eines Sünders muß er den Priestern in feierlichem Zuge in die von Menschen überfüllte Synagoge folgen. Uriel läßt alles mit sich geschehen. Der Gedanke baldiger Erlösung und Freiheit hält ihn aufrecht und weckt auch wieder eine Empfindung der Auflehnung in ihm. Vor der ganzen Versammlung des Volkes muß er ein Bekenntnis seiner Sünden vorlesen, zu dem nur Jochais Verräterei den Stoff liefern konnte. Als er stockt vor Ingrimm, zwingen ihn die Priester fortzufahren, fast ohnmächtig sinkt er seinen Peinigern in die Arme. In einem dunkeln Winkel muß er auf den Fortgang seines Schicksals warten. Die Aussicht auf noch tiefere Demütigungen, der Gedanke an den Verrat Jochais entflammen ihn zu rasender Wut. Sein Geist ist gelähmt, nur seine Leidenschaft tobt in ihm. Der Gedanke an Rache läßt ihn die schimpfliche Geißelung ertragen. Der Gesang des Volkes

übertäubt die immer häufiger und heftiger werdenden Ausbrüche seiner Raserei. In dem Wunsch und Vorsatz der Rache lodert alle Empfindung in ihm wie eine einzige Flamme empor. Als dann die letzte menschenschänderische Buße — das ganze jüdische Amsterdam tritt den Gefesselten mit Füßen — vorüber, da zerreißt er mit der Kraft des Wahnsinns seine Fesseln, in seinen geschändeten und zerfetzten Kleidern stürzt er durch die Straßen zum Hause seiner Angehörigen. Er ist wie ein entfesselter Dämon. Nur Rache ist sein Ziel. Seinem toten Geiste setzt er gleichsam ein Denkmal, indem er den Sohn seiner Schwester, den jungen Baruch Spinoza, der sich allein an den Rasenden heranwagt, zum Rächer aufruft für seinen Geist. Ihm übergiebt er seine unvollendete Mission.

Dann stürzt er, mit einer Pistole bewaffnet, zum Haus des Verräters Jochai. An Vanderstratens Villa vorbei führt ihn der Weg. Hier findet er alles in Festesglanz. Voll furchtbarer Ahnung erstürmt er das Haus: da sieht er Judith am Arm des eben ihr angetrauten Jochai. Auf diesen legt er seine Pistole an, die Kugel trifft aber die festlich geschmückte Braut, dann reißt er sich mit Riesenkräften von den Andringenden los und tötet sich selbst durch einen zweiten Schuß.

In der Novelle also ist der Geist Uriels wirklich getötet. Der Mangel der festen Überzeugung und des Glaubens an sich selbst treibt ihn schwankend und ziellos hin und her, bis er schließlich macht- und widerstandslos seinen Verfolgern zum Opfer fällt. Sein Geist ist vernichtet. Er ist zum Schluß nur noch fessellose blinde Leidenschaft. In diesem wilden Rausch der Leidenschaft, in der rasenden Scham über seine Schande und dem blinden Durst nach Rache tötet er, nach einem vergeblichen Mordversuch auf seinen Beleidiger, sich selbst. —

Das Drama „Uriel Acosta“ ist gleichsam ein Widerruf der Novelle. Die psychologische Entwickelung Uriels stammt zwar aus ähnlichen Keimen, doch ist sie ganz anders zur Entfaltung gekommen.

Die Vorgeschichte des Dramas hat vieles mit der Novelle gemein. In Portugal als Jude geboren und erzogen, wurde Uriel plötzlich getauft. Die Inquisition hatte seine Familie in die christliche Kirche getrieben. Sieben Jahre wurde Uriel mit seinen Geschwistern im Jesuitenkloster zu Cuença unterrichtet und der grausig mahnende Anblick der Scheiterhaufen verwandelte sich mit der Zeit in milde „Gewöhnung". Dem Judenjungen, der dem christlichen Priester am Altare bei der Messe diente, ging eine andre Welt des Geistes auf, als der Talmud umfaßte, und er dankt in der großen Rede des II. Aktes seinem Schicksal, das seinen Blick geweitet hat hinaus über die engen Hürden der Synagoge:

„Was ich geworden, ward ich nur als Christ.
Im frischen Strom der Bildung durft' ich baden,
Ein Mensch, ein freier, in dem Ganzen weben,
Die Luft war mein, der warme Strahl der Sonne,
Am Grün des Waldes labt' ich frei den Blick —
Was Alle liebten, durft' ich wieder lieben,
Was Alle fürchteten, war meine Furcht,
Und jeden Pulsschlag einer großen That,
Ein jedes Athmen der Geschichte fühlt'
Ich wieder in mir selbst wie alle Menschen."

Nach des Vaters Tode wanderten dessen Brüder nach Amsterdam aus und die ganze Familie kehrte frei vom Zwang zur Religion ihrer Vorfahren zurück, doch ohne öffentlichen Akt des Widerrufs. Nur Uriel hatte sich davon ausgeschlossen. Glücklich über die endliche Freiheit von den Fesseln des Christentums konnte er sich nicht in die drückenderen des Judentums zurückbegeben. Wohl hat de Silva recht, wenn er von ihm sagt: „Halb Christ, halb Jude schwebt er in den Lüften." Der Zwiespalt seiner Erziehung aber hat ihm Eines unauslöschlich eingeprägt, den Haß gegen jeden Gewissenszwang, hat ihm eine Freiheit der Anschauung vermittelt, die sich in keine vorgezeichneten Grenzen mehr zu finden vermag, eine Individualität und Selbständigkeit, die ihre eigenen Wege geht:

„Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!"

Trotz seiner Verachtung der jüdischen Dogmen hat er gleichwohl nicht offen mit seinen Stammesgenossen gebrochen. Er ist und bleibt ein Jude, ein Glied jenes geknechteten Volkes, das nur im engsten Zusammenschluß aller den Stürmen der Geschichte Trotz geboten hat. Und dies Gefühl der Gemeinsamkeit, der einen großen Familie, beherrscht alle: es ist ein historisches Gesetz. Es ist eins der beiden Momente, die wir bei Uriels Charakterentwicklung hauptsächlich zu beachten haben. Dies Naturgesetz begegnet uns in dem ganzen Drama. Seinen allgemeinen Ausdruck findet es in dem freisinnigen Manasse, als das „Sich fügen in das allgemeine Wesen." Judith denkt nicht daran, dem Vater den Gehorsam zu verweigern, Silva billigt diese Aufopferung für eine alte pietätvolle Anschauung; auch Esther bewegt sich in diesen Grenzen. Für Uriel ist dies Gesetz der Familie, dies Gefühl der Verantwortlichkeit des Einen für alle, eine der unsichtbaren Ketten, die dem Flug seines Genius nachschleppen und ihn stets in Berührung mit der Erde halten. Beherrschte nicht auch ihn die Wahrheit der Worte: „Das Wesen unseres Volks ist die Familie!"[101]), schon längst wäre es zum offenen Bruch mit der Synagoge gekommen. Der intime Verkehr mit jüdischen Familien hatte dem Dichter dies Motiv nahegebracht, von dem in der Novelle noch nicht die Rede ist. — Dies Gefühl der Gebundenheit hat bisher seine Leidenschaft zum Kampfe gedämpft, das Bewußtsein, selbst doch in den innersten Fasern seines Herzens ein Jude zu sein, hat ihn gehemmt, seine Wahrheit laut hinauszurufen in alle Welt. Äußerlich hat er sich zu seinen Stammesgenossen gehalten, an ihrem Gottesdienst aber nicht mehr teilgenommen.

Wie der Held der Novelle hatte Uriel zuerst die Rechte, dann Theologie studiert. Seine Erziehung stellte ihn zwei Religionen gegenüber, die mit gleicher Schroffheit unbedingten

Glauben verlangten. Die Folge war der Zweifel an der Wahrheit beider. Diesen Zweifel hat er offen bekannt in einem Buche, worin er mit rücksichtslosem Rationalismus den ganzen Wust der jüdischen Dogmen und Traditionen zerpflückte. Seine Forschung ist also auch im Drama negative Kritik. Doch hat er keineswegs die Prätension der Unfehlbarkeit; er hat das Buch geschrieben:

„Nicht in dem Wahn, das Wahre aufzufinden,
Was Jeder anerkennen müßte, nein,
Nur meine eigne Thorheit ließ mich reden,
Nur meine eigne Blindheit ließ mich sehen,
Nur meine eigne Taubheit hören — meine!"

Gewiß ist er von dem, was er erforscht, überzeugt: Er sagt nicht, wie der Uriel der Novelle, daß er seine Gedanken überhaupt nicht niederschreiben würde, wenn er sie schon für ausgemachte Wahrheiten hielte. Der Uriel des Dramas will damit zum Kampfe aufrufen, damit vielleicht in dem Widerstreit der Meinungen eine Wahrheit sich herauslöste, und „Nur was wir selber glauben, glaubt man uns". Der Fortschritt vom Helden der Novelle zu dem des Dramas ist also zunächst der: Der Uriel der Novelle hat keine feste Überzeugung, keinen Glauben an sich, und geht an seiner Haltlosigkeit zu Grunde. Der Uriel des Dramas aber besitzt nicht nur eine feste, sichere Überzeugung, sondern er darf sogar mit Ulrich v. Hutten sagen: Ich hab's gewagt. Er hat seine Meinung frei bekannt und mit seinem Buche die Rache herausgefordert.

Dies Buch nun war die Frucht einer Glücksepoche in Uriels Leben, die seinen Mut und seine Forschungslust jubelnd emporgetragen. In der schönen Tochter des reichen Manasse Vanderstraten, in dessen Haus ihn der Zufall geführt, hatte er eine gelehrige Schülerin gefunden, und aus dem bewunderten Lehrer war der Geliebte geworden; in der Novelle ist Uriel zunächst der Geliebte und erst später nach dem Fluch und Judiths erster Untreue ihr Lehrer. Gewiß ist es wahre Liebe,

die beide aneinander fesselt, und es ist eine willkürlich falsche Auffassung, ein Kleben am Wort, wenn z. B. Bulthaupt sagt, de Silva habe recht mit seiner Äußerung, daß Uriel Judith mit seinem Denken umgarnt habe und Judith selbst voll Hochmut sich für besser halte als andere. So sieht eben Silva das ihm wenig vertraute Verhältnis an, sein enges jüdisches Vorurteil läßt ihn eine solche Verirrung gegen alle Gesetze der Sitte für unmöglich halten.

Da tritt plötzlich in ihr poetisches Dasein ein Fremder, der alte Rechte an Judith geltend macht, ihr seit der Wiege anverlobter Bräutigam. Uriel wußte wohl von dessen Existenz, aber das Glück der Gegenwart hatte ihn und Judith die dunkle Zukunft vergessen lassen.

Jetzt steht er vor einem schweren Konflikt. Soll er mit seinem Nebenbuhler um den Besitz Judiths kämpfen, oder soll er die Geliebte den Rechten des Verlobten überlassen. Der Liebe Judiths ist er gewiß. Aber wird ihre und seine Kraft ausreichen zu einem Kampf um die Freiheit ihrer Liebe, gegen die Heiligkeit des Verlöbnisses, das durch der Väter Willen sanktioniert ist? Er weiß, wie innig mit den Lebensnerven des Judentums der kindliche Gehorsam verwachsen ist; das Gefühl der Familie, der Unterordnung unter den Willen der Eltern ist wenigstens ebenso stark in Uriel wie in jedem Juden. Gegen dieses Prinzip anzukämpfen wie gegen ein albernes Vorurteil, das kann er nicht über sich gewinnen. Hier haben wir den Punkt, der Uriel von den dramatischen Charakteren ähnlicher Art unterscheidet und der ihm oft den Vorwurf der Schwäche eingetragen.

Uriel geht nicht weit, nicht rücksichtslos genug vor, die Ibsensche Forderung „Alles oder nichts!“ wagt er noch nicht zu stellen, dafür ist er selbst noch zu sehr in den Vorurteilen und Empfindungen seiner Stammesgenossen befangen; er hat sich wohl von ihrem Glauben, nicht aber von ihrem Gefühl emanzipiert.

So faßt er einen heroischen Entschluß: Aus der Philo-

sophie schöpft er die Kraft zur Entsagung. Aber Judith in den Armen Jochais zu sehen, das, fühlt er, wird er nicht ertragen; deshalb will er fliehen. Ueber sein Buch ist noch alles still; den Handschuh, den er hingeworfen, hat noch niemand aufgenommen. Man kann ihm seine Flucht noch nicht als Feigheit auslegen von dieser Seite. Den Kampf des Herzens aber fürchtet er. „Es giebt zwei Welten, die des Herzens und die des Geistes“, sagt Gutzkow in der „Knabenzeit“[102]), „die Pflichten und Rechte beider gleichen sich hienieden nicht aus.“ Schon der Uriel der Novelle erklärte: „Wer die Gefahr aufsucht, kommt in ihr um.“ Sein geistiges Gut will er keiner Gefahr aussetzen, seiner Mission will er treu bleiben. Darum will er fliehen und so auch Judith einen Kampf ersparen, der schließlich doch mit einem Kompromiß enden muß. Nach Deutschland will er sich wenden, in Heidelbergs herrlicher Natur sich den Frieden der Seele zu bewahren.

Nun geht's ans Abschiednehmen von allen, die er „lieb gehabt“, also auch von seinem geliebten Lehrer, dem alten Arzt de Silva. Dies ist der Augenblick, in dem uns Uriel zuerst auf der Szene entgegentritt. Die traurige Ahnung erschwert ihm diesen Gang, daß er den greisen Gelehrten wohl nicht mehr wiedersehen werde. Diese Stimmung beherrscht auch seine ganze Haltung den ersten Akt hindurch bis vor dem Schluß.

Aber wo er in alter Liebe zu scheiden hoffte, da empfängt ihn Groll und Zurückweisung. Er hat in seinem Buche auch de Silvas theologische Schriften angegriffen. Gekränkt lehnt dieser die dargebotene Hand seines früheren Lieblingsschülers ab. Jochai ist Zeuge dieser Scene. Ruhig und rücksichtsvoll, versöhnlich, aber fest und selbstbewußt weist Uriel de Silvas Vorwürfe zurück. Gerne gesteht er ihm zu, daß er wohl geirrt haben möge:

„Und wenn im Denken ich gesund nicht bin,
Was ich mich selber kaum zu rühmen wage,
So wißt Ihr, was die Heilung anbetrifft,
Die kranke S e e l e muß sich selber helfen.“

Eine tragische Ironie läßt de Silva dann jenen teuren Namen nennen, dessen Klang Uriels Seele erfüllt. Der glücklichere Nebenbuhler steht kalt, fast feindlich daneben. Da quillt der Trennungsschmerz noch einmal unhaltbar aus des Scheidenden Brust heraus, und die Sehnsucht nach der Geliebten bricht aus in eine begeisterte Schilderung ihrer Schönheit und ihres inneren Wertes, die in den Worten gipfelt:

„Sie stieg vom Himmel nieder,
Die Erde hat nicht Theil an ihrem Stoff — . . .
Jochai, zu ihr beten müßt Ihr, nah'n ihr,
Wie man den Heil'gen naht!" . . ."

Die Erinnerung überwältigt ihn fast, rasch will er sich losreißen. Da tritt ein Umstand ein, der seinen Entschluß vollständig umstoßen soll.

Silva hat ihm schon gesagt, daß sich eine Entrüstung erhob über seine Schrift. Denn Uriels Ketzereien sind doppelt gefährlich durch den Reiz einer bezaubernden, einschmeichelnden Sprache, die selbst de Silva bewundert. Man hat in seiner Meinungsäußerung nicht das ehrliche Streben eines nach Erkenntnis Ringenden gesehen, sondern nur einen frivolen Angriff auf die Kirche.

Die Wirkung dieser Auffassung zeigt sich jetzt. Priester, unter Führung des Fanatikers de Santos, erscheinen in feierlichem Aufzuge bei de Silva, dem „weisen, hochgelehrten Kenner des Glaubens und der heil'gen Glaubensquellen", mit dem Auftrag der Synagoge, Uriels Buch zu prüfen, „nicht nach den Formeln der Philosophie", sondern nach den strengen Satzungen des orthodoxen Judentums.

Diese Antwort auf seine Herausforderung, dazu der gehässige Fanatismus des de Santos, der sogar de Silva jede Regung des Mitleids mit dem schon so gut wie Verurteilten verbietet, Silvas Übernahme des „schmerzlichernsten" Auftrages, das alles wirft seinen ganzen Entschluß über den Haufen.

Im Augenblick ist er nur mehr der Kämpfer für seine Wahrheit:

„Wer Wahrheit will bekennen,
Darf ihr die höchste Glorie nicht entziehn,
Den Ruhm des Muthes, den die Wahrheit giebt."

Daß er sich mit dieser Änderung seines Entschlusses auch wieder in den Kampf des Herzens begiebt und daß sein Herz den Sieg davon tragen könne, diese Furcht wird in diesem Moment verdeckt von der Begeisterung für seine heilige Aufgabe.[163])

Die dramatische Entwickelung im ersten Akt, die Bulthaupt für das ganze Stück leugnet, ist also ganz klar. Es kommt doch durch die Wirkung verschiedener Motive zu einem Entschluß, der Bedingung ist für das Folgende. Am Ende des ersten Aktes ist er ein anderer als zuvor. Der Geist soll siegen, unter allen Umständen, das ist die belebende, ermutigende Wirkung des Angriffs. Das sagen auch deutlich Uriels Schlußworte:

„Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen."

Im zweiten Akt sind die sieben Tage der Prüfung des Buches vorüber. De Silvas Urteil besagt: der Autor ist kein Jude. Die Synagoge hat Uriels Schrift verbrannt, jeden Augenblick kann ihn der Bannstrahl treffen. Die Erwartung des Fluches, der ihn nur ehrt, beugt seinen Mut nicht. Dennoch sehen wir ihn am Anfang des zweiten Aktes keineswegs auftreten als selbstbewußten siegesstolzen Streiter. Während sich das Schicksal seines Buches entschied, ist er Judith fern geblieben, um sein Herz frei zu halten von allem, was seine Kraft in dem bevorstehenden Kampfe lähmen könnte. Erst als sie ihn, den vom Fluch Bedrohten, ausdrücklich zu sich lädt, folgt er ihrem Rufe, mit dem Vorsatz, von ihr Abschied zu nehmen.

Ganz anders als sie erwartet, tritt Uriel vor sie hin. Sie empfängt ihn mit der ganzen Sorge bangender Liebe, und

er scheint ergeben in die Aussicht, sie als Weib Jochais zu sehen:

„Was wir uns sind, mit Thränen steht es, Judith,
Auf jedem grünen Rasen hier geschrieben.[164])
Doch soll's nicht sein, es wird nicht sein — ich kenn' es.
Das Wildhinstürmende paßt nicht für uns."

Sowohl Judith wie Uriel sind zwei durch das unbezwingbare Gefühl für Sitte, Herkommen und allgemeines Gebot gebundene Glieder eines Stammes, der eben aus dieser Gebundenheit seine Lebensfähigkeit schöpft. Sich „wildhinstürmend" über alles dies hinwegsetzen, hieße die Wurzel dieses Stammes unterwühlen.

Als Uriel sich eben von Judith losreißen will, umringt ihn plötzlich der Schwarm der übrigen Gäste. Jochais eifersüchtigen Spott beachtet er nicht. Judith nur beantwortet ihn trotzig und führt den Geliebten fast gewaltsam vor aller Augen in den Saal.

Da naht die Entscheidung. „Priester an der Pforte!" erschallt es. Uriel weiß, was sie bringen. Wie von einem Pestkranken weicht alles von dem Angeklagten zurück, auch Judith tritt zögernd auf die Seite der Gegner.

Aber die Bedeutung des Augenblicks läßt ihn diese bittere Enttäuschung verschmerzen. Die Größe seiner geistigen Aufgabe beherrscht ihn ganz. Mit kaltem herausforderndem Trotz wirft er dem Priester de Santos die Worte zu:

„Glaubst Du dort auf dem Sinai zu stehen?
Hat Moses Dich zu seinem Mund erwählt?
Wer hat Dir über mich Gewalt gegeben?"

Da geschieht etwas Unerwartetes. Silva hat in guter Absicht Jochai über Uriels Vergangenheit unterrichtet. Jochai greift begierig nach diesem Mittel, sich des Nebenbuhlers endgültig zu entledigen. Er beschuldigt ihn des geheimen Christentums, denn noch sei er durch keinen öffentlichen Akt zum Juden-

tum zurückgekehrt. Alles ist erstarrt über diese Eröffnung. Uriel selbst fehlen im ersten Augenblick die Worte. Mit einer Lüge will sein Todfeind ihn, der gerade die Unwahrheit bekämpft, vor dem Banne bewahren! Ihm mutet man zu, durch eine Hinterthür sich der Verfolgung zu entziehen. Diese Spekulation auf seine Feigheit treibt seinen Mut zur Tollkühnheit hinauf. Die Begeisterung eines Propheten und Märtyrers erfaßt ihn. Mit mächtig hinreißenden Worten schildert er seine Jugend, seine gewaltsame christliche Erziehung. Er verflucht sie keineswegs, er fühlt sich glücklich in dem Besitz einer Bildung, die ihn über die Enge des Judentums hinaushob, denn frei will er sein von jedem Zwang, und daß man ihn jetzt in das Joch des Christentums hineintreiben will, empört ihn umsomehr. Weder Jude noch Christ ist er, die allgemeine Entwicklung der Menschheit nur erkennt er an. Am wenigsten wird er jetzt, gezwungen, auf ein Dogma schwören. Wenn aber die Frage an sein Herz gestellt ist, ob er sich überhaupt noch als Glied seines angestammten Volkes fühlt, da bekennt auch er sich zur gemeinsamen, brüderlichen Sache seiner Glaubensgenossen. Als Christ erzogen, hat er empfunden, was Heimat und Vaterland bedeuten, als Jude doppelt tief, wie bitter es ist, jene zu entbehren. Er will kein feiger Überläufer scheinen, der geschützt durch die Taufe ruhig zusieht, wie sein Volk in Drangsal geknechtet wird. Stolz, tollkühner Mut, der Ehrgeiz des Kriegers, zu der kleinen, wenn auch fallenden, aber heldenhaft kämpfenden Schaar zu gehören, lassen ihn die schönen Worte ausrufen:

„Des Ahasverus Söhne, müßt Ihr wandern,
Und wandern, wandern, wandern ruhelos —
Und weil ich nicht im Schatten ruhen will,
Als Christ mich in dem Grün behaglich streckend,
Indessen Ihr im Staub der Straße zieht —
So will ich leiden mit den Leidenden, —
Ihr dürft mir fluchen! Denn ich bin ein Jude!"

Uriels heldenhaftes Herausfordern des Bannes reizt den Fanatismus der Priester nur noch mehr; sie empfinden seine Worte als Hohn, das freiwillige Sichdarbieten zur Strafe beweist ihnen eine geheime Verachtung ihrer Macht, und der Fluch fährt auf den Ungebeugten in seiner ganzen Grausamkeit herab. Uriel selbst bricht nicht darunter zusammen, er hat Mitleid mit diesem Wahn und nur der Gedanke an seine rechtgläubige Mutter erfüllt ihn mit Schmerz.

Da erhält er auf einmal einen Bundesgenossen. Judith, durch des Priesters verdammende Worte in ihrer Liebe gekränkt, voll Bewunderung vor Uriels Heldenmut bekennt sich begeistert zu dem Geliebten mit jenen großartigen Worten: „Er wird geliebt! Glaubt besseren Propheten!“

Judiths Kühnheit schreckt die Priester und die Umstehenden auseinander. Für Uriel aber hat sich nun die Sachlage mit Einem Schlage geändert. Die Liebe zu der schönen Tochter Manasses, der er entsagen wollte, weil er in dem Streben des Weibes nach gewohnter Behaglichkeit eine Feindin seiner Überzeugung fürchtete, wird ihm zur Bundesgenossin im Kampf um seine Wahrheit. Uriel und Judith stehen jetzt vereint einer ganzen Welt gegenüber, statt sie zu trennen, hat der Bann der Synagoge sie nur um so fester verbunden.

Daß Uriel nach diesem Zeugnis von Judiths Liebe nicht aufjauchzt in hoffnungsfreudiger Thatkraft, nicht aufjubelt, wo er nun, ohne seine Wahrheit zu gefährden, sich seiner Liebe wieder hingeben darf, berührt merkwürdig. Kein Wort hören wir mehr von ihm in diesem Akte nach jenem Ereignis; für ihn spricht es Judith:

„O laß uns hoffen! Folge mir, mein Freund!
Wer muthig will, der hat die Welt gewonnen.“

Noch eigentümlicher ist dieser Mangel an jeder beseligenden Wirkung der That Judiths auf Uriels Stimmung und Mut in der Manuscript-Ausgabe. Hier folgt Uriel am Schluß des

zweiten Aktes nicht einmal sofort Judith nach, sondern es findet sich noch folgender Zusatz:

(Judith folgt dem Vater.)

Uriel (nach einer Pause und ihr nachblickend).

Und hättest Du mich ziehen lassen! Ach,
Dann stünd' ich doch allein mit meinem Schicksal!
Zuviel des Hasses und zuviel der Liebe!
Nur langsam folg' ich dem, (legt segnend die Hände aufs Herz)
was mich beglückt!

(Er geht Judith mit gebeugtem Haupte nach und der Vorhang fällt erst, wenn er verschwindet.)

Die Änderung dieses Schlusses in der 1. Aufl. ist immerhin eine Besserung, wenn wir auch hier kein einziges frohes Wort Uriels zu hören bekommen. Der gemeinsame Abgang Judiths und Uriels vermag aber schon eine gewisse Zuversicht im Zuschauer zu erwecken, die dann durch Judiths hoffnungsvolle Worte vermehrt wird.

Zu Anfang des dritten Aktes sehen wir Uriel friedlich auf Manasses Villa. Der freisinnige Vanderstraten hat ihm dort ein sicheres Asyl eröffnet, das ihn der Rache des Fanatismus entzieht; er hat sich sogar bereit erklärt, Uriel als Schwiegersohn anzunehmen, natürlich unter der stillschweigenden Voraussetzung des Widerrufs. Deshalb sehen wir Uriel auch hier wieder in elegischer Stimmung. Das Glück, Judiths Liebe zu besitzen, empfindet er in seinem ganzen Umfang. Aber er ist zu wenig Träumer, um zu glauben, daß sein jetziges Leben fortdauern könne. An Widerruf aber denkt er nicht.

„Der Held bereut durch eine zweite That", das ist der Ausdruck seiner augenblicklichen Gesinnung. Und dennoch zieht es ihn mit allen Fibern zu Judith. Gutzkow sagt in den „Briefen eines Narren an eine Närrin": „Das Bedürfniß, glücklich zu leben, ist eben so mächtig, als das andere, seinem Glücke die Unterlage eines höhern Lebens zu geben." Von diesem Gesichtspunkte aus hat der Dichter den Charakter des Helden gezeichnet. Seine höhere Aufgabe muß ihn fortrufen

aus dieser ziellosen Lage, die höchstens seiner Festigkeit gefährlich werden kann. Deshalb hat er schon darüber nachgegrübelt, wie er sich auf irgend eine Art sein „unerlaubtes Dasein" fristen könne. Daß dies nur durch die Flucht, durch eine Trennung von Judith und Sicherung seiner eigenen Person geschehen kann, das ist ihm ganz klar.

So überrascht ihn die Zumutung de Silvas, der den Widerruf auch als etwas ganz Selbstverständliches ansieht, wie etwas ganz Fremdes, das niemals in die Grenze der Möglichkeit gerückt ist. Mit wie vielen schwerwiegenden Gründen auch de Silva ihm zusetzt, er beharrt auf seiner isolierten Stellung. Uriel verteidigt das Recht der Individualität. Aber daß er eine solche besitzt oder besitzen will, hat man ihm ja am meisten verübelt. Er will von dem Banne nicht befreit sein und wenn ihn auch de Silva erinnern mag, an Judith, an Manasse, an seine blinde Mutter, an die Pflichten gegen sein Volk und seine Religion — er bleibt standhaft und nach de Silvas Fortgang befestigt er sich gleichsam nochmals in seiner Widerstandskraft in einem Monolog, der in die Worte ausgeht:

„Hab' ich geirrt, so irrt' ich nur der Wahrheit,
Den Priestern aber widerruf' ich nicht.[165])

Und wohl nötig ist diese Befestigung. De Silva war nur ein Vorposten, aber seine Worte, wenn sie auch Uriel nicht wankend machten, können unmöglich ohne Wirkung auf ihn geblieben sein, wenn sie auch nur dazu dienten, das in Uriels Gesichtskreis zu rücken, was er daraus verbannt hatte und was in den nächsten Augenblicken zu einem bedrohlichen, seine ganze Kraft unterwühlenden Element anwachsen soll.

Die Liebe zu seinem Volk, die in Uriels Seele schlummert, hat de Silva wachgerufen. Nun aber wird sein Herz an seiner schwächsten Seite angegriffen. Uriels Mutter erscheint, blind und gebrechlich, von seinen Brüdern geführt. Sie will Judith

danken für die Liebe, die sie Uriel bewiesen. Der Anblick der hilflosen Mutter erfaßt sein Herz mit wildem Weh, und allen Fluch vergessend, liegt er zu ihren Füßen. Und ihre Hände tasten an seinem Kopf herum und erkennen den geliebten Sohn, der ihr unwiederbringlich verloren ist. Es mischt sich in diese Mutterliebe dennoch ein klein wenig Egoismus, aber es ist der Egoismus der Liebe. Sie hegt den kindlichen Glauben, vor dem Augenblick ihres Todes noch einmal die Kraft ihrer Augen zurückzuerhalten, und ihr Mutterherz krümmt sich unter dem Gedanken, daß sie dann eines ihrer Kinder an ihrem Totenbett vergeblich suchen wird. Denn Uriel wird fern von ihr weilen. Seiner Mutter vertraut er es an, daß er nicht hoffe, Judith jemals sein zu nennen, und sie stimmt ihm bei. Diese bittre Wahrheit ausgesprochen zu hören aus einem teuern Munde macht sie Uriel doppelt schmerzhaft.

Die Brüder stehen daneben, gedrückt von der Last einer Bitte, die nur zögernd aus ihrem Munde kommt. Der Fluch Uriels hat auch sie getroffen: sie sind Kaufleute und die Rache der Stammesgenossen muß ihr Geschäft ruinieren. Deshalb wollen sie auswandern mit ihrer alten Mutter, eine neue Heimat zu suchen; und alles Uriels wegen, der nicht widerrufen will und diese Heimatlosigkeit seines Volkes an seinen Lieben sich rächen sieht, was er doppelt so tief empfinden kann, seit er als Christ ein Vaterland besessen.

Da kommt auch Judith, ahnungslos und glücklich über Esthers Anblick. Ihr Vater hat durch seinen edlen Freimut sich den Haß und die Verfolgung Jochais und seiner Freunde zugezogen. Alles, was Uriels Herzen nahe steht, ist hier zu einer Gruppe vereinigt. Judith lebt noch in dem jubelnden Bewußtsein ihrer mutigen That, eine rosige Zukunft liegt vor ihr. Sie hat sich zu Uriel bekannt, weniger fortgerissen von seiner geistigen Aufgabe, als weil man ihre Liebe in Zweifel zog, und sie lebt jetzt in der festen Zuversicht, ihn durch ihren

selbstlosen Opfermut in jenem Augenblick völlig sich erobert zu haben. Daß nunmehr der Geliebte seinerseits ihre Hingebung vergelten werde durch den Widerruf, der allein ihrer That den erhofften Lohn sichern kann, daran ist ihr auch nicht ein leiser Zweifel aufgestiegen. Da reißen sie Esthers wehmütige Worte aus diesem schönen Traum, und mit dem grausamen Vorwurf: „Mutter, wir werden nicht geliebt!“ liegt sie in trostloser Enttäuschung zu Esthers Füßen. Alles, was Uriel bisher teuer war, stürmt nun mit einem Mal auf ihn ein! Der Schein der Undankbarkeit bedroht ihn; jene ungerechte Anklage: „Wir werden nicht geliebt!“ hat die Bresche gestoßen in die feste Mauer, die der Geist um das Herz gezogen, und dieses ist jetzt wie eine eroberte Burg, jedem Feinde geöffnet. Er sieht seine gebrechliche alte Mutter an ihrem Stabe hinauswandern in die Fremde, geführt von seinen verarmten Brüdern, die verfolgt werden um seinetwillen. Getrennt muß er selbst in Zukunft leben von seinem Volke, zu dem die Stimme des Blutes ihn dennoch hinzieht. Es ist ein schwerer Kampf des Propheten mit dem Menschen, der die Liebe nicht aus seiner Brust reißen kann, ein kurzes gewaltiges Ringen gegen die Übermacht des Gefühls. Die Wahrheit unterliegt. Uriel ist nicht mehr Herr seiner selbst. Besinnungslos stürzt er hinaus, bloßen Hauptes durch die Straßen und eilt halb wahnsinnig von all diesen Folterqualen zur Synagoge, seinen Peinigern in die Arme. —

Ohnmächtig, mit zerrissenen Kleidern war Uriel im Hof der Synagoge zusammengestürzt, verfolgt von den Hohnrufen und den Steinwürfen der fanatischen Menge, wie in der Novelle. In strengem Gewahrsam wurde er gehalten, keine Kunde von draußen drang in die Einsamkeit seiner Kerkerzelle, weder von der Krankheit und vom Tod seiner Mutter, noch von Jochais Rache an Manasse. Jeder Besuch Judiths und seiner Brüder, jeder Brief auch wurde von dem unerbittlichen Inquisitor de Santos abgewiesen.

Anfang des vierten Aktes ist der Tag des Widerrufs gekommen, der dem schmählich Eingekerkerten die schwer erkaufte Freiheit bringen soll[166]). Zum letzten Mal wird er vor das Gericht der Hohenpriester geführt. Die Kerkerhaft, die Aufregung über die ihm widerfahrene Behandlung hat ihn entkräftet, blaß und verfallen erscheint er vor dem Rabbi Akiba und dem Gerichtshof. Aber seinen Geist hat die Schande nicht zu demütigen vermocht. Im Kerker hat er sich gesammelt, hier ist er zur ruhigen Überlegung seiner That gekommen. Er war in der Gewalt seiner Feinde, ein Zurück gab es nicht mehr. Deshalb hat er sich abgefunden mit dem Schritt, zu dem er sich hat hinreißen lassen, und will aushalten. Gewaltsam bannt er seinen Blick auf das eine Ziel, frei zu werden, um Mutter, Brüder, Judith zu umarmen. Er hat die kürzere, aber schwerere Buße verlangt. Ein wilder Gleichmut hat ihn erfaßt:

„Ich will den kurzen! Tödtet mich! Nur rasch!
Ich will mich nicht besinnen, wie ich sterbe."

Doch er weiß nicht, was ihm bevorsteht. Von wirklicher Reue und Zerknirschung ist keine Spur bei ihm zu sehen. Soweit hat ihn auch die Grausamkeit des Kerkers nicht gebracht. Den Priestern zeigt er nur kalte Verachtung. Alles will er der Synagoge zugestehen, nur schnell! Von seinem Innern fließt das alles spurlos herab. Gedankenlos spricht er die Zugeständnisse herunter, die man von ihm verlangt. Ja es mischt sich offener Hohn in seine Worte:

„Ich glaub' es glaubend, dankend Euch von Herzen,
Daß Ihr es zu beweisen mir erspart."

In der Manuscript-Ausgabe tritt Uriel in dieser Scene sogar etwas arrogant auf. Als sich Akiba mit der Entschuldigung wegen seines hohen Alters niedersetzt, über seine „müden Füße" klagend, sollte Uriel ihm ursprünglich antworten:

„Ich fordr' Euch nicht zum Tanze auf, Akiba.
(bei Seite)
Auf dem Schaffotte sind die Henker höflich."[167])

De Santos entgeht auch der versteckte Trotz in Uriels Geständnis nicht, besonders als Uriel es sogar wagt, im Augenblick der Vorbereitung auf den Widerruf dem greisen Ben Akiba wegen seiner beschränkten Auffassung des Talmud zu widersprechen und wie zum Hohn seiner gegenwärtigen Lage den Satz aufzustellen:

„Der Zweifel ist des Glaubens Nahrung — ...
Denn nur aus Zweifel kommt ein frommer Glaube."

Der Widerruf ist nur ein äußerlicher Zwang, in den er sich begiebt. Er kostete ihm keine geringe Überwindung. Schon vor der Zumutung, vor dem ganzen Judenvolk in der Synagoge das Bekenntnis des Widerrufs, das die Priester verfaßt haben, laut zu lesen, stutzt er. Doch er bezwingt sich.

Seine wahre Gesinnung aber zeigt sich, als er einen Augenblick allein gelassen wird, das Pergament erst durchzulesen. Da tritt die Wahrheit anklagend vor ihn hin, da faßt ihn die ganze Größe seiner Schande und sein Geist bäumt sich wild empor gegen die Fesseln, die das Herz ihm angelegt. Da rasselt und schüttelt er in Verzweiflung mit den schimpflichen Ketten, einen Augenblick fällt er aus seiner ergebenen Rolle. Er hat diese Nacht seine Mutter und Judith im Traume gesehen. Als er erwachte und die Kerkerwände ihn anstarrten, da faßte ihn die Empörung über seine Schwachheit, und plötzlich kam ihm der Gedanke an einen andern Märtyrer der Wahrheit, Galilei, der unter der Qual der Folter ebenfalls widerrief, dann aber, als die Schmerzen nachließen, den Henkern jenes berühmte Wort entgegenwarf: „Und sie bewegt sich doch!" Auch Uriel fühlt sich unter einer solchen Folter, die den Geist willenlos macht. Aber schon wartet er auf den Augenblick der Freiheit, wo auch er den Priestern jenes Wort ins Angesicht schleudern kann; dies Wort klingt ihm unübertönbar in den Ohren. Etwas wie Neid gegen Galilei zuckt durch seine Brust. Und schon ist

der Augenblick gekommen, wo die Fesseln, die Henkersschrauben anfangen nachzulassen. Im Höhepunkt der Verzweiflung, als Uriel Gott selbst anklagt, daß er seine Mishandlung zulasse, und ein Wunder vom Himmel erfleht, als dazu die Rachepsalmen, von unschuldigen Kinderstimmen gesungen, wie höhnend in sein Ohr klingen, bahnt sich sein Bruder Ruben mit Gewalt den Weg zu ihm, ihn zu bestürmen, vom Widerruf abzulassen. Die Mutter hat die Schmach ihres Sohnes nicht mehr erlebt, in Blindheit sind ihre Augen gebrochen. Der Schmerz um die Mutter versinkt gleichsam in der Tiefe des Unglücks, das Uriel erfüllt[168]). Eine Fessel fühlt er sich lösen, die andre stärkere aber hat noch den alten Druck. Noch eine zweite Nachricht schwebt auf Rubens Lippen, aber er wagt es nicht, sie ohne Vorbereitung dem schon fast bewußtlosen Uriel zuzurufen. „Judith? —" Schon der bloße Klang dieses Namens, an den er sich mit der Kraft der Verzweiflung klammert, reißt Uriel wieder empor und treibt ihn die Stufen hinauf, von deren Höhe er seine Schande hinausrufen soll in die Welt. Wie ein Selbstmörder schreitet Uriel zum Widerruf. Doch er hat seiner Kraft zu viel zugetraut. Wie Keulenschläge fallen die lügnerischen, von blutgierigem Haß ihm vorgeschriebenen Selbstanklagen auf sein gefoltertes Herz[169]). Er ahnte nicht diese teuflische Bosheit, die darauf ausging, durch die schmachvollste Strafe den letzten Rest seiner Menschenwürde zu töten. An der Schwelle des Tempels soll er sich niederwerfen, und ganz Israel soll den Fuß erheben, über ihn hinwegzuschreiten.

Das raubt ihm die Besinnung. Aber erbarmungslos wird er zur Strafe fortgeschleift. Doch alles ist nichts gegenüber der teuflischen Rache Jochais. Er wagt es, als erster über Uriel hinwegzutreten, um ihm dabei die niederschmetternde Kunde seines Triumphes entgegenzuschleudern, daß Judith dem Büßenden trotz allem verloren ist. Bis zur schmählichsten Erniedrigung hat Uriel sein leidenschaftliches

Temperament gezwungen. Doch nun haben die Folterklammern, die sein Herz umschlossen, nachgelassen, er fühlt sich mit einem Male wieder frei, nun kommt seine Leidenschaft, so lange gebändigt, zum explosiven Ausbruck. Das Entsetzen über diese himmelschreiende That reißt ihn empor vom Boden der Schande, die Wut über den Triumph der Bosheit sprengt die Fesseln mit einem Ruck. Es ist Simson, der plötzlich seine Riesenkraft wieder in seinen Muskeln fühlt und mit einem Stoß das ganze Gebäude auf die Köpfe der Philister zusammenrüttelt. Die Kleider reißt er ab, die nur erst vom Fußtritt Jochais beschmutzt sind, entfesselt wie ein rasendes Tier, stürmt er zurück in die Synagoge. Noch kann er nicht ganz glauben, was er gehört, der Hohn des de Santos aber giebt ihm Gewißheit. Er fühlt den Boden unter den Füßen weichen, einen Augenblick der Erschöpfung ruht er aus an Silvas Brust. Da tönt ihm die verhaßte Stimme seines Peinigers wieder in den Ohren, der ihn zur Fortsetzung der Buße auffordert, ihn noch eines neuen Verbrechens dazu bezichtigend. Das weckt ihn aus seiner momentanen körperlichen Erschöpfung. Nun ist alles verloren. Jetzt gilt es wenigstens, den Geist aus diesem Ruin zu retten. Nun ist er wieder frei von allem Zwang, wie Galilei springt er empor, und in flammender Wut schleudert er den entsetzten Priestern jenes Märtyrers Worte ins Gesicht: „Und sie bewegt sich doch." Mit wilden ungezähmten Worten widerruft er alles, was er eben erst zugestanden, in den geweihten Mauern der Synagoge verkündigt er laut, was seine Ueberzeugung war und bleibt:

„An Worte fesselt Ihr den Geist, an Worte
Den ew'gen Gott, an diese ird'sche Schöpfung,
Die Euer Auge kaum begreifen kann.
Wir wollen Freiheit von dem alten Joch!
Nur die Vernunft sei das Symbol des Glaubens,
Und wenn wir zweifeln Wahrheit aufzufinden,
So ist es besser, neue Götter suchen,
Als mit den alten, statt zu beten, fluchen."[170])

In diesem Augenblick gleicht er ganz dem Uriel der Novelle, als er fortstürzt mit einer wilden Anrufung des Judengottes als des Gottes der Rache. Doch der Uriel des Dramas hat seinen Widerruf entkräftet und aufgehoben, was der Uriel der Novelle, nur allein und in erster Linie von seiner Leidenschaft fortgerissen, unterlassen. Sein Glaube ist im Drama das erste, was er retten will aus diesem großen Zusammenbruch. Daß er dann seinen Peinigern Rache androht, ist echt menschlich, wenn man auch mit de Silva fragen muß: „Was soll er rächen?“ Doch auch Uriel legt sich diese Frage vor, die Wirkung zeigt sich im fünften Akt.

Ruhelos ist Uriel seit jener Katastrophe in der Synagoge umhergeirrt. Am Grabe der Mutter wollte er Ruhe suchen, die Wächter scheuchten den doppelt Verfluchten von der geweihten Erde. Dann war er bei seiner Schwester Rachel Spinoza, deren Söhnchen Baruch er früher unterrichtet hatte. Seitdem ist er verschwunden. Doch zur Stunde, als Judith den verhängnisvollen Gang thut und mit Jochai an den Altar tritt, schleicht er sich in Begleitung Baruchs in Manasses Garten, auf die Stätte seines einstigen Glücks, um Judith zum letzten Mal zu sehen. Er hat Jochai zum Zweikampf gefordert, Jochai hat die Forderung hochmütig zurückgewiesen. Uriel kennt noch nicht den ganzen Umfang des Zwanges, der Judiths Liebe vergewaltigt. In der Mscr.-Ausgabe hat ihm Silva eine leise Andeutung gemacht, die in der 1. Aufl. schon wegfiel. Er ahnt noch nichts von dem heldenmütigen Opfer, das sie ihrer Kindesliebe gebracht, und noch weniger von ihrem Entschluß, durch den sie dem Geliebten die Treue halten und ihrem Vater den Preis ihres Opfers retten will. Sein Entschluß steht fest. Er will seine tragische Schuld durch den Tod, den „Abschluß aller Rechnungen“ sühnen. An seiner Kraft hat er verzweifelt. Ein ausgezeichnetes Motiv der Novelle ist im Drama leider nicht zur rechten Ausgestaltung gelangt, daß Uriel den jungen altklugen Baruch Spinoza

zu seinem geistigen Rächer einsetzt. Im Drama betrachtet Uriel mit tieftrauriger Wehmut das Kind, das schon an seiner Stirne den „Stempel des Geistes und des Leidens“ trägt. Können wir uns allerdings wundern, wenn er in dieser Stimmung, wo all sein Streben und Denken an der unüberwindlichen Gewalt des Gemütes gescheitert ist, dem jungen Spinoza zuruft:

„O denke nicht, mein Kind! Schlaf', wie die Blume,
Die hold in ihrer bunten Schönheit blüht
Und sich nicht kümmert, wer sie wohl erschuf!“

Ursprünglich folgte diesem Rat eine Einschränkung. Es hieß darauf in der Mscr.-Ausgabe:

„Und mußt Du dennoch denken, überhöre
Die Fragen, die das Leben an Dich stellt!
Laß Deinen Geist nur wogen wie das Meer,
In seiner tiefsten Fülle stolz sich schaukeln rc.

Die zwei ersten Verse fehlen in der 1. Auflage.

An diesem Zwiespalt des Denkens und der praktischen Bewährung geht der Uriel des Dramas zu Grunde. Er ist ja Kämpfer für seine Wahrheit, er will sie zum Allgemeingut machen, zum Eigentum der großen Masse. Er ist kein Stubengelehrter, der sich mit seiner Wahrheit still zufrieden giebt, unbekümmert um den Unverstand, der um ihn her schreit und krächzt; das ist Uriel in der Novelle. Der Uriel des Dramas aber geht nicht an seiner Wahrheit, an seinem Denken, sondern an dem Kampf für seine Wahrheit zu Grunde, den er durch die Herausgabe seines Buches aufgenommen hat.

Uriel sieht nun Judith im Brautgewande. Aus der Ferne ist er Zeuge des Trauungsaktes. Noch einmal erfaßt ihn seine leidenschaftliche Natur, empört ihn der Gedanke an Jochais Niedertracht, an die höhnische Zurückweisung der Herausforderung. Er erhebt die Pistole, den Verhaßten am Traualtar zu erschießen. Doch er bezwingt sich. Die Ringe sind gewechselt, er sieht ein, wie klein und unnütz solche Rache wäre. Dann verbirgt er sich, denn der Hochzeitszug naht.

Den Augenblick, wo Judith allein ist, das Gift schon getrunken hat, benutzt er, vor sie hinzutreten. Es ist das unbewußte Bedürfnis, ein Zorneswort aus dem Munde der Geliebten zu vernehmen, um sich noch zu stärken zu seinem letzten Entschluß. Statt dessen ermutigt Judith, den Tod schon im Herzen, ihren Freund, sich aufzuraffen:

„Zieh' in die Welt mit muthigem Vertrauen!
Bekenne deine Wahrheit wie ein Held."

Doch kein Echo finden ihre Worte in Uriels Brust. Da thut das Gift seine Wirkung. Der letzte Athemzug der Sterbenden gilt Uriel. Ihren Myrthenkranz setzt sie ihm als Siegeskrone aufs Haupt und stirbt.

Ihr Tod ist nur ein Wegweiser für Uriel. Er haßt und verachtet sich selbst, weil er nicht grausam und rücksichtslos sein Herz der Wahrheit geopfert hat, um nur ein Kämpfer des Geistes zu sein. An seiner Wahrheit selbst verzweifelt er nicht, aber an seiner menschlichen Kraft, sie zu verkünden, ihr Verteidiger zu sein. Um zu retten, was er liebte mit allen Fasern des Herzens, hat er die Wahrheit äußerlich verleugnet. Aber diese hat sich gerächt, hat die Mutter und Judith getödtet. Ein stetes Ärgernis wird er nun der Wahrheit und ihren Bekennern sein und keine Sühne kann den Makel von ihm abwaschen, den er seinem Herzen folgend sich zugezogen:

„Wer nicht von Anfang blieb auf grader Straße,
Der könnte Steine wandeln selbst in Brod,
Man glaubt ihm nicht — die Meinung hat verloren,
Wer seine Meinung einmal abgeschworen."

Leben kann er seiner Mission nicht mehr, deshalb will er ihr wenigstens nicht zum Vorwurf gereichen und für sie in den Tod gehen. Nicht aus Charakterschwäche also tötet er sich, nicht aus Feigheit vor den weiteren Folgen des Bannfluches, sondern aus Stärke seiner Überzeugung, um seiner Wahrheit wenigstens einen Dienst zu erweisen.

„Er mußte gehen, weil er nicht bleiben durfte!" —

Die Entwicklung des Helden der Novelle zu dem des Dramas ist also die:

Der Uriel der Novelle geht an der Haltlosigkeit seiner Überzeugung zu Grunde. Der Geist wird getödtet, die Leidenschaft siegt und reißt ihn fort zum Mord und Selbstmord. Der Uriel der Novelle geht nicht im Dienste seiner Wahrheit in den Tod, sondern im Rausche seiner Leidenschaft. Der Held des Dramas aber wählt mit klarem Bewußtsein diesen einzig ihm möglich scheinenden Ausweg. Das allein scheint ihm der einzige Dienst, den seine menschliche Schwäche der Wahrheit leisten kann. Von nicht gewöhnlichen Motiven hat er sich hinreißen lassen. Damit hat er der Wahrheit mehr geschadet als genützt. Keine verurteilenswerte Leidenschaft hat ihn geschwächt, sondern edle Gefühle, allgemeine Sittengesetze haben ihn überwältigt. Seine Leidenschaft, ihm angeboren zwar, weiß er zu beherrschen. So bewahrt er seine Hand vor dem Mord und dem Selbstmord aus Verzweiflung. Seine Überzeugung hat er behalten, und sobald er sich frei fühlt von jenen übermenschlichen Motiven, steckt er wieder triumphierend ihre Fahne auf. Der Uriel der Novelle hat im Rausche seiner Leidenschaft seine geistige Mission vollständig vergessen. Der Held des Dramas aber empört sich mehr über die Knechtung seines Geistes als über die Schändung seiner Person. Er fällt für seinen Glauben, damit der freiwillige Tod alles gutmache, was er verschuldet. — — —

Noch einer Thatsache muß ich hier Erwähnung thun, die für den Dramatiker Gutzkow von großer Wichtigkeit ist. Bekanntlich änderte der Dichter häufig an seinen Werken, einmal weil sein unruhiger Geist ihn dazu antrieb, dann weil die Häst seiner Produktion eine Umformung häufig nötig machte. Es dürfte überraschen, zu hören, daß auch der „Uriel Acosta" von dieser Gewohnheit des Dichters nicht verschont

geblieben ist. Das Soufflierbuch des Dresdner Hoftheaters enthält noch einen anderen Schluß des Gutzkowschen Werkes: Uriel tötet sich nicht durch einen Pistolenschuß, sondern, nachdem er im Durst nach Rache statt Jochai seine Geliebte tödlich getroffen, trinkt er das Gift, das Judith sich schon zubereitet und das sie ihm als „Erbschaft" hinterläßt.

Dieser Schluß nun ist der ursprüngliche; der Dichter stand hier noch im Bann seiner Novelle und erst, als er sich von dem Stoffe frei gemacht, das Werk im Sommer 1846 in Frankfurt mit „objektiver Kritik" überarbeitet hatte, kam er zu der Erkenntnis, daß diese novellistische Lösung wider den Geist des Dramas sei.

Am 11. September schickte er an Emil Devrient den geänderten Schluß mit dem Bekenntnis, daß er sich in der ersten Fassung „vergallopirt" habe und die „verfehlte Schießerei", wie er beim Vorlesen des Dramas empfunden, „sich nicht mache". Er habe daher eine „sanftere, mildere Auflösung" gefunden.

Um die Entstehung des Werkes aber vollständig zu geben, müssen wir gleichwohl auf diesen ersten Schluß Rücksicht nehmen und er möge daher hier folgen.

Nach dem Abgang des Knaben Spinoza lautet das Ende des 5. Aktes demnach so:

Uriel.

(Er zieht ein etwas altertümlich geformtes Pistol hervor.)

Zeig' deine Wechsel vor! Verfalltag ist!
Stolz Israels, halt still beim Ringewechseln,
(Er zielt und geht dabei immer mehr nach hinten.)
So still wie ich, als du mich trafst im Staube!
Zuck' nicht mit deinen Augenwimpern, Krösus!
Noch einen Atemzug — noch einen, Mensch! Ha!
(schießt nach hinten, wo er auf die Terasse gestiegen ist) . . .
Das war ein Satz, der widerruft sich nicht.

(Er wirft das Pistol von sich und tritt bei Seite. Stimmen hinter der Scene).

Jochai's (Stimme hinter der Scene).

Besetzt das Thor! Hier muß der Mörder sein!

De Castro.

Verruchte That!

Manasse.

Rettung dem teueren Kinde!

Letzter Auftritt.

Judith (wird von der Estrade verwundet heruntergetragen). Silva. Manasse. Santos. De Castro. Jochai. Gäste.

Silva.

Hier auf den Rasen legt ihn nieder!

Jochai.

Judith!

Sie stirbt!

Manasse.

O unglücksel'ge Schauderthat.

(Alle sind um Judith beschäftigt.)

Jochai.

Hier liegt das Mordgewehr am Boden, seht! —

Uriel (tritt ein).

Hier ist der Mann, der diese That gethan!

Alle.

Acosta!

Jochai.

Mörder, wagst du zu verweilen.

(Kurze Pause.)

Uriel.

Du lebst? Graunhaftes Bild, du stehst ... und hältst
In deinem Bau dich, zitterst nicht und schwankst?
Entsetzliches Phantom! Die Kugel — traf —
Traf — (Erblickt Judith) ... Ha! Ha! Du Rachegott
der Teufel!
Auch du verschmähst mein Opfer, Adonai?
Von allen Zonen, kommt ihr Berge, Donner!
Zermalmt, zertretet mich im Staub! Wühlt euch
Mit Wollust ein in meine blut'gen Trümmer.

(Er wirft sich zu Boden. Kurze Pause.)

Judith.

Du sollst es wissen, in dein Haus, Jochai,
Hab' ich als Leiche dir nur folgen wollen.
Dem Gift (sie schüttet ein Pulver in den Pokal) in diesem Becher
kam der Freund
Zuvor .... o zürne nicht, mein Vater, denke,
Der schöne Schein bleibt dir zurück .... ich selbst, —
Vergib, daß ich in deinem Sinne dachte,
Vermählt trinkst du Erlösung aus dem Becher,
Ein Tempel thut denselben Dienst wie ich.

Manasse.

Fühlt ihre Hand!

Silva.

So kalt wie euer Marmor!

Judith.

Und du, Acosta, hättest glauben können,
Daß diese Seele, die du zart gebildet,
Nicht wüßte, was sie schuldig war der Liebe?
O eine andre Welt hab' ich geträumt
Und süßre Hoffnungen von diesem Leben;
Ein kurzer Frühling nur hat sich erfüllt!
Ein wenig Blumenduft — doch der war schön!
An Wonne überreich, daß er im Sterben
Mich selig übertäubt — Leb wohl, Geliebter!
Und was ich einzig noch dem Lebenden
Als Erbschaft lasse, schmilzt — in diesem Becher.
(Sie lehnt sich und stirbt.)

Uriel

(hat sich während dem allmählich höher aufgerichtet und steht rasch auf.)
Ich trinke ihn! (er ergreift ihn.)
(Die Uebrigen entfernen sich von Judith auf die andere Seite.)
Zerspringe lästig Leben
In tausend sel'ge Sonnenstaubatome!
Das wird mich mehr als Haß und Reue kühlen!
(Er leert den Becher und betrachtet dann die Gegenüberstehenden.)
So war ich nun! Und Beide sind wir also
Auf euern Bahnen nicht mehr anzutreffen.
Mit Thränen wendet sich der Eine abwärts,
Mit Grimm der Andre und die Teilnahmlosen,

Von unserm Tode nur die Halbberührten,
Die seh' ich schon die Handvoll armer Erde
Mitleidig auf das Grab der Schwärmer werfen
Und wieder heimziehn in die Alltagswelt.
So geht und ruft uns als Exempel aus,
Wie die Kometen in dem All verschwinden.
De Santos schildre meinen Tod als Tod
Des Zweiflers! Doch vergiß nicht, daß dies Zucken,
Der Krampf (er hält sich am Tisch) in meiner — Brust —
der Schweiß, der — perlend
Aus meinen Adern — tritt — das Atmen — Aechzen
Nicht aus der Seele kommt —
(De Silva steht dem Sinkenden bei.)
Laßt! Laßt, de Silva!
Sag's ihm, du guter Menschendoktor, sag's ihm,
Daß das nur Flechten, Sehnen sind, Arterien,
Nur Stückwerk, was da stöhnt, — Maschine, — Plunder!
Der Geist ächzt nicht, nicht meine Hoffnung stöhnt,
Daß einst der Wahn nicht mehr das Paradies
Bewacht — die Wolken fliehn — ich seh' hinaus
In sonnenhellere Jahrhunderte;
Ich ruf euch zu, Triumph — Triumph — o könnt' ich —!
Die Fahne senkt der Staub an mir, nicht ich.
Zeig's am Skelett ihm, Arzt, das Band der Zunge,
Wie es erschlafft und stirbt, das Heft des Wortes —
(Er sinkt und redet irr.)
Des freien Wortes — Logos — Komm, Spinoza!
Wir wollen Griechisch lesen — nicht hebräisch —
Die Blume gieb an Judith! Hörst du, Logos,
Die andern! Da, die andern, nicht die welken!
Die guten Blumen — Lilien — weiße Rosen
Und süße Myrthenblütensterne, nimm
Du lichter Engel nimm den Sternenkranz!
(Noch einmal auffahrend.)
Schwertlilien mir und Nesseln — gebt mir Nesseln!
Still! Still — ich habe noch mit euch zu reden,
Zu pred'gen hab' ich noch mit Feuerzungen —
(sanft)
Erklär es ihnen, Arzt, warum — ich schweige.
(Er liegt zu Judith's Füßen. Feierliche Pause.)

Santos (bedeutungsvoll).
Die Kirche siegt, zwei Opfer sind gefallen!

Silva.
O stört den Frieden nicht der Sterbenden —
(Alle außer Jochai gehen zu dem sterbenden Paar. Jochai bleibt seitwärts mit abgewandtem Antlitz.)
Den Schmerz, die Reue nicht, die tiefe Scham;
Denn wie wir hier versammelt stehn, die Mörder
Des stummen Paars sind wir! O wol! Der Glanz
Der alten Heiligtümer seh' ich, schwindet!
Glaubt, was ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen siegt, de Santos! Nein,
Wie wir es meinen, — das nur überwindet.
(Während die Gruppe ihre Stellung als Bild behält, senkt sich der Vorhang.)

Der dichterische Wert dieser ersten Schlußfassung ist sehr gering. Nur an wenigen Stellen sieht man wirkliche Kraft aus den zum Teil phrasenhaften, oft prosaischen Versen hervorleuchten. Man fühlt, daß den Dichter die Übermüdung zum Abschluß drängte und daß diese Lösung das Produkt überdrüssiger Hast ist. Es berührt peinlich, wenn man Verse wie:

„Hier liegt das Mordgewehr am Boden — seht!“

oder

„Hier ist der Mann, der diese That gethan!“

oder

„Von allen Zonen, kommt ihr Berge, Donner!“

vermischt sieht bunt durcheinander mit den so ergreifenden Abschiedsworten der Judith, die er einige Monate später, als er mit neuer Kraft an die Überarbeitung ging, von diesen Schlacken säuberte.

Psychologisch ferner wäre diese Lösung am wenigsten zu rechtfertigen gewesen. Aus der Entwicklung des Helden der Novelle zu dem des Dramas fällt dieser Schluß völlig heraus. Damit bliebe Uriel ganz derselbe, der er in der Novelle ge-

wesen ist. Von dem Helden, der im Augenblick persönlicher Erniedrigung seine Person vergißt und nur seinen Glauben retten will, erwarten wir etwas anderes, als daß er seinen Feind aus dem Hinterhalt meuchlings zu erschießen versucht. Daß er den Giftbecher trinkt, ist dann keine Sühne für seine tragische Schuld, sondern nur eine mangelhafte Strafe für den Meuchelmord, den er, zwar absichtslos, an Judith begeht.

* * *

Es müssen wohl Eindrücke tiefster Art gewesen sein, die den Dichter drängten, einen poetischen Stoff seiner Jugendtage wieder auf den Arbeitstisch des Mannes zu bannen und denselben Helden ein zweites Mal zum Träger einer bedeutenden, diesmal dramatischen Handlung zu machen. Und in der That ist das ganze Problem beider Dichtungen, das Schicksal des Märtyrers für eine erhabene Aufgabe, mit Gutzkows Seelenleben aufs innigste verwachsen. Alles für eines einzusetzen — dieser Heldenmut hatte schon das Herz des zehnjährigen Knaben mit „Schauern der glühendsten Ideen-Ahnungen" überrieselt. In dem reizvollen Buche „Aus der Knabenzeit"[171]) erzählt Gutzkow eine anmutige Episode, wie das selbst vor dem freiwilligen Tode nicht zurückschreckende Eintreten eines kleinen Polenjungen für sein geschmähtes Vaterland ihm unvergeßlich geblieben. Die Ermordung Kotzebues durch den Schwärmer Ludwig Sand erschien der heranreifenden Jugend im Lichte des Martyriums, der Thäter als ein zweiter Brutus; sie legte in Gutzkow den „Grund zu eine Lebensanschauung, die mit wohlgemuter Ergebung auf eine Laufbahn der Märtyrerschaft hinausgehen wollte",[172]) und in vielen früheren und späteren Werken begegnet uns der Gedanke, daß es nichts Herrlicheres gebe, als für eine Wahrheit, die nicht „an allen Wegweisern der Landstraße"[173]) zu lesen sei, zum Märtyrer zu werden. Auch Gutzkow hat sich nicht dem Glauben hingegeben, irgend eine feste Wahrheit finden zu

können. Auch er fand wie Lessing in dem Streben nach Wahrheit wenigstens die beglückende Wirkung derselben[174]). Er hat gedacht und geforscht

> Nicht in dem Wahn das Wahre aufzufinden,
> Das Alle anerkennen müßten, nein!"

Schon 1835 schrieb er ja an Varnhagen: „Keine Wahrheit ist rein aufgetreten: sie war immer mit Irrthümern versetzt und mußte es, um die Debatte möglich zu machen. Schon der Fanatismus der Wahrheit ist ein Irrthum an ihr." Und eine Predigt, die er am Pfingstsonntag 1832[175]) auf Schleiermachers Kanzel in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin hielt, handelte über das Gebet Johannis „Daß der Geist der Wahrheit bei uns bleibe ewiglich". Was er hier der andächtigen Gemeinde verkündet, daß die göttliche Wahrheit einreiße, ehe sie baue, „sie kann nicht bauen, ehe sie nicht zerstört hat", das hat in dem Vorgehen des „Sadducäers von Amsterdam" novellistische Form angenommen.

Durch sein eigenes Leben strafte er diese Forderung, die ganze Persönlichkeit für eine Wahrheit einzusetzen, nicht Lügen. Selbst parteiische Kritik hat ihm zugestehen müssen, daß er in dem gefährlichen Jahr 1835, als Metternich das ganze lustige Nest der jungen Litteratur auszunehmen versuchte, der einzige war, der nicht zu Kreuze kroch. Freunde rieten ihm, sich der gerichtlichen Verfolgung durch die Flucht zu entziehen. Aber gerade der offene Angriff bannte ihn wie Uriel auf seinen Posten. Die mutige, rücksichtslose Verteidigung seiner Sache reizte den Haß seiner Gegner wie auch Uriel die Milde seiner Richter, durch seine Unbeugsamkeit verscherzt, und so büßte er für die vermeintliche Schuld der ganzen Epoche, nicht allein durch jene drei Monate Gefängnis, Jahrzehnte lang hat er, durch diese Vergangenheit behindert, um seine Existenz mit der Kraft des Verzweifelnden ringen müssen. Das war gleich nach seiner Verurteilung vorauszusehen, und doch wagte er es, durch eine

im Kerker verfaßte Schrift „Philosophie der Geschichte" für seine verfehmte Überzeugung aufs neue einzutreten. Wo es sich um seine Zukunft handelte — ein trotziges „den Priestern widerruf' ich nicht!" Wohl fügte er sich ohne Protest in das Urteil; frei wollte er sein, möglichst bald, denn wie auf Uriel wartete auch auf ihn eine sehnende Braut. Aber in sein Tagebuch schrieb er in jenen Stunden inneren Kampfes:

„Daß meine Vergangenheit ausgelöscht wird, ertrag' ich wohl; aber daß man mir die Zukunft nehmen will, ist schmerzlich .... Ich werde immer etwas Eigenes haben; aber nur, um nicht mit den Andern verwechselt zu werden. Das „Bestehende" werd' ich nicht lehren; denn dies müßte selbst die beleidigen, die es schützen und die da wüßten, daß dem Positiven ängstlich aus dem Wege gehen nicht heißt, das Positive billigen. Fühlen werd' ich minder hart, minder dornig. Denken aber und Forschen, nach wie vor ....

Bin ich doch kein feiger Wicht —
Nein! Ich protestire nicht." [176])

Wohl mag er sich im ersten Augenblick dagegen aufgelehnt haben, daß die Staatsgewalt gerade ihn als den einzig Schuldigen herausgriff; doch das Gefühl der Gemeinsamkeit, das ihn damals noch mit den übrigen Jungdeutschen verband und das im „Uriel Acosta" in der Familienliebe des Helden so herrlichen Ausdruck gefunden, schreckte davor zurück, durch einen Widerstand gegen das über ihn gefällte Urteil die Spürhunde der Gerechtigkeit auf seine Genossen zu hetzen. Stolz nahm er im Bewußtsein seiner Führerschaft die Schuld der Gesamtheit auf sich.

Selbst das Leben dafür einzusetzen, war er bereit. In jugendlicher Heftigkeit hatte er Menzel wegen seiner Wallykritik zum Zweikampf gefordert. Ihr Verhältnis zu einander hatte sich in jener Zeit zu einer Nebenbuhlerschaft zugespitzt; die Rolle eines eifersüchtigen Denunzianten, die Menzel ge-

spielt, hat in der Dichtung Jochai erhalten, und die Antwort des Stuttgarter Litteraturpapstes auf Gutzkows Herausforderung: „Nicht hinter Hecken und Zäunen erwarte ich meinen Gegner, sondern auf dem offenen Felde der Litteratur" ist das deutliche Vorbild für Jochais verächtliche Zurückweisung des Zweikampfes: „Wir sind nicht portugiesische Hidalgos!"

Gutzkows Haltung im Jahre 1835 hat dem „Uriel Acosta" seine Entwickelung gegeben. In der Novelle geht der Held unter als ein Schwächling im Rausch der Leidenschaft, während der Held des Dramas mit klarem Bewußtsein in den Tod geht, zu sühnen, was er in entschuldbarer, ja notwendiger Schwäche gefehlt. Gutzkow hat sich von dieser Schwäche nicht niederzwingen lassen. Als die Thür des Gefängnisses sich wieder hinter ihm schloß, seine ganze Zukunft wie ein Trümmerfeld sich vor ihm dehnte, da hat auch er erlebt, was Uriel zum Wanken bringt, richteten sich auch auf ihn in flehender Bitte die Augen der Braut, der Eltern, der Freunde, dem Beispiel der übrigen zu folgen und durch einen Widerruf Zertrümmertes wieder aufzubauen. Die Sehnsucht nach Glück redete zu ihm in schmeichelndem Verführerton. „Das Bedürfnis glücklich zu leben ist eben so mächtig als das andere, seinem Glück die Unterlage eines höheren Lebens zu geben", schrieb er schon in seinem ersten Buche. Da haben wir in kürzester Form den menschlichen Konflikt des „Uriel Acosta". Der Gedanke des Jünglings aber wandelte sich zur herben Lebenserfahrung des Mannes, und in den Jahren trotzigen Kampfes ist die Tragik jenes Konfliktes im Dichter lebendig geworden.

Gutzkow war eine Kämpfernatur. Schroff und rücksichtslos im Urteil, selbst wo es seine Freunde traf, lebte er in fortgesetzter Fehde. Daher trotz allem Werben von Parteigenossen, trotz zahlloser Anknüpfungen seine stete Isoliertheit, sein fortwährendes Alleinstehen. An Freundschaft stellte er große Anforderungen, wie er selbst in der Jugend leidenschaftliche Freundschaften gepflegt hatte. „Ein Herz, das liebt, liebt

um jeden Preis," ist in dem Roman „Seraphine" die Pointe eines seelischen Konfliktes. Den Mangel an Verständnis seiner Natur und seines Strebens hat er schon in der Jugend schmerzlich empfinden müssen. Der beste seiner Freunde im Jünglingsalter schrieb ihm: „Jeder Schritt, den Du weiter thatest, freute mich zwar, denn ich liebte Dich . . ., aber bei jedem Schritt fühlte ich mich auch Dir mehr und mehr entrückt." So mußte der Jüngling schon, früh auf sich selbst gestellt, überall sich mit Anspannung aller Kräfte durchringend, selten unterstützt und verstanden, schroff und erbittert werden So mußte sich schon durch seine ganze Entwicklung eine Individualität herausbilden, die er selbst eine „kämpfende, angreifende, abwehrende" nannte[177].

Dies Bewußtsein des Alleinstehens verbitterte ihm manche Stunde, und gerade in den Monaten des Jahres 1846, als er den „Uriel Acosta" dichtete, war es ihm ein Bedürfnis, sich dieses nagende Gefühl von der Seele herunterzuschreiben. Diesem Umstand verdanken wir nicht nur den wehmütigen Mollklang der Verse des Dramas, den Mangel jedes fröhlichen Aufjubelns Uriels, selbst nicht nach dem mutigen Bekenntnis Judiths, sondern auch eine seiner schönsten Figuren: Manasse.

Zwar war diese Stimmung für ihn immer nur vorübergehend. Der reformatorische Drang des Priesters und Volkslehrers, sich praktisch zu bethätigen, auf alle Fragen der Zeit wenigstens kritisch Antwort zu geben, war zu stark in ihm, als daß er sich auf die Dauer unterdrücken ließ. Und wenn er in zahllosen Augenblicken unmutiger Resignation über den Mangel an Anerkennung und innerer Befriedigung oft genug sich selbst zugerufen haben mag, was Uriel dem jungen Baruch Spinoza rät:

. . . . mußt du dennoch denken, überhöre
Die Fragen, die das Leben an dich stellt!
Laß deinen Geist nur wogen wie das Meer,
In seiner tiefsten Fülle stolz sich schaukelnd,

so giebt es doch für Gutzkows ganzes Wesen keinen zutreffenderen Ausdruck, kein besseres Motto für seine Biographie als die Sehnsuchtsworte Uriels:

Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn.

„Ich hatte Alles, um Priester, Volkslehrer, Jugendlehrer, vielleicht noch Größeres zu werden: nichts um ein Dichter" heißt es in jenem Tagebuch aus dem Kerker. „Ich hatte nie daran gedacht, ich war nie Egoist, sondern schuf nur, um zu wirken; ich hätte müssen Baumeister, Staatsmann werden. An der Kritik erst lernt' ich mich concentriren; an dem, was schlecht gemacht wurde, sah ich, wie es sein mußte"[178]). Ähnlich hatte Laube über Gutzkow geurteilt, als er ihn auf der gemeinsamen Reise durch Oberitalien im Sommer 1833 genauer kennen lernte: „Zuerst und zuletzt ist er ein Denker ... und alles Künstlerische ist angeeignet, aber reichlich und sorgfältig angeeignet, bis auf den Stil." Jenes resignierte Bekenntnis Gutzkows über sein Dichtertum dürfen wir natürlich nicht wörtlich nehmen, denn in Gefängnismauern mochte leicht sein Genius an der Kraft seiner Schwingen verzweifeln; seine dichterische Produktion hat es ebenso Lügen gestraft, wie Lessings „Nathan" ein ähnliches Bekenntnis bei Aufgabe der „Hamburger Dramaturgie". Daß er allerdings den Inhalt stets der Form vorgezogen, letztere oft über ersterem vernachlässigt, des war er sich wohl bewußt. „Immer galt es die Sache", sagt er in den „Rückblicken"[179]), „Sinnen dagegen über die Form, ein Bild, ein Gleichniß, wie die Lyriker pflegten, sich immer nur ein Segment von jenem Globus abschneiden, den Titanenkräfte zu wälzen glaubten, und diesen nur ausputzen zum Reiz der Formenschöne, das wurde nicht genährt durch die Richtung, in welche ich gerathen war." Diese Richtung war allerdings von vornherein eine polemisch-kritische. Seine frühzeitige Isoliertheit, sein steter Kampf um die Existenz

und mit seinen häuslichen Verhältnissen mögen die angeborene Anlage einseitig herausgebildet haben. Sein erstes schriftstellerisches Unternehmen war kritischer Art. Was damals in dem jungen Brausekopf gährte, schildert am besten eine Stelle aus der „Seraphine", die er selbst ein persönliches Bekenntnis nennt. „Nach den höchsten Gipfeln wissenschaftlicher und Welteinsicht ringend war ich auch auf einem steten, dornigen und blutigen Hinaufklimmen begriffen. Alle Ideen, welche die Zeit erfüllten, fanden in meiner Brust ihren Widerhall. In Liebe und Haß war ich leidenschaftlich. In der Politik tollkühn, in der Religion Phantast, in der Philosophie Schattenspieler, in der Moral ein Narr, gährte und siedete ich und mordete meine nächste Vergangenheit immer durch die nächstfolgende Zukunft. ... In den Sitten das Philisterhafte hassend, in den Gefühlen jede Weisheit, die ich Egoismus nannte, brachte ich Alles, was mich auf meinen Wegen reizte, in Verbindung mit meinen ideellen Sympathien. Ich sahe in meinen Umgebungen nur falsche und lügnerische Manieren und fand darin Stoff für die Polemik vieler deutschen Autoren gegen die Tendenzen der Zeit. Mein Symbol war: Natur und Ehrlichkeit in der Politik, Natur und Leidenschaft in der Moral"[180]). Wo finden wir jenes „Zerstören der nächsten Vergangenheit immer durch die nächstfolgende Zukunft" tragischer ausgedrückt als in dem Uriel der Novelle, der auch in mancher andern Beziehung ein Porträt des damaligen Gutzkow ist! Und nicht nur Gutzkow allein durchlebte dieses schnelle Überwinden des gestern im Triumph des schöneren heute; dieser gemeinsame Zug einte die Jungdeutschen alle und keiner hatte dies schärfer gesehen, als er, der am 28. Oktober 1835 über Mundt an Varnhagen schrieb: „Wohin gerathen wir bei dieser Verläugnung unserer Präzedentien?" — zwar ohne sich klar zu sein, wie treffend er damit auch seine eigene stürmische Jugendentwickelung bezeichnete. —

Früh schon war des Jünglings Geist erfüllt mit Reform-

gedanken im Hinblick auf Kirche, Staat und Wissenschaft. Sich hingeben „einem unbekannten Allgemeinen“, nennt er schon in seinem „Forum der Journal-Literatur“ sein Ideal. Verbindung der Wissenschaft und Litteratur mit dem Leben, diese Notwendigkeit hat er stets betont. Das war es, was ihn zu einem begeisterten Anhänger Menzels machte. „Für jede Form der Dichtkunst, für jede Disciplin der Wissenschaft die Verbindung mit den theuersten Gütern der Nation herzustellen, mit dem verlorenen und zurückzuerobernden Palladium der Nationalgröße, mit ständischer Freiheit, mit öffentlicher Jugenderziehung, mit Reform nach allen Seiten hin“ —[181]) dieser Menzelsche Gedanke hat den Jüngling und den Mann allzeit durchdrungen, im „Uriel Acosta“ ist er zur dichterischen Frucht gereift.

Um aber mit diesen Reformideen nicht als Schwärmer und Phantast dazustehen, bedurfte er positiver Kenntnisse. Diese sich zu erwerben, hat er immer getrachtet. Er war in gewisser Weise Polyhistor, Theologe, Historiker und Politiker, Nationalökonom, Philosoph, belletristischer Schriftsteller, Journalist, Litterar- und Kulturhistoriker, Dramatiker. Nannte ihn doch selbst Menzel nach der ersten Bekanntschaft einen universellen Kopf. In Kenntnissen hinter jemand zurückstehen zu müssen, hat er nie ertragen können. Eine reizende Äußerung dieses Charakterzuges ist jene kleine Episode, die er von seinem ersten Schulgang erzählt. Er sträubte sich mit Händen und Füßen, als man ihn zur Schule brachte. „Ich weiß nichts!“ jammerte er. „Auf sanftes Zureden begriff der Narr, daß er noch als ein völlig unbeschriebenes Blatt hier säße und in der Schule erst zu lernen hätte.“[182]) „Studiren möcht' ich, lernen, lernen!“ hatte der zehnjährige Knabe bittend gestammelt, als über seine Zukunft beschlossen wurde. Und wahrlich leicht ist ihm der Kampf um die Wissenschaft nicht geworden. Aber sein Feuereifer im Lernen und sein unstillbarer Wissensdurst überwanden die größten Hindernisse und die bittersten Entbehrungen. Neben Schule und Hausarbeit mußte er Stunden

geben, um selbst die Möglichkeit seines Studiums zu fördern. Durch ganz Berlin trieb ihn diese Galeerenarbeit in Sommerhitze und Winterkälte. Und trotzdem hat er dabei umfassende philosophische und philologische Privatstudien gemacht, bis spät in die Nacht hinein und früh am Morgen, vor dem Frühstück im ungeheizten Zimmer lesend und excerpierend. Nur unterstützt von einem kleinen Stipendium, hat er die Kosten seines Universitätsstudiums selbst bestritten und daneben noch Zeit gefunden, eine gekrönte Preisarbeit zu schreiben. Was bei seinem ersten öffentlichen Auftreten das Erstaunen aller am meisten erregte, war seine großartige Belesenheit, sein wissenschaftliches Material bei den kleinsten Fragen und die Reife des Urteils bei dem Einundzwanzigjährigen. Dieses Lernen mit unermüdlichem Eifer hat zuerst den Anlaß zu dem Zerwürfnis mit seinen Eltern gegeben. Mit humoristischer Wehmut spricht der Dichter von dem „zu viel verbrauchten Oel der Studierlampe“. Daß der enge Horizont seines väterlichen Hauses den Wissensdurstigen vielfach behinderte und drückte, war selbstverständlich. Hier stehen wir an der Wurzel des Konfliktes, den der Dichter im „Uriel Acosta“ so herrlich in Leben umgesetzt hat, des Zwiespaltes zwischen der engen Welt des Elternhauses, der Erziehung, und der in die Weite gehenden Gedankenwelt des Forschers. Es ist jenes allmählich mit der Erweiterung des Blicks sich herausstellende Unterscheidungsvermögen und die Frage der Pietät gegen der „Urväter Hausrat“, dessen Heilighaltung de Silva so warm empfiehlt.

Gutzkows Eltern waren arm und nur gebildet in dem, was ihre Lebenserfahrung ihnen nahe gebracht hatte. Ein glücklicher Zufall führte ihren Sohn in eine Familie, deren glänzende Verhältnisse ihm die Armut und Enge seines Heims doppelt fühlbar machten. Er erzählt davon in dem 7. Kapitel seiner „Knabenzeit“: „In alle diese Schauer einer nun schon immer bewußter hindämmernden Jugend, in diese oft physischschmerzende Sehnsucht nach einem Leben voll reinerer und

höherer Anschauungen, in diese gebundene ohnmächtige Knechtschaft eines schon früh mit seinen gegebenen Lebensbedingungen zerfallenden Jugendmuthes fiel endlich ein Sonnenstrahl, der Licht, Erlösung, Freiheit brachte". Ein neues Dasein brach jetzt für den Knaben an, als er und seine Schwester Karoline von ihrem neuen Beschützer, Karl Friedrich Minter,[183]) mehrere Jahre lang gemeinschaftlich mit dessen Kindern erzogen wurden. „Eine Alltags- und eine Sonntagsexistenz begann. Beide kämpften mit einander und die reine, schöne, blaue Luft der letzteren stieg über die erste wie über trübe Nebel empor. Statt Blei sah das Auge nun Silber, die Hand faßte nicht mehr das Rauhe allein, sondern auch das Weiche, Seide und Sammt, das Ohr hörte nicht mehr das Wiehern der Rosse allein und die rauhen Laute der zankenden Leidenschaften, sondern Musik, wirkliche Musik und die Musik der feineren Sitte und der anstandsvollen Selbstbeherrschung. . . . Und wenn auch die Hülle der gewöhnlichen Existenz nicht ganz abgestreift werden konnte, die freie Psyche versuchte doch ihre wachsenden Schwingen oder, wenn die Schlacken des angebornen Looses auch wohl noch lange den Körper niederzogen, der Silberblick war dem Geist gewonnen, das reinere Metall schied sich vom groben. Dieser Gegensatz war märchenhaft."[183]) In diesen Worten des Dichters ist zur Genüge gesagt, was für ihn diese neue Welt bedeutete. Der neue Erzieher war ein nur auf praktische Bewährung des Lebens gerichteter Kopf und diese Lehre, die dem Knaben in methodischer Strenge beigebracht wurde, hat der Mann nicht vergessen. Leider dauerte dieses Glück nicht allzu lange. 1821 zog die Familie Minter nach Warschau und auch dieser schönste Jugendtraum hatte ein Ende, zum unendlichen Schmerz des Knaben, der sich nun in seine heimischen Verhältnisse wieder zurückgeworfen sah. Die Wirkung dieser Zeit ist eine entscheidende gewesen und mit warmer Dankbarkeit hat Gutzkow stets ihrer gedacht. Als Minters im Jahre 1845 in die Nähe Frankfurts kamen, war

Gutzkow auf einer Reise durch Österreich und Tirol. Er stand gerade unter dem schmerzlichen Eindruck vom Tode seines Vaters und schrieb am 12. Juni von Meran aus an seine Frau: „Du weißt, wie sehr ich mich oft verurtheilte, daß ich meinen Eltern so gar nichts mehr war, daß ich ihren Lebenskreisen entrückt bin und daß ich mit Bekümmern daran denke, daß auch unsere Knaben einmal uns entwachsen und von unserer Lebensbahn sich trennen werden. Durch Minters bin ich eigentlich zuerst meiner häuslichen Sphäre entrückt worden. Wenn ich es ein Glück nennen muß, das zu sein, was ich geworden bin, so verdank ich dies Glück Minters, durch die mir ein anderes Lebenselement zuströmte, durch die ich jene, wie soll ich sagen, Vornehmheit erhielt, die mich von meiner Geburt emancipirte. Dennoch hing ich voll Liebe an meinen Eltern und fühle diesen Schlag bis tief ins Herz hinein. Minters zu versäumen, thäte mir leid! Nimm sie mit achtungsvoller Hingebung auf, besuche sie, widme Dich ihnen ganz. Ich verdanke ihnen viel und was mein Geistiges anlangt, vielleicht Alles." —

Die nächste Wirkung dieser Bekanntschaft mußte eine zunehmende Entfremdung von seinen Eltern sein. „Die häusliche Lage wurde dem Knaben gegenständlich, er urtheilte, seitdem er vergleichen konnte."[184]) Zwar versuchten die Eltern in den neuen Ideenkreis ihres Kindes einzutreten, sie bezogen eine neue Wohnung, die geräumiger als die zweizimmerige Dienstwohnung im Akademie-Gebäude war, sie schickten ihn aufs Gymnasium. Doch wurde die Kluft zwischen beiden Parteien immer größer; die Religion gab zuletzt den Ausschlag. Der erste größere Bruch erfolgte 1829 bei seinem Abgang zur Universität. Er bezog ein eigenes Quartier, Stipendium und Stundengeben lieferten ihm die Mittel, Berlin zu verlassen reichten sie nicht aus. Die Spannung zu Hause war unerträglich geworden. „Der einzige Dämpfer, der die Anschauungen nicht über das Maß gehen ließ, war

die Rücksicht auf die Eltern". Und hier entschied mehr die Pietät als die Furcht. Das Unvermögen ihrer Bildung, sich zu den Gesichtspunkten des Sohnes, der ihrer Sphäre immer mehr entrückte, aufzuschwingen, entwaffnete diesen, rührte ihn. Manche Unterwerfung kam nach stürmischen Scenen mit dem schmerzlich gesprochenen Worte: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!"[185]) So wurde es „mit der Zeit fast unmöglich, die Welt der Schule und des gesteigerten inneren Lebens mit der des Hauses, mit der Welt der täglichen Umgebungen, der herabziehenden Gewöhnlichkeit im Einklang zu erhalten. Die classischen Ideale im Kopfe, die endlich gewonnene sichere Gewißheit, daß es eine Welt des Schönen, Hochherrlichen, über diesen gemeinen Erdenbedingungen Erhabenen giebt, an welcher die Sterblichen hienieden mitzugenießen, für das Hereinragen derselben ins Erdenleben mitzuleiden und mitzuschaffen berufen sind — und dem dann gegenüber die immer anspruchsvollere, wilde, ja trotzige Durchkreuzung durch eine von Armuth, Unwissenheit und fanatischem Wahn bedingte Lebensexistenz — es wurde zuletzt eine Qual, unerträglich, obschon sie ertragen werden mußte. Sie hatte den immer mehr sich entwickelnden Bruch mit dem im damaligen Berlin Gegebenen im Gefolge."[185]) Daß dieser Kampf auch in den folgenden Jahren nicht ruhte, hat der Brief des jungen Schriftstellers an Menzel vom 11. Oktober 1833 bewiesen.

Dieser Konflikt nun ist die Grundlage des „Uriel Acosta". Was für Gutzkow der Einblick in fremde, glänzende Lebensverhältnisse war, ist für Uriel die Erschließung einer neuen Religion, des Christentums, die auch ihn seiner jüdischen Heimat entfremdet. Die ganze Beseligung dieses Wechsels, dem der Knabe „vielleicht alles" verdankte, jauchzt in den begeisterten Versen Uriels:

Im frischen Strom der Bildung durft' ich baden,
Ein Mensch, ein freier, in dem Ganzen weben" u. s. w.

Aber konnte er auch nicht mehr zurückkehren in die Sphäre, der er entstammte, ebenso wenig gab er sich kritiklos der neuen Welt hin, in die der Zufall ihn geführt. Das arme Kind war freier aufgewachsen als seine reichen Spielgefährten. Seine Erziehung, die so ganz anders gehandhabt worden, wie das neue Regiment, dem er eine Zeit unterstand, wurde ihm dennoch zum Prüfstein seines Urteils. Nicht alles, was das neue Leben ihm bot, aber auch von ihm verlangte, war ihm genehm, auch hier mußte er sich manchem Zwang fügen.[186])

Als erst der Glanz des Neuen verblaßt war, lernte der jugendliche Blick, prüfend zwischen zwei Extremen schweifend, den äußern blendenden Schein vom innern Kern unterscheiden, so daß „der Knabe in die vornehme Welt zwar mit mächtigem Reiz, aber doch wie gegen Lug und Trug von unsichtbaren Händen gefeit eintrat, und bei allem Durcheinander der glatten Schmeichelei und leeren Vergnügungslust sein Inneres wie in einer harten Schaale gegen den gewaltigen Druck der Außenwelt barg." Die Folge war eine beobachtende Mittelstellung, wie sie in der Loslösung Uriels von Judentum und Christentum, in seiner Denkfreiheit als Ideal verkündet ist.

Noch etwas anderes lernte der junge Gutzkow in der sich ihm neu erschließenden Welt empfinden, den bestrickenden Reiz jener Vornehmheit, die ihn, wie er an Amalie schrieb, von seiner Geburt emanzipierte, das Bedürfnis nach Komfort, nach einem behaglichen Wohnsitz, dem Teppich unter den Füßen und dem Kunstwerk an der Wand. Konnte er auch in Erinnerung an seine dürftige Jugend Uriels Entsagungsphilosophie als seine eigene proklamieren, im reiferen Alter trat die andere Neigung in ihr Recht und blieb zeitlebens an ihm haften. „Sessel, Fauteuils, schöne Zimmer", schreibt er, „es liegt etwas darin, was unbeschreiblich anzieht, und wenn ich aufrichtig bin, so liegt darin der mit den Jahren zunehmende häusliche Sinn, die Freude an seinen vier Pfählen." Im „Uriel Acosta" besitzt Manasse diese ästhetische Schwäche, und

gerade das Behagen an dem stillen Glück der Häuslichkeit giebt dieser Figur so harmonische edle Formen.

All diese Momente, die des jugendlichen Dichters Lebensanschauung erweiterten und umgestalteten, mußten den Bruch mit dem Elternhause vorbereiten. Herbeigeführt wurde er erst durch den Wandel der religiösen Überzeugung Gutzkows, deren Entwickelung genau der in dem Helden des Dramas gleicht. Religion war das erste große Problem, das dem Knaben, der nach Erkenntnis gierig sich aus der Enge seiner elterlichen Stube in die weite Welt des Geistes mit bewundernswerter Ausdauer hinausarbeitete, Lösung heischend entgegentrat, nicht als milde, versöhnende Göttin, sondern mit der strengen Miene verdammender Unduldsamkeit. Demselben Motiv begegnen wir in Uriels Jugend. Eine schwüle theologische Atmosphäre wehte durch das Heim am Kastanienwäldchen in Berlin, und das Übermaß religiöser Übungen mußte Widerwillen und Skeptizismus entwickeln. Gutzkows Vater, ursprünglich ein wilder, leichtlebiger Soldat, war in der trägen Friedenszeit nach den Befreiungskriegen, in der Stickluft seiner engen Häuslichkeit, unter dem Eindruck trüber Ereignisse und unter dem Zwang einer frömmelnden Herrschaft von seinem Leichtsinn in theologischen Dingen zum Entgegengesetzten übergegangen, er wurde Pietist. Die Mutter war freigeistiger und duldsamer und suchte zu vermitteln. Außerdem war von Einfluß auf das weiche Gemüt des Kindes ein Bruder seiner Mutter, der „Vetter" Wilhelm, ein sanfter, stiller pietistischer Schwärmer. Dies konnte auf das Gefühl des Knaben, der von frühester Jugend an gern einsamen Grübeleien nachhing — wie Uriel — nicht ohne tiefe Wirkung bleiben. Sein zweiter Erzieher, wie wir ihn schon nennen können, Minter, war religiös durchaus freisinnig. So mußte sich bald ein Konflikt ergeben. Sonntags ging es mit den Eltern von einer Kirche in die andere, ohne Unterschied des Bekenntnisses. Der junge auftauende Verstand lernte die Verschiedenheit der einzelnen Meinungen kennen, er hörte den

einen Unrecht nennen, was der andere als Recht behauptete. So mußte sich bald das Bedürfnis herausstellen, sich „das Beßre von dem Guten“ auszuwählen, wie es im „Uriel Acosta“ heißt. Aufklärung und Zweifel auch in religiöser Beziehung brachte das Studium mit sich. Zu Hause waren religiöse Gespräche an der Tagesordnung. Der Widerspruch des Knaben, die Weigerung zum Kirchgang, erregten heftige Scenen, die Mutter suchte den aufgeregten Vater zu beschwichtigen. Die Neigung zum Theater erwachte und das schien dem pietistischen Vater völlig als Teufelswerk. Gutzkow wurde früh von seinem Vater „ein dem Teufel Verfallener“ genannt. Das alles mußte in dem Knaben eine Unklarheit und bange Unsicherheit erwecken. Die Widersprüche des Lebens hatten ihn früh zu ernstem Nachdenken gebracht. Vorläufig aber besaß er noch eine Scheu vor allem, was sich direkt als Religion vor ihn hinstellte, wie die Bibel. Wirklich angeregt zum Zweifel auch an diesem Denkmal der Tradition wurde der junge Philologe merkwürdiger Weise durch eine wissenschaftliche Methode, durch die Homerkritik F. A. Wolfs, die er schon auf der Schule kennen lernte. „Die kühne Hypothese, daß es keinen Homer gegeben hätte, sondern nur ein homeridisches Zeitalter . . . sie warf — mit Begeisterungsschwingen — den Zweifel in die Brust als Führer für's ganze Leben. Die gläubige Natur, die angeborene und anerzogene Verehrung der Tradition, war dahin. Alles in dem jungen Mann stockte und staunte ob dieser Enthüllung eines verführerischen Scharfsinns . . . . Die Bahn war gebrochen, sich gegenüber allen Anfängen der Geschichte, jedem mythischen, über das Maaß der Gegenwart hinausragenden Begriffe, am meisten der Bibel selbst, nur prüfend zu verhalten und alles Ungeheuerliche, Unverhältnißmäßige, Wunderbare natürlich zu erklären.“[187]) Und dabei sollte er Theologe werden, nach dem Willen seiner Eltern und mit Rücksicht auf ein Stipendium. Früh schon hielt er sich zum Theologen verdorben, doch belegte er in den ersten drei

Semestern, dem Zwang gehorchend, hauptsächlich theologische Vorlesungen.

Bei Abfassung seiner philologischen Preisschrift über die Schicksalsgottheiten der Alten schwebte ihm der Gedanke vor, daß der Zweck alles Lebens und aller Geschichte die Hervorbringung Gottes sei[188]).

Der endliche Entschluß, der Theologie zu entsagen, reifte nur unter schweren inneren Kämpfen in Gutzkow heran. Zwei Mal hatte er schon die Kanzel bestiegen. Es war eben die Angst des Vogels, der schon die Kraft seiner Schwingen fühlt, aber sich noch nicht hinaustraut in die freie, aber bodenlose Luft.

Die einzelnen Perioden seiner religiösen Entwickelung vergegenwärtigen sich uns in mehreren Werken. Jener ersten Zeit, wo der Zweifel ihm bodenlos erschien, abgrundtief, und er eine positive Wahrheit mit Angst und Qual entbehrte, entstammen „Maha Guru, der Roman eines Gottes“ und die schon erwähnte Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“. In der Vorrede zu „Maha Guru“, spricht er darüber: „Immer angeregt vom Zusammenhang der Welt mit Gott, verfolgt von einer oft quälenden Unruhe, sich in Gott und göttliche Dinge zu versenken, oft beglückt von einem milden Hauche der Gläubigkeit, viel öfter aber noch zerrissen von Zweifeln und ergrimmt über die irdischen Entstellungen des Ewigen, erfaßte er [Gutzkow] mit Liebe den Gedanken, in profaner Weise die Inkarnation Gottes in einen Menschen zu schildern.“ Dieselbe quälende Unruhe sehen wir beim Uriel der Novelle. Und wenn der Dichter bei der Conception des „Maha Guru“ von der Frage ausgeht: „Glaubt er an sich ebenso, wie eine Nation an ihn glaubt?“, so schimmert daraus schon der Gedanke hervor:

„Nur was wir selber glauben, glaubt man uns.“

Zu diesem Glauben an sich selbst, zu einer festen Gewißheit von seiner Kraft und seinem redlichen Willen auch ist der

Uriel der Novelle und auch Gutzkow noch nicht gelangt; das war dem Gutzkow-Uriel des Dramas vorbehalten. Die feste Überzeugung, deren Fehlen dem Helden der Novelle verhängnisvoll wird — der Held des Dramas „Uriel Acosta“ hat sie errungen. Allerdings fügt er sich keinem Dogma, keinem Wortglauben, die Denkfreiheit ist ihm zur Religion geworden, er predigt das Evangelium der Duldung:

„Nicht was wir glauben, siegt, de Santos! Nein,
Wie wir es glauben, das nur überwindet.“

Der religiöse Konflikt ist hier in einen menschlichen aufgelöst, der Held soll die Stärke und den Mut seiner Überzeugung erproben. Jene Wahrheit, zu der de Silva im Laufe der Ereignisse gelangt, ist allezeit des Dichters Glaube gewesen. Wie er sich keinem Symbolzwang unterordnete, lag ihm auch die Absicht völlig fern, in seinem Werk irgend einer Religionsgemeinschaft, mochte sie nun deutschkatholisch oder jüdisch heißen, das Wort zu reden, wenn er auch für das freiheitliche Prinzip der ersteren Sympathien besaß. In der Manuskriptausgabe des „Uriel Acosta“ bemerkt Gutzkow ausdrücklich: „Da in diesem Stück alle Juden sind, so ist es keiner.“

Gegen alle fanatische Orthodoxie hatte er eine unüberwindliche Abneigung, und es nimmt daher nicht wunder, daß der Priesterstand manchmal das Ziel seiner Angriffe war.

Schon in „Maha Guru“ verspottete er die Orthodoxie, die sich an Buchstaben klammert, und das Ziel seiner Satyre ist, was der Priester dort sagt: „Wir schaffen die Götter selbst nicht, sondern die Vergangenheit überliefert sie uns mit den Formen, welche ihnen einst gefielen, mit der ganzen Geschichte ihrer alten Verehrung, an welcher nur die Lüge etwas ändern kann. Die Tradition ist das heiligste Buch unseres Glaubens, auf dessen Blättern in unvergänglichen Zügen die Gebote der Frommen stehen“.[189]) Mit tragischer Ironie läßt der Dichter den armen Hali Jong, den Götzenfabrikanten, zu

Tode gemartert werden, weil er aus künstlerischer Initiative den Götzen andere — Nasen gemacht hat.

Die Abneigung gegen allen Symbolzwang war die Folge der Lektüre Rousseaus, wie Gutzkow in seiner „Verteidigung gegen Menzel" gesteht, und der Einfluß seines Lehrers Hegel und dessen Philosophie. Hegels „Wissenschaftslehre" gründet sich auf dem Satz: Die Versöhnung von Sein und Nichtsein ist das Werden. Dieser Satz war ihm ein klärendes Licht über die Geschichte der Religionen. In seinen „Lebensbildern"[190]) erzählt Gutzkow von einem „Damaskuswunder", einer „mystischen Verzückung", die er im Winter 1830 erlebte. Er streifte durch den Tiergarten, um „zu meditiren". „Ein Lichtglanz umgab mich. Ich sah durch die prismatische Beleuchtung des Satzes: „Was ist, ist vernünftig", die Zeiten. Ich grübelte: Was heißt heidnisches Altertum —? Gewiß, den einigen Gott kannte das Altertum nicht, den dreieinigen noch weniger. Wer aber darf den Stab brechen über die einzelnen Erscheinungen jener ewigen Triebkraft der Geschichte, die zum Lichte drängt —?" Zeus Kronion hat gelebt, „so gut wie Jehova, er hat beseligt, so gut wie der Gott der Christen, der ja auch nur eine höhere Stufe zum Gott Spinoza's ist . . . Diese antike Welt, durch die Theologie verurtheilt, mußte ja so sein, wie sie war. Sie war keine Abirrung vom Gottesbegriff, sondern eine Entwickelung innerhalb desselben, ein nothwendiges Stadium seiner irdischen Darstellung." Dieser Hegelsche Grundsatz: „Was ist, ist vernünftig", setzte auch die Gleichberechtigung aller Religionen fest. Im „Maha Guru" stellt der Dichter diesem steten Werdeprozeß den schroffen Satz des Großinquisitors entgegen: „Die Kirche ist unveränderlich. Alles, was diese Eigenschaft beeinträchtigen kann, muß sie unterdrücken."[189]) In der „Wally", in der „Philosophie der Geschichte", in „Bulwers Zeitgenossen", überall begegnen wir diesem Gedanken vom Fortschritt der Religion und ihrer Verständigung mit dem Geiste der Zeit. „Ich bezweifle nicht," sagt er in den „Zeit-

genossen", „was Gott wohlgefälliger ist, die Satzungen einer positiven Religion hinnehmen als tägliches Brod, als eingelernten Morgen- und Abendsegen, als Gemeinplatz . . .; oder jener Muth, sich verfolgen und verspotten zu lassen, das Positive umzustoßen und zu versuchen, etwas Neues, aus dem Bedürfnis Gebornes an seine Stelle zu setzen?" Alles das sind Vorstufen für die religiöse Überzeugung Uriels, die in den Worten gipfelt:

„Wir wollen Freiheit von dem alten Joch!
Nur die Vernunft sei das Symbol des Glaubens,
Und wenn wir zweifeln Wahrheit aufzufinden,
So ist es besser, neue Götter suchen,
Als mit den alten, statt zu beten, fluchen."

Daß infolge dieser freireligiösen Richtung in Gutzkows Werken die Priester häufige Angriffe erleiden, ist selbstverständlich. „Ich schreibe jetzt an einer Geschichte der Zukunft", heißt es in den „Narrenbriefen", „Jede Gewalt wird in ihr an den zwei höchsten Mächten, politischem und religiösem Fanatismus, scheitern." Früh schon hatte der Knabe den Fanatismus kennen gelernt, in seiner nächsten häuslichen Umgebung; früh schon sah er ihn bei den berufenen Vertretern der Religion. Er hörte die verschiedensten Prediger, milde und leidenschaftliche, freigeistige und orthodoxfanatische, und bald fielen ihm die Schwächen auch dieser Geistlichen in die Augen. Gerade in den Jahren seines ersten schriftstellerischen Auftretens nahm die Orthodoxie einen gewaltigen Aufschwung, und mit jugendlicher Keckheit kämpfte er gegen ihre Übergriffe. Die treibende Kraft im „Maha Guru" ist Priestertrug und Priesterbeschränktheit. „Kann die Nachahmung der Natur mehr sein, als das tiefsinnige Symbol, welches der Künstler nur nach Angabe des Priesters zu fertigen hat? Ja, der Priester ist allein jener wahrhafte Künstler, welcher den Göttern wohlgefällt" — das proklamiert dort einer der Beisitzer des Gerichtes über Hali Jong. „. . . Die Priester der Religionen pflegen immer die-

jenigen zu sein, welche ihre Religionen selbst untergraben," heißt es in der „Wally". „Könnten sich die Religionen von Gebräuchen, Äußerlichkeiten, von der Zudringlichkeit ihrer berufenen und verordneten Diener frei erhalten, so würden sie eine längere Dauer in Anspruch nehmen dürfen." [191]) „Ich will über die Religion sprechen," beginnt Gutzkow ein Kapitel in den „Zeitgenossen" [192]), „und werde vor Priestern nicht dazu kommen können . . . Daß es hier nur gleich zugestanden werde: Der Geistlichen allein wegen glaubt man nicht mehr an das Christentum." Die Herrschsucht der Priester, ihren Eigennutz, ihr Streben nach weltlicher Gewalt finden wir dann 1839 in der Gestalt des Hohepriesters Samuel im „König Saul" dargestellt, bis all diese Motive in der Gestalt des Santos ihre großartige Verkörperung fanden. Haß und Trotz gegen die Priester ist auch für den Uriel des Dramas ein wichtiges Element, und wie viel persönliche Empfindung der dichterischen Phantasie zu Hilfe kam, läßt sich leicht ermessen, wenn wir hören, daß sich 1836 der Pfarrer die Gelegenheit der Trauung des als Gottesleugner verdächtigten Schriftstellers nicht entgehen ließ, diese als einen Triumph der Kirche über einen ihrer Widersacher zu beanspruchen.

Alle diese einzelnen durcheinanderflutenden Motive aus Studium, Schaffen und Leben haben sich nun zweimal zu dichterischen Gestalten kristallisiert, deren Charakteristik ich im Beginn dieses Kapitels zu geben versuchte. Was aber jedesmal die wogenden Massen in Fluß brachte und sie in eine bestimmte Form goß, waren wiederum persönliche Erlebnisse, die uns hier näher beschäftigen müssen. In ihrem Mittelpunkt steht eine weibliche Gestalt, der wir in beiden Dichtungen, der Novelle und dem Drama, begegnen, und die von der einen zum andern ebenfalls eine Entwicklung durchgemacht hat, der wir zunächst nachgehen müssen.

Diese Judith des Dramas, die da in fortreißender Begeisterung sich zu dem Geliebten bekennt, und seinen Feinden

wie eine Kriegserklärung das Zeugnis ihrer Liebe ins Angesicht schleudert, dann aber als Buße kurzer Schwäche ihr Leben hinopfert, um den Freund seinen hohen Zielen zu retten, war nicht immer so tapfer und groß. In der Novelle ist sie noch nicht das mit und für den Geliebten kämpfende Weib, sondern „vergraben in der Masse“, deren Anschauungen und Gesetzen sie sich willig unterordnet. Sie ist eins der weiblichen Wesen, die in jedem wichtigen Augenblick einer festen Anlehnung bedürfen. Ihre äußere Schönheit, ihre kindliche Heiterkeit haben den Gottsucher Uriel gefesselt, und mit ganzer Seele giebt er sich den liebenswürdigen Einfällen ihrer noch mädchenhaften Eitelkeit und ihrem kindischen, verstandlosen Geschwätz hin. Als verzärtelte Tochter eines schwachen Vaters ist sie launenhaft und eigensinnig, ja trotzig und ungeberdig, wenn nicht alles nach ihrem Willen geht. Ohne Uriels Streben zu kennen, hat sie dem schönen kraftvollen Manne ihre junge Liebe geschenkt, aber nur sorgloses Glück hat ihr diese Liebe bisher bereitet. Da tritt an die noch ungeübte Kraft des kindlichen Mädchens plötzlich diese Liebe mit einer schweren Forderung heran. Der Geliebte verfällt dem Bann der Synagoge und alles weicht vor ihm wie vor einem Pestkranken zurück. Eine Verteidigung des Verdammten wagt auch Judith nicht, ihre Erziehung gebietet ihr unbedingte Unterwerfung unter das priesterliche Urteil und ohne Widerstand läßt sie sich von Uriels Seite reißen. Aber die ruhige Überlegung der Einsamkeit und die Sehnsucht lassen sie bald bereuen, daß ihr Wankelmut den Geliebten hinausgetrieben. Die Scham über ihre Schwäche überwältigt sie und ruht nicht, bis sie den Flüchtling wieder aufgefunden hat. Mit übermäßiger Leidenschaft fliegt sie ihm wieder in die Arme. Damit aber hat sie alles gethan, was ihre Kraft vermag, nun, glaubt sie, sei es an Uriel, auch ein Opfer zu bringen. Er läßt sich bewegen und als Siegerin führt sie den zum Widerruf Bereiten nach Hause zurück. Doch ganz anders als sie

erwartete, fällt der entscheidende Schritt aus: Uriel ist düster umgewandelt, die alte heitre Harmonie zwischen ihnen ist gestört. Sie grübelt über die Ursache dieser Störung und plötzlich fällt Klarheit in ihre Augen; sie hat den Geliebten zu einer Handlung verleitet, für deren tiefere Bedeutung ihr alles Verständnis mangelte. Die Ahnung einer großen Schuld packt sie, sie will gutmachen, jetzt will sie teilnehmen an seinen Gedanken, Uriels geistige Persönlichkeit beginnt, sie an- und herauszuziehen. Die ahnungslose Unschuld früherer Tage ist zerrissen, die Entwicklung zur Reife hat in ihr angefangen. Uriel kommt ihrem Wunsche freudig entgegen. Er macht sie zur Vertrauten seiner Studien und bemüht sich, sie von ihren engherzigen Vorurteilen zu befreien. Und Judith bietet alle Kräfte auf, mit dem Geliebten gleichen Schritt zu halten; sie fühlt sich mutiger, erhabener, seit sie die Vertraute seines starken Geistes geworden, und brennt auf eine Gelegenheit, von dieser ihrer Umwandlung Zeugnis abzulegen. Es reizt ihre Eitelkeit, den Geliebten und sich mit ihm im Kampf gegen eine Welt zu wissen. Für diesen eitlen Ehrgeiz giebt sie ein Vorurteil nach dem andern hin. Da plötzlich stutzt sie. Alle Götter, an die sie bisher geglaubt, hat Uriel von ihren Altären gestoßen. Sie hat es geduldet. Da naht sich auf einmal dieser geistige Vandalismus auch dem Hochaltar, dem Glauben an die Unsterblichkeit. Der Halt ihres ganzen frühern Lebens, der Glaube an ein Wiedersehen im Jenseits und an den poetischen schmeichelnden Traum von der Ewigkeit ihrer Liebe soll fallen. Da erlahmt der bisher so mutig zerstörende Arm, sie schreckt zurück vor der gotteslästerlichen Zumutung und von dem, der sie ihr stellt. Ihre geistige Entwicklung war eine gewaltsam geöffnete Knospe. Sie hat eine Unmenge fertiger Gedanken neu und blank in sich aufgenommen, für manche schmerzliche Hingabe entschädigte sie der Besitz des Geliebten. Aber sie hat sich diese Überzeugungen nicht erworben und erkämpft, in ihr sind sie nicht wie bei Uriel mit den zartesten

Lebensfasern verwachsen. Deshalb fehlt ihr die Kraft der Konsequenz im Denken, die rücksichtslos vorwärts schreitet auf ein unbekanntes, unsicheres, vielleicht furchtbares Ziel los. Der Blick in diese endlose, ziellose Ferne macht sie schwindeln. Aus ihrer Sonnennähe stürzt sie auf die Erde zurück. Uriel, zu dem sie gläubig und bewundernd aufgeschaut, wächst plötzlich vor ihren Augen zu einem riesenhaften, unheimlichen Dämon. Eine lichte trostreiche Welt hat er ihr zerstört, ohne eine neue aufzubauen. Unter Trümmern kann sie nicht leben. Da flieht sie enttäuscht in die alte Welt zurück. Ihr Vertrauen ist verwundet und damit beginnt ihre Liebe zu verbluten. Sie will aus dieser Verwirrung zurück in die ruhige Bequemlichkeit des Alltags und mit vollem Bewußtsein stürzt sie in die Arme ihres früheren Verlobten Jochai.

Die Judith der Novelle ist das Weib in seiner Schwäche, das von leidenschaftlicher Liebe entflammt, sich plötzlich zu unnatürlicher Größe erhoben sieht. Aber ihre Kraft ist dem nicht gewachsen, im Augenblick, wo es alles gilt, erlahmt sie. Die Persönlichkeit, zu der sie hinaufwachsen wollte zu gleicher Größe, wird ihr zu gewaltig, sie sinkt hinunter und will den Geliebten noch hinabziehen in die niedere Region, die ihre Heimat ist. Die Größe ist nur eine Episode in ihrem Leben, eine schöne Verirrung; sie ist glücklich, ihr ohne weiteren Schaden entronnen zu sein.

Eine ganz andere Gestalt ist die Judith des Dramas. Sie ist das starke Weib, das in einem bösen Augenblick von ihrer angeborenen, überwunden geglaubten Schwäche überfallen wird, sich ihr aber wieder entreißt und ihre Kraft in einer erhabenen Sühne bewährt. Diese zweite Judith ist erst Uriels Schülerin, ehe sie seine Geliebte wird. Er hat ihr eine neue Welt erschlossen. Er hat den Geist der kaum zur Jungfrau Herangereiften kindlichen Mädchenträumen entrissen und hinaufgeführt auf die gefährliche Höhe großer, das Weltall umfassender Gedanken. Er hat die verwöhnte Tochter des reichen

Manasse zu seiner Philosophie bekehrt, deren erste Forderung Entsagung lautet. Leuchtende Bewunderung im Antlitz, hat sie dem Zauber seiner Worte gelauscht. Kopf an Kopf niedergebeugt über alte Pergamente, haben ihre Körper und Seelen sich berührt, und unter dem Deckmantel der Bewunderung hat sich die Liebe in Judiths Herz geschlichen. Die Kühnheit der Gedanken Uriels hat auch sie mit einem Mute erfüllt, der nach Bethätigung dürstet. Sie brennt vor Sehnsucht, durch eine „freie That“ sich als seine Schülerin zu erweisen. Da naht die Entscheidung. Ein anderer tritt plötzlich vor sie hin mit alten, längst zugestandenen Rechten, dem sie auf Wunsch der Eltern verlobt ist, der ihr Jugendspiele gewesen, ein jetzt fremd gewordener, den sie in ihrer neuen Welt völlig vergessen hat und den sie jetzt verabscheuen muß. „Stolz und hochbegeistert“ stellt sie ihren Lehrer dem empörten Verlobten vor. Aber aus einem schönen Traume ist sie aufgewacht zu trüber Wirklichkeit, nun gilt's, den Traum zur Wirklichkeit zu machen. Die ersten Schritte thut sie aus eigener Initiative. Sie ladet Acosta in ihres Vaters Haus, obgleich sie weiß, daß der Bann ihn bedroht. Die Möglichkeit einer Trennung giebt es für sie nicht, mit ihrem Mut sucht sie die ahnungsvolle, düstre Stimmung Uriels aufzurichten und will ihre Gesinnung vor aller Augen beweisen. Manasses Verbot, Uriels eigene Warnungen, die Anwesenheit des eifersüchtigen Verlobten, die Sitte, die sie an dessen Seite ruft, alles schlägt sie in den Wind und führt im Triumph Uriel in das Haus ihres Vaters. Das Glück der Befriedigung über diese mutvolle Äußerung ihres Herzens aber bleibt ihr nicht lange. Die wirkliche „freie That“ steht ihr noch bevor. Der Fluch entladet sich über Uriel, alles weicht von ihm zurück, auch sie läßt sich im ersten widerstandslosen Schrecken von seiner Seite ziehen. So furchtbar hat sie sich den Augenblick der freien That nicht gedacht, sie muß sich erst daran gewöhnen. Uriels Verteidigungsrede aber weckt wieder flammende Begeisterung in ihrer Brust und das Feuer

seines hellauflodernden Mutes verzehrt alle ihre Bedenken. Die höhnenden Worte des fluchenden Priesters erinnern sie an ihre im ersten Augenblick vergessene Pflicht und weisen ihr ungewollt den Platz an, wo sie stehen sollte, neben Uriel, und an seine Seite eilend, bekennt sie sich voll und ganz zu ihm trotz Fluch und Ächtung mit den herrlichen Triumphworten: „Er wird geliebt! Glaubt besseren Propheten!"

Damit glaubt sie die „freie That" vollbracht zu haben, größer, als sie selbst geahnt, sie hat sich ihren Geliebten erobert durch die Wahrheit. Aber was sie in jubelnder Siegesfreude „Wahrheit" nennt, ist ein Misverständnis. Nicht für Uriels Überzeugung ist sie als Eideshelferin aufgetreten, ihre Liebe nur hat sie verkündet, das rein weibliche Gefühl hat im entscheidenden Augenblick alles andere überwältigt. Daher rechnet sie sorglos auch auf die Belohnung ihrer That. Jetzt dennoch entsagen zu müssen — der Gedanke kommt ihr nicht. Sie hätte sich auch zu Uriel bekannt, wenn er ein Verbrechen begangen hätte, nur um die Größe ihrer Liebe zu zeigen. Hier liegt eine psychologische Feinheit. In dem Augenblick, wo die Furcht vor Trennung ihr weibliches Gefühl zu einer That der Notwehr aufreizt, sich auf des Geliebten geistigen Standpunkt zu stellen und sich zu fragen, ob sie auch ohne ihre Liebe sich für Uriels Überzeugung, die sie teilt, ebenso frei bekannt hätte, diese Gewissensfrage sich zu stellen, hat sie in dem Aufruhr ihres ganzen Wesens keine Zeit. Daß sie durch Verteidigung ihrer Liebe nur erst den Willen zur „freien That" bezeigt hat, daß es jetzt erst in den Kampf der Überzeugungen gehen soll, ahnt sie nicht. Deshalb stutzt sie und weicht zurück, als ihr plötzlich auch diese Zumutung gestellt wird, als ihr Liebesopfer trotz seiner scheinbaren Größe nichtig wird vor dem, was sie jetzt noch leisten soll, aber im ersten Augenblick schwächlichen Schreckens noch nicht als ihre größte Pflicht zu erkennen vermag. Ihre Parteinahme für Uriel erschien ihr bisher als eine Pflicht der Liebe, nicht als eine Pflicht dem Denker ge-

genüber. So läßt sie sich in einem Augenblick natürlicher Schwachheit ganz von dem Bedürfnis ihrer Liebe leiten, die den Lohn ihrer mutigen That in dem Besitz des Geliebten verlangt. Uriels Widerstreben gegen eine reumütige Lösung aus dem Bann der Synagoge enttäuscht sie bitter und sie läßt sich hinreißen, den Geliebten der Undankbarkeit zu zeihen. Dieser eine schwache Augenblick entscheidet alles. Als er vorüber ist, kommt sie zur Besinnung. Als sie die Wirkung des Entschlusses, zu widerrufen, auf Uriels Gemüt sieht, da erfaßt sie eine Ahnung von der Schuld, die sie auf sich geladen, doch nun ist es zu spät und das Verhängnis nimmt seinen Lauf. Die Rache des verschmähten Verlobten macht ihren Vater zum Bettler, Uriel schmachtet in Schande, tief erniedrigt im schmählichen Kerker und keine Kunde von ihr kann zu ihm bringen. Jetzt bewährt sich Uriels Philosophie in Judiths Handeln. Es giebt nur einen Weg der Rettung, Jochai die Hand zu reichen. Sie hat ein Verbrechen an Uriels Geist begangen, um das Glück zu gewinnen, das sie verdient zu haben glaubte. Jetzt entsagt sie diesem Glück. Ihre Liebe ist dem Geliebten zum Fluch geworden, sie will ihn befreien von diesem Fluch. Sie folgt dem verhaßten Jochai als Braut zum Altar, um ihren Vater zu retten. Doch Uriel hält sie die Treue und mit der ruhigen Gefaßtheit eines Philosophen trinkt sie den Giftbecher, um durch diese höchste Entsagung nicht nur des Glücks, sondern des ganzen Lebens ihre Schuld würdig zu sühnen. Und als schon die Fittiche des Todes sie umrauschen, sucht sie dem vor Schmerz gebrochenen Geliebten neue Hoffnung und Begeisterung einzuflößen zu neuem Kampf für seine Wahrheit. Durch ihren Tod soll er frei werden von allen Fesseln, die ihn in diesem Kampfe beengten, sie opfert sich selbst für seine geistige Aufgabe.

Die Judith des Dramas ist also kein Weib, das nach einem Augenblick unnatürlicher Größe wieder in ihre vorige Niedrigkeit zurücksinkt. Zum Weib erstarkt an der Seite des

Geliebten, wird sie in einem entscheidenden Moment, wo sie sich als seine Schülerin in der Kunst des Entsagens erweisen soll, von einer natürlichen Schwäche, von dem Drang nach dem Glück des Alltags überrascht. So gereicht sie Uriels Lebensaufgabe zum Verderben. Aber in klarer Erkenntnis dieser Schuld sühnt sie, indem sie allem Glück entsagt und in den Tod geht, um den Denker in ihrem Geliebten ganz seiner durch ihre Schuld verlassenen Mission wiederzugeben.

Was ist nun der Grund der entscheidenden Veränderung, die wir nach zwölf Jahren in der ganzen Charakteranlage unserer Judith vollzogen sehen? Was hatte der Dichter erlebt in dieser Zeit, das ihn zwang, der Judith jener Novelle eine andere Judith gegenüberzustellen, die gleichsam einen Widerruf der ersten verkörpert? Ein so himmelweiter Unterschied besteht zwischen diesen beiden äußerlich gleichen Frauen, daß es Erfahrungen von tiefster Innerlichkeit und bedeutende Ereignisse gewesen sein müssen, die den Dichter zur Rehabilitierung der Judith der Novelle durch die des Trauerspiels bewogen haben.

Die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“ ist die poetische Darstellung einer Sturm- und Drangperiode in Gutzkows Leben. Solche Epochen objektiv darzustellen, vermag der Dichter erst, wenn er sie überwunden hat, zumal gilt dies von den Sturm- und Drangzeiten der Liebe. So hat Goethe seinen „Werther“, so hat auch Gutzkow seinen „Sadducäer“ geschrieben. Diese Zeit war nun für unseren Dichter das Jahr 1834, und die Erlebnisse der Jahre 1830 bis 1834 sind es, die sich mit dem zufällig gegebenen historischen Stoff zu einem poetischen Kunstwerk verbanden. Ich kann hier nur flüchtig die überraschende Übereinstimmung der Schicksale der beiden Helden Gutzkow und Uriel berühren, soweit es eben zur Charakterisierung der beteiligten weiblichen Personen erforderlich ist. Im einzelnen verweise ich auf die ausführliche, aber nicht in allem zutreffende Darstellung des Buches „Das junge Deutschland“ von Joh. Proelß.[193])

Als Gutzkow im November 1831 dem Rufe Wolfgang Menzels folgend seinen ersten Flugversuch in die weite Welt hinaus machte, wurde ihm der Abschied von Berlin nicht leicht. Denn dort wohnte ein Mädchen, das dem hoffnungsvollen Jüngling die ganze Liebe ihres jungen Herzens geschenkt hatte, Rosalie Scheidemantel. Schon 1830, als er noch Theologe war, hatte der Dichter sie kennen gelernt und um ihre Liebe geworben. Die Mutter des Mädchens war fanatisch religiös, dabei leidenschaftlich und heftig. Im Anfang billigte sie das Verhältnis, das jedoch noch keine bindende Form hatte. Schon im vierten Semester aber, im Winter 1830/31, änderte der Dichter seine Lebenspläne. Mit Rücksicht auf seine Liebe faßte er die sichere Stellung eines Oberlehrers ins Auge. Rosaliens Mutter mag zu diesem Entschluß schon finster die Stirn gerunzelt haben, auch Rosalie selbst, die ihren Verlobten schon mit andächtiger Bewunderung auf der Kanzel hatte stehen sehen, scheint erst nach einigem Bedenken diesem Plane zugestimmt zu haben.

Jetzt aber lenkte der antikritische Journalist plötzlich in das litterarische Fahrwasser ein, und so gestalteten sich die folgenden zwei Jahre zu einem fortwährenden Kampf zwischen dem Wunsch, eine feste Stellung zu erringen, um die Geliebte heimführen zu können, und der heißen Sehnsucht nach freier litterarischer Thätigkeit. Ein Bild der verschiedenen Stadien dieses Kampfes giebt uns die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam" in dem Schwanken Uriels zwischen freier religiöser Überzeugung und demütiger Unterwerfung unter die Knechtschaft der Synagoge um Judiths willen.

Von November 1831 bis April 1832 blieb Gutzkow in Stuttgart als Menzels „Adjutant", schrieb Kritiken und politische Korrespondenzen und verfaßte sein erstes Buch „Briefe eines Narren an eine Närrin". Dennoch entfloh er dem lockenden Sirenenruf der Muse. Im April 1832 kehrte er nach Berlin zurück, mit der festen Absicht, das Oberlehrer-

Examen zu versuchen, und reichte auch im Sommer dieses Jahres seine Staatsarbeiten ein. „Nach zweijährigem Minnewerben“ hatte ihm nunmehr seine Braut das Jawort gegeben. Die Examensarbeit aber hinderte ihn nicht, staatswissenschaftliche Studien zu treiben, Kritiken für das Litteraturblatt und politische Korrespondenzen für Stuttgarts freisinnige Blätter zu schreiben. Auf Grund einer Preisarbeit war er in Jena zum Doktor promoviert worden, und im Oktober 1832 erschien sein erstes Buch, das dem anonymen Verfasser vielseitigste Anerkennung brachte. Da sehen wir plötzlich Gutzkow in Heidelberg. Menzel hatte ihn zum zweiten Mal in seine Nähe berufen, und der Dichter hatte dieser Lockung nicht widerstehen können. Das Oberlehrerexamen wurde endgiltig über Bord geworfen, aber immer noch zögerte er, durch einen völligen Verzicht auf eine gesicherte Zukunft den unvermeidlichen Bruch mit Rosalie herbeizuführen. Der letzte ernste Versuch, sich auf ein festes Ufer zu retten, um dem großen Strom des Lebens und seiner Neigung zu entfliehen, ist der Entschluß, nach Heidelberg zu gehen und berufsmäßiger Jurist zu werden, „noch einmal von vorne“ anzufangen und „den schönen Traum einer gesellschaftlichen Wirksamkeit“ nicht zu zerstören. Schon dieser Entschluß führte einen zeitweiligen Bruch mit Rosalie herbei. Die Briefe von Berlin blieben aus. „Es war die Veranstaltung jener Mutter, die ihr Kind nie einem Manne zu geben geschworen hatte, der nicht seinen Wohnsitz in Berlin aufschlug“, erzählt Gutzkow in seinen „Rückblicken“. Ohne Zweifel hatte der Dichter die Absicht, die Geliebte dem Einfluß ihrer Mutter zu entziehen durch eine mit seiner neuen Thätigkeit eintreffende Änderung seines künftigen Wohnsitzes. Dem aber stellte sich die Mutter mit Entschiedenheit entgegen, und als gehorsames Kind versuchte Rosalie die Beziehungen zu ihrem Bräutigam zu lösen.

Dieser zweifache Entschluß, die freie Zukunft eines Litteraten aufzugeben, auf die enge Bahn eines festen Berufes

zurückzukehren, erst als Lehrer, dann als Jurist sich zu konzentrieren, können wir als eine Thatsache auffassen. In der Phantasie des Dichters schießt ja Gleichartiges bald zu einem Ganzen zusammen, wo es auf poetische Einheit und Abrundung ankommt. Damit haben wir den ersten Widerruf Uriels. Die treibende Kraft dabei ist Judith, wie in Gutzkows Leben Rosalie. Wie jene den flüchtigen Uriel wieder zu sich zurücklockt, muß auch Rosalie nach dem kurzen Zerwürfnis den Geliebten wieder versöhnt haben; im Jahre 1833, als Gutzkow in München mit Aufgabe aller übrigen Pläne schon als Litterat sich zu fühlen begann, ist seine Verbindung mit Rosalie inniger denn je. Er macht sie zur Teilnehmerin an seinen Studien; mit seinem Entschluß Berufsschriftsteller zu werden, hat sie sich ausgesöhnt. Von Stufe zu Stufe folgt sie ihm, genau wie die Judith der Novelle. Da tritt plötzlich ein unerwartetes Ereignis ein. Gutzkow hatte während seines ganzen Studiums den kirchlichen Dingen große Aufmerksamkeit gewidmet, von seinen religiösen Überzeugungen aber war er immer mehr abgekommen. Da griff er schließlich aktiv in den Streit der Klerikalen ein. Im Februar 1834 erschien sein Nekrolog Schleiermachers. Dieser Aufsatz schlug der ganzen orthodoxen Klerisei ins Gesicht und machte ungeheures Aufsehen. Nur Rosalie und einige Freunde wußten, daß er der Verfasser war. Die herbe Kritik an ihrem Lieblingsprediger, die Entrüstung der Orthodoxie, der sich Rosalie in gläubiger Überzeugung beugte, mußten einen Bruch herbeiführen. Der kühne Schriftsteller aber glaubte trotzdem seiner Geliebten sicher zu sein und trug sich mit Plänen, wenigstens als Litterat eine gesicherte Zukunft zu erringen.

In diesem Entschluß, sich wieder unter das Joch einer festen Stellung zu beugen, die dem nach Freiheit lechzenden Litteraten durchaus zuwider war, haben wir den zweiten Widerruf Uriels.

Während Gutzkow aber von Berlin aus mit Cotta Unterhandlungen pflegte bezüglich einer festen Anstellung an der „Allgemeinen Zeitung", erfolgte die Trennung von Rosalie in einem durch die Leidenschaft der Mutter, die sogar mit einem Messer drohte, fast mit einer blutigen Katastrophe endigenden Auftritt. Ein Versöhnungsversuch durch Vermittelung der Gutzkow damals befreundeten Charlotte Birch-Pfeiffer blieb erfolglos. Rosalie „hatte ihm die treue, hingebende Liebe des Mädchens, die poetische Schönheit erster kraftvoller Neigung in allen Reizen offenbart. Sie war gewillt gewesen, ihm auch auf die ungewisse Laufbahn des Schriftstellers zu folgen; sie hatte schon begonnen, sich ihm als guten Kameraden in seinen geistigen Arbeiten, als Übersetzerin und Vermittlerin von wichtigen Berliner Nachrichten zu bewähren; nur in die kalten Regionen atheistischer Grübeleien vermochte sie ihm nicht zu folgen, vor dem „Gottesleugner" (so wurde Gutzkow öffentlich genannt) erkaltete in schwerer Stunde ihr Herz." [194]) Auch Judith schreckt ja vor dem Leugner der Unsterblichkeit und Gottes zurück. Nach diesen schmerzlichen Ereignissen des April und Mai 1834, die den Dichter auf das Krankenlager warfen, hatte er das Vorbild für die Heldin der Novelle gefunden; im darauffolgenden Sommer entstand in Hamburg das erste größere Werk, das in dichterischem Gewande die Empfindungen und Erfahrungen seines eigensten Innern uns offenbart.

Welche Wirkung der Bruch dieses Verhältnisses auf Gutzkows Gemüt hervorrief, hat er selbst gestanden: „mir erstarb der Glaube an die Bewährung des Frauenthums für jene Welt, der mein Leben gehört." Die Frauen schienen ihm nur da zu sein, „um durch ängstliche Rücksichten den Flug unseres Wesens niederzuhalten" [195]). Er hat Rosalie nie vergessen können. Ein späteres Wiedersehen mit ihr gab ihm die Anregung zu dem Schauspiel „Werner", und trotz ihrer Schwäche hat er ihr stets eine sehnsüchtige, aber mit bitterer Resignation gemischte Verehrung bewahrt. Daß ihr Abfall auf seine ganze Wertschätzung

der Frauen einen verhängnisvollen Einfluß gehabt hat, ist selbstverständlich, und thatsächlich sehen wir auch in seinen nächsten Werken das böse Wort aus den „Rückblicken“: „Sie können nicht teilnehmen am großen Kampfe der Zeit“ noch oft auftauchen. Ich erinnere nur an die verächtlichen Verse in dem Trauerspiel „König Saul“:

„Weiber wissen nur
Den Wert des Mann's nach dem zu schätzen, was
Bequem für sie. Wann gäbe wohl ein Weib,
Wenn ihrem Freund die Wahl gelassen bliebe,
Ob er an ihrem Busen feige heißen,
Ob Mann von ihr getrennt er wolle sein,
Den Ausschlag dorthin, wo Entsagung sich
Mit ihres Freundes Lorbeer'n trösten muß?“

In den nächsten Werken Gutzkows begegnen uns denn auch meist höchst unsympathische Frauencharaktere. Interessant ist noch, was er in späten Jahren über Frauen wie die Judith der Novelle sagt. Die „ewige Jüdin“ nennt er in einem geistreichen Essay ihren Charakter: „Es sind die Frauen, die neben einem großen Gedanken standen und sich mächtig von dessen Göttlichkeit durchschauert fühlten, und die doch nur aus ihm herausgestreckt die menschlichen Arme irdischer Beglückung erwarteten, die Frauen, die den Genius und dessen Rechte wohl verstanden haben, das Geringe mißachten lernten, zuweilen sich wie von eines Gottes Nähe zum Höchsten und Heiligsten erhoben fühlten und die dennoch immer wieder zurücksanken in die ewige Leere und Haltlosigkeit der Alltäglichkeit, des Vergänglichen und des Nichtigen.“

Je näher wir aber dem „Uriel Acosta“ kommen, desto mehr sehen wir Gutzkows Frauengestalten erstarken. Interessant ist, daß schon in der Novelle der Keim dazu liegt, aber in ganz anderm Boden, und nicht aus der Geschlechtsliebe erwächst hier der Mut der Aufopferung und Entsagung, sondern aus der Geschwisterliebe. Uriels Schwester ist das Gegenbild Judiths.

Schon in „Richard Savage“, dem ersten Bühnenstück Gutzkows (1839), tritt Miß Ellen mutvoll für den geliebten Richard ein. Die Julie im „Werner“ (1840) verläßt heimlich ihren Gatten auf das Gebot ihres Vaters, doch aus eigener Initiative kehrt sie wieder zu ihm zurück. Auch in der Idaline der „Wellenbraut“, einer 1844 geschriebenen Novelle, haben wir einen stärkeren weiblichen Charakter. So nähern wir uns immer mehr der Verherrlichung weiblicher opfermütiger Liebe im „Uriel Acosta“ (1846), wo sie ihre edelste Gestaltung erhält.

Es bildeten sich allmählich andere Anschauungen über Frauenwert und Frauengröße heraus [196]). Epochemachend für diesen Ideenwechsel war ohne Zweifel der tragische Tod jener Charlotte Stieglitz, die sich mit stoischer Ruhe den Dolch in die Brust stieß, um durch einen erschütternden Schmerz ihres Gatten schlafenden Dichtergenius zu wecken. Man mag den Kopf schütteln über jene That, aber man lese nur das Buch Theodor Mundts über diese seine Freundin, und man wird sich der Teilnahme und des Verständnisses nicht erwehren können. Für die Wertschätzung der Frau ist ihr Tod unbedingt entscheidend gewesen. Jahrelang hat man von diesem Ereignis gesprochen, eine große Litteratur existiert über sie, manche haben die Selbstmörderin verlacht, manche auch sie bewundert und als die Märtyrerin eines großen Gedankens gefeiert. Dem „Uriel Acosta“ aber hat sie das Schlußmotiv gegeben. Charlotte Stieglitz ging in den Tod, um ihren Gatten, befreit von den niederdrückenden Sorgen des täglichen Lebens, seinem Dichterberufe zu retten. Ihre Abschiedsworte lauteten: „Du aber wirst noch hier Dich herausleben und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln . . . Zeige Dich nicht schwach, sei ruhig und stark und groß!“ Demselben Motive entspringt Judiths Selbstmord und ihre letzten Worte erinnern deutlich an Charlottens Abschiedsgruß:

„Zieh in die Welt mit mutigem Vertrauen!
Bekenne Deine Wahrheit wie ein Held.“

Beide haben über die Frage nachgegrübelt: „Ist denn das Weib des Mannes ew'ger Fluch?"

In den Jahren der „Demagogenverfolgungen" ferner erstanden zahlreiche Frauen, die entweder das Schicksal ihrer Männer mutig teilten oder durch kühne Thaten ihre Liebe bewiesen. Die Gattin des gefangenen Wilhelm Schulz befreite ihren Mann mit hoher Gefahr aus dem Gefängnis zu Babenhausen, dasselbe that die Frau des Hambacher Redners Dr. Wirth und zahlreiche bekannte Namen schließen sich ihnen an.

„Ich selbst fand die Hand eines Mädchens, das sich in der Zeit meines Unglücks bewährt hatte," sagt Gutzkow von seiner ersten Frau Amalie Klönne, wo er erzählt, durch welche Motive „der Glaube an die Bewährung des Frauentums" allmählich wieder in ihm erwacht sei. Nicht sie aber ist, wie Proelß meint, das Vorbild zur Judith im „Uriel Acosta", sondern eine andere, Therese von Bacheracht. Gutzkows Verhältnis zu seiner ersten Gattin war nicht derart, daß es ihn zu dichterischer Verherrlichung begeistern konnte. Der Dichter hat später offen gestanden, daß seine Verbindung mit ihr eine That unbedachter Übereilung war. Daß Amalie trotz Gutzkows Gefängnishaft und allgemeiner Verketzerung im Jahre 1835 kurz nach der Verlobung ihr bindendes Wort nicht brach, ist nicht die große That, die in Judiths mutigem Einstehen für Uriel verherrlicht ist. Gutzkow selbst sorgte dafür, daß sie seinen verfehmten Roman „Wally" nicht zu lesen bekam. Und wenn sie wirklich damals ihm ein Opfer brachte und ohne Schwanken zu ihm gehalten hat, allen abmahnenden Ratschlägen zum Trotz, so hat sie später diesen doch manchmal ihr Ohr geliehen, anderen mehr glaubend als ihrem Gatten. Es herrschte eine starke Verstimmung zwischen beiden, immer wieder machten sie den vergeblichen Versuch, zu jener Harmonie zu gelangen, die Gutzkow für eine wahre Ehe forderte. Sie lebten lange getrennt voneinander. Aufgegangen in die Ideenwelt ihres Gatten, so wie dieser es wünschte, ist Amalie sicher

nicht. Ihres Mannes Natur, die in Uriels Worten ausgedrückt ist:

„Ins Allgemeine möcht' ich gern tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn,"

die hat sie nicht verstanden. Er hat ihr selbst kleinliche Beurteilung vorwerfen müssen, besonders wo es sein Verhältnis zu dem eigentlichen Urbild der Judith, zu Therese von Bacheracht betraf. Manche mögen ihr recht geben, wenn sie auf das Glück der Häuslichkeit, das Gutzkows Thätigkeit und unruhig rastlose Natur oft gestört haben mag, nicht verzichten wollte. Aber das ist es ja, was in der Judith der Novelle so scharf hervortritt, der Mangel an Entsagungsfähigkeit, der Verzicht auf gewöhnliches Glück zu Gunsten einer hohen, geistigen Aufgabe. Die Judith des Dramas empfindet dies Bedürfnis nur als vorübergehende Schwäche.

Dies alles spiegelt sich in den Briefen, die Gutzkow zur Zeit der Entstehung des „Uriel Acosta" aus Paris an seine Gattin richtete, getreu wieder. Besonders auffällig ist, daß er ihr, abgesehen von ganz spärlichen Nachrichten, über seine Arbeit nichts berichtet. Amalie erwähnt sie überhaupt nicht. Nun zeigt sich aber in jenen Briefen das Bestreben, seiner Gattin geistig und seelisch näher zu treten, wie kommt es, daß er trotzdem ihr nicht das geringste davon sagt, welchen Konflikt er im „Uriel Acosta" behandelte und daß er bei Gestaltung der Judith an sie denke, ein Geständnis, das jeder Frau Herz mit Stolz und erneuter Liebe erfüllt hätte?

Die aber, deren Bild ihm in Judith vorschebte, Therese von Bacheracht, die Tochter des russischen Gesandten Struve und Gattin des russischen Generalkonsuls in Hamburg, war damals in seiner unmittelbaren Nähe, sie weilte auf Verabredung im Frühjahr 1846 auch in Paris. Seit 1841 kannte er sie. Gutzkows „Schule der Reichen", eine Satyre auf die Hamburger Kaufmannschaft, war 1841 dort völlig durchge-

fallen. Es kam zu skandalösen Demonstrationen. Zwei Tage nach dem Vorfall, als der Dichter in erbitterter Verzweiflung auf seinem Zimmer saß, lud ihn Therese in ihr Haus und hatte den Mut, ihn gerade in jene Gesellschaft einzuführen, die den Dichter und sein Stück so entschieden abgelehnt hatte. Stellt man sich den Empfang Gutzkows in Thereses Salon vor, so drängt sich unbedingt das Bild Judiths auf, wie sie den vom Bann bedrohten Geliebten zu sich lädt und ihn trotz Sitte und Verbot des Vaters in die Festversammlung rechtgläubiger Juden führt. Das Verhältnis Gutzkows zu Therese hatte eine „Umgestaltung aller Lebensbeziehungen“ bewirkt. Er kam dadurch in nächste Verbindung mit den höchsten Gesellschaftskreisen. Eine enge geistige Gemeinschaft bildete sich zwischen ihnen, ein Zusammenarbeiten und inniges Eingehen auf beider Ideen und Pläne. Auch Therese schriftstellerte, sie lieferte Gutzkow Stoffe zu dichterischer Behandlung. In seinen Tagebüchern finden sich Zettel von ihrer Hand, die poetische Stoffe skizzieren. Ihre belletristischen Arbeiten beaufsichtigte und korrigierte er. Alles, was er neues schuf, fand zunächst den Weg zu ihr, erzählt Feodor Wehl, und da er ziemlich undeutlich zu schreiben pflegte, hat sie es sich nicht nehmen lassen, das meiste davon zu kopieren. Es gab Wochen, in denen sie die Feder für ihn fast nicht aus den Händen ließ. In geistiger Beziehung ist Gutzkows Verhältnis zu Therese unvergleichlich inniger gewesen, wie das zu Amalie. Der weitere Verlauf desselben bedarf einer genaueren Untersuchung, die hier nicht angestellt werden kann. —

Bedeutungsvoll für die Entstehung des „Uriel Acosta“ sind schließlich noch die vier bis fünf Wochen, in denen das Werk niedergeschrieben wurde. Die Ausstrahlungen der Stimmungen, die den Dichter dabei beherrschten, treten in dem Drama so deutlich hervor, daß diese kurze Zeit ausführlicher Schilderung wert ist.

Gutzkow kam in der Nacht am 4. März 1846 in der

französischen Hauptstadt an. Die Reise war durch Rheinbayern, Lothringen und die Champagne, uninteressante Gegenden gegangen; nur Metz und Kirchheim-Bolanden hatten einen freundlichen Eindruck auf ihn gemacht. Zunächst begab er sich zu dem Hotel, wo er bei seinem ersten Besuch vor vier Jahren gewohnt hatte, Rue des Filles de St. Thomas. Das Geräusch dieser Straße vertrieb ihn aber sofort und er suchte sich noch am selben Tage eine andere Wohnung in der stillen einsamen Cité Bergère (Nr. 8. Hotel de Vienne Nr. 2.), einer Seitenstraße, durch die kein Wagen fahren durfte.

Die Witterung, erst milde, wurde bald wieder rauh und kühl und zwang Gutzkow, nochmals ein anderes Quartier zu suchen. Das alte war ihm zu kalt, düster uud schlecht bedient. „Ich hielt es nicht mehr aus," schreibt er am 15. März an seine Gattin, „täglich anderswo die Sonne zu sehen und selbst von ihren Strahlen unberührt zu bleiben." Er zog gegenüber Cité Bergère Hotel des Arts. Zwar kostete es ihm große Geldopfer, die alte Wohnung mußte für einen Monat bezahlt werden und die neue war sehr teuer. Doch fühlte er sich viel behaglicher, er hatte zwei allerliebste Zimmer und die freundlichste Frühlingssonne.

Seine Stimmung bei der Ankunft in Paris war eine tiefgedrückte. Wie er sich plötzlich in den Trubel der französischen Hauptstadt versetzt sah, mußte er sich ordentlich darauf besinnen, weshalb er wieder hier sei, so plötzlich, fast ohne Besinnung, ohne festen Zweck hatte er die Reise unternommen. In den „Pariser Eindrücken"[107]) nennt er sie „einen dreitägigen hastigen Sturz in das Flutenbad großer Eindrücke." „Wie komm ich so plötzlich hieher nach Paris?" schreibt er an seine Amalie. „Was will ich hier? Einsam sein? Ganz einsam? Die Stadt ist denn doch zu geräuschvoll, zu sehr nimmt sie mit ihrer kleinen Chronik unsre Neugier gefangen und bei dem ewigen Herumschlendern ermüdet man entsetzlich. Nun, ich will versuchen, wie das werden wird."

Was war nun die Ursache dieser Hals über Kopf beschlossenen Abreise, dieser halben Flucht? Der Monat Februar war für Gutzkow ein sehr böser gewesen, sein schriftstellerischer Ehrgeiz hatte eine sehr schwere Niederlage erlitten. Sein Stück „Anonym",[198]) das im Sommer 1845 vollendet worden (nach einem Brief vom 24. Nov. 1845 an Amalie hat er an jenem Tage zwei Korrekturbogen der Manuskriptausgabe in Händen; eine andere ist nicht erschienen) hatte in Frankfurt mehr wie eine deutliche Ablehnung erlitten.

Ehe der Dichter sich von diesem Miserfolg erholte, mag er schlimme trostlose Stunden verlebt haben. Ein beredtes Zeugnis davon ist eine Stelle des ersten Briefes aus Paris an seine Frau, in dem er sie bittet, ihm recht ausführlich zu schreiben, aber nur Erfreuliches: „Unangenehmes, was sich nicht ändern läßt, verschweige lieber! Du weißt, ich fürchte mich gerade vor dem Unwillkommenen nicht, bin daran gewöhnt und habe die Sucht (Religion könnte man's nennen) Schmerzlichem lange nachzuhängen und es auszukosten, aber diesmal fühl' ich denn doch, daß ich die Ungunst des Schicksals nicht verdiene und mir Trost erwerben muß, wo er sich nur finden läßt." Am bittersten aber scheint ihn das Benehmen seiner Freunde und Bekannten gekränkt zu haben. Gutzkow haßte nichts mehr, als von indiskreten Tröstern an solche Ereignisse erinnert zu werden. Er war gewohnt seine Last allein zu tragen und vermutete unter Beileidsbezeigungen gar zu mistrauisch Spott und Schadenfreude. Auch mag er bei dieser Gelegenheit die eine oder andere wirklich bittere Erfahrung gemacht haben. „Grüße alle Freunde," schreibt er an Amalie, „aber nur die wahren, die falschen und die halben hab' ich satt."

Dieses unglückliche Ereignis hatte ihm sein ganzes Frankfurter Leben zum Ekel gemacht. „Ach, Amalie," klagt er, „ich sage dir, ich bin ein sehr unglücklicher Mensch, nicht über das Letztvergangene, sondern über meine ganze Stellung zu diesen

Umgebungen, die mir keinen Trost, keine Freude bringen." Er wollte heraus aus diesen Verhältnissen, nichts mehr hören und sehen von dem, was ihn an seinen Mißerfolg erinnerte. Es war die Stimmung des Verses aus Uriel Acosta:

„Ich will die Welt, will andre Menschen sehn."

Seine nervöse Reizbarkeit in jenen Tagen mag auch einen kleinen ehelichen Zwist veranlaßt haben. Amalie selbst hatte ihm den Rat gegeben, auf Reisen Vergessenheit zu suchen, was ihn, so gut es gemeint war, scheinbar etwas gekränkt hatte. Er schreibt darüber an sie: „. . . finde Dich in Deinen Wittwenstand, den Du Dir diesmal selbst zugezogen hast. Denn ohne Dein Zureden wär' ich nicht gereist."

Der Aufenthalt in Frankfurt war ihm so sehr verleibet, daß er am liebsten mit Amalie ein ganzes Jahr lang aus Deutschland weggeblieben wäre, und noch im April spricht er davon, Frankfurt zu verlassen und nach seiner Vaterstadt Berlin zu ziehen, eine Absicht, die er bekanntlich im späteren Alter erst ohne wesentlichen Erfolg ausführte. In Frankfurt glaubte er sich zu sehr zurückgesetzt, das war ihm bei jenem Mißerfolg so recht zum Bewußtsein gekommen. „In Frankfurt geschah nichts für mich," schreibt er am 20. Dezember 1846, als er am Dresdener Hoftheater Dramaturg geworden, „arbeiten mußt' ich, Keiner trat für mich ein; so muß ich mein Korn da säen, wo ich zu ernten hoffen kann." Er vermutete dort so viele Neider und falsche Freunde, die mit seinem „bißchen Ruhm" hausiren gingen; das kaufmännische Protzenthum erdrückte ihn. Wie ganz anders fühlte er sich da zehn Monate später, als eine neue, aber mehr zusagende Umgebung in Dresden ihn aufgenommen. „Wie anders das," ruft er aus, „als in Frankfurt, wo der dümmste Kaufmann gegen mich den Vornehmen spielte, wo Hr. v. Bethmann es für eine Gnade hielt, einem armen Schriftsteller eine Einladung zu schicken! Lumpengesindel das! Generälen, Kammerherren, Hofmarschällen, Räthen werd' ich in den Ge-

sellschaften vorgestellt und die Frauen drängen sich, mit mir zu reden, Gräfinnen und Baronessen. Ich lege darauf, wie Du weißt, keinen großen Werth; aber dem Frankfurter Treiben gegenüber thut eine solche Anerkennung doch wohl."

Geistiges Leben, Anregung und Anerkennung vermißte er in der Kaufmannstadt, obgleich er sonst gern dort lebte und ihm die Trennung vom Hirschgraben recht schwer fiel. Manasse im „Uriel Acosta" hat auch jenes bittere Gefühl empfunden,

„Daß man allein nur sich vertrauen darf,
Daß Keiner für uns in die Schranken tritt,"

und häufig finden wir es in Gutzkows Briefen ausgedrückt. Das hatte ihn hinausgetrieben, das Bedürfnis nach Anerkennung, das nagende Gefühl der Nichtbefriedigung; aber auch in Paris ließ es ihn fürs erste nicht los. Auch dorthin verfolgten ihn die bösen Nachrichten. Der erste Brief Amaliens nach Paris meldet einen weiteren Miserfolg mit „Anonym" in München. Dort hatte er Ersatz für Frankfurt gehofft. Nun war auch dieses fehlgeschlagen. Ergreifend ist seine verzweifelnde Stimmung, wie sie sich in der Antwort auf diese Nachricht ausspricht: „Wie ich mich heute Morgen — schlapp, schlapp — aus dem Bett erhob, fand ich Deinen Brief vom 7. Ach, er konnte wohl nicht anders, als mich sehr traurig stimmen. Mit beklommener Wehmuth saß ich vorm Kaminfeuer und das Herz wollte mirs abdrücken, daß mir auch München fehlgeschlagen ist. Wie traurig ist dies Jahr! Was thun, um dies nagende Gefühl zu bezwingen! Oft überkommt mich dann die Angst, ich könnte zu alledem hier in meinem Exil noch erkranken und Heimweh beschleicht mich, nicht nach Frankfurt, sondern zu Euch, zu den Meinigen.

Ich quäle mich, gleichgültig zu erscheinen und bin es doch nicht. . . . Was gehört doch alles dazu, uns jenen leichten, heiteren Frohsinn zu geben, mit dem wir nur genießen können und selbst zu genießen sind!"

Auch von Berlin kam eine wenig ermutigende Nachricht. Der Intendant des kgl. Schauspielhauses v. Küstner ließ ihm schreiben, daß „Anonym" nur bedingungsweise zur Aufführung angenommen sei, wenn nämlich einzelnen Personen desselben, englischen Herzogen, ihre Titel und ihre Nationalität genommen werde. Überhaupt war die Stimmung in Berlin dem Stück sehr ungünstig; v. Küstner hatte zwar die Erlaubnis zur Aufführung, aber man nahm Ärgernis daran und wollte, jedenfalls mit Rücksicht auf politische Strömungen, die Handlung in ein anderes Land als England verlegt haben, wogegen sich aber v. Küstner, wie sein Sekretär dem Dichter versichert, mit Entschiedenheit sträubte. Die Aufführung sollte noch dazu im Herbst, der Zeit der Urlaube sein, wovon Gutzkow allerdings vorher selbst gesprochen hatte. Daraufhin nun zog er gekränkt und mismutig das Stück ganz zurück. Er hat es auch von der Sammlung seiner Dramen ausgeschlossen. Dieses Lustspiel ist die Grundlage des in den „Rittern vom Geist" weit ausgesponnenen Motivs der geheimen Memoiren der toten Fürstin Amanda von Hohenberg. Nebenher kamen ihm von kritischer Seite von Berlin aus zu jener Zeit neue Anfeindungen. Rötscher schien die Birch-Pfeiffer zu begünstigen, mit der Gutzkow trotz der früheren engen Freundschaft vollständig zerfallen war. „An Rötscher," schreibt er boshaft, „sieht man, was die Birch durch ihre Soupers durchsetzen kann. Wär' ich nicht selbst zu gedrückt, würd' ich gegen die arroganten Dreifußkritiker schreiben." Diese Passivität findet sich selten in Gutzkows Leben; stets hatte er Verteidigungswaffen zur Hand; hier ist sie gewiß das deutlichste Zeichen der vollständigen Mutlosigkeit, mit der er in Paris angekommen war. Weiß man dies, so begreift sich auch die gereizte Stimmung, die ihn gegen alles, was mit deutschem Theater, deutscher Kritik zusammenhing, damals erfüllte und der er in den Berichten über jene Reise, den „Pariser Eindrücken", häufig Worte lieh. Dazu kamen dann noch viele Nachrichten von Hause, von den

Seinigen, die ihn mit quälenden Sorgen peinigten. Da war zunächst die materielle Frage, der Mißerfolg des „Anonym" hatte auch seine Finanzen gestört. Die Frankfurter machten keine Miene, Gutzkow für das allerdings vom Publikum abgelehnte Stück ein Honorar zu zahlen und er sah sich Ende März gezwungen, wenigstens die Hälfte ganz bestimmt zu beanspruchen. Dabei war Amalie zu Hause nicht selten in Verlegenheit. Es berührt eigentümlich, Gutzkow in dieser Zeit auf einen Lotteriegewinn hoffen zu hören, und da mußte ihm noch der Ärger begegnen, daß Amalie das Zahlen der sechsten, chancenreichsten Klasse vernachlässigte und der Kollekteur das Loos nicht brachte. Er war bei seiner Rückkehr von Paris nicht einmal imstande, seinen Angehörigen ein Reiseandenken mitzubringen, so erschöpft war seine Kasse. Auch war seine Gesundheit sehr schwankend; während er sich beunruhigte über die Krankheit eines seiner Söhne, litt er selbst unter dem Wechsel der frühlingsunsicheren Witterung. Die Wohnungsänderung war auch nicht ohne nachteilige Folgen vorübergegangen. Es waren das ja so wie so Dinge, mit denen er sich am wenigsten gern befaßte. Ende März sehen wir ihn eine ganze Woche unwohl, auch am 10. April mußte er nach Hause melden, daß er „nur leiblich" wohl sei, und er kam auch erschöpft und mager geworden von seiner Reise nach Frankfurt zurück. Und das ferne von der Pflege der Seinigen, nach denen er sich während seines ganzen Pariser Aufenthalts so sehnte. „Ich denke mit Rührung an meine Lieben zurück," schreibt er in seinem ersten Brief vom 4. März, „und sage mir: Was ist doch dies Leben für ein wunderliches Gemisch von kleinen Heldenthaten und großen Thorheiten!" Zu den letzteren scheint er halb und halb seine plötzliche Abreise zu rechnen. Innig sind seine steten Erkundigungen nach seinen Kindern und in jedem Briefe fast begegnen wir der Bitte: „Unterlaß nicht, mir recht ausführlich zu schreiben". Er war ja nicht zum Vergnügen in Paris und deshalb verlangte er

auch von Amalie, daß sie ihm durch häufige Briefe den Aufenthalt in der Fremde erträglich machte. Er verlangte gar nicht so viel. Nur alle acht Tage sollte sie ihm schreiben. Aber nur selten ist er von Amaliens Briefen ganz befriedigt. Einmal antwortet sie zu langsam oder zu kurz und unvollständig, dann hat sie eine Bestellung verspätet oder vergessen, und immer wieder muß er sie zur Ausdauer im Schreiben und im Sammeln der ihn interessirenden Zeitungsnotizen und der Theaterchronik ermahnen. Amalie aber lebte unterdeß, wie es scheint, ganz fröhlich in Frankfurt, empfing zahlreiche Besuche von Bekannten ihres Mannes, die jetzt zu ihr kamen, um, wie Gutzkow argwöhnte, „die arme Frau für ihren unsinnigen Mann zu trösten". Selbst gegen seine nächsten Bekannten war er mit Groll erfüllt, so gegen Löwenthal, den er im Verdacht hatte, vor vier Jahren gegen seine Pariser Briefe geschrieben zu haben. Geschimpft hatte er ja genug dagegen. Gutzkow verachtete dies seiner Frau geschenkte Mitleid und bat sie dringend, es möglichst kühl aufzunehmen. „Ich hoffe, daß Du zu ehrgeizig bist, solche Formen der Annäherung zu dulden. . . . Ich bitte Dich sehr, kleinliche Beurtheilungen meines Wesens, meines Charakters nie zu dulden. Weil ich Gemüth habe, erklären mich diese Menschen für klein! Was würden sie wohl thun, wenn ich sie zerträte und anspiee, wie Löwenthal einmal gesagt hat, daß man mich „anspeien" müsse! Das würden sie groß nennen, wenn ich in Frankfurt geblieben wäre und mir von H. H. Braunfels oder Oppenheim hätte erklären lassen können, daß ich keine Stücke schreiben kann". Auch war er bei den Berichten von den zahlreichen Besuchen bei Amalie nicht frei von Eifersucht gegen den Einen oder Anderen. Er muß wohl auch Grund dazu gehabt haben, wie aus Briefen einer Freundin Amaliens, Julie v. Carlsen, hervorgeht. Nicht zwar, daß seine Frau irgend eine Schuld träfe, aber einzelne Bekannte scheinen sich um sie mehr bemüht zu haben, als ihm passen mochte. Thatsächlich war Amalie auch einmal

in die Lage gekommen, gar zu dreiste Annäherungen zurückzuweisen.

Auch mit manchen andern Freunden war er unzufrieden. „So athmete er auf", als Ludwig Wihl, einer seiner intimsten Hamburger Freunde, Frankfurt verlassen hatte, wo er ebenfalls einer der eifrigsten Besucher des Dichterheims auf dem Hirschgraben gewesen war. „Mit Wihl ist mir der Verkehr zur Last geworden", schrieb Gutzkow am 10. März an Amalie. „Was bindet ihn an uns? Liebe, Freundschaft? Nicht ein Funke davon. Nur sagen will er können, daß er unser Vertrauter ist. Gebe der Himmel, daß ich bei meiner Rückkehr ihn entweder nicht mehr finde oder die Kraft habe, ihn von mir fern zu halten". Und als er in Paris zum erstenmal wieder deutsche Journale in die Hand nahm, fand er gleich wieder eine aus der Luft gegriffene Notiz über sich in der „Didaskalia", er gäbe sich Mühe, das „Urbild des Tartüffe" auf ein Pariser Theater zu bringen. Er hielt ohne Zweifel Wihl für den Urheber; es sei kein wahres Wort daran und „das Wihl'sche Hausirengehen mit seinem bißchen Ruhm ihm gänzlich fremd". So kam er aus dem Zustand der Gereiztheit in den ersten Wochen nie heraus. Gewiß trug seine eigene Natur einen Hauptteil dieser Schuld, dieses Vergehens an sich selbst. Levin Schücking hat nicht ganz unrecht, wenn er sagt: „Gutzkow wurde nicht von der Menge getragen, und während ihn dies ohne Rückhalt und Reserve ließ, zog er selbst in seine kritischen Fehden hinaus, ohne das aes triplex circa pectus, ohne die Rüstung, die jeder Kämpfer haben muß: die harte Haut eines public character. Er hatte die verletzliche Epidermis eines jungen Mädchens. Jeder Nadelstich schmerzte ihn". Schücking nennt ihn sogar „glücksunfähig", ein herbes Wort, das nur zum Teil Berechtigung hat.

Nur selten erhielt er, zwischen all diesen Widerwärtigkeiten, dann einen Brief von Amalie, der ihn wahrhaft befriedigte, oder Zeilen von seinen Kleinen, die ihm in stolzer Freude das

Herz schwellen machten, wie sich überhaupt in jenen Briefen an seine Frau eine rührend warme Zärtlichkeit für seine Kinder ausspricht.

Daneben nun plagten ihn geschäftliche Verdrießlichkeiten, Inserate in der Augsburger Allgemeinen Zeitung wegen der erscheinenden „Säkularbilder", die er 1837 unter dem Titel „Bulwers Zeitgenossen" anonym hatte ausgehen lassen, hatte Löwenthal versäumt, obgleich ihn Gutzkow fünf Wochen lang daran erinnern ließ; der Druck der in Frankfurt erscheinenden „Gesammelten Werke"[199]) ging nicht so schnell und regelmäßig, wie er es wünschte u. s. w.

Dies alles nun veranschaulicht genügend die Stimmung, welche ihn während des zweiten Pariser Aufenthalts beherrschte. Es trifft also wohl nicht ganz zu, was Joh. Proelß in seinem Buch „Das junge Deutschland"[200]) sagt, daß Gutzkow den „Uriel Acosta" „in jener klaren Künstlerstimmung" gestaltet habe, „in der ein Meister der Plastik einem wiederholt skizzirten, völlig beherrschten Stoff mit sicher arbeitender Hand die von ihm gewollte Form der Vollendung gibt". So ruhig und selbstzufrieden ist seine Stimmung nur in ganz seltenen, sonnigen Stunden gewesen. Mit bewundernswerter Willenskraft hat der Dichter dies Werk seinem Genius abgerungen. Mit seinem Herzblut ist es getränkt. Daher auch jene elegische, stellenweise melancholische Stimmung, die, wie Bulthaupt rügt, über dem Ganzen ausgebreitet liegt, die mir aber der ergreifenden Schönheit des Stückes eher günstig als nachteilig zu sein scheint.

Zu alledem kam nun noch seine ärgerliche Stellung unter den Deutschen in Paris, von denen er ebenfalls viele Anfeindungen zu erdulden hatte. Er nennt Heine als den Urheber derselben und beschuldigt ihn, er suche eine geringschätzige Meinung über ihn zu verbreiten. Seit 1840 schon war die frühere Bewunderung, die Gutzkow für Heines Geist, nie aber für Heines Person gehegt hatte, einer offenen Feind-

schaft gewichen. Er konnte ihm das Buch über Börne nicht verzeihen und war mit Recht gekränkt, daß sein eigner und Heines Verleger, Julius Campe, dem Heineschen Pasquill auf Börne den Vortritt gelassen, während Gutzkows Schrift über Börne monatelang ungedruckt liegen mußte. Jetzt so nah bei einander, mußte sich eine Zuspitzung des peinlichen Verhältnisses ergeben. Und so geschah es auch. Gutzkow erzählt in seinen „Rückblicken“[201]), daß er eine Einladung Heines, die ohne Zweifel ein Kapitel „Heine in Paris“ in Gutzkows Pariser Briefen veranlassen sollte, zurückgewiesen habe, weil er als der begeisterte Biograph Börnes dem Verlästrer dieses Toten schon mit Rücksicht auf Börnes Verwandte und Bekannte, die Gutzkow zu seinen Freunden zählte, nicht freundschaftlich gegenübertreten konnte. Die Folge war ein vielseitiger Angriff auf Gutzkow durch Heines Anhänge; die Streitigkeiten und Preßfehden der nächsten Jahre sind dadurch veranlaßt.

Der Kreis der Deutschen, die sich damals im Pariser Exil und Asyl zusammenfanden, war sehr groß. Gutzkow hatte sich am Tage seiner Ankunft, wie er Amalien erzählt, sofort Alexander Weill rufen lassen, mit dem er auch vor vier Jahren in Paris verkehrt hatte, um mit ihm der Übung halber französisch zu sprechen. Allen Bekannten in Paris hatte er angekündigt, daß er zunächst lange bleiben und dann arbeiten wolle, und so wurde er in den ersten Tagen von allzu zahlreichen Besuchen verschont. Dennoch ging ihm, klagt er, oft der ganze Vormittag durch Besuche verloren, so daß er kaum zum Arbeiten, geschweige denn zu fleißigem Briefschreiben Zeit übrig behielt.

Herwegh, mit dem er häufig zusammenkam, wollte ihm erst nicht recht behagen, der trägen Resignation wegen, in die Herwegh versunken schien. Er und seine Frau schwärmten nur von politischen Thaten, verachteten das stille Schaffen des dichterischen Genius. Das konnte natürlich Gutzkow, der sich

aus dem Lärm des Lebens in die Einsamkeit des Dichters zurückziehen wollte, wenig gefallen, und mit Kopfschütteln hörte er den großen Plänen über politische Aktionon auf den schwellenden Divans seines Gastfreundes zu, während ihm melodische Verse seines „Uriel Acosta" in den Ohren klangen. Erst allmählich fand er sich in Herweghs Wesen und gewöhnte sich an dessen Frau, die ihm mit ihrer begeisterten Liebe zu ihrem Manne, je länger er sie kannte, desto lieber wurde. Auch sie schenkte ihm ihr Vertrauen und mit der Zeit glaubte Gutzkow zu fühlen, daß er anfange, dem Herwegh'schen Hause ein „Bedürfniß" zu werden.

Außerdem gehörten Venedey, Rochau, Grün, Kreizenach, die Gräfin d'Agoult, Frau Strauß, Börnes Freundin, und andere zu seinem näheren Verkehr. Auch Levin Schücking kam in jener Zeit nach Paris und suchte Gutzkow auf.

Das wichtigste Ereignis aber war für diesen ohne Zweifel, daß auch Therese v. Bacheracht, seine Hamburger Freundin, in Paris ankam, und gerade für den „Uriel Acosta", für die Gestaltung der Judith, ist es höchst interessant, was er über sie an Amalie am 16. April schreibt: „Verschweigen will ich Dir nicht, daß auch die Bacheracht gekommen ist. Sie will ihre Pflegetochter nach Havre bringen, um diese von dort nach Amerika einzuschiffen, wo sie zu ihrem Onkel soll. Ich sage Dir das selbst, damit nicht andere kommen und Dir überraschende Neuigkeiten bringen wollen. Ich habe Dich zwar noch nicht daran gewöhnen können, in dieser Frau ein Element zu sehen, das ich, weil es Freundschaft und Hingebung ist, nicht von mir stoßen kann, aber Du wirst Dich daran gewöhnen, Du wirst fühlen, daß ich mich nicht immer noch ärmer machen kann, als ich schon bin. Baison, die Birchpfeiffer, eine Menge Anderer warten nur darauf, daß ich, um meine totale Herzlosigkeit zu beweisen, auch mit ihr breche: ich will weder ihnen, noch Anderen, die darin etwas anderes sehen würden, was Dir vielleicht besser

gefiele, diesen Triumph gönnen ... Der Ton, auf den ich dies Verhältnis allmählich gedämpft habe, ist ein solcher, bei dem mein Gewißen, meine warme erneute Hingebung für Dich, meine Rücksicht auf meine Lebensstellung bestehen kann. Deshalb sprech' ich offen und frei davon und husche auch nicht, wie Dir es lieber wäre, darüber hinweg. Ich kann mich um Freundschaft nicht ärmer machen! Wie allein, wie einsam stehe ich! Deßhalb entferne Dich von der unedlen, prosaischen und grundberbärmlichen Auffassung dieses Verhältnisses, wie es Deine Eltern kundgeben, und denke Dir nichts Schlimmes darunter, wenn Du hörst, daß die Bacheracht, die ohnedies alt geworden und sehr krank [dieser Nebensatz, der an die weibliche Schwäche appellirt, ist übergeschrieben], hergekommen ist." Dieses Zusammentreffen war übrigens kein zufälliges, sondern eine gemeinsame Verabredung. Gleichwohl ließ sich Gutzkow auch dadurch nicht aus dem regelmäßigen Gang seiner täglichen Beschäftigung herausbringen. Schücking erzählt in seinen „Lebenserinnerungen", daß er ganz von der Arbeit absorbiert worden sei. Nur die Abende scheint er regelmäßig in ihrem Salon zugebracht zu haben, während er zum Führer Theresens und ihrer Nichte Karoline, die beide Paris noch nicht kannten, Schücking bestellte, was Frau v. Bacheracht wohl weniger, Schücking dagegen sehr recht war.

Im großen und ganzen stand Gutzkow während dieses zweiten Pariser Aufenthalts nicht so im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens wie vor vier Jahren, wo ihn die Absicht geleitet hatte, die Hauptstadt Frankreichs, ihr Leben und Treiben gründlich kennen zu lernen und mit allen bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung zukommen. Diesmal machte er nur kurz vor seiner Abreise noch schnell einige Besuche, da er fürchtete, sich nachher Vorwürfe zu machen, daß er so manche von den dortigen Berühmtheiten nicht aufgesucht hatte, und gerade zu Franzosen nur ging er, um an ihnen eine Stütze gegen seine deutschen Gegner in Paris zu

haben. Doch so wenig war er auf solche Besuche auch vorbereitet, daß er nicht ein einziges Exemplar seiner Schriften bei sich hatte, das er als Empfehlung hätte verwenden können. — Weit mehr als die politischen Ereignisse und Personen beschäftigten ihn jetzt die Theater und Schauspieler. Der Tragödin Rachel hatte er vor vier Jahren nicht viel Geschmack abgewinnen können; er vermißte die Wärme des Gefühls und sah nur kalte Verstandeskunst. Schon am Tage seiner diesmaligen Ankunft sah er die Rachel als Jungfrau von Orleans in einer von ihr hervorgesuchten Tragödie des verstorbenen Akademikers Alexander Soumet, und mußte jetzt sein Urteil dahin ändern, daß er wenigstens die Kunst, die Genialität der Rachel anerkannte. Fast täglich war er nun im Theater, bald hier, bald da, und er sagt selbst, daß ihm die Vorliebe der französischen Bühne für die Tragödie bei der Arbeit am „Uriel Acosta" sehr behülflich gewesen sei.

In dieser Arbeit nun suchte er Befriedigung seines gedemütigten Ehrgeizes. Erst in Paris war er ja nach der Flucht von Frankfurt wieder zur Besinnung gekommen und zu dem Bewußtsein, daß ihn im Grunde doch das Bedürfnis nach Einsamkeit zu angestrengter, ungestörter Thätigkeit hinausgetrieben hatte. Im Anfang kam ihm, wie schon bemerkt, diese Einsamkeit recht ungewohnt, das Heimweh zu den Seinen trübte ihm manche Stunde und die Qual der Nichtbefriedigung ließ ihn mit Bitterkeit auf seine Arbeit blicken. Doch allmählich schlug sein Herz ruhiger, die Poesie besänftigte den wilden Schlag, und mit ganzer Seele vertiefte er sich in seine Arbeit, wenn es ihm gelang, alle unangenehmen Eindrücke abzuschütteln. Er hatte sich, um mit Manasse im „Uriel Acosta" zu reden, sein Leben „in den Bann des eigenen Behagens" eingepferchť. Besser als alles andere schildert eine Briefstelle an Amalie den Verlauf seines Tages: „Du würdest Deine Freude haben, wenn Du mich so des Morgens zwischen — — 9 und 10 Uhr aufstehen sähest, wie ich dann allmählich

mich finde, am Kamin erwärme und dann in einer Tour bis 5 Uhr ungestört arbeite. So muß es auch sein. So nur wird man Herr seiner Gedanken. So nur können z. B. Alexander Dumas und Eugène Sue ihre großartigen Arbeiten bezwingen. Von 5 Uhr an gehör' ich dann den Zerstreuungen, eße sehr gut, besuche die Theater oder gebe mir in Cafés Rendezvous mit Venedey und Anderen. Sollten wir uns entschließen, nach Berlin zu ziehen, so werd' ich mir auch dort mein Leben so einrichten."

Auch in seinen „Rückblicken"[202]) nennt er Paris den stillsten und anregendsten Platz, den es in Europa für geistige Arbeiten nur geben könne. „Die Länge des Vormittags bis 3 oder 4 Uhr, ehe man ausgeht, ist an sich schon arbeitsergiebig. Der Portier (Concierge) wird bedeutet, daß man für keinen Besuch zu Hause ist. Ungestört verweilt man in seiner Gedankenwelt, die überdies durch die geistige Chronik der Seine-Stadt, die rührige Arbeit und Erfindungskraft der Theater, die politische Erregung, die öffentlichen Akte der Akademieen, die geistvollen, nicht massenhaft blödsinnigen Journale, die Zurückdrängung alles Lokalgeschwätzes eigenthümlich gehoben und gefördert wird."

Diese Anregung von außen, diese Ruhe und Behaglichkeit des Daseins war die erste Bedingung einer Stimmung, die ihn wieder an den Schreibtisch bannte. Was ihn aber dann aufrecht erhielt in schweren Stunden, was ihn wieder mit Mut und Hoffnung erfüllte und ihn die bitteren Enttäuschungen verwinden ließ, war der poetische Stoff, den er unter seinen Händen hatte, und dessen Gestaltung um so schneller gedieh, als keines seiner Werke so tief aus seinem Innern hervorgequollen ist wie gerade der „Uriel Acosta". Er setzte auf dieses neue Werk große begeisternde Hoffnungen und wies ruhig die Bedenken zurück, die Schücking darüber aussprach, „daß das Haupt der Schule der Modernen, der Führer des jungen Deutschlands, das so stürmisch nach einer ganz neuen, von

Zeitgedanken durchtränkten Litteratur verlangte, bei einem Zurückgehen auf die alte klassische Tragödie in Jamben und fünf Akten eine Inkonseqenz begehe."[203]) Die reine dichterische Stimmung, welche ihn beim Schaffen beseelte, erfüllte ihn noch im Alter mit wohlthuender Befriedigung und war ihm, allen Angriffen und Zweifeln seiner Freunde zum Trotz, die Gewißheit seines wahren Dichterberufes. Noch in seiner letzten scharfen Streitschrift „Dionysius Longinus", spricht er mit Genugthuung von dem Glück, das bei der Arbeit am Uriel seine dichterische Phantasie mit leichten Flügeln emporgehoben, von dem „Begeisterungsrausch", der ihm die Feder in die Hand drückte.[204])

Der Plan zum „Uriel Acosta" ist nicht in Paris entstanden. Gutzkow hatte ihn fertig dorthin mitgebracht. Die von Löning und Rütten veranstaltete Sammlung seiner Werke veranlaßte ihn zur Durchsicht seiner 1834 geschriebenen Novelle „Der Saducäer von Amsterdam". Dabei fiel ihm die scenische Steigerung jenes Stoffes auf und mit einem schon fertigen Scenarium zum „Uriel Acosta" war er nach Paris gekommen[205]).

Von diesem ersten Entwurf hat sich in Gutzkows Tagebüchern weiter nichts erhalten, als die folgende kurze Skizze zu den ersten Scenen des 1. Aktes. Sie weicht von der späteren Ausführung in einigen Punkten ab, ohne eine selbständige Bedeutung beanspruchen zu können.

Uriel Akosta.[206])

1. Akt. Kunstgarten des Manasse Vanderstraten.
Ihr staunt, ihr seid entzückt u. s. w.

1. Scene. Ben Jochai und Manasse. Ben Jochai ist erstaunt über diese wunderbare Pracht. Er war ein Jahr auf Reisen und kommt zurück, seinen Schwiegervater und seine schon seit Jahren ihm versprochene Frau Judith zu sehen. Holland. Juden. Einwanderung. Gespräch auf Judith, die die Seele wäre ... Dann sagt Manasse: O, ich muß Euch

diese Aussicht zeigen und öffnet im Pavillon links die Jalousien.

2. Scene. Jochai allein. Kurzer, ihn charakterisirender Monolog. Ha, welche Verschwendung!

3. Manasse kehrt zurück. Jochai bewundert die Aussicht. Ha, siehe da: Judith! Er sieht sie. Wer ist ihr Begleiter? Ihr Lehrer. Uriel Acosta. Momente seines Lebens werden angegeben Jochai: Wir werden sie stören. Treten bei Seite.

4. Judith kommt erst und spricht in die Scene mit Uriel. Dann kommt dieser selbst und hat eine Blume gepflückt, die er ihr

Damit bricht der Entwurf ab.

Nur spärlich sind auch die Mitteilungen, die Gutzkow seiner Frau über das neue Stück macht, sie erheben sich nicht über bloße Datierungen, gehen nie näher auf den Inhalt, auf Motive desselben und dergleichen ein. Es verdient dies hervorgehoben zu werden für die Frage nach dem Anteil, den er Amalie an seiner Dichtung nehmen ließ. Teilweise sind allerdings auch die hinterlassenen Briefe zerschnitten, doch kann es sich nur um kurze Nachrichten auch hier handeln. Am 22. März schreibt der Dichter: „Es hat den schönsten Anschein, daß ich mit einem fertigen Stück nach Hause komme, mit dem Uriel Acosta, an den ich mit um so größerer Liebe gegangen bin, als mir die französische Bühne in der Durchführung und Begeisterung für einen tragischen Stoff entgegenkommt. Zwei Akte hab' ich schon fertig. . . . . Sage Niemanden den Stoff, den ich bearbeite, überhaupt nicht, daß ich schon wieder ein Stück schreibe. Das dumme Volk versteht nicht meinen Drang, zu schaffen und zu wirken. Ihr drittes Wort ist „Vielschreiberey" und ihr viertes: ich sollte keine Dramen schreiben . . . ich will und werde mich daran nicht kehren und es ist mir nicht bange, ich werde meinen Posten schon wieder behaupten."

Erstaunlich schnell ging die Arbeit voran, trotzdem ihm ein gezwungener Aufenthalt eine ärgerliche Verzögerung be-

reitete. Er brauchte nämlich zu den beiden letzten Akten, die ihm „sowieso viel Schwierigkeiten" machten, unbedingt die Novelle, besaß selbst kein Exemplar und mußte durch die Nachlässigkeit des Druckers der Gesammelten Werke, in deren elften Bande sie erscheinen sollte, bis Anfang April warten, wo er sich dann durch Amalie sein eigenes Werk im zweiten Band der „Soireen" kaufen und schicken ließ. Am 1. April hat er schon drei Akte geschrieben, in 24 Tagen hoffte er das Ganze vollendet zu haben, am 8. steht er vor dem fünften Akt, einem Brief an Emil Devrient zufolge, am 10. April schon denkt er in einigen Tagen fertig zu sein, und wirklich hat er am 16. dann das ganze Stück so weit, daß er es in größerer Gesellschaft bei Herwegh vorlesen will. Die erste Niederschrift hat also nicht mehr wie fünf Wochen in Anspruch genommen. Am 27. April hat er es schon zum zweitenmal überarbeitet, und die dritte Überarbeitung will er für Frankfurt aufsparen. Gefördert wurde die Arbeit noch dadurch, daß Gutzkow durch seinen früheren Verkehr mit zahlreichen Israeliten den jüdischen Ritus ziemlich beherrschte, und ihm außerdem in Alexander Weill, einem Juden, ein tüchtiger Kenner jüdischer Sitten nnd Zeremonien zur Seite stand. Dadurch wurde ihm ein weitläufiges Studium erspart. Er las Weill jeden Akt frisch von der Feder weg vor und gewann so eine berichtigende Kritik für Dinge, die mit dem jüdischen Leben nicht in Einklang standen. Gutzkow selbst hat Weills bereitwillige Unterstützung dankbar anerkannt und ich glaube, Proelß[207]) geht zu weit, wenn er Weill nachsagt, er habe sich an Gutzkow „geheftet", während doch dieser ihn zuerst aufgesucht hatte, wenn auch jener Weillsche Börsenwitz: „Nur Juden und doch keine Handlung" mehr als große Taktlosigkeit genannt zu werden verdient.

Mit diesem Resultat seines zweiten Pariser Aufenthalts reiste Gutzkow am 4. Mai 1846 wieder nach Frankfurt zurück, für kurze Zeit ein anderer, glücklicherer, färbte doch wieder hoffnungsvolles Morgenrot den deutschen Horizont, dem er ent-

gegeneilte. Für kurze Zeit fühlte er sich wieder stark in jugendlichem Wagemut, hatte er doch in seinem Koffer, was die Niederlage des Jahresanfangs in den glänzendsten Triumph seines Lebens verwandeln sollte. Diese Stunden der Rückkehr mögen zu den wenigen glücklichen in dem Leben des Dichters gehört haben. Lange konnten auch sie nicht währen, denn als er wieder in Frankfurt war, rief es ihn bald wieder hinaus zu neuen Kämpfen.

Zur Bühnengeschichte des „Uriel Acosta".

Eduard Devrient erzählt in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", daß durch die „Bemühungen" seines Bruders Emil der diesem befreundete Karl Gutzkow als Dramaturg am Dresdener Hoftheater angestellt worden und seine Thätigkeit mit der ersten Aufführung seines Trauerspiels „Uriel Acosta" in glänzender Weise begonnen habe. Es hat — man möchte bei Gutzkow sagen „natürlich" — nicht an Leuten gefehlt, die aus diesem rein zufälligen zeitlichen Zusammentreffen zweier völlig getrennten Umstände einen Vorwurf gegen den Dichter herausgelesen haben, als ob dieser die erste Gelegenheit seiner maßgebenden Stellung als Dramaturg schleunigst zur Inscenesetzung eines eigenen Stückes beim Schopfe gefaßt habe. Dieser Umstand rechtfertigt es, daß hier an dieser Stelle bei dem Versuche, die Geschichte einer Dichtung zu schreiben, die trotz leidenschaftlichster Anfeindungen genug poetische Lebenskraft besessen, sich seit einem halben Jahrhundert auf dem deutschen Repertoire zu behaupten, auch des Engagements Gutzkows eingehender Erwähnung gethan wird, um so mehr, als die von Rob. Proelß in seiner „Geschichte des Dresdener Hoftheaters" vertretene Ansicht auf Grund mancher mir vorliegenden authentischen Quellen in mehreren Punkten einer Berichtigung bedarf. Ein kurzer biographischer Überblick über die zweite Hälfte des Jahres 1846 ist hierfür die Voraussetzung.

Gustav Kühne, der im Herbste 1846 die Leipziger „Europa“ übernommen, hatte die deutsche Schriftstellerwelt zu einem Dichtertag nach Weimar entboten[207a]); ihn beseelte damals die Hoffnung, engere Fühlung mit dem Großherzoglichen Hoftheater zu gewinnen, eine Berufung als Dramaturg dorthin erörtert er wenigstens in einem Briefe an Heinrich König aus jener Zeit[208]). Gutzkow hatte erst wenig Neigung, der Aufforderung Folge zu leisten. „Werden Sie denn nach Weimar zu den Litteraten gehen?“ fragte er am 3. September bei Levin Schücking an. „Ich denke: Nein. Nicht um excellere absentia, sondern weil diese Herren unsere schwarze Wäsche wirklich zu offen auf die Straße hängen. Unser Beruf erscheint dort zu sehr als Gewerbe und der ohnehin geringe Glaube an unsere poetischen Funken geht durch dies Zusammenschaaren, wo die Richtung Biedermann ohnehin den Ton angeben wird, vollends verloren.“

Wenige Tage darauf ließ aber Kühne dem öffentlichen Rufe eine persönliche Aufforderung folgen; er reiste durch Frankfurt und besuchte Gutzkow. Es war das erste Zusammentreffen zweier Männer, die oft genug in einem Atem genannt und verurteilt worden, dennoch wenig Sympathien für einander besaßen und sich oft scharf genug angefehdet hatten. Der persönliche Eindruck war versöhnlich und die Bitte Kühnes, sich von der Weimarer Veranstaltung nicht auszuschließen, stimmte Gutzkow um. Andere Gründe traten noch hinzu; er berührt sie in einem Briefe vom 23. September an Schücking: „Ich wollte nach Berlin, anfangs ohne meine Frau. Dies Verlassen Frankfurts, wo es mir täglich unheimlicher wird, schmerzt die Meinigen und durch die Reise nach Weimar maskir' ich die Abreise. Ich werde meine Frau später nachkommen lassen, falls es mir in Berlin gefällt. Jetzt aber ist die Abreise selbst schwierig und da kommt mir Weimar als äußere Veranlassung gelegen. . . . Man reicht ja dem Geschick so gern einen Finger, wenn es uns nur nicht bei den

Haaren packt. Ich lasse vom Zufall mich gern leiten und hier muß ich etwas Aeußerliches ergreifen, um über etwas schmerzlich Inneres hinwegzukommen. Ich rede mir jetzt, gegenüber den hochstolzierenden Herren Germanisten,*) künstlich eine Sympathie für die Weimarsche Versammlung ein und will einmal sehen, was sich daraus machen läßt. Unser Seitwärtsstehen hilft uns auch nichts. Der Strom rauscht an uns vorüber, er hält nicht still, bis es uns beliebt, ihm eine Richtung zu geben. Man sollte eigentlich, dem Charakter dieser schreienden Zeit gemäß, jede Gelegenheit zum öffentlichen Wirken ergreifen und so stachle ich mich künstlich mit allerhand schönen Räsonnements aus meiner mißgestimmten und unzufriedenen Trägheit empor."

In diesen letzten Worten dringt die Stimmung durch, welche den Sommer 1846 für Gutzkows rastlose Feder zu einen weniger ergiebigen gemacht hatte. Er hatte seinen „Uriel Acosta" noch einmal durchgearbeitet, eine Novelle „Imagina" geschrieben, die unter diesem von Brockhaus eigenmächtig geänderten Titel in dessen „Urania" für 1847 erschien, seine „Pariser Eindrücke" vollendet und die Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" geordnet. Mit ganzer Kraft wollte er sich jetzt seiner dramatischen Thätigkeit wieder zuwenden. Im übrigen lebte er während dieses Sommers, wie er in einem gleichzeitigen Briefe vom 3. September mit Humor schildert, „ein stilles, reifendes Traubenleben im Weinberg des Herrn. Ach! und O! der Langeweile, des zielweiten Harrens, gar nichts, was hebt und belebt. Was könnt' ich sein, wenn ich an meinem rechten Platze stünde! In Potsdam fehlen alle Augenblicke Minister. Auf den Hirschgraben Nr. 68 schickt niemand, um einen feiernden großen Mann zu holen! Dües-

*) Im September hatte ein Germanistentag zu Frankfurt stattgefunden, auf dem Gutzkow unter anderen mit Dahlmann, Gervinus, Leop. Ranke und Franz v. Sybel in persönliche Berührung kam (siehe „Rückblicke" Seite 292).

berg heißt die Excellenz, die mir wieder vorgezogen ist. Manchmal möcht' ich aus Verzweiflung über dies Brachliegen Schauspieler werden, um wenigstens etwas Großes zum Schein zu thun, Tyrannen ermorden oder als Selbsttyrann sich ermorden zu lassen. All nichts, wenn man eine Frau, drei Kinder, zwei Dienstwesen zu ernähren hat. O Gott! Die einzige große That, die uns offen steht: Unterschrift einer Schleswig-Holsteiner Adresse!"

Die Stimmung, die ihn nach Paris getrieben und die auch in Acostas Worten durchbricht: „Ich will die Welt, will andre Menschen sehen", war auch in diesem Sommer noch nicht verklungen. Sein Entschluß stand fest, Frankfurt als dauernden Wohnsitz aufzugeben; das Protzentum der Börsianer, die den allein von seinen geistigen Zinsen lebenden Schriftsteller höchstens als Schmuck ihrer Soiréen betrachteten, und die aufdringlich-hämische Kritik untergeordneter Kollegen hatten ihm die geistige Atmosphäre der Mainstadt verhaßt gemacht. Er richtete sein Auge, wie schon so oft, wieder auf seine Vaterstadt Berlin, ganz ins Ungewisse und Planlose hinein wollte er selbst seine Familie mit diesem Entschlusse überrumpeln; in diesem Wohnungswechsel hoffte er die dumpfe Trägheit des Sommers abschütteln zu können, während dessen er stets wie vor der Abreise gesessen und auf eine äußere Veranlassung gewartet hatte, die seiner matten Energie zu Hilfe kommen werde. Was er eigentlich draußen suchte, das wußte er selbst noch nicht, der fragliche Erfolg seines neuen Dramas hing auch wie eine drohende Wetterwolke über der nächsten Zukunft, und der Abschied auf ungewisse Zeit hinaus von seiner nichts ahnenden Familie wurde ihm schmerzlicher als je. Zwar hatte seine Freundin Therese von Bacheracht ebenfalls den Sommer in Frankfurt zugebracht, wie sie ihm auch in Paris nahe gewesen, dennoch hatte ihn gerade in diesen Monaten eine freundliche Verständigung enger als früher mit seiner Frau Amalie zusammengeführt. So zittert in seinen Briefen von

der Reise sein Abschiedsschmerz, verstärkt durch das Ziellose seiner augenblicklichen Lage, in ungewöhnlicher Weise nach. Von Gotha schrieb er Amalien am 9. Oktober:

„Was ist mir diesmal die Trennung schwer geworden! Es fiel mir mehr aufs Herz, als ich jetzt, um nicht aufs neue die Betrübniß zu wecken, wiederholen mag. Ich seh' mich so trostlos in der Irre, so suchend und nicht findend, so zwecklos hinpilgernd an die letzte Schwelle, wo alles aufhört und der Tod dem unruhigen und unbeglückten Streben ein Ende macht. Doch genug! Man kann nicht nüchtern von einem Schmerze schreiben, der dem Augenblick angehört.

Dem Jungen waren die Thränen ganz gesund. Ich machte mir nur, als ich im Regen über die Straße gieng, Vorwürfe, daß ich sein Herz in Unklarheit zurückgelassen und ihn von seiner Rührung nicht auf etwas Höheres hingeführt hatte. In solchen Augenblicken giebt es nur einen Gedanken, der alles umfaßt und ausspricht, Gott! Ein Kinderherz muß früh lernen, daß Gottes Auge unmittelbar auf sein Thun und Lassen sieht, und es schmerzte mich, daß ich versäumt hatte, ihm noch diese Lehre als Nutzanwendung unserer Thränen zu geben. . . . Möchte mir doch irgend ein Schicksal vom Himmel fallen, daß ich mit heroischem Entschluß meine Zukunft feststellen könnte!"

Diese heiße Bitte an das Schicksal, die wie eine Ahnung des Kommenden klingt, sollte Erhörung finden.

Am 3. October war er von Frankfurt abgereist; in Gotha erfuhr er, daß der Weimarer Dichtertag nicht stattfinden werde, er blieb deshalb einige Tage dort, da er außerdem in einen großen Kreis von Bekannten geraten war, die über sein plötzliches Erscheinen nicht wenig verwundert waren. Unter andern traf er dort einen alten Professor Millenet, einen Freund seines verstorbenen Vaters, dessen auch er sich noch in seinen frühesten Jugendeindrücken entsann. Dieser schleppte ihn mit nach Erfurt, das dortige Theater anzusehen: später, als seine Absicht war, am 11. October traf er in Leipzig ein, nachdem er noch in Weimar verweilt und den

dortigen Schauspielern eines seiner Stücke, das nächstens in Szene gehen sollte — jedenfalls „Das Urbild des Tartüffe" —, vorgelesen hatte; so erzählt er wenigstens mit einigen grimmigen Seitenhieben auf die Indolenz der Schauspieler in den „Rückblicken".

In Leipzig, wo er Ottilie v. Goethe begegnete, traf ihn eine überraschende Nachricht, er fand einen Brief von Emil Devrient vor, der ihn dringend aufforderte, sofort nach Dresden zu kommen, es sei jetzt Gelegenheit, die Tieckſche Stelle zu erobern. In den „Rückblicken", die leider von Irrtümern wimmeln, nennt Gutzkow den Schriftsteller August Bürck als Absender dieses Briefes, doch wissen die gleichzeitigen Nachrichten an die Seinigen in Frankfurt davon nichts und es liegt wohl eine Verwechselung mit einem späteren Briefe Bürcks vor.

Daß diese Aussicht Gutzkow ganz unerwartet kam, zeigt am klarsten ein Brief, den er wenige Stunden vor seiner Abreise von Frankfurt an seinen Freund Emil Devrient schrieb und der allerdings seinen Besuch in Dresden ankündigt, aber nur von der bevorstehenden Entscheidung über die Annahme des „Uriel Acosta" erfüllt ist. Er lautet:

Theurer Freund!

Im Begriff, den Postwagen zu besteigen, zwei herzliche Dankesworte für Deinen freundlichen, ermuthigenden Brief. Sollt' ich denn wirklich mit diesen Hoffnungen scheitern? Scheitern an der Engherzigkeit dieser Rücksichtsmenschen, denen ich, wie z. B. Theodor Hell, mich kürzlich erst sehr gefällig bewiesen habe? (Ich gab ihm etwas für die Penelope.) Wende Deinen Einfluß im Interesse der guten Sache an, daß endlich eine Bühne das Eis bricht! In Hamburg muß ich auf Baisons Genesung, der in Helgoland badet, warten, und sonst hab' ich das Stück absichtlich erst an fünf bis sechs Bühnen versendet, die alle — nach Dresden blicken!

Ich wollte einen Theil des Winters in Berlin zubringen. Vielleicht seh' ich Dich in 14 Tagen in Dresden! Schreibe mir poste restante nach Leipzig, wie es mit meinen Aus-

sichten steht. Ist man engherzig, so komm' ich nicht und verliere dadurch den hohen Genuß, Dich einmal wieder spielen zu sehen!

Einige Aenderungen und Auslassungen mögen stattfinden, aber in der Hauptsache muß Alles bleiben. Was gehen uns die Juden an?

Ueber die Wiener Jämmerlichkeiten und die glänzende Art, wie Dir im Frühjahr der Rhein (ich bin im April wieder hier) huldigen soll — hoffentlich mündlich!

Ich bin im Reisetrubel und schreibe nur noch, daß Bürck, der glückliche Freiersmann, gestern hier durchreiste und einen Tag mit mir verplauderte. Er ist übrigens sehr herunter und kann nicht gehen.

Laß mich in Leipzig poste restante wissen, was Deine Bemühungen fruchten. Ich will am 1. November in Berlin sein. Könnt' ich vorher, mit behaglicher Stimmung einen Abstecher nach Dresden machen, könnt' ich vielleicht gar — den Acosta selbst ins Leben treten sehen — nein, die Hoffnung ist zu sanguinisch. Ruhig, armes censurwidriges Herz.

Die herzlichsten Grüße von Deinem dankbaren Freunde

Gutzkow.

Frankfurt a. M., den 3. October 1846.

Dieser Brief beweist klar, daß in diesen ersten Oktobertagen Gutzkow an eine Bewerbung um die Dramaturgenstelle am Dresdner Hoftheater nicht im entferntesten dachte; Eduard Devrient hatte die Oberregie, die er vom 1. Januar 1844 ab geführt, schon im Februar 1846 niedergelegt, der von Gutzkow selbst erwähnte Brief Bürcks, der nach dem Wortlaute der „Rückblicke" auch diese Nachricht enthielt, müßte also höchstens im Frühjahre angekommen sein, und es ist daher nicht recht begreiflich, wie Robert Proelß in seiner „Geschichte des Dresdner Hoftheaters" sich auf diese Notiz Gutzkows berufen und trotz der halbjährigen Differenz zwischen beiden Ereignissen hinzusetzen kann: „Gutzkow verlor in der That keine Zeit" [208a]).

Auch die Aufforderung Emil Devrients veranlaßte Gutzkow keineswegs, sich zu überhasten. Er äußerte in einem Briefe

an seine Frau vom 12. Oktober: „Ob dem nun wirklich so ist oder sonst sein Verlangen, mich in Dresden zu sehen, ihn bestimmte, ich weiß nicht recht und hab' ihm erst noch einmal geschrieben, ob er sich nicht täusche. Auch überfällt mich eine Todesangst, wenn ich wirklich in eine solche Maschine eintreten und ich meine goldene Freiheit verlieren sollte. Ich wäre im stande, ganz im Widerspruch mit meinem Briefe aus Gotha, aus Angst Nein! zu sagen und mich in ein Mausloch zu verkriechen. Ich werde aber der sonstigen Freundlichkeiten Emils wegen morgen denn doch nach Dresden gehen."

Und ebenso ruhig, fast skeptisch und bescheiden, gewiß nicht in frohlockender Hast zusagend, giebt sich der Brief, den Gutzkow gleichzeitig an Devrient sandte und der gewissermaßen die praktische und auch künstlerische Grundlage für seine Anstellung bietet, so wie er sie selbst nach reiflicher Überlegung seiner Kräfte umrissen hat. Deshalb ist dieser Brief hier von hohem Interesse:

Leipzig, Hotel Bavière Nr. 30.
Sonntag, 11. October 1846.

Lieber Freund, vor wenigen Stunden bin ich hier angekommen, erschöpft vom nächtlichen Fahren und durch Erkältung etwas unpäßlich. Sowie ich mich erholt und einige Geschäfte beseitigt habe, käm' ich recht gern nach Dresden und folgte Deiner Aufforderung, dies schnell zu thun. Wer weiß aber, ob die Dinge sich nicht schon wieder verändert haben!

Daß den Freunden der früheren Oberregie etwas anderes als die Restitution von Dittmarsch geboten werden muß, liegt auf der Hand. Man wird bohren und bohren, so lange, bis Dein Bruder, vor dessen technischen Kenntnissen ich die höchste Verehrung habe, wieder eingesetzt sein soll; ein Miniren, das sich nur durch eine eklatante That contreminiren ließe.

Es ist keine Frage, theurer Freund, daß Dein allmächtiges Wort hier entscheidet. Käme von meiner Seite nochmals persönliche Vorstellung, z. B. auch bei Leuten solchen Einflusses wie Carus, hinzu, so gienge gewiß Lüttichau darauf ein, wenn Du sagtest: Ich bin des Aergers und der Anfeindung müde,

ich will gern einer allgemeinen Leitung mich unterordnen, wenn sie mich nur nicht in Konflikt mit einem Bruder bringt, ich will die artistische Leitung des Ganzen befördern und vor ganz Deutschland zeigen, daß mir die Interessen der Kunst über alle Persönlichkeiten gehen, machen Sie der Sache dadurch ein Ende, daß ein Mann berufen wird, der kein Schauspieler ist, der jedem nahe steht, der das Ganze im Auge hat und welche Ernennung könnte wirklich mehr Aufsehen erregen, als die Deines Freundes, der, Laube vielleicht ausgenommen, der einzige praktische Kopf in der jetzigen Theaterrichtung der Litteratur ist.

Oder will Holtei sich melden, der, wie ich lese, in Dresden spukt? Der ewige Totengräber, der immer das Grab im Gefolge hat, hundertmal schon seine eigene Leichenrede hielt und immer wieder von den Toten aufersteht?

Käm' ich nach Dresden und Du hättest mir nicht den lieben Brief geschrieben, den ich hier von Dir vorfand, ich würde nicht die Miene um diese Angelegenheit verziehen. Ich suche nichts! Ich trage mich nicht an! Glaubt man, mich brauchen zu können, so bin ich da: ich hasche nicht nach einem letzten Rettungsbrett. Das Theater ist mein Lieblingsstudium. Leider geschieht viel, es mir zu verleiden und ernstlich denk' ich oft darüber nach, daß ich für meinen schwer errungenen Ruf viel wage, immer und immer wieder aufs Glatteis neuer Versuche zu gehen. Dennoch käme mir die Mahnung von außen, so sagt' ich freudig wieder der Bühne zu. Was ich ihr bieten kann, ist weniger, als Dein Bruder, und in manchem vielleicht mehr. Weniger insofern, als ich nie Regisseur sein will. Ich will mit den Regisseurs die Stücke durchgehen, Leseproben halten und auch den Proben beiwohnen, aber dabei eine gewisse Zurückhaltung beobachten und die Künstler sich aus sich selbst entwickeln lassen. Ich glaube gerade, daß dies Minus doch ein Plus ist vom höheren Standpunkte. Der dramatische Schwung, der in mir lebt, würde schon Formen schaffen und manches Tote beleben. Also Oberregisseur kann ich nicht sein: ich kann nur ein Freund und Rathgeber der Künstler werden und vielleicht mehr unter vier Augen, als lärmend auf den Proben wirken. Das alles auszuführen, fehlt mir die Zeit. Ich meine nur, hast Du Vertrauen zu mir, zu Deinem dankbaren Freunde, so schreibe mir umgehend hieher noch

ein paar Zeilen und ich bin da, mit dem nächsten Eisenbahnzug.

So wie so aber freu' ich mich, Dich wieder zu sehen und begrüße Dich schon jetzt von ganzem Herzen!

Adresse wie oben. Dein Gutzkow.

Devrient antwortete ihm sofort, auch dieser Brief hat sich erhalten:

Dresden, den 13. Oktober 1846.

Lieber Freund! — Gestern erhielt ich Deinen Brief. — Heut' kann ich Dir sagen, daß Dein Acosta definitiv angenommen ist und bereits ausgeschrieben wird. Da Du erst Sonntag in Leipzig ankamst, wohl einige Tage dort erst zuzubringen hast? — so mahne ich Dich erst heut' wieder, doch bald zu uns herüber zu kommen. Du wirst mit allen Verhältnissen hier einverstanden sein — durch schriftliche Auseinandersetzungen wird wenig ausgerichtet —, laß uns das Alles nur besprechen. Du wirst dann theils von Deinen irrigen Ansichten über meine Stellung und meine fingirten Prätensionen (die eine gewisse Partei zum Stichworte erwählt, weil kein anderes Mittel blieb) abkommen, — theils eine genaue Kenntniß der ganzen Lage gewinnen. Darum kann ich nur rufen — und wieder rufen: Komm! Bürck, Dittmarsch — schließen sich mir an! — Zum Sonnabend oder Montag haben wir Richard den IIten — — bis dahin bietet das Repertoire nichts Erhebliches! — Ich denke mir, Du kannst Dich in Leipzig nicht wohl fühlen, — warum eilst Du nicht mehr, zu uns zu kommen — wo so warme Herzen Dir entgegenschlagen! Es erwartet Dich nun täglich Dein alter Freund

Emil Devrient.

Gutzkow zögerte nun nicht länger, am 15. Oktober traf er in Dresden ein, und wie er in seinen „Rückblicken" berichtet, „schon nach dem ersten Besuche bei Excellenz war das Geschäft erörtert und nach einem Diner beim Kaffee in einer Seitenlaube des Eßsaales abgemacht." Am 23. Oktober wurde ein noch provisorischer Kontrakt abgeschlossen, für Gutzkow verbindlich, für die Intendanz nur unter Vorbehalt der königlichen

Genehmigung. Nach dessen Wortlaute wurde Gutzkow vom 1. Januar 1847 für drei Jahre engagiert; jedoch stand beiden Parteien nach einem Jahre das Kündigungsrecht zu, falls davon am 30. September 1847 Gebrauch gemacht werde. Andererseits wurde aber die Erwartung ausgesprochen, „daß Herr Dr. Gutzkow sich geneigt zeigt, im Fall sein Wirken zur Allerhöchsten Zufriedenheit Sr. Majestät des Königs sich fortdauernd bewähren sollte, einen noch längeren, vielleicht zehnjährigen Zeitraum hindurch, diesen ihm übertragenen Geschäften gern vorstehen zu wollen."

Über den Hergang jener Abmachungen schwebt immer noch eine gewisse Unklarheit. Auch Robert Proelß läßt in seiner „Geschichte des Dresdener Hoftheaters" die Frage unbeantwortet, ob Laube, der ebenfalls zur selben Zeit in Dresden weilte und für die Dramaturgenstelle in Aussicht genommen war, freiwillig darauf verzichtete. In den „Rückblicken" schreibt Gutzkow Laubes Zurücktreten den ungünstigen Engagementsbedingungen zu, denn der spätere Direktor des Burgtheaters hatte einmal Lüttichau, der ihn schon früher zur Übernahme der Stelle aufgefordert hatte, erwidert, 600 Thaler verdiene er, wenn er in Leipzig den Buchhändlern Prospekte schreibe. Diese Antwort ist echt Laube. Auch in seinen „Erinnerungen" rückt dieser nicht mit einer rechten Erklärung heraus, er hüllt den Vorgang vielmehr in ein geheimnisvolles Dunkel, aber so, daß der unbefangene Leser annehmen muß, Gutzkow sei Laube ärgerlicherweise einfach zuvorgekommen. Es heißt da: „Lüttichau hatte mir angeboten, Dramaturg an diesem Hoftheater zu werden. Ehe ich mich aber darüber besinnen konnte, war auf Emil Devrients Wunsch Gutzkow dazu ernannt worden."

Die gleichzeitigen Mitteilungen dieses letzteren an seine Gattin sind zweifellos eine zuverlässigere Quelle als alle „Erinnerungen" und „Rückblicke". Er schrieb über den Gang der Verhandlungen an Amalie: „Der Zufall führte mich nach Dresden, Laube kommt und hat die hiesige Dramaturgenstelle

so gut wie in der Tasche, ich stelle mich dem Intendanten wieder vor, man kommt auf meine Person wieder zurück, Laube reist ab und ich, halb wollend, halb zögernd, in freudiger und schmerzlicher Bewegung verkaufe auf drei Jahre meine goldene Freiheit und habe nun vom 1. Januar ab, falls die Genehmigung des Königs (die aber ganz sicher sein soll) erfolgt, die Tiecksche Stelle als Dramaturg."

Diese Vorstellung bei dem Intendanten ist also wohl jener Besuch, von dem Gutzkow in den „Rückblicken" erzählt. Schon im Frühjahre 1844 hatte er einige Wochen in Dresden verbracht und war von Lüttichau mit ihn selbst überraschender Liebenswürdigkeit aufgenommen worden; auf diese erste Vorstellung beim Intendanten, die gewiß nicht ohne Hinweis auf die eben frei gewordene Dramaturgenstelle geblieben war, bezieht sich dies „ich stelle mich dem Intendanten wieder vor" und jenes „nochmals" in dem obigen Briefe an Devrient.

Den Einfluß Devrients bei diesem Engagement, von dem Laube weiß, hat Gutzkow stets geleugnet, nicht nur in den „Rückblicken", wo er sogar eine von Lüttichau selbst ihm mitgeteilte Äußerung seines Freundes bucht: „Excellenz, ein Dramaturg! Wie werden wir einen solchen Mann wieder los!", sondern auch in den gleichzeitigen Mitteilungen an seine Gattin rügt Gutzkow das durchaus passive Verhalten seines Freundes. Welche Einflüsse bei der Entscheidung mitwirkten, erzählt er seiner Gattin in einem Brief vom 31. Oktober:

„Du frägst, wie das in Dresden alles gekommen wäre? Das zu erzählen, ist zu weitläufig. Denke übrigens nur nicht, daß Emil [Devrient] auch nur einen halben Schritt deshalb gethan hat. Er hat mich sehr fetirt (ich habe ihm den kostbaren Schlafrock geschenkt!!) aber wie ihm denn überhaupt die Stellung eines Dramaturgen unheimlich ist, so verhielt er sich ganz passiv. Für mich war

1. Die Abneigung der Schauspieler gegen Laube.

2. Bürcks Einfluß auf die Bayer, die beim Intendanten viel Gewicht hat und wegen einer Rolle mit Laube in Zank geriet.

3. Ein Besuch von mir bei Carus, dem Leibarzt des Königs und der rechten Hand der Frau von Lüttichau.

4. Mein persönlich guter und wohlwollender Eindruck.

5. Dittmarschs Furcht vor Laube und die Hoffnung aller am jetzigen Schlendrian Betheiligten, daß ich in ihrer Beseitigung vielleicht milder zu Werke gehn würde."

Der Respekt also vor Laubes schroffer Energie und die zarte Pietät gegen den während des Regie-Interregnums eingerissenen Schlendrian ließen Gutzkow den Schauspielern weniger gefährlich erscheinen; den Ausschlag gaben Freund Bürck, der Verlobte des damaligen „Stars" der Hofbühne, Marie Bayer, deren Wort beim Intendanten etwas galt, und der Einfluß des Geheimrats Carus auf Frau von Lüttichau. Gutzkows persönlicher Eindruck stand noch von 1844 her in freundlicher Erinnerung, und der Erfolg seiner letzten Stücke „Zopf und Schwert" und „Urbild des Tartüffe" konnten diesen nur verstärken. So wurde Gutzkow an Dresden gefesselt.

Glänzend war das Engagement auf keinen Fall und wohl mag Laube praktisch genug gewesen sein, sich nicht allzuviel Mühe um Erlangung der Tieckschen Stelle zu geben. Gutzkow aber sehnte sich nach einer Fixierung seines Lebens, um mit „heroischem Entschluß" seine Zukunft feststellen zu können, so ungern er auch seine Freiheit verkaufte. Aber in Frankfurt litt es ihn nicht mehr, in einem anderen Wirkungskreise hoffte er sich neue Freunde gewinnen, neue Erfolge erringen zu können; er hatte hier zu oft jene Stimmung durchkostet, die im „Uriel Acosta" aus Manasses Klage hervorbricht:

„Daß man allein nur sich vertrauen darf,
Daß Keiner für uns in die Schranken tritt."

Schon am 12. Oktober, als er die erste Nachricht aus Dresden durch Emil Devrient erhielt, schrieb er aus Leipzig an Amalie:

„Uebrigens seh' ich recht im Geschwirr und Gewirr des hiesigen Lebens, wie einsam ich in Frankfurt stehe und wie

sehr ich, um dort in der Isolirung zu imponiren, beständig glücklicher Erfolge bedarf, die ich ja nicht zaubern kann. Mehr inmitten dieser lärmenden Nichtigkeit würd' ich eine bessere Figur machen."

Dieselben widerstreitenden Empfindungen teilte, wohl infolge brieflicher Verständigung, Therese v. Bacheracht, als sie nach der Entscheidung an Levin Schücking schrieb:

„Zuerst beweinte ich seine goldene Freiheit, die nothwendigen Rücksichten, die diese Stellung hervorruft. Dann aber habe ich mich überzeugt, daß seine Frankfurter Entwurzelung unendlich wohlthätig auf ihn einwirken und ihn der prickelnden Gewohnheiten jenes Alltagslebens überheben wird."

War die pekuniäre Seite des Engagements auch nicht glänzend, so mußte ihm diese wenn auch nur teilweise Sicherheit um so wünschenswerter erscheinen, als ihn gerade in Leipzig die beunruhigende Nachricht empfangen hatte, daß sein Verleger Lorck nur künstlich durch die Nachsicht der Gläubiger gehalten werde. Nach dem Kontrakt mit Lüttichau — Gutzkow hatte selbst die Bedingungen gestellt [208a]) — erhielt er für das erste Jahr 600 Thaler; nach Ablauf der Kündigungsfrist sollten ihm 200 Thaler nachgezahlt und für die zwei weiteren Jahre das Gehalt ebenfalls auf 800 Thaler festgesetzt werden. Das Theater mußte sich außerdem verpflichten, jährlich zwei neue Stücke Gutzkows anzunehmen und ihm dafür pro Akt 40 Thaler Honorar zu zahlen, so daß sich sein Einkommen, mit jährlicher Zugabe von zwei Dramen, auf 1200 Thaler belief. Lüttichau hatte die 800 Thaler eigenmächtig bewilligt, „ohne Vortrag beim König".

Natürlich reichte diese Summe für Gutzkows Lebensunterhalt nicht aus. „Mein Kalkül konnte nur der sein," heißt es in den „Rückblicken", „daß ich die Honorirung für den Dramaturgenposten als eine Ergänzung meines Budgets betrachtete und vielleicht die Nächte oder die erste Morgenfrühe zum Arbeiten nahm." Dennoch empfand er die Anerkennung,

die dieses Engagement ausdrückte, mit freudiger Genugthuung und fuhr zufrieden in diesem Bewußtsein am 25. Oktober nach Berlin, daselbst die Genehmigung des Königs abzuwarten.

Die Dresdener Ernennung hatte sein Ansehen in seiner Vaterstadt, wo er schon lange einen solchen Posten erwartet hatte, sichtlich gehoben. Unter zahlreichen Besuchen alter Freunde, die ihm Glück wünschten, im Verkehr mit Therese v. Bacheracht, die zu jener Zeit ebenfalls in Berlin weilte, vergingen die Tage und die erwartete Genehmigung ließ auf sich warten. Eine ärztliche Konsultation brachte dem gehetzten Schriftsteller außerdem noch die böse Gewißheit, daß sein Gehör vollständig verdorben sei. Er sah schon das Schlimmste vor sich, mußte aber eine gründliche Kur ihrer langen Dauer wegen vorläufig verschieben.

Von Tag zu Tag vergrößerte sich seine Unruhe, das königliche Dekret von Dresden kam immer noch nicht. In seiner durch die Umstände erklärlichen, alles verdüsternden Resignation sah er schon voraus, daß es garnicht eintreffen und das Ganze nach all den Gratulationen mit einem großen Skandal endigen würde. Aufgeregte Briefe flogen von Berlin nach Dresden; Lüttichau bat seinen neuen Dramaturgen am 10. November, sich über das Reskript keine Sorgen zu machen; auch August Bürck beruhigte erst; selbst wenn politische Rücksichten das Engagement rückgängig machten, sei es keine Schande für Gutzkow, da ihm die Stelle regelrecht angetragen worden sei; in Theaterkreisen befürchtete man nur, daß er sich zu sehr von Emil Devrient werde beeinflussen lassen. Aber zugleich mußte er ihm den Erfolg der „Karlsschüler“ (11. November) und Laubes abermalige Anwesenheit in Dresden mitteilen, was gewiß nicht zu Gutzkows Beruhigung diente. Die schlimmsten Befürchtungen aber wurden schon zur Gewißheit durch den zweiten Brief[209]), mit dem Bürck seinen ersten widerrief:

„Theuerster Freund! Vor einigen Stunden war Dittmarsch bei mir voll Eifer und Dringlichkeit, daß ich Ihnen schreiben möge, Sie sollten, sobald es Ihnen nur irgend möglich sei, hierherkommen; Emil sei derselben Meinung. Das Reskript vom König werde so lange verzögert, daß Ihre Anwesenheit zur Förderung Ihrer Angelegenheit dienlich sei. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß Sie durch Ihre Gegenwart in jeder Beziehung günstig wirken werden, und M. Bayer ist derselben Meinung. Also kommen Sie unverzüglich. Sie haben zu den Proben Ihres Acosta hier sein wollen, gestern war bereits die Leseprobe; also hat Ihr Hierherkommen in keiner Beziehung etwas Auffallendes.

In jeder Beziehung werde ich Ihnen als treuester Freund zur Hand sein.

Ihr Bürck."

Dresden, den 15. November Abend 1846.

Gutzkow wartete trotzdem noch einige Tage. Endlich ließ es ihn keine Ruhe mehr, er entschloß sich, selbst zum Rechten zu sehen. Da, kurz vor der Abreise, kam von Emil Devrient die Mitteilung:

„Lieber Freund! — In Hast nur diese Zeilen — nach Gewitterschwüle die frohe Botschaft, daß heut das königliche Reskript Deiner hiesigen Anstellung anlangte, — der Geheimrath hat alle Schwierigkeiten überwunden, — Deine Freunde sind hoch erfreut, — ich an der Spitze! —

Ich eile Dich davon zu benachrichtigen, damit Du etwa jetzt nicht mehr eilst hierherzukommen, als es nöthig, denn die ersten Proben von Akosta haben noch 8—10 Tage Zeit! —

Lebewohl — in alter Freundschaft Der Deine

Emil Devrient.

Dresden, den 21. November 1846.

Am 23. Oktober war der Kontrakt unterschrieben, erst am 21. November langte das Dekret des Königs an. Auch Lüttichau hatte nicht geglaubt, wie er in dem Begleitschreiben gesteht, daß die königliche Zustimmung so lange dauern werde. So „ohne jede Beanstandung", wie Rob. Proelß meint, ist

also die Genehmigung nicht erfolgt, und Gutzkow hat zweifellos recht, wenn er in seinen „Lebensbildern“ behauptet, daß König Friedrich August II. sie „nur mit Widerstreben“ gegeben habe. Es bedurfte noch der Vermittelung des „Geheimraths“, ohne Zweifel Carus, des Leibarztes des Königs, um die „Gewitterschwüle“ zu beseitigen. Dieser Ausdruck Emil Devrients besagt schon genug.

Doch — die Unterschrift des Königs war da, Gutzkow durfte Triumph! rufen. Dennoch reiste er am 26. November mit geteilten Gefühlen seinem neuen Wirkungskreis entgegen. Die Anerkennung beseelte ihn mit einem warmen Dankgefühl für Dresden. „Wir wollen dies Dresden lieb haben, trotzdem, daß Berlin amüsanter ist!“ schrieb er an Amalie. „Wir wollen der bescheidneren Stadt danken, daß ich in ihr so merkwürdig anerkannt und gewürdigt bin! Ich weiß, Du wirst Dich auch in dies Gefühl hineindenken und gern für Dresden Opfer bringen; denn eine behagliche Existenz sehe ich in Dresden für unser Familienleben noch nicht ab. Noch kenne ich dort wenige Personen, die für Deinen Umgang passen.“

Das war die Kehrseite der neuen Zukunft. Auch drückte es ihm das Herz ab, daß er seine Kinder aus ihren Frankfurter Jugenderinnerungen reißen mußte. So wurde denn auch beschlossen, daß die Familie erst im Frühjahr nach Dresden übersiedeln solle. Er hatte schon bald nach seiner Ankunft eine Wohnung für alle am Dippoldiswalder-Platz gemietet, doch mußte er sich die ersten Monate mit „dem Jammer der Garçonwirthschaft“ behelfen, was ihm neben all den Verfügungen über den Umzug von Frankfurt viel ärgerliche Stunden bereitete. Von solchen Angelegenheiten mochte er am wenigsten belästigt sein.

Zunächst nun galt es einen neuen Erfolg erringen. Mit voller Begeisterung warf er sich in seine neue Thätigkeit. Er mußte das Terrain kennen lernen, die Schauspieler studieren

und alles für seine am 1. Januar offiziell beginnende Wirksamkeit vorbereiten. Lüttichau kam ihm liebevoll entgegen; das fremde Gesellschaftsleben fesselte ihn; dennoch sehnte er sich stets nach Frau und Kind und brütete immer darüber nach, wie am schnellsten ihre Übersiedelung zu bewerkstelligen sei.

Gleich nach seiner Ankunft begannen die Proben seines neuen Stückes, von dessen Erfolg auch seine ganze Stellung in Dresden abhing. Am 14. Nov. war die Leseprobe des „Uriel Acosta" gewesen. Die Scenenproben folgten rasch nacheinander. Schon die Proben setzten den reizbaren Dichter in Verzweiflung. „O Gott," schrieb er in jenen Tagen an Amalie, „heut bin ich mit Thränen von einer Vorprobe meines Uriel gekommen. Wie hämisch dieser Eduard Devrient dreinschaut, wie dieser eitle, unausstehliche Emil sich wie ein Gott gebärdet und seine schwachen Mittel mit einer erbärmlichen Arroganz verdeckt. Das also mein Beruf, auf den Proben von jeder Lappalie den Impertinenzen jener haarbuschigen Gesellen Rede zu stehen! Gott sei Dank, daß ich wenigstens den Vorteil habe, erst 35 Jahre alt zu sein und ein oder 3 verlorne Jahre meines Lebens, deren geheime Leiden die Welt nicht erfahren wird, nicht zu bejammern brauche. Vorläufig tröstet mich die staunende Bewunderung Lüttichaus, der es wahrhaft gut meint. Aber ich habe auch seit 8 Tagen bis 12 Uhr jede Nacht gearbeitet und eine Unmasse Stücke gelesen, überarbeitet, gestrichen, eingerichtet, kurz er ist voll Anerkennung und sieht den Himmel voller Geigen. Bald wird's anders werden und wol durch niemand anders, als den Emil, der wirklich der Krebsschaden dieser Bühne ist. Ich denke aber, mich tapfer zu halten. Produziren werd' ich ein halbes Jahr lang nichts können, aber es werden auch Zeiten der Ruhe kommen, hoff ich wenigstens. — . . . Nun noch, am Sonntag, der Uriel! Vielleicht kein Anklang."

Gewiß kann man sich kaum Gutzkows sensible Natur mit ihrer nervösen Reizbarkeit vorstellen mitten auf der Bühne

unter tragierenden Schauspielern der verschiedensten Sorte, Kunst und Bildung, belehrend und verbessernd mit Ruhe und Gemessenheit. Dennoch hätte sein redliches Bemühen mehr Anerkennung verdient, als es gefunden hat.

Zunächst aber sollte das neue Leben mit einem glänzenden Erfolge beginnen. Am 13. Dez. feierte der „Uriel Acosta" einen grandiosen Triumph. Wir lassen am besten einen Augenzeugen darüber berichten; Alfred Meißner erzählt in der Geschichte seines Lebens[209a]): „Der langerwartete Abend kam. Man war angenehm erstaunt, wohlklingende Verse von einem Autor zu vernehmen, der bisher nur in Prosa zum Publikum gesprochen; nun sah man, daß ein wesentlich politischer Stoff in poetischen Formen vorgeführt werde. Das Konfessionelle war nach seinen verschiedenen Richtungen, der blinden Orthodoxie, dem versöhnlichen Justemilieu der fortschreitenden Aufklärung außerordentlich treffend hingestellt und jedem lag es nahe, sich diese Typen jüdischen Lebens ins Christliche zu übersetzen. Emil Devrient, der den Uriel, einen schrecklich koketten Uriel, in wunderbaren Gewändern spielte, war leider dem leidenschaftlichen Teile der Rolle, zumal im dritten Akte, garnicht gewachsen und brachte diese mit seinen allzu drastisch angewandten bengalischen Feuerkünsten in bedeutende Gefahr. Da aber kam Ben Akiba, dessen „Alles schon dagewesen!" das erste Mal hier gesprochen wurde, und lenkte wieder alles zum Guten. Er wurde trefflich gespielt; der Greis mit weißem Haar und Bart, in dessen Worten sich Tiefsinn mit Blödsinn so seltsam mischt, hatte den stärksten Applaus des Abends hervorgerufen. Der fünfte Akt ließ gar sehr starke Kürzungen wünschen, schmälerte aber im ganzen und großen den Erfolg nicht wesentlich. Das Stück hatte einen großen Succeß erlebt, der Autor wurde nach dem Schlusse enthusiastisch gerufen."

Die Besetzung der Rollen bei der ersten Aufführung des „Uriel Acosta" in Dresden war folgende: Uriel — Emil Devrient; Judith — Marie Bayer; de Silva — Eduard

Devrient; Manasse — Carl Quanter; Jochai — Louis Mende; Akiba — Friedrich Porth; Santos — Eduard Winger; Esther — Franziska Berg; Spinoza — Marie Devrient; Ruben — Ferdinand Kramer; Joel — Rudolph Heese; van der Embden — August Gerstorfer[210])

Dem Bericht Meißners zur Seite stellt sich Gutzkows Brief an seine Gattin, der ihr in den ersten Stunden der Freude den Erfolg des Uriel meldet:

Liebe, gute Amalie!

Nur mit zwei Worten meld' ich Dir den glänzenden Erfolg unseres Uriel. Das volle Haus war fanatisirt. Nach dem 2. Akt ein Orkan von Beifall, Emil Devrient, die Bayer und ich gerufen, zweimal. Im 3. Akt viel Applaus; nach dem 4. wieder Hervorruf von Em. Dev. und mir, nach dem 5. alle und ich wieder. Kurz, der äußere Effekt und wie es scheint auch eine innere Befriedigung des Publikums ist da.

Anders ist es mit dem Eindruck bei dem Hofe. Von dort weht ein frostiger Wind. Doch mach ich mir nichts daraus. Gott sei Dank, fürcht' ich für meine Existenz das Stirnrunzeln der gnädigen Herren nicht — so oder so — an die Nation schließ ich mich an und das übrige ist mir gleichgültig.

Soviel für heute. Nächstens mehr! Du kennst meinen Zustand in solchen Tagen. Grüße Löwenthals und teile Ebnern die Thatsachen mit. Ich kann ihm selbst nicht schreiben.

Also bald ein Mehreres.

Herzlichst Dein K.

Dresden, 14. Dezember 1846.

Diese frohgemute, stolze, jedes Hindernis verachtende Stimmung währte aber nicht lange. Von oben wehte allerdings ein „frostiger Wind“. Die schlimmsten Besorgnisse gewannen wieder Macht über Gutzkow. Nun war der Erfolg da und schließlich hatte er keinen anderen Vorteil davon, als einen einzigen schönen Abend des Triumphes, an dem er sich mit Stolz bewußt sein konnte, die Herzen der Dresdener gewonnen zu haben. Wie schnell und tief seine schaffens-

frohe Laune sank, erzählt ebenfalls Meißner in anmutigster Weise:

„Natürlich gab es ihm zu Ehren in Hillers Hause einen Uriel-Acosta-Abend, es war am dritten Tage nach der Aufführung. Emil Devrient war da, die schöne Marie Bayer, welche die Judith gespielt hatte, saß vielumworben in prachtvoller Toilette auf dem niederen Divan, den ihr Kleid ganz bedeckte und blickte fortwährend in der Richtung der Thüre, um dem Helden des Tages entgegen zu fliegen, sobald er eintrete. Endlich kam er, langsamen Schrittes sich vorwärts bewegend, verstimmt und malcontent, mit gesenktem Haupte wie Hamlet. Kein Autor, dessen Stück einen Durchfall erlebt, hätte müder und trüber blicken und dem Lobe ängstlicher ausweichen können.

So blieb er auch bei Tische. Kaum lichtete sich seine Stimmung, als der feurige Uffo Horn, mit Gutzkow von Hamburg her befreundet, eine begeisterte Improvisation losließ. Und Gutzkows Verstimmung war nicht ohne Grund. Es verlautete schon, daß wenig Hoffnung vorhanden sei, in Dresden den Acosta wieder zu erleben. Er sollte, flüsterte man, hohen Orts bedeutendes Mißfallen erregt haben. Man erzählte sich besorgt, daß eine hohe Frau während der Vorstellung zu mehreren Malen unwillig den Fauteuil gerückt. Man wußte nicht ob das genüge, in einem konstitutionellen Staate das Stück verbieten zu lassen?“

Zunächst schienen sich seine Befürchtungen zu rechtfertigen. Schon vor der Aufführung, im Oktober, hatte der „Nürnberger Correspondent“ verbreitet, das Stück sei von der Dresdener Intendanz seines censurwidrigen Inhalts wegen zurückgewiesen worden, eine Nachricht, welche die „Grenzboten“ dahin berichtigten, daß Gutzkows Drama allerdings auf „Schwierigkeiten“ gestoßen sei, die aber „durch Emil Devrients Vermittlung beseitigt“ worden. Den stürmischen Erfolg des Stückes aber, erzählt Gutzkow in den „Rückblicken“, faßte König Friedrich August wirklich als eine Demonstration im Interesse der Ten-

denzen desselben auf, schrieb dem Intendanten von Lüttichau, daß er ihm künftig einen Censor setzen würde, wenn Stücke so aufregender Art, wie die „Karlsschüler“ und nun der Acosta gegeben würden, und verbot die Wiederholung. Das königliche Billet, das der Dichter selbst gelesen, brachte den Intendanten Lüttichau ganz außer sich. Schon am Abend der Premiere hatte dessen Gemahlin, eine „geistvolle, scharfblickende, ungemein wohlwollende Frau“, die, wie Gutzkow berichtet, ihn drei Jahre lang betrachtete, als befände er sich im Wirkungskreise ihres Mannes in „prosaischer, seiner nicht würdiger Gesellschaft“, dem Dichter die „ungünstige Konstellation der Dinge“ mitgeteilt, damit er nicht am andern Morgen unvorbereitet auf das Theaterbüreau komme, und ihm geraten, jede persönliche Begegnung mit dem Intendanten zu vermeiden. Daß Frau von Lüttichau „nach beiden Seiten zu vermitteln gesucht“ und Prinz Johann „in dessen Folge“ (!) selbst den Censor des „Uriel Acosta“ gemacht habe, wie Rob. Proelß Gutzkow erzählen läßt, davon findet sich weder in den „Rückblicken“ noch sonstwo eine Andeutung. Das ist wieder eines von jenen zahlreichen Misverständnissen, die an Zahl den wirklichen Irrtümern der Gutzkowschen Erinnerungen nicht nachstehen. Einen fürstlichen Fürsprecher, wie Laube ihn in der Erzherzogin Sophie in Wien besaß, hatte Gutzkow nicht, vielmehr war seine Stellung zu der in Kunstsachen einflußreichsten Persönlichkeit am Dresdener Hofe, zur Prinzessin Amalie, wohl der „hohen Frau“ Meißners, keineswegs eine günstige. Schon der Antrittsbesuch des neu engagierten Dramaturgen bei ihr verriet eine gewisse Voreingenommenheit der fürstlichen Dichterin gegen Gutzkow. In seinen „Lebensbildern“, wo er uns diese Audienz erzählt, schiebt er die Schuld dieser Gereiztheit auf beflissene Zwischenträger, die der Prinzessin eine frühere Äußerung im „Telegraphen“ über ihre eigenen Stücke verraten hatten.

So völlig fürstlicher Laune preisgegeben, galt es, für Gutzkow, fest und bestimmt aufzutreten. Er hatte gerade von

Berlin die erfreuliche Nachricht erhalten, daß sein verpöntes Stück dort endlich freigegeben sei; kurz entschlossen reichte er also seine Entlassung ein, noch ehe er sein Amt offiziell als Dramaturg angetreten hatte. „Bei Beginn meiner Thätigkeit so von oben her begrüßt," schrieb er, „würde ich beim Personal kein Vertrauen finden". Diese Befürchtung Gutzkows war völlig gerechtfertigt, genügte doch schon die Thatsache, daß er bei Hofe mit Mistrauen betrachtet wurde, wie R. Proelß meldet, ihm in den Augen so mancher die nötige Autorität zu entziehen. Daß Gutzkows Entlassungsgesuch kein leerer Schreckschuß war, sondern ihm von seinem persönlichsten Empfinden diktiert wurde, beweist auch eine Stelle aus einem Briefe an einen Verwandten vom 20. Dezember dieses Jahres: „Die Nachricht, daß ich meine Freiheit vorläufig auf ein paar Jahre verkauft habe, wird Sie überrascht haben; kam mir doch diese Begegnung selbst so plötzlich, daß es Zeit bedurfte, bis ich mich selber darein finden konnte. Abweisen mocht' ich die Hand des Geschickes nicht, und so griff ich zu, weniger, wegen einer an sich mit vielen lästigen Verbindlichkeiten verknüpften Anstellung, als deshalb, um mich aus meiner Frankfurter Isolirung mit Gewalt heraustreiben zu lassen und meinen Anker auf tieferen Grund und Boden zu werfen, als da auf dem Hirschgraben, wo es gar gut und angenehm, aber doch in vielen andern Dingen auch gar zu sandig war. Das Gesinnungsvolle, was eine begünstigte Folge meines Frankfurter Lebens war, wird mich nicht verlassen: beim Theater frägt keiner nach meinem Glaubensbekenntnis und wo ich irgend mit meiner Stellung und meiner Ehre in Collisionen kommen werde, geb' ich die erstere, nicht die letzte auf."

Das entschiedene Auftreten Gutzkows „imponirte" oben. Der großen Aufregung komischer Schluß war, daß Prinz Johann vom Könige den Auftrag bekam, die censurgemäße Einrichtung des Stücks zu übernehmen. Hofrat Zenker verhan-

delte auf dem Hausministerium mit dem Dichter und die vom Prinzen geforderten Milderungen beschränkten sich schließlich darauf, daß statt des Wortes „Priester“ durchweg „Rabbiner“ gesagt werde. Auch von dieser günstigen Wendung sandte Frau v. Lüttichau die erste Nachricht ihrem Schützling.

In den „Lebensbildern“ erzählt der Dichter dieselbe tragikomische Episode, fügt nur noch hinzu, daß der prinzliche Censor auch das Wort „Glaube“ beanstandete. Robert Proelß berichtet darüber auch nur sehr vorsichtig, er traut offenbar der Gutzkowschen Behauptung nicht recht. Das noch heute im Gebrauch befindliche Regiebuch des Dresdener Hoftheaters kann aber noch jetzt den Beweis für die auch von anderen angezweifelte Thatsächlichkeit dieser Censurheldenthaten erbringen. Die dicken Bleistiftbalken, die vor fünfundfünfzig Jahren die genannten Worte unkenntlich machen sollten, hat die „Milde der Gewöhnung“ nicht ganz zu vernichten vermocht; noch sind sie erkennbar als charakteristische Rudimente einer leider heute noch wirksamen Vergangenheit. Das Wort „Priester“ ist in der That mehreremale gestrichen, aber nur da, wo es durch die Wucht der betreffenden Stelle besonders ins Ohr fällt; so heißt es am Anfang der 6. Scene des II. Aufzuges: „Was sagst du, Simon — Rabbinen [statt Priester] an der Pforte?“ Und in der großen Überredungsscene zwischen de Silva und Uriel hat dies gefährliche Worte sogar einem „andern“ Platz machen müssen: „Mir selber bin ich irrend, andern nicht,“ wodurch der Sinn des Verses natürlich völlig zerstört wurde. Ebenso ist der wuchtige Schlußsatz des Monologs im III. Akt: „Den Priestern aber widerruf' ich nicht,“ verbessert(?) in „Und diesen Irrtum widerruf' ich nicht,“ was dem Vers natürlich jede Bedeutung raubt und ihn völlig überflüssig macht. Ist es doch gerade die geistige Herrschaft der Priester, die Uriel nicht anerkennen will. In der 3. Scene des III. Aktes ist sogar „Priester“ durch „Rache“ ersetzt, eine Tautologie, die dem Censor eigentlich selbst eine strafrechtliche Verfolgung hätte zu-

ziehen müssen. So heißt es: „Von Rache [statt Priestern] aufgehetzt die Masse droht.“

Der „Glaube“ ist weniger rigoros behandelt; das Wort „Talmud“ ersetzt ihn; gelegentlich ist er aber selbst als Ersatz für die noch gefährlicher erscheinende „Kirche“ eingetreten. Der fanatische Schlußtriumphruf des Santos „Der Glaube siegt ꝛc.“ (Ende des 5. Aktes) hieß ursprünglich „die Kirche siegt“. Diese Censuränderung hat der Dichter in allen späteren Ausgaben des Werkes beibehalten. Ebenso hat er selbst manche Verse später fortgelassen, die ihrer herausfordernden Schärfe wegen der Censor energisch gestrichen hatte, wie z. B. in dem Widerruf den Vers „Gott und die Teufel allgesamt verlachend“. Das Wort „Gott“ ist übrigens auch einmal vorsichtig umschrieben durch „des Höchsten“, wodurch der Vers metrisch gradezu unaussprechlich wurde. Der Schluß des 4. Aktes, wo selbst der so zurückhaltende de Silva aufsässig wird und protestiert, worin die Charakterentwickelung dieser Figur ihren Höhepunkt findet, war ebenfalls mit einer gewissen Entrüstung dick durchstrichen.

Mit diesen Änderungen nun durfte der „Uriel Acosta“ nach einer Unterbrechung von vierzehn Tagen sich wieder auf der Hofbühne sehen lassen und hat trotz Censur noch zahlreiche Aufführungen erlebt. Robert Proelß zählt bis zum 1. Januar 1862 in Dresden deren 28; noch bei der fünften wurde der Dichter stürmisch gerufen; Emil Devrient, der erste Vertreter des Uriel hat diese Rolle nicht weniger als 39 Mal gespielt.

Wie Devrient dieser Glanzrolle gerecht wurde, hat der Dichter selbst in einem ausführlichen Briefe skizziert, den er vor der zweiten Aufführung schrieb, um einige Änderungen zu erbitten. Als theatergeschichtliches Dokument möge er hier folgen:

Theurer Freund,

Damit ich morgen nicht in Versuchung komme, auf der Probe mein Herz über einige Kleinigkeiten zu erleichtern, die ich an Deiner ebenso genial gedachten, wie gewissenhaft ausge-

führten Rolle noch gern bemerken möchte, schreib' ich Dir lieber in stiller Abendstunde ein paar Worte.

Act I. war trefflich. Alles schön und meisterhaft.

Act II. ditto. Da fehlte nichts. Die Rede ausgezeichnet, kurz — vollkommen einverstanden!

Act III, aber möcht' ich um eine etwas andere Färbung bescheidentlich einkommen. Verletzt ist Uriel, aber er muß sich hüthen, zu bitter zu sein. Ein klein, klein wenig mehr Gutmüthigkeit, würde mehr für ihn einnehmen. Dann aber schien mir entschieden Tempo u. Vortrag zu erkältend nach dem Abgang Silvas. Fällt Uriel mit dem Monolog

O mir ist Wahrheit edler u. s. w.

in Betrachtung, dann steht die Handlung still, es kommt eine kalte Stimmung über die Zuhörer. Deßhalb möcht' ich Dir vorschlagen, ob Du diesen Monolog nicht rascher, wärmer, flammender einsetzen möchtest. Ein Applaus auf die Rede von der Ueberzeugung, als das Thema des Stückes, wäre nicht übel, ich vermißte ihn wirklich am Abend u. erschrak, als ich mir dachte: Himmel, sie kapieren das Süjet nicht mehr u. kommen über den Fluch nicht hinaus. Nur Dein wahrhaft geniales, großartig ergreifendes Spiel beim Abgang, dieser meisterhafte Blitz, rettete uns vor dem Versanden u. der hereinzubrechen drohenden Langeweile mit der Mutterscene. Es lag im Einsetzen nach Silvas Abgang. Da ist der Drucker zum Folgenden.

Act IV. in der passiven Scene mit Akiba war Haltung u. Vortrag gleich außerordentlich wahr und einfach. Der Monolog sehr gut. Die Scene mit dem Bruder gieng noch, wenn gleich Ruben zu sehr schrie. Vortrag des Widerrufs ganz einverstanden bis auf die letzten Worte. Irrt sich mein Gedächtniß, wenn es mir ist, als hob sich da die Stimme? Im Gegentheil, sollte sie sinken, ersterben und alles, was sie sagt, kaum noch hörbar machen; denn grade deßhalb wiederholt Santos dieselben Worte, weil sie im Munde Uriels nicht mehr vom Hörer verstanden wurden. Dann werd' ich Sorge tragen, dß Jochai nicht schreit, nicht oben steht u. dergl. Auch sind die Worte: ein Thier, ein wütend wildes, gestrichen, die Silva sagt. Nun kommt das Volk u. stellt sich auf. Dann große Pause, in der sich das Publikum sammelt u. nun beginnt Uriel sanft aufsteigend (ich meine sanft in der Malerei) all-

mählich zum: „Es ist nicht wahr.“ Dann wieder von leiser aufsteigend bis zum effektvollen Höhepunkt, bis er vorstürzt. Das äußre Aussehen gemildert.

Im 5ten Akt wüßt' ich nichts; da war Alles voll Hoheit und milder Idealität, wie man sie an Deinen Gebilden gewohnt ist.

Vergieb mir diese Herzenserleichterung! Du wirst sie gewiß freundlich hinnehmen, weißt Du doch wie unerschütterlich der Felsengrund meiner Bewunderung vor Dir ist; ja ich bekenne sogar, dß ich selbst die Schuld trage, wenn in der Darstellung manches, statt langsam an uns heranzukommen, sich überstürzte. Ich schreibe Dir das, weil ich es auf der Probe für unpassend halten müßte, mich irgendwie zwischen eine Leistung zu legen, die so allgemein gefeiert und anerkannt worden ist und ein schwungvolles Ergebniß wirklicher Begeisterung für die Sache war.

Ich grüße Dich herzlich!

Immerdar

Dein

Gutzkow.

Dresd., 26. Dez. 46.

Es ist nun soviel von der unkünstlerischen Tendenz des „Uriel Acosta“, von seinem Mangel an Poesie, von seinem pathetischen Phrasentum die Rede gewesen — und in den Ausgaben letzter Hand fühlte sich der Dichter selbst zu einer Rechtfertigung des vielgeschmähten Charakters seines Helden veranlaßt, daß es von hohem Interesse ist, eine Übersicht zu geben über die Aufnahme, die dem Werke in Dresden sowohl wie in andern Städten widerfuhr, und über die kritischen Äußerungen, die es veranlaßte. Denn selten sind wohl so völlig widersprechende Meinungen über ein und dasselbe geäußert worden. Die heftigen Kontroversen, die Jahre lang von Freund und Feind über dieses beste Gutzkowsche Bühnenstück geführt wurden, bilden einen beachtenswerten Beitrag zur Charakteristik der deutschen Theaterkritik in den vierziger Jahren. Es genügt, die schwerwiegendsten Urteile herauszugreifen.

An Zeitungen, die damals in Dresden über Theater referierten, bestanden nur die von Robert Schmieder redigierte „Abendzeitung" und das „Dresdener Tageblatt". Es mag wohl sein, daß die erstere dem neuen Dramaturgen zunächst möglichst wohlwollend entgegentrat — verrät doch die von Schmieder selbst geschriebene Kritik über den „Uriel" eine sehr intime, zweifellos durch Lektüre vorbereitete Kenntnis des noch nicht im Buchhandel erschienenen Werkes. Einseitige Parteilichkeit für Gutzkow läßt sich Schmieder aber um so weniger vorwerfen, als er nach wenigen Monaten schon sehr scharfe Rügen über die dramaturgische Thätigkeit Gutzkows in sein Blatt aufnahm.

Die „Abendzeitung" eröffnet ihre Kritik über die erste Aufführung mit einer allgemeinen Erörterung der Judenfrage und bemerkt, auf das neue Werk übergehend: „Wie die Bühne dem Staatsleben gegenüber unbezweifelt auch die Verpflichtung hat, in lebendigtreuen Spiegelbildern die mehr oder minder wichtigen Flutungen der staatlichen Vorgänge zu reflektieren und zur Zeitgestaltung gleichmäßig mitzuwirken, so erscheint es mehr folgerecht als zufällig, daß der Dichter jenes ernste Blatt unserer Zeitgeschichte, wenn schon mit Hilfe eines geschichtlichen Vorganges aus dem 17. Jahrhundert, in die Annalen unserer dramatischen Poesie aufgenommen, daß er den spröden Stoff zum geweihten Tempeldienste seiner Muse geformt, daß er die für manche vielleicht herben Früchte rationeller Forschung und abstrakter Wissenschaft in der goldenen Schale der Poesie einladend und gefällig auch der größeren Masse des Volkes geboten hat". Daß das Stück auf das Judentum spezialisiert sei, hält der Kritiker für eine Folge der Censur. Im ganzen nennt er es ein „dramatisch-poetisches Kunstwerk", die Sprache „einfach-edel, ungesucht-gewählt", die Verse „korrekt und fließend, von poetischem Duft, keine hohlen Floskeln und trivialen Phrasen", wenn sich auch noch hin und wieder „manche poetisch-rhetorische Schmarotzerzweige" breit machten. Für die „technische

Oekonomie" des Stückes hält er es für vorteilhaft, wenn es in drei oder vier Akte zusammengezogen werde mit Rücksicht auf die „ziemlich geringe Ausgiebigkeit und Komplikation der Handlung"; besonders der 5. Akt hemme die Schlußkatastrophe.

Ueber die psychologische Entwickelung und den Charakter Uriels macht Schmieder die sehr richtige, wohl vom Dichter selbst inspirierte Bemerkung, daß manches in dem Drama durch das jüdische Milieu erst Erklärung und Wahrscheinlichkeit erhalte, so namentlich die strenge und einflußreiche Wichtigkeit der Familienbande und aller dahin gehörigen Verhältnisse, sowie der starre Rigorismus in allen Kirchen- und Glaubenssachen. Die entscheidende Wichtigkeit dieses speziellen Motivs hat Gutzkow trotz wiederholter Erklärung manchen Kritikern wie Julian Schmidt nie klar machen können. Eine Schmälerung des Interesses für Uriel durch seinen Widerruf, meint Schmieder zum Schluß, werde dadurch paralysiert, daß Acosta zu seiner ursprünglichen Ueberzeugung sich bekennt und freiwillig in den Tod geht, eine Katastrophe, die allerdings von der Notwendigkeit bedingt sei, da durch Uriels Schwanken das moralische Gleichgewicht des Charakters verloren und nur in solchem Ende versöhnend und dramatisch wiederzugewinnen sei. Das ist völlig des Dichters eigener Gedankengang.

Bald darauf brachte die Abendzeitung einen gründlichen Artikel über Gutzkows litterarische Vergangenheit von Emil Cerevis, und auch hier begegnen wir bei der Beurteilung des „Uriel Acosta" einer Auffassung der Schlußkatastrophe, die mit der des Dichters völlig übereinstimmt; Gutzkow habe in seinem Drama, das ihn zum „ersten Dramatiker der Gegenwart" erhebe, den „berechtigten Kampf und den aus der äußern Vernichtung des Subjektes aufblühenden Sieg des philosophischen Gedankens gegen den exklusiven und starren Dogmatismus der Kirche" verherrlicht.

Nicht ganz so enthusiastisch urteilte Otto Banck in dem

von Hugo Häpa begründeten „Dresdener Tageblatt“, dem Vorläufer des „Dresdener Journals“ über die erste Aufführung.[210a]) Auch er begrüßte die „Tendenz“ des Stückes. „Der Dichter hat sehr recht gethan, der in Wirklichkeit arg verzögerten Emancipation der Juden durch die Poesie vorzugreifen“. Banck gesteht zu, daß Gutzkow „mehr als sonst die Tendenzeffekte vermieden“ habe; ästhetisch bedenklich findet er die Verzögerung der Rubenscene und die Zusammendrängung der Gefühlsaffekte im 4. Akt. Der 5. Akt sei zwar eine genügende Lösung, aber die große Erhebung, mit der der Dichter bis hierher geschaffen, lasse doch in ihrer allgemeinen Färbung nach. An die Einführung des Knaben Spinoza, der in Berlin so heftig getadelt wurde, wie wir noch sehen werden, stößt sich Banck nicht; er findet sie jedoch „etwas abstrakt und künstlich“, nennt sie aber einen „effektvollen Gedanken“, doch sei ein Monolog Uriels an Stelle eines Dialogs nötiger. Er vermißt überhaupt die Monologe, welche „einen inneren psychologischen Aufschluß, die heimlichen Uebergänge der Seele“ gäben. Dazu gehöre eben eine Dichterkraft, die größer sein müsse als die Gutzkows, der „durch Gedankenschärfe, durch eine fein gewebte Quintessenz der Spekulation für den Mangel des Primitiven zu entschädigen versucht habe“. Anzuerkennen aber sei durchaus das Ergreifen eines „tiefen, geistvollen Stoffes, zumal der Dichter darin ein reiches und in jeder Beziehung gehaltvolles Denken niedergelegt habe“. An der Judith vermißt er aber innerliche Wärme, an Uriel die nähere Aufklärung über seine philosophische Entwickelung, und in der Sprache empfindet er trotz aller Sorgfalt ein prosaisches Element, der Gedanke sei nicht in der Form geboren.

Vor allem interessant ist es, die Stellungnahme der „Grenzboten“ zu all diesen Ereignissen, sowohl zu Gutzkows Engagement in Dresden als auch zu dem Erfolge des „Uriel“ zu überblicken, müßte doch das Verhältnis unseres Dichters zu dieser Zeitschrift ein besonderes Kapitel seiner Biographie

füllen. Die „Grenzboten“ hatten damals noch nicht unter Julian Schmidts Kommando ihre Minierarbeit gegen Gutzkow begonnen und brachten mit großem Eifer Notizen über die Erlebnisse und das Schaffen ihres späteren bestgehaßten Feindes. Von seiner Dresdener Anstellung waren sie wie die ganze Öffentlichkeit überrascht worden. Als Gutzkow bereits in Dresden war und die Unterhandlungen mit Lüttichau schon ihren Anfang genommen haben mußten, hatte der sonst gut unterrichtete dortige Korrespondent der „Grenzboten“ noch keine Ahnung von dem Zweck der Reise, er meldete vielmehr, daß der Schriftsteller beabsichtigte, mit seiner Familie nach Berlin überzusiedeln und nur wenige Tage in Dresden weile, seines neuen Stückes wegen. Auch dieser Umstand spricht für die Schnelligkeit, mit der die Vereinbarung mit Lüttichau getroffen worden. Nun aber das Faktum vorlag, wurde die Angelegenheit natürlich lebhaft diskutiert, soweit mir Urteile aus der Presse vorliegen, meist in für Gutzkow günstigem Sinne. Die „Grenzboten“ begrüßten seine Ernennung in schmeichelhaftester Weise: „Der Name des Gewählten,“ erklärten sie, „beweist, daß die Wahl eine der Bedeutung des Kunstinstituts angemessene ist. Es würde voreilig sein, über die Vorteile schon jetzt zu sprechen, welche das Theater von dieser Oberleitung zu erwarten hat; der Wirkungskreis, in den Gutzkow hier eintritt, ist, was namentlich dessen praktische Ausführung anlangt, für ihn jedenfalls ein so durchaus neuer, daß wol erst nach Jahresfrist ein einigermaßen begründetes Urteil darüber zu sprechen ist, ob die getroffene Wahl eine glückliche war oder nicht. Aber von einer andern Seite können wir Gutzkows Berufung nur als ein erfreuliches Ereignis für Dresden bezeichnen: seine Persönlichkeit kann einen Kern für ein so lange schon vermißtes litterarisches Streben und Leben bilden. Von seinem Uriel . . . verspricht man sich großes.“

In Berlin, der Vaterstadt des neuen Dramaturgen, wo er, wie er oft bitter klagt, stets am wenigsten Anerkennung

gefunden, sah man die Ernennung mit bedenklicheren Augen an. Dem Berliner Korrespondenten der „Grenzboten“ schien die neue Stellung „streng genommen unvereinbar mit dem Innern eines produktiven Autors“, er fürchtete, wie ja der Dichter selbst, daß sein Schaffen zum mindesten dadurch beeinträchtigt werde. „Uebrigens“, fährt er dann fort, „scheint dieser Gutzkow nun schon seit längerer Zeit dem Geschmack des Publikums und der Schauspieler größere Konzessionen zu machen, als das Recht der dichterischen Unabhängigkeit zuläßt.“ Beispiele anzuführen, hütet sich der Schreiber wohl, und nachdem er noch des weiteren über die Grenzen des theatralischen und des dramatischen Momentes unbestimmte Andeutungen gegeben, schließt er: „Karl Gutzkow steht bis jetzt noch immer dem Feldlager der Franzosen näher, als dem der Deutschen. Vielleicht führt ihn der Ueberdruß in unsere Reihen hinüber und die Einsicht, wie viel leichter der Ruhm erreicht wird, auf der Bühne temporär angenehm zu sein.“ Im Widerspruch mit dieser Auslassung über des Dichters neueste Konzessionen an das Publikum steht die gleichzeitige Anmerkung der Redaktion: „Uriel Acosta soll, wie uns Eingeweihte versichern, eine sehr günstige Ausnahme machen und überhaupt die bedeutendste poetische Produktion unter allen dramatischen Leistungen Gutzkows sein.“

Kurz vor der ersten Aufführung brachten die „Grenzboten“ dann noch die vielversprechende Notiz; „Was wir über den „Uriel Acosta“ gehört und was wir von den „Karlsschülern“ gesehen haben, überzeugte uns, daß unsere beiden fruchtbarsten jüngeren Dramatiker in sich selbst noch einer edlen Entwicklung entgegen gehen.“

Man darf daher gespannt sein, wie sie sich nach dem Erfolge des neuen Werkes aus der Affäre zogen, nachdem sie sich durch die lobenden Vorhersagungen immerhin ein wenig die Hände gebunden hatten. In ihrer Nummer vom 15. Dezember bringen sie gleich zwei umfangreiche Referate über den

Dresdener Abend. Das erste stammt von ihrem regelmäßigen Korrespondenten. Er bedauert zuerst, daß auch dem neuen Stücke, auf das alle Welt so ungewöhnlich gespannt war, ein günstiges Vorurteil vorangeflogen, weil oft solche Vorurteile gerade das Gegenteil von dem herbeiführten, was sie bezweckten. Den Stoff des „Uriel“ nennt er politisch im höchsten Sinne des Wortes, aber der Dichter habe ihn rein von seiner poetischen Seite aufgefaßt, er habe es verschmäht, ihn durch eine tendenziöse Behandlung in den durch den Kampf um die Tagesfrage aufgewühlten Boden herabzuziehen. Technisch sei das Stück ein Kunstwerk, nur der Schluß des 3. Aktes lasse eine Änderung, der 5. Akt Kürzungen wünschen. „Das wahrhaft Dramatische des Stoffes hat reiche Blüten getrieben,“ fährt der Bericht fort; „keine Floskeln, keine Tiraden rufen das verstimmende Gefühl des Gemachten, Absichtlichen hervor; man fühlt es diesen Versen an, daß sie aus einer von der ganzen Bedeutung des Stoffes tiefinnerlich durchdrungenen Brust hervorgequollen sind. Das Konfessionelle ist nach seinen verschiedenen Richtungen außerordentlich treffend in den einzelnen Charakteren hingestellt ... Wenn auch diese Dichtung vielleicht nur ein kleines Publikum für sich in Anspruch nehmen kann — denn wie bei der Kammermusik jede Note, will hier jeder Vers erfaßt, verstanden werden — so wird doch dieses kleine Publikum sie über ephemere Vergänglichkeit der nur mit einem momentanen Interesse des Sozialismus oder der Politik flatternden dramatischen Eintagsfliege hinausheben. Wir werden den „Uriel Acosta“ nach einem, nach zehn Jahren mit demselben Interesse, mit demselben poetischen Genusse wiedersehen und ihm deshalb gern und freudig den Adel des Klassischen zugestehen.“ Der Bericht ist unterzeichnet mit E. P.

Eine zweite Kritik ist von ihrem Verfasser aus eigener impulsiver Initiative niedergeschrieben und den „Grenzboten“ eingesandt worden. Sie trägt die Chiffre A und zu unserem

Erstaunen entdecken wir, daß Alfred Meißner ihr Urheber ist; einige Stellen aus dieser Kritik sind in seine späteren Lebenserinnerungen wörtlich aufgenommen und lassen keinen Zweifel zu, daß dieser zweite, etwas skeptischer gehaltene Bericht von dem Dichter des „Ziska" und „Reginald Armstrong" herstammt. Er gesteht zu, daß Gutzkow im „Uriel Acosta" tiefer gegangen, einen menschlichen Stoff ernster und fester gepackt habe, als er es sonst gewohnt sei. „Die freie Forschung gegenüber der Orthodoxie, die Familie, die Liebe im Kampf mit dem ewigen Freiheitsgedanken der Zeiten, das ist ein Zwiespalt, der durch alle Jahrhunderte geht und heute noch seine tragischen Opfer fordert . . ." „Aber," fährt Meißner fort, „nicht solche Gestalten, wie „Uriel Acosta", muß man uns vorführen, wenn man die Gemüther von der Heiligkeit der Freiheitsidee durchdringen will. Den Liebe, den ein Frauenherz zum Widerruf vermocht, den hatte der Geist nicht beschattet. . . . Nicht alle Zweifler haben widerrufen, und wenn die Konflikte des Lebens die großen Märtyrer der Freiheit manchmal verzagt machen konnten, zu Lügnern sie zu machen, gelang nicht!" Nur einen einzigen Namen aber kann Meißner als Beispiel für diese von ihm geforderte übermenschliche Standhaftigkeit anführen. Daß Uriel nicht bloß um Judiths Willen widerruft, daß der jüdische Familiensinn, ein ganz spezielles kulturgeschichtliches Element, die Grundlage des ganzen Konfliktes ist, hat Meißner, wie so viele mit ihm, nicht begriffen. Für ihn verliert Uriel im vierten Akt das Interesse, weil er „nicht mehr werth ist, der Träger der großen Befreiungsidee zu sein," und auch der freiwillige Tod könne uns nicht mehr mit ihm versöhnen, „der Verrat an der Wahrheit war zu dauernd, zu ungeheuer, wir sind erkältet, ja erniedrigt." Charakteristisch ist dieses Urteil für Meißner selbst, der auch hier nur den Träger der Idee, die nicht beleidigt werden darf, also die reine Tendenz im Auge hat, den menschlichen Konflikt aber ganz übersieht. Den trefflichen Bau des Stückes erkennt er an,

doch heißt es zum Schluß: „Wir sehen die Handlung äußerlich fortschreiten, sehen eine Kette von Wirkungen, neu, überraschend, blendend, mit allem bengalischen Feuerwerk der Poesie beleuchtet — aber Ursprünglichkeit, das Menschenherz aufgeblättert bis in seine tiefsten Tiefen — wie selten!"

Mit diesen Kritiken der „Grenzboten" konnte sich der Dichter immerhin bescheiden, bewiesen sie doch wenigstens, daß man geneigt war, ihm auf seinen Spuren zu folgen; mit Hohn und Spott, mit einer geradezu beispiellosen Verächtlichkeit sein Werk niederzutreten, sollte dem kühleren Norddeuschland, vor allem seiner Vaterstadt Berlin vorbehalten bleiben.

Die nächste größere Bühne, die sich dem neuen Werke Gutzkows öffnete, war die Hamburger, und diese Aufführung, am 2. Januar 1847, war von einiger Bedeutung, weil Gutzkow von 1838 bis 1842 meist in Hamburg wohnte, hier infolge seiner nie ruhenden Kritik nicht gerade allgemein beliebt war, und vor allem, weil bei dieser Première ein Schauspieler die Titelrolle verkörperte, der seit 1838 eine Reihe von Jahren hindurch dem dramatischen Schaffen Gutzkows in Hamburg und Frankfurt nahe gestanden, bis auch dieses beide Teile anregende Verhältnis endlich durch Aufhetzungen und Einflüsterungen thätiger „Freunde" zerstört wurde, Jean Baptiste Baison. Hermann Uhde berichtet in seiner Geschichte des Hamburger Stadttheaters nach dem Urteil der Tagespresse, daß Baison den Uriel „meisterhaft" erfaßte. Zwar „den wehmütigen Eingang spielte er matt und wenig ergreifend; den Ausbruch der Verzweiflung der blinden Mutter gegenüber und die schrankenlose Entrüstung über die Beschimpfung des Ben Jochai in der Synagogenscene aber stellte er so tief erschütternd und in so alles entsetzlicher Schönheit dar, daß man in der That nicht zu sagen wußte, was hier überwiegend sei: das Grausen, das er verursachte, oder der Reiz, mit dem man sich ihm hingab und hingeben mußte." Ottilie Assing, eine Nichte Varnhagens, die mit Baison eng befreundet war, hat, zwar anonym, ein

„Lebensbild“[211]) dieses zu früh verstorbenen Schauspielers zusammengestellt und hier die Urielrolle Baisons, die sie bei jeder Aufführung, ohne eine einzige zu versäumen, aufs neue bewunderte, eingehender skizziert:

„Baisons Uriel Acosta soll eine der Rollen gewesen sein, in welchen er seine tragische Kraft am glänzendsten manifestirte und von allen Kunstverständigen, welche ihn darin sahen, für eins der großartigsten Gebilde erklärt wird, das die deutsche Bühne aufzuweisen hat. Gleich reich an geistiger Schärfe wie an Glut der Leidenschaft, war er vorzugsweise berufen, den geistreichen kühnen Denker sowohl, als den allen Stürmen der Leidenschaft hingegebenen Menschen im Uriel mit unvergleichlicher Virtuosität wiederzugeben. Da die Kraft und Ausdauer seines Organs ihn der Notwendigkeit überhob, seine Mittel zu Rate zu halten, und wie die meisten Schauspieler, in dieser die höchste geistige und physische Kraft in Anspruch nehmenden Rolle die ersten Akte konversationell zu behandeln, riß er schon in diesen durch das Feuer seiner Darstellung fort. Die Erzählung im zweiten Akt: „Als Kind schon im Gesetze lesen lernend“, konnte als ein Muster der Deklamation gelten: voll Erregung und Begeisterung trug er sie vor, der Zuschauer mußte fühlen, daß es mehr als eine bloße Erzählung, daß es ein Stück Menschenleben war, welches sich vor ihm aufschlug. Zu ergreifender Höhe steigerte sich der tragische Effekt im dritten Akt, in der Szene, wo Uriel sich zum Widerruf entschließt; erbebend sieht man in ihm den Kampf auf Tod und Leben, in den ihn der Zwiespalt zwischen Liebe und Überzeugung versetzt; alle Nerven in ihm scheinen zu reißen, und wenn er hinausstürzend ausruft: „Ich thu's! ich thu's! ich thu's!“ fühlt jeder, daß er sich selbst in diesem Moment den Todesstoß versetzt. Teilnahmslos, mit düsterem Unmut und sichtbarem Widerwillen gegen seine Henker sprach er, auf die Lehne eines Stuhls gestützt, die Szene mit Akiba bis zu dem Augenblick, daß dieser des „Achers“ erwähnt, und die geistige Anregung, gleich einem

Funken in ihn fallend, den Denker weckt, welcher darüber auf einen Moment Zeit und Umgebung mit allen ihren Schrecken vergißt. Das Sündenbekenntnis las er mit der Tonlosigkeit des höchsten Schmerzes, welche nur bei den Worten: „Besonders aber haßte ich mein Volk" und „Die Mutter zu ermorden war sie fähig", ob dieser Lüge in den Laut tiefer Wehmut und schwerverletzten Gefühls überging. In dem späteren Erscheinen auf dem Tabernakel bis zum Schluß des Aktes erreichte Baison den Gipfel der tragischen Kunst. Er entfaltete eine dämonische Kraft der Leidenschaft, welche überwältigend und erschütternd Mark und Bein durchdrang, ohne jedoch nur einen Augenblick die Grenzlinie der reinen Schönheit zu überschreiten . . . Baisons Erscheinung als Uriel war so charakteristisch als schön und edel. Ein Kostüm von dunklem Samt, dem Zeitgeschmack entsprechend, mit einem eigentümlichen, wahrscheinlich einem alten Kupferstich entnommenen Barett, gaben ihm das Ansehen jener herrlichen Portraits aus der Schule Rubens und van Dyks, welche wir als Zierden der Galerien bewundern. — Baisons Uriel ist als eine der großartigsten Leistungen anerkannt, in welcher er nach dem Zeugnis der ersten Künstler und Kritiker einzig und unerreichbar in Deutschland dasteht. Jüngere Künstler, welche sich an seiner Darstellung begeisterten, suchten ihm — die einen mit größerem, die anderen mit minderem Glück — darin nachzukommen, aber bei manchen lobenswerten Einzelheiten, bei richtiger Auffassung im ganzen, ist es doch keinem gelungen, jene Vollendung nur annäherungsweise zu erreichen".

Auf entsprechender Höhe standen auch die übrigen Darsteller. „Es war eine jener Mustervorstellungen, welche nur der Vergangenheit angehören; die ersten Kräfte des Dramas waren darin thätig und ein Geist der Weihe schwebte über der ganzen Vorstellung. Die Wilhelmi gab die Judith, Fehringer de Silva, Schneider Ben Jochai. Gloy de Santos und Schäfer Ben Akiba".

Unter diesen günstigen Umständen war der Erfolg des Stückes in Hamburg „glänzend", und brachte dem Autor über 500 Mark Tantième, eine für damalige Verhältnisse selten hohe Summe. Wie Uhde berichtet, fand die Kritik das Drama „äußerst wirksam"; Karl Töpfer schrieb in den „Originalien": „Es beschäftigt, als ein mit Geist geschriebenes Produkt unseren Verstand, wenn auch Herz und Gemüt leer dabei ausgehen. Geschickt und bühnenkundig erhebt Gutzkow die Hauptperson stets wieder auf ein Katheder, wo sie effektvolle, in die Zeit greifende Reden halten kann; wie denn überhaupt das ganze auf die Parteistimmung berechnet ist, welche von den herrschenden konfessionellen Wirren ausgeht. Ja, wir sehen diese Wirren selbst dramatisiert und unter israelitischem Gewande maskiert". Also just das Gegenteil von dem, was die „Grenzboten" und die Dresdener Kritiker lobend hervorhoben. Uhde fühlt sich bemüßigt, hinzuzusetzen: „Da die „konfessionellen Wirren" seitdem noch immer [1879] herrschen, so konnte die deutsche Bühne gelegentlich stets mit Glück auf „Uriel Acosta" zurückgreifen; das Werk erntete immer wieder Beifall". Nun, wenn die Lebensfähigkeit des „Uriel Acosta" von den „konfessionellen Wirren" allein genährt wird, selbst dann dürfte er sich noch ungemessene Zeit auf dem deutschen Repertoire erhalten.

Daß die Aufnahme des Stückes in Hamburg, die Uhde einen „glänzenden Erfolg" nennen muß und von der der „Komet" berichtete, daß noch kein Stück von Gutzkow so außerordentlich dort gefallen habe, gleichwohl an warmem Enthusiasmus zu wünschen übrig ließ, daß hierbei der von Laube so oft hervorgehobene Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland in die Erscheinung trat, beweist der Bericht der Dresdener Abendzeitung über diese Hamburger Première. „Gutzkows Uriel Acosta", sagt er, „ist auch hier mit Beifall und wenn ich nicht irre, 6 mal gegeben worden . . . Doch fehlt unserem Publikum dafür aller Sinn, die Idee und Gestaltung der Tragödie liegen diesem handeltreibenden, ganz und gar materiell

gesinnten Publikum zu hoch, und die sogenannte Kritik that wahrlich nicht das Geringste, um jenem das Verständnis zu erleichtern. Man glaubt oft, aschgraue Wunder zu sehen und zu hören, wenn man liest, wie die Ehren-Recensenten, die sich in den verbreitetsten Blättern spreizen und blähen wie Frösche, über Tragisches, Charaktere u. s. w. salbadern. Es ist ein so halbgebildeter, trauriger Geist voll alberner, trivialer Auffassung in diesen Kritiken, daß man jeden Dichter von Herzen bedauern muß, der einer solchen Kritik anheimfällt. Die Clique ist hier nie so gut, soll heißen so miserabel und so parteiisch frech organisiert gewesen, als in diesen Tagen; sie scheint sich förmlich verschworen zu haben, für die eigenen Fabrikate und Machwerke brüderlich gegenseitig zu kämpfen, und alles außerheimische, wie den etwa vorhandenen oder möglichenfalls rege werden könnenden Sinn niederzuschlagen". Wie doch dieselben Ereignisse in den Köpfen der verschiedenen Beobachter sich verschieden formen!

„Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Vierzehn Tage auf Hamburg folgte Leipzig mit seiner voll Spannung erwarteten Uriel-Premiere, die Stadt, die in den dreißiger und vierziger Jahren die litterarischste Deutschlands war, wo besonders die Jungdeutschen, Heinrich Laube und Gustav Kühne in der „Zeitung für die elegante Welt" und in der „Europa", sich ein Nest gebaut hatten, aus dem sie, wenigstens etwas geschützter vor den rauhen Eingriffen der Censur, ihre konfiszierten Ideen in die Welt hinausfliegen lassen konnten, während das gemäßigter liberale, besonders nach Österreich vermittelnde Element durch Kurandas „Grenzboten" vertreten wurde.

Auch hier, wo der Zahl nach zweifellos die gewichtigste Kritik zu Gericht saß, war die Aufnahme eine einstimmig bei-

fällige, der Dichter, der jedoch nicht anwesend war, wurde nach dem 4. Akt stürmisch gerufen. Die Hauptrollen waren so besetzt: Uriel — Wagner; Judith — Unzelmann; Manasse — Marx; de Silva — Stürmer; Jochai — Richter; Akiba — Paulmann; Esther — Sangalli; Spinoza — Grey.

Von den drei mir vorliegenden Kritiken ist die der „Europa" die vorsichtigste. Sie nennt den „Uriel Acosta" die gewichtvollste Schöpfung Gutzkows; sein sarkastischer Scharfsinn sei hier auf sein ihm eigenstes Thema gekommen; das Element der „Wally", die als eine aus Gutzkows Naturell entsprungene gewichtige Gestalt bezeichnet werden müsse, habe sich in seinem Drama geläutert, sei dem Dichter gleichsam geschichtlich geworden und fühle sich jetzt immer noch der Welt gegenüber, aber doch ohne peinlich diese Welt zu schmähen, die doch wenigstens groß und stark genug sei, den Zweifel in sich zu gebären, wenn sie ihn auch in ihren Vertretern von sich scheide. Eine etwas gewundene, orakelhaft dunkle Interpretation.

Uriels Widerruf nennt der Verfasser der Kritik, wohl Kühne selbst, eine liebenswürdige Schwäche. Etwas weniger grübelndes Philosophem und etwas mehr lebendige Blutwärme könnten dieser Tragödie um einen Schritt weiter aus der Abstraktion zur konkreten Wirklichkeit verhelfen. Die Intrigue des rachedürstigen Jochai laufe etwas schlaff nebenher, müsse etwas schärfer exponiert werden. „Etwas mehr Ruhe", schließt die „Europa", „etwas mehr Zusammenhalt und Verknüpfung der geistigen Elemente mit dem Materiellen des Stoffes, und wir hätten ein großartiges Kunstwerk vor uns, ein Kunstwerk, nach welchem das erbitterte Zeitalter verlangt, ohne zu wissen, daß dessen Geburt bei so viel Grund der Erbitterung vielleicht unmöglich sei." Sehr gehaltvoll ist diese Kritik nicht — vorsichtig, ohne Gründlichkeit, sie will es mit niemandem verderben. Nach der Berliner Première kam die „Europa" nochmals auf das Stück zurück. „Es ist kein rechter Segen in

Gutzkows Dichtung," heißt es jetzt etwas verschiedener; „viel Kräfte, aber keine Harmonie, entweder jäher Sonnenbrand oder Platzregen, kein Thau des Himmels, der die durchdringende Wärme befruchtend wirken läßt. . . . Bei glücklichen Grundbedingungen leidet das neue Drama an Korruptionen, über die uns der glänzende Firnis, der das Ganze überzieht, nicht täuscht."

Ziemlich skeptisch urteilte das „Leipziger Tageblatt". Es anerkennt die Idee der Dichtung nicht als eine zeitliche, sondern eine ewige. „Der Kampf freier Forschung mit veralteten Glaubenssätzen, des geistigen Fortschritts mit der Orthodoxie ist so alt, wie die Gesittung der Welt." Peinlich berührt ist dieser Kritiker von dem Pistolenschuß, der des Denkers Acosta nicht würdig sei. Gutzkow habe sich hier zu treu an die Geschichte gehalten.[212]) Zweifellos sei das Stück seine bedeutendste dramatische Leistung. „Der Bau des Stückes ist einfach, kunstvoll gefügt, die Sprache edel, klar, geistvoll, etwas sententiös, durchaus den bedeutenden Begebenheiten angemessen . . . Nur den wahrhaft poetischen Hauch vermissen wir. Gutzkow hat auch hier wieder bewiesen, daß er ein eminentes Talent besitzt, die schwierigsten Aufgaben mit Geschick zu lösen, den berechnenden Verstand aber zum schaffenden Dichter erheben, kann er nicht. Dieser Mangel an poetischer Ursprünglichkeit mag Schuld sein, daß wir nicht mit unwiderstehlicher Kraft gepackt werden, daß unsere Seele sich nicht frei und rucksichtslos der Dichtung hingibt. Acosta fesselt, spannt, macht uns bang aufathmen, aber die tiefe Seelenbefriedigung, die wir von der Tragödie verlangen, das Hinsterben im Gefühl des Schmerzes, das Wiederaufleben in der beglückenden Gewißheit des ewig sieghaften Geistes vermissen wir ungern."

Die schwächste und unmotivierteste Charakterzeichnung scheint dem Kritiker des „Tageblatts" Jochai, doch schiebt er die Schuld auf allzu große Regiestriche. Ursprünglich hat

Jochai in der That einen größeren Raum eingenommen, eine ganze Scene zum Schluß des 3. Aktes, wo Jochais ränkesüchtige Hinterlist schon über Manasses machtlosen Widerstand triumphiert, ist dem für den Aktschluß günstiger wirkenden Monolog Judiths zum Opfer gefallen, eine Kürzung, die der Dichter wohl oder übel gutheißen mußte. Auch in den Ausgaben letzter Hand fehlt sie. — Das Auftreten des jungen Spinoza endlich findet der Kritiker gemacht und für die Handlung ganz überflüssig.

Begeistert urteilt dagegen die „Leipziger Zeitung". Sie nennt das Stück vortrefflich angelegt, reich an geistreichen und echt poetischen Gedanken, die Charaktere meisterhaft gezeichnet; den 5. Akt findet sie jedoch etwas zu gedehnt.

Alle diese Leipziger Kritiken waren ziemlich primitiv und wurden am wenigsten den Vorzügen und Schwächen des „Uriel Acosta" gerecht.

Von hier ging aber noch eine Kritik aus, die in prinzipieller Verneinung das Menschenmöglichste leistete, Arnold Ruge ist ihr Verfasser; sie findet sich im neunten Bande seiner „Sämmtlichen Werke" (1848 Mannheim, J. P. Grohe S. 315 ff.) und spricht dem Werke Gutzkows jede Eigenschaft einer Tragödie ab. Ruge gibt eine Inhaltsangabe des Dramas, deren Stil das Prädikat schnoddrig im höchsten Grade verdient, und zieht dann eine Parallele zwischen Gutzkow und Friedrich Hebbel, in der er dem einen alles zuschreibt, was er bei dem andern vermißt; Ruge wußte ganz genau, daß in dieser Gegenüberstellung für Gutzkow, mit dem er damals entzweit war, der bitterste Stachel steckte. „Machte Manasse nicht Concurs so wäre nichts vorgefallen", meint Ruge. „Hebbel geht in „Maria Magdalena" naiv auf seine Tragödie los; er vertieft sich in die eherne Nothwendigkeit seiner Starrköpfe; und diese Welt geht aus den Fugen. Gutzkow hingegen ist nicht so naiv. Offenbar will er mehr; es liegt ihm daran, unsere ganze Zeit auf die Bühne zu bringen, und sollte er darüber auch die Tragödie

zum Malheur und die Charaktere zu Windfahnen travestiren müssen, denn wir geben ihm zu, nur so ist die Gegenwart treffend darzustellen. . . . Es ist klar, ein treuer Spiegel unserer Misere stand ihm höher, als eine poetische Untreue gegen die Zeit." Der radikale Politiker Ruge ist hier zum litterarischen Kritiker geworden; er überträgt diesen Tadel der Charakterlosigkeit auch auf Gutzkows Person: „Gutzkow ist viel zu „modern", um an eine naive, ehrliche Tragödie zu glauben. Er selbst würde nicht den Trotz der Philosophie, nur ihre Weisheit haben, wenn er Philosophie hätte, und es ist klar, daß er auf die Frage, welche Philosophie er habe, antworten würde: keine von allen aus Philosophie. In diesem Sinne ist Gutzkow, in diesem Uriel Acosta ein Philosoph. Ich glaube nicht, daß er sich erschossen hat — er hat vorbeigeschossen."

Die Anlage des Stückes, die Wahl des Stoffes, die Bühnenwirkung mußte zwar auch Ruge glückliche nennen, aber Acosta und Jochai nennt er psychologische Unmöglichkeiten, da sie in jedem Fall „geprellt" würden; Judith scheint ihm trotz ihrer schwankenden Haltung noch am wahrscheinlichsten, denn darin seien sich alle Weiber gleich, daß sie sich selbst untreu würden. „Mehr Hebbel, weniger Gutzkow" gab damals Ruge als Parole aus; auch er ist bei dieser Überzeugung nicht geblieben und warf später auch Hebbel zu den übrigen, die er aus Überdruß an der ganzen Zeit insgesamt verachtete. —

Über die Aufführung in andern Städten, mit Ausnahme Berlins, liegt wenig Material vor. Von Breslau wissen wir nur aus Max Kurnils Theatererinnerungen[213]), daß auch dort der „Uriel Acosta" stürmischen Beifall fand, der besonders durch das Spiel der Auguste Bernhard, der ersten Breslauer Judithdarstellerin, hervorgelockt wurde. Wenn sie, erzählt Kurnik, in der Fluchscene des zweiten Aktes, den Priestern das Wort entgegenschleuderte: „Er wird geliebt, glaubt besseren Propheten", da ging ein Erzittern durch die Reihen des Auditoriums, als wäre dasselbe von einer er-

schütternden Offenbarung ergriffen." Breslau war ein besonders günstiger Boden für das Stück. Gustav Freytag schrieb an den Dichter: „Wir haben eine starke jüdische Gemeinde . . . wir Schlesier kämpfen in allen Konfessionen denselben Kampf für das Leben mit angestammter Lebhaftigkeit durch." Die Wirkung sei daher eine ungeheure gewesen trotz der mittelmäßigen Darstellung. Kurnik berichtet uns auch über den pekuniären Erfolg des Stückes. „Sowol der „Uriel Acosta", wie das „Urbild des Tartüffe" waren von dem Breslauer Theater ein für allemal für den Preis von fünf Friedrichsdor erworben. Für je einen Akt ein Friedrichsdor — das war damals prix fixe bei den großen Stadttheatern. Die kleineren Bühnen zahlten thalerweise."

Am 7. März folgte Oldenburg, wo überhaupt Gutzkows Stücke fast ohne Ausnahme mit einer überraschenden Promptheit insceniert wurden, mit „durchschlagendem Erfolge". Haeser spielte den Uriel, Mad. Bluhm die Judith, Henckel de Silva, Berninger Manasse, Moltke Ben Akiba und Palleske Jochai.

In Oldenburg hatte Gutzkow damals zwei thatkräftige Freunde, den Dichter Julius Mosen, den damaligen Dramaturgen des Oldenburger Hoftheaters, und den Kritiker Adolf Stahr, die beide ihren Einfluß auf den Großherzog zu Gunsten des „Uriel Acosta" in anerkennenswertester Weise ausnutzten. Von Stahr bewahrt Gutzkows Nachlaß einen ausführlichen Brief, der sowohl für den Freund als für den Kritiker Zeugnis ablegt; er enthält manche beachtenswerte Bemerkung, die sich in diesen Rahmen passend einfügt. Stahr schrieb:

„Deinen Uriel Acosta werden wir hoffentlich in den nächsten Wochen haben. Ich habe das Stück wiederholt gelesen, u. bin von der innern Macht und Tiefe immer mehr ergriffen worden. Nur 2 Bedenken will ich Dir andeuten, die ich hinweggeräumt wünschte. Zuerst ist es nicht wohl gethan, daß Du die großen kommerziellen Operationen, durch die Ben Jochai den Manasse in so kurzer Frist zu Grunde richtet, fast ganz u. gar der Phantasie des Zuschauers überläßt. Meinem Ge-

fühl nach wäre hier ein Stück Börsenrealismus sehr wohlthätig und wirksam gewesen, auch als Gegengewicht gegen den durchgehenden gedanklichen, idealistischen Inhalt des Ganzen. III 8 reicht hier nicht aus. Bei einem Nationalitätsterrain ohne allen staatlichen Hintergrund, dessen Käfigenge immer etwas Beklemmendes behält, war dies Moment gleichfalls keine unbedeutende Aushülfe. Fast noch wichtiger dünkt mich der 2te Punkt. Acosta widerruft um seiner Mutter u. Braut willen! Gut, aber weil wir dies wissen, so ist es ein sehr böses Ding, daß sein Nichtwissen dessen, was mit beiden während seiner Haft geschehen, durch einen Zufall bedingt ist. Als ich bis Seite 40 gelesen hatte, erwartete ich mit Nothwendigkeit, daß de Silva verlangen würde, daß Acosta nicht widerrufen, ohne den Tod der Mutter u. den Sturz Manasse's mit seinen Folgen erfahren zu haben. Der fanatische Santos konnte immerhin sagen:

Der Kirche ist's nur um den Widerruf!
Ist nur des Ketzers Hochmuth erst gebrochen,
Hat er das Urtheil selber sich gesprochen, —
Die eigne Arglist falle auf sein Haupt.

Verzeih die Unverschämtheit, daß ich selber in Versen spreche, aber mir steht die Nothwendigkeit dieses Conflictes klar vor der Seele. Und hatte Silva nicht den Muth, dem Acosta klaren Wein zu schenken, warum thut es Ruben nicht? Ruben, der eigends deßhalb, um seine Seele zu retten — zu ihm stürzt? Warum sagt der ihm bloß die Hälfte (IV z. S. 47), u. läßt sich die andere coupiren! Verzeih liebster Fr. das ist eine Unmöglichkeit. Als das Stück vorgelesen wurde bei mir, fuhr ich bei dieser Stelle auf wie von einem Pfeil getroffen. Daß Ruben zweimal mit der Nachricht von Judith ansetzt u. sie nicht herausbringt, daß er zu dem: „Nein, Bruder, Judith —" nicht das „ist Jochai's Braut" hinzusetzt ist eine psychologische Unmöglichkeit, auf diese Nadelspitze die Katastrophe zu stellen, halte ich für gefährlich, u. um so gefährlicher, da gar nicht zu begreifen ist, warum Ruben die Worte: „O schaudervolle Wendung" — bis „um eine Braut, die er verloren" in die blaue Luft hinaus zum Publikum u. nicht zu seinem Bruder spricht, da er doch gekommen, es diesem zu sagen. Sehe ich irgend recht, so hast Du Dir, indem Du das hier unnütze

Auftreten Rubens geschehen ließest, einen doppelten Schaden gethan, Du hast einen tiefen Zug zur Schilderung des pfäffischen Fanatismus verloren, und einen Zufall substituirt, den der Zuschauer sich nicht gefallen lassen kann."

Eine geradezu begeisterte Kritikerstimme meldete sich in der „Dresdener Abendzeitung" aus Chemnitz. Nach ihr hat das Stück dort „auf die gebildete Welt einen Eindruck gemacht, wie kaum ein klassisches. Man schwärmt für die poetisch-ideale Verbindung dieser Herzens- und Geistesgeschichte und für die herrliche Sprache, man begeistert sich an den philosophischen Ideen und ihren Beziehungen zur Gegenwart, man bewundert die von Akt zu Akt sich spannender gestaltende Handlung."

Die endliche Aufführung in Berlin verzögerte sich durch eine Krankheit des Uriel-Darstellers Hendrichs und so kam es, daß die junge Potsdamer Königliche Bühne unter Direktor Huth das Werk einen Monat früher, am 17. März 1847 aufführte. Die Besetzung der Hauptrollen war folgende: Acosta — Ascher; Judith — Frl. Rubenow; Manasse — Retzell; de Silva — Schunke; Santos — Hesse; Ben Akiba — Döring; Esther — Le Seur; Jochai — Kleinert; Spinoza — Frl. Schultz. Musikdirektor Hauser hatte zu den Melodramen und Zwischenakten eigens eine Musik komponiert, die sehr gelobt wurde.

Die Berliner Zeitungen berichteten natürlich auch über diese Vorstellung, doch lassen sich die Urteile zusammenfassen mit denen, die nach der Berliner Aufführung laut wurden.

Diese letztere fand denn endlich am 17. April statt mit folgender Besetzung: Uriel — Hendrichs; Judith — Stich; Manasse — Rott; de Silva — Hoppé; Santos — Franz; Esther — Crelinger; Jochai — Lavallade; Spinoza — Hartmann; Ben Akiba — Weiß. Döring hatte sich hartnäckig geweigert, diese Rolle, die ihm nicht wichtig genug schien, zu übernehmen. Über Hendrichs Leistung als Uriel liegt die Schilderung eines Kollegen Ludwig Dessoirs vor, die

jedoch an eine spätere Wiederholung anknüpft. Er schrieb am 9. November 1847 an einen Freund:

„Hendrichs sah ich als Canova, Uriel, Eduard in der „Familie“, Schiller und Tristan in „König René's Tochter“. Imposante Erscheinung, herrliches Organ — aber nicht für einen Gran Verstand. Vor der Aufführung des „Uriel“ soll ihm Gutzkow unter Anderm geschrieben haben, „daß in der Scene mit der Mutter Töne zum Vorschein kommen müßten, wie sie noch nie auf der Bühne gehört worden“. Das ließ sich mein Hendrichs nicht umsonst gesagt sein und legte los. „Die blinden Augen“ — ha! „Die Augen!“ — oh! — und so immer dieses unartikulirte Geschrei zwischen durch. Wo er schreien soll, lispelt er; bei ruhigeren Stellen brüllt er wie ein Stier. So läßt er auch gerade die gewaltigsten Stellen im vierten Akt, wie: „Stürzt ihr Felsen von meiner Brust“ rc. (die er im Hauchton sprach) und: „Wir wollen Freiheit vom alten Joch“ rc., mehr oder weniger fallen.“ —

Über diese Berliner Aufführung schrieb Gutzkows Schwager August Dieckhoff an den Dichter:

„ . . Ihr Uriel . . . ist mit ungewöhnlichem Enthusiasmus aufgenommen. Jede schöne, hervortretende Stelle wurde lebhaft applaudiert. Am Ende des 3. Akts wurde Hendrichs und dann der Verfasser mit einem beispiellosen Jubel gerufen. Ich habe sonst einen solchen Lärm noch nicht erlebt. Eine volle Viertelstunde dauerte das Rufen und Toben, bis angezeigt wurde, daß der Verfasser nicht anwesend sei . . . Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Ungeheure Massen von Juden darin. Auch der Prinz von Preußen mit seiner Gemahlin, der Prinz Friedrich, und ein fremder Prinz. Alle blieben bis zum Ende. Die Billets wurden zu enormen Preisen bezahlt . . .“

Zuerst schien es, als ob die Berliner den „Uriel Acosta“ überhaupt nicht würden zu sehen bekommen. Der Intendant Küstner nahm, wie Gutzkow wenigstens seiner Gattin klagte, erst wenig Interesse an dem Schicksal des Werkes, er „zuckte die Achseln“ und schließlich wurde die Dichtung „in allen In-

stanzen“ abgeschlagen. Da entschloß sich Gutzkow, ein unmittelbares Gesuch an den König zu machen, was ihm „sehr widerlich“ war. Das hatte in der That eine gute Wirkung. Kurz nach dem Erfolge in Dresden erhielt Gutzkow am 19. Dezember die Nachricht, daß sein Werk auch in Berlin freigegeben sei.

Natürlich behielt sich die Censur vor, es so lange durchzusieben, bis alles polizeiwidrige Unkraut herausgerafft war, und sie verfuhr mit einer gewissen Gründlichkeit. Die Dresdener Bearbeitung des Prinzen Johann war im großen Ganzen maßgebend, in einzelnen Punkten wurde sie sogar noch verschärft. Worte wie „Rabbiner“ und „Glaube“ schienen der Berliner Censur immer noch zu bedenklich, und sie läßt Santos in der Fluchscene statt „die Kirche stößt dich aus“ sagen „dein Volk verstößt dich“. Was an irgend eine bestehende Religionsgemeinschaft erinnern konnte, wurde unbarmherzig gestrichen und die Lücke nothdürftig verkittet.

Geradezu typisch ist die Aufnahme, die das auf so vielen Bühnen begeistert applaudierte Werk in Berlin seitens der Kritik fand, und sie verdient es, daß wir hier etwas näher darauf eingehen, nicht um die Wahrheit des alten Satzes zu beweisen: „Kein Prophet gilt in seinem Vaterlande“, sondern um an der Hand dieses Falles für die damalige Berliner Kritik einen Maßstab zu finden, der in vieler Beziehung charakteristisch ist.

Die „Vossische Zeitung“ meinte ziemlich wohlfeil: „Uriel mußte ausharren, ausdulden, und Stärke und Lebensmuth im unbezwinglichen Ringen nach Wahrheit und Freiheit finden.“ Gubitz, der für die „Vossische“ über die Berliner Premiere referierte, zollte dem Dichter hohe Anerkennung, tadelte nur, daß Uriel „kein kernhafter, zum Vorbild geeigneter Charakter sei.“ Mit den versöhnenden Schlußworten aber war er, wohl mit Rücksicht auf die Politik, ganz und gar nicht einverstanden: „War im Was Unwahrheit, wird das Wie gewiß nichts besseres.“

Der kompetenteste Richter für dramatische Angelegenheiten war in Berlin zweifellos H. Th. Rötscher. Die Haude- und Spenerschen „Berlinischen Nachrichten", in denen Rötscher seine umfangreichen und gründlichen, auf einer tüchtigen dramatischen Schulung gestützten Kritiken veröffentlichte, hatten schon nach der Potsdamer Aufführung geschrieben: „Erhebend und beruhigend wirkt die Idee, daß der edle hochherzige Mensch alles, selbst das Leben, opfert, um seine Liebe und die Freiheit seines Glaubens zu retten." Rötschers eigenes Urteil enthält manches Beachtenswerte; er hielt Uriels Widerruf für durchaus gerechtfertigt. „Hier erliegt der freie Denker einen Moment der Macht der Empfindung. Die im Judenthum so fest wurzelnde Liebe der Familie siegt über den Stolz des freien Denkers, der vor der Schmach des Widerrufs zurückbebt. Acosta fällt von sich ab, aber er erliegt in diesem Abfall nur der ihn übermannenden Gewalt des Augenblicks. Darin liegt also zugleich seine Schuld." Mit der Hauptkatastrophe konnte sich Rötscher ebenso wenig wie Stahr befreunden, weil sie zu sehr auf dem Zufall balanciere: „Spräche Ruben das Wort aus, so würde Acosta gar nicht zum Widerruf schreiten . . . Acosta müßte im Moment nach der Selbstverurtheilung in der Synagoge sich zur Verwünschung seiner Schwäche aufraffen und das Zeugnis des Geistes vom Geiste ablegen. Auch nicht der Schein, daß er den gethanen Schritt verwünsche, weil Judith ihm entrissen, durfte erweckt werden, dadurch ist die Erhebung Uriels befleckt. Das Pathos des freien, die Wahrheit suchenden Denkers müßte sich aus der augenblicklichen Erniedrigung, die er erduldet, durch seine eigene Kraft wieder herstellen, nicht durch den Verlust eines andern Gutes, wäre es auch der der Geliebten, wieder belebt werden." Uriels Untergang sei daher nicht genügend motiviert, er sollte leben bleiben und „die starre Satzung aus den Angeln heben." Die Erscheinung Spinozas nennt Rötscher unorganisch und unpsychologisch, er begrüßte aber, „trotz dieser Ausstellungen im Uriel Acosta eine bedeutende

dramatische Arbeit der Gegenwart" und wünschte dem Dichter daß er „in seinen nächsten Werken in der künstlerischen Weisheit der Motivierung den Uriel ebenso überflügeln möge, als er durch ihn seine früheren Arbeiten und die seiner dichterischen Genossen im gegenwärtigen Deutschland überboten habe."

Eine auf Rötschers Grundsätzen fußende Ansicht produzierte auch der „Figaro". Nach früheren Anfeindungen gegen Gutzkow kehrte er reumütig zum Lobe des Urieldichters zurück, brachte schon in Nr. 28 und 29 des Jahrganges 1847 einen Lebensabriß des historischen Uriel, „Acosta und Molcho" von S. Deutsch, und in Nr. 70 abermals eine historische Abhandlung von C. O. Hoffmann. Der Kritiker der Potsdamer Aufführung[214]) berief sich auf den Ausspruch in Rötschers Abhandlungen[215]), daß auch der ein tragischer Held sei, der „seine Idee gewiß durchgesetzt haben würde, wenn ihm nicht Berechtigungen entgegenträten, die er der Stimme seines Herzens folgend, nicht verletzen will, obschon ihm die Stimme der Vernunft sagt: „Diese Nachsichtigkeit ist dein Untergang." Er verspricht eine „Prüfung" der einzelnen Personen für später; hinterher, nach der Berliner Aufführung, verweist er wunderlicherweise auf seinen Essai gelegentlich der Potsdamer.

Die Stimme Rötschers wiegt selbstverständlich die große Anzahl kritischer Stimmen auf, die sich mit Entrüstung über das neue Werk Gutzkows erhoben. Wie weit man aber in seiner Verurteilung ging, was man alles zu Ausgangspunkten einer Polemik gegen den Dichter benutzte, mögen nur zwei Proben zeigen.

Die „Allgemeine Preußische Zeitung" verurteilt Uriels Widerruf mit der Entrüstung eines orthodoxen Theologen. Durch seinen Abfall habe der Philosoph Uriel unsere Achtung unwiederbringlich verloren. „Was tausend (?) Christen thaten, die um der Wahrheit willen Eltern und Liebe verließen — er vermochte es nicht, und untersteht sich noch, Moral zu lesen... So handelt ein geschwätziger Parteigänger, der ebenso gut auf

der entgegengesetzten Seite stehen könnte, aber kein großer Charakter, der den tausendjährigen Traditionen des strengen Judentums den Krieg zu erklären sich berechtigt fühlt". Warum Judith Gift nehme, heißt es, sei nicht zu begreifen. „Erst liebevoll genug, auf Kosten ihres Herzens ihrem Vater zu helfen, und dann so lieblos, den alten Mann mit ihrem Tode zu kränken (!), der ihm doch schmerzlicher sein muß, als sein Bankerott". Manasses Charakteranlage ignoriert der Kritiker völlig, Ben Jochai aber bedauert er des „schmählichen Wortbruches" wegen, den Judith an ihm begehe. „Der Mann gibt sein Geld, um den Vater solvent zu machen, unter der Bedingung, daß Judith seine Frau wird . . . wie, wenn nun Jochai sein Geld zurückzieht? Das arme Mädchen ist durch Acostas Unterricht ganz verwirrt geworden." Auch eine Auffassung! Das Auftreten des Spinoza nennt der Kritiker der „Allgem. Preuß. Ztg." eine sonderbare Grille, so hätte ungefähr H. Th. Rötscher die Gestalt des Spinoza „versinnlicht". Es war damals in Berlin noch Usus bei den Kritikern, sich gegenseitig in ihren Besprechungen Seitenhiebe zu versetzen. Auch J. L. Klein, von dem gleich die Rede sein wird, pflegte diesen taktvollen Brauch. — Die Gestalten des Manasse und de Silva werden „erträglich" gefunden; bei Ben Akiba faßt sich der Kritiker sogar ein Herz und nennt ihn eine „schöne Figur". Die Sprache sei edel und einfach, zumal Gutzkows reflektierende Natur ohnehin vor Schwulst geschützt sei, eine Logik, die verblüffend ist. Den eigentlich poetischen Geist, der ein Geist der Wahrheit sei, vermisse man jedoch in dem Stück.

Dann aber ist der Kritiker des Lobes überdrüssig, und er macht die Entdeckung, die Ideen des Stückes seien hier in Berlin bis zur Ermüdung „dagewesen", nur die gegenwärtige bewegtere Stimmung des Publikums habe den herausgeforderten Beifall gewährt. In großen Handelsstädten möge man froh sein, eine geistige Stimme inmitten des geräuschvollen Treibens zu vernehmen; in Berlin höre man „dergleichen Stimmen bis

zum Ueberdruß." Charakteristischer kann sich der großstädtische Hochmut „alles da!" nicht gebärden.

Die „Grenzboten", die auch über die Berliner Premiere einen Bericht brachten, tadelten dem gegenüber mit Recht, daß Gutzkows Werk mitten in die Aufregung heftigster politischer Parteikämpfe im Landtag hineingeschoben werde. „Muß der Autor sich mit Recht beklagen," meinten sie, „daß man sein Gedicht dem Publikum gerade in einem Zeitpunkt vorführte, wo das allgemeine Interesse von den bedeutendsten Lebensfragen in Anspruch genommen ist, so hatte er andrerseits ein Auditorium, das aus den Bewohnern der verschiedensten Provinzen zusammengesetzt, in seinem entschiedenen Beifall ihm gewissermaßen die Anerkennung der gesamten preußischen Nation kund gab für ein Drama, das ohne Frage die bedeutendste dramatische Schöpfung der letzten zehn Jahre ist."

Just wie eine Antwort auf die Kritik der „Allgem. Preuß. Ztg." klingt das Urteil im „Gesellschafter". Was jene unbegreiflich findet, hält dieser wieder für ganz berechtigt: „Judith weiß, wofür sie stirbt; sie stirbt für ihre Liebe, die sie im Konflikt mit ihrer Pflicht opfern mußte und söhnt so mit sich selbst aus." Der „Gesellschafter" aber kann wieder nicht begreifen, weshalb Uriel stirbt. „Für nichts, aus Verzweiflung, aus Lebensüberdruß." Die Frage, ob Uriels Wahrheit dadurch zum Siege komme, indem sie sich in dem Tode des Helden selbst als gerechtfertigt und triumphierend darstelle, beantwortet er mit Nein.

Man sieht also: Der Widersprüche unzählige. Wenn es aber nur bei solchen geblieben wäre! Nicht allein Gutzkows Werk, nein auch seine Person wurde in schmählichster Weise von den Kritikern seiner Heimatsstadt angetastet. Geradezu Unglaubliches hat in dieser Beziehung ein Kritiker geleistet, der in der Feuilletonbeilage (Nr. 19) der „Berliner Zeitungshalle" seinen ganzen Haß gegen den von der Muse begünstig-

teren Kollegen ausspie. Es ist niemand anders als J. L. Klein, der Verfasser zahlreicher, heute verschollener Dramen und der umfangreichen „Geschichte des Dramas“.

Klein eröffnet seine Kritik mit einem Witz, der am Abend der Vorstellung im Korridor des Schauspielhauses cirkulierte: „Lauter Juden und keine Handlung“ und kündigt an, daß seine ganze Besprechung weiter nichts sein könne, als eine Glosse dieses Witzes, den er nicht einmal selbst gemacht hatte. Der Finder jenes Witzes war nämlich ein Jude, Alexander Weill, der um den „Uriel Acosta“ sich insofern ein Verdienst erworben, als er zur Zeit der Entstehung dieses Werkes mit Gutzkow in Paris war; dieser pflegte, wie er selbst erzählt, ihm die einzelnen Akte gleich nach ihrer Vollendung vorzulesen, um jeden Irrtum in Bezug auf den jüdischen Ritus zu vermeiden. In dem Pamphlet „Der deutsche Roman, ein Mene Tekel“ von Friedrich W. Ebeling (Berlin 1891) ist sogar die — es fällt schwer, nur zu sagen — komische Behauptung aufgestellt, der „Uriel Acosta“ wäre ohne die „Bearbeitung und Zuthat des Straßburgers Alexander Weill ein halbes Pfuschwerk“ geblieben! Ob Ebeling, wie er dort verspricht, „an einem andern Orte“ hierauf zurückkam, ist mir nicht bekannt geworden; interessant wäre es jedenfalls zu erfahren, woher er diese Wissenschaft schöpfte. Wäre auch nur ein Körnchen Wahrheit darin, Weill hätte in der Vorrede zu den „Briefen hervorragender verstorbener Männer Deutschlands“ das sicher nicht zu erwähnen vergessen, denn diese Vorrede ist fast ganz gegen Gutzkow gerichtet. Weill berichtet aber hier: „Während seines Aufenthalts in Paris schrieb Gutzkow sein Drama Uriel Acosta, zu dem ich ihm einige hebräische Documente übersetzte. Er las mir das Stück vor und ich schrieb darüber meinem Freunde Theodor Kreizenach in Frankfurt ein kurzes Urteil mit diesen wenigen Worten: „Lauter Juden und keine Handlung!“ Ich verbot Kreizenach, auf Tod und Leben, ja nicht dieses Urteil in meinem Namen zu veröffentlichen. Er hielt

Wort, und Gutzkow hat nie in seinem Leben erfahren, daß ich der Verfasser dieses Bonmots war.“ (Weill „Briefe hervorragender ꝛc.“ S. 7).

Ist dieser Anfang der Kleinschen Kritik schon bezeichnend genug, so erhält sie noch eine besondere Beleuchtung durch eine kurze Skizzierung des Verhältnisses, in dem ihr Verfasser zu Gutzkow stand. Klein gehörte schon Anfang der vierziger Jahre zu Gutzkows schärfsten Gegnern. Gutzkow hatte über Kleins Drama „Maria von Medicis“[216]) eine ins einzelne gehende, sehr sachgemäße Kritik für den „Telegraphen“ geschrieben[217]), die allerdings darin gipfelte, daß die Anlage der Kleinschen Trilogie verfehlt sei, deren schärfster Ausdruck aber in Bezug auf die Form „ungenießbar“ lautet und die von persönlicher Abneigung nicht das geringste Zeugnis gibt. Um jedem solchen Einwurf zuvorzukommen, schloß Gutzkow seine Besprechung mit den satyrischen Worten: „Ich sehe mich vergebens nach einer Milderung dieses (strengen) Eindrucks meiner Kritik um und kann keine andere finden als die, — daß ich meine Leser auf die Vermutung führe, ob mir vielleicht Haß, gekränkte Eitelkeit und parteiische Mißgunst dieses Urteil eingeflößt haben möchten? Das wird es wohl sein. Herr Klein gehört nämlich zu meinen Gegnern.“

Kleins Kritik, die selbst in der ganzen Gutzkowlitteratur so ziemlich einzig dasteht, war die Abrechnung für jenes sachgemäße, begründete Urteil Gutzkows; ein Vergleich der beiden Essais, den ich hier nur gelegentlich punktieren kann, ergiebt, daß Klein bei der Beurteilung des „Uriel Acosta“ Gutzkows Tadel seiner „Maria von Medicis“ Schritt für Schritt gefolgt ist. Interessant ist es daher, die verschiedenen Ansichten der beiden Schriftsteller über die Bedürfnisse des Dramas festzulegen.

„Lauter Juden!“ beginnt Klein, gemäß seiner witzigen Losung, die nicht weniger als sechs lange Spalten füllende Zergliederung der Dichtung. „Herr Gutzkow ging hier offenbar in eine Falle,

die ihm sein Spekulationsgeist legte ... Herr Gutzkow scheint etwas von dem Geiste, den er dramatisirte, verschluckt zu haben ... Mußte Herrn Gutzkow nicht in die Augen springen, wie äußerst bornirt es sei, nichts als Juden einzuführen, wo alles Jude ist? ... Wer ließ Uriel einkerkern? Der freisinnige, tolerante Amsterdamer Magistrat! Und diesen Punkt hat sich Herr Gutzkow entgehen lassen? Einen Punkt von so ungeheurer Wichtigkeit? Einen Punkt, mehr werth als sein ganzes Drama? Lauter Juden! ... So geht es aber, wenn man sich mit lauter Juden einläßt. Der beste Rechner wird beschummelt und übers Ohr gehauen. Lauter Juden!" So geht das fort. Klein verweist auf das „beste biblische Drama", Racines „Athalia"; hier seien zwei Personen keine Juden; denn der Dichter dürfe dies Volk, das „zu wildem Samen entartet, unter den Weizen der Völker ausgestreut worden", nicht wie „eine Hand voll ausgerauften Unkrauts in die fünf Finger seiner fünf Akte fassen." Unkraut und Weizen hätten sich untrennbar vermischt. — Diese polemische Auffassung der Judenfrage darf einigermaßen überraschen bei einem Manne, der selbst Jude war.

Es gebe nur einen Gesichtspunkt, meint Klein, von dem aus ein Denker und Dichter die Juden der Darstellung würdig halten könne, das sei ihr Widerspruch gegen die Geschichte, wie dies „scheinbar verknöcherte Volk gleichwol von außernationalen Konflikten, gegen die es sich prinzipiell und dogmatisch abschließt, ergriffen, zermalmt und, trotz des Anscheins von Beharrlichkeit, in den Aneignungsprozeß der allgemeinen Bildung hineingerissen werde."

Damit glaubt Klein den Denker gerichtet zu haben. Daß der enge dogmatische Verband der Juden nur eine symbolische Grenze, daß diese ferner schon von vorneherein durch die Censur gezogen war, davon ist dem erleuchteten Kritiker und Dramatiker Klein kein Funke aufgegangen.

Mit dem Dichter ist Klein ebenso schnell fertig. Er be-

lehrt ihn zunächst, daß „der Nachdruck der Tragödie aus der Stärke der Gegenwirkungen entspringe, aus der pathetischen Macht und Erschütterung, mit welcher ihre Gegensätze aufeinander treffen.“ Dagegen läßt sich nichts einwenden. Diese Gegensätze aber sucht Klein nur in der freien Überzeugung Uriels und dem Fanatismus der orthodoxen Juden; den Kampf dieser beiden „gewaltigen Beweger“ will er dargestellt haben. Im „Uriel Acosta“ aber sieht er den Glaubenseifer nur „durch eine abgedroschene Bannformel“ bekräftigt, „hinter deren farbloser Allgemeinheit sich kein Körnchen Beglaubigung, kein nationaler Nerv verbirgt; durch ein Verhör, so unbedeutend, so dürftig, so seicht und gedankenarm,“ daß man fröstele, durch eine Synagogenszene, die aus Acostas Biographie entnommen, anstatt des Pomps „eines hochmütigen Pharisäertribunals . . . zu fünf in Leinentüchern gewickelten Rabbinern, die in leerer Synagoge Gericht halten, kahl und kläglich zusammenschrumpfe.“ Diese dürftige Strenge sei zwar durch das Ceremoniell geboten, aber das sei kein dramatisches Moment. Gutzkow hatte an Kleins „Maria von Medicis“ getadelt, daß er die „Exegese nüchterner Staatsweisheit“, den Staat selbst als Helden auf die Bühne gebracht und selbst einen ganzen Parlamentsakt vor sich gehen ließ. Diesen ganzen staatlichen Apparat, den Gutzkow bei Klein verurteilte, forderte dieser nun in ceremonieller Beziehung vom Dichter des „Uriel Acosta.“ Dann fällt Klein über die einzelnen Charaktere her, die sämtlich „bis zur völligen Abstumpfung und Entnervung, zur Eliminirung jedes pharisäischen Kitzels zur Rache und Verfolgung“ geschwächt seien. De Silva wird der Denunziant und Verleumder Uriels, ein ohrenhängerisches Mühlpferd des Gewohnheits-Glaubens, ein weicher Schuft genannt, Uriel selbst ein Affe Galileis, ein Narr, ein Schubiak, der für eine Gans — Judith — brenne, Jochai ein gemeiner Judenjunge, Manasse ein Couponjude u. s. w. Man muß Gutzkow unbedingt Recht geben, wenn er in seinen „Rückblicken“ klagt, daß die Angriffe

seitens seiner Gegner, unter diesen auch Kleins, ins „Unglaubliche" gingen.

Und der eigentlich dramatische Tadel, der unter all diesem Wust, um nicht mehr zu sagen, verborgen ist? Klein wirft Gutzkow vor, daß er „buntscheckig allerlei Beweggründelchen aneinanderkleckst" — die Antwort auf Gutzkows Forderung, daß Klein lernen müsse, „Fels auf Fels zu türmen", — daß er Mutterliebe und Mädchenliebe vermischt und beide Motive dadurch geschwächt habe. „Je vieldeutiger die Antriebe zum Widerruf, desto zweideutiger, desto unwahrer die Kraft der Ueberzeugung" 2c. Der Kern der ganzen Untersuchung ist folgender: „Die Liebe duldet keinen Gott außer sich, und wer sie vollends in Kampf setzt mit der Liebe zur Wahrheit, läßt unentschieden, auf welche von beiden er sich weniger versteht; ob er dürftiger ist als Kopf oder als Gefühlsmensch. Beide, die Leidenschaft der Ueberzeugung und die Leidenschaft der Liebe, sind unbedingte Alleinherrscher (!). Ihre Parität schließt jeden Konflikt aus. Keine darf unterliegen, darum dürfen sie gar nicht in Widerstreit geraten." Klein erklärt daher das Motiv der Liebe im „Uriel Acosta" für unmöglich. Gutzkow hatte ihm seinerseits in jener Kritik vorgeworfen, daß er dieses menschliche Motiv zu sehr vernachlässigt. Also Schlag auf Schlag! Klein nennt die Liebe im Drama geradezu öde und langweilig. Hatte Gutzkow nicht recht, wenn er ihn in seiner letzten Streitschrift „Dionysius Longinus" eine „Holofernesnatur" nennt?

Weiter brauche ich nichts anzuführen. Wer dem dramatischen Dichter diesen Konflikt, der geistige Mensch im Kampfe mit dem sinnlichen, das hohe Streben des Menschen im Widerspruch gegen seine menschlichsten Empfindungen, die die Umgebung von ihm zu fordern ebenso berechtigt ist, wie er als geistiger Kämpfer gezwungen, sie ihr zu versagen, — wer diesen Konflikt, der das Grundelement unzähliger Dramen bildet, dem Dramatiker einfach verbietet, der hat sein Recht,

auch nur als Thürhüter an dem Palast der Poesie zu stehen, verwirkt.

Ihren Höhepunkt aber findet diese Kritik Kleins in dem persönlichen Angriff gegen Gutzkow: „Uriels innerste Unwahrheit und Haltlosigkeit beweist, wehe, wehe! daß auch der, der solchen Wahrheitsmärtyrer schafft — es muß heraus, „ob auch Herzen brechen!" dieses Märtyrertum nicht kennt".

Hier haben wir die Kampfesweise, die fünf Jahr später auch Julian Schmidt mit leider zu gutem Erfolge gegen Gutzkow pflegte. —

Den Triumphzug, den „Uriel Acosta" gleichwohl über alle deutschen Bühnen machte, noch weiter zu verfolgen, liegt nicht im Interesse dieser Arbeit. Von größern Theatern folgte Wien fast an letzter Stelle. Erst die Revolution brachte das censurwidrige Werk am 15. Juni 1848 auf die Bretter des Burgtheaters.

Noch manches werden die Darsteller des Uriel von den Schicksalen dieses Werkes zu erzählen wissen. Ich beschränke mich hier darauf, die interessante Erinnerung eines älteren Schauspielers über die Aufnahme des „Uriel Acosta" im Auslande anzuführen. Der frühere Heldenspieler des Dresdener Hoftheaters, jetzt Professor Carl Porth, setzte es während seines Engagements am Kaiserlichen Theater in St. Petersburg (Anfang der sechziger Jahre) durch, das Stück daselbst einzuschmuggeln. Er erzählte darüber der „Dresdner Zeitung":

„Eine stattliche Reihe von 15 Jahren war seit dem Erscheinen des „Uriel" in den Zeitenstrom dahingerauscht, immer und immer wieder hatte man bei der strengen Russischen Censur angefragt, ob das Stück gespielt werden dürfe. Aber immer war man mit der Antwort abgezogen: „Schweigen Sie mir von dem ver . . . . Freiheitsstück!"

Mir war es aufgespart, den Bann zu brechen. Bereits seit Jahr und Tag war ich in Petersburg, hatte mir schnell Freunde meines Talents und Strebens erworben und unter

anderen den damaligen Censor der dramatischen Litteratur, Excellenz v. N.

Diese alte Excellenz war ein feiner, lieber Herr, der sich für das Deutsche Theater interessirte, oft in Berlin gewesen war und zu seinen schönsten Erinnerungen die dort gesehenen Leistungen von Döring, Rott, Hendrichs, sowie vom „alten Gern“ zählte.

Da Herr v. N. wußte, daß ich direkt vom Königl. Schauspielhause in Berlin, wo es mir vergönnt gewesen, fünf Jahre lang mit drei von den vier genannten Künstlern (Rott wurde ein Jahr nach meinem Eintritt bereits pensioniert) zu wirken, in die Petersburger Stellung gekommen war, so brachte seine Schwärmerei für die genannten Künstler und mein ehemaliges Verhältnis zu denselben zwischen uns eine intimere Beziehung hervor, als dies mit vielen meiner Kollegen der Fall war, und oft erheiterte ich den alten Herrn dadurch, daß ich die mir von der Natur verliehene Imitationsgabe benützte und die Berliner Schauspieler in Ton und Bewegung kopierte.

Während meines Engagements in St. Petersburg war es Sitte, daß die hervorragenden Mitglieder der Kaiserlichen Theater in jeder Saison Benefize hatten. Die Wahl des Stückes, die Honorarkosten für dasselbe fielen dem Benefizianten zu. Auch an mich waren wieder die Benefiz-Sorgen herangetreten und ein Kollege sagte mir halb im Scherz: „Versuchen Sie es doch einmal mit dem „Uriel Acosta!“

Mit dem frischen Mut der Jugend fahre ich zu meiner alten Excellenz, welche damals leidend das Zimmer hüten mußte, und brachte meinen Wunsch vor; lange drückende Pause — ich sehe auf dem Gesichte des Herrn v. N. den Kampf zwischen der Teilnahme an mir und seiner Pflicht, Rußland vor Freiheitsstücken zu bewahren. Endlich den Bescheid, er sei leidend, könne das Stück nicht lesen, ich möge es einsenden und er wolle es befürworten.

Dies war immer der Ausweg in zweifelhaften Angelegenheiten, welche gewöhnlich mit einem abschlägigen Bescheid zur Ruhe gelegt wurden. Ich gab mich darum mit dem „Befürworten“ auch nicht zufrieden und bat die Excellenz, ihr das Stück vorlesen zu dürfen, sowie unter Hochderen Aufsicht Striche und Änderungen vorzunehmen. Nach vielem Hin- und Herreden wurde mir eine Stunde zum Vorlesen bestimmt. Das Resultat dieses Vorlesens, bei welchem ich die etwa „für den Staat“ gefährlichen Stellen des Stückes teils gestrichen, teils mit abfallendem Tone gesprochen hatte, war - die Freigabe des Stückes zur Aufführung. Wer war froher als ich! Die Vorstellung, an welche man nicht glauben wollte, war angekündigt — Tags vorher das Theater bereits ausverkauft, meine Einnahme glänzend. Das Stück und die Darstellung desselben wurde von Akt zu Akt mit steigendem Jubel aufgenommen, welcher sich im 4. Akt, als ich die Stelle des Uriel: „Wir wollen Freiheit von dem alten Joch!“ (beim Vorlesen von mir weggelassen, notabene) sprach, in einer Weise losbrach, daß mir auf der Bühne selbst bange wurde.

Die Aufführung des „Uriel“ fiel gerade in die Emanzipationsfrage der Leibeigenen. Nur der, welcher damals in Rußland, respektive in Petersburg gelebt hat, weiß, wie einschneidend diese Frage in alle Verhältnisse eingriff. Noch jetzt, nach achtzehn Jahren, steht mir der Eindruck lebendig vor der Seele, als nach Eröffnung des Ukas, welcher die Leibeigenschaft aufhob, Kaiser Alexander II., dieser große und gütige Fürst, aus der Manege auf den mit tausenden freigewordener Menschen geführten Platz trat, und unter Schluchzen, Jubel, Lachen und Weinen in seinen Wagen gehoben wurde.

Jene oben erwähnte Stelle des „Uriel“ hatte man natürlich auf die gegenwärtigen Verhältnisse tendenziös bezogen.

Meine alte Excellenz war ihres Leidens wegen nicht im Theater gewesen, doch wurde ihr sofort, was geschehen war, polizeilich gemeldet. Ich erhielt eine „ellenlange Nase“ für die

gesprochene, betreffende Stelle, doch traf, zur Beruhigung vieler ein, was ich auf die Nase geantwortet hatte: bei den Wiederholungen der Vorstellung wird kein Spektakel mehr sein! — Uriel Acosta ist in Petersburg Repertoirestück geblieben und in den folgenden Jahren von verschiedenen Künstlern gespielt worden.

Von den Darstellern der Hauptrollen jener hier erzählten ersten Aufführung des „Acosta" leben nur noch zwei — Meister Friedrich Haase, welcher den „Ben Akiba" spielte, und der damalige „Uriel". Nicht unerwähnt will ich lassen, daß Gutzkow für das Aufführungsrecht in Petersburg ein Honorar von sechs Friedrichsdor von mir beanspruchte. Für den „Uriel Acosta" dieses kleine Honorar, während jetzt oft mit dem „blödesten Blödsinn" Tausende an Tantièmen eingestrichen werden."

Dieser Mitteilung, deren Wortlaut ich der persönlichen Liebenswürdigkeit ihres Verfassers verdanke, will ich hier nur noch die eine statistische Notiz hinzufügen, daß einer der gefeiertsten Uriel-Darsteller, Ludwig Barnay, diese Rolle nicht weniger als 180 Mal auf 57 deutschen und ausländischen Theatern gespielt hat.

Zur Aufführung des „Uriel Acosta".

Dramaturgische Skizze.

Eine talentvolle Schauspielerin sagte mir einmal: „Was der Dichter über Spiel ꝛc. anmerkt, das hat für mich überhaupt nicht die geringste Bedeutung." An dieses nur zu aufrichtig gemeinte Wort werde ich stets bei Aufführungen des „Uriel Acosta" gar lebhaft erinnert; zeigen sie doch eine der schlimmsten Gewohnheiten unserer, selbst königlichen Bühnen, das Werk eines Dichters genau in der Form, die es bei der ersten Aufführung aus zufällig sich ergebenden Gründen annehmen mußte, beizubehalten, ohne Rücksicht auf die Änderungen und Besserungen, die der Autor in den Ausgaben letzter Hand vorgenommen, überhaupt auf den Wechsel aller einwirkenden Faktoren, seien sie nun Censur, Individualität der damaligen Schauspieler und ähnliches. Das Königliche Schauspielhaus in Berlin und ebenso das zu Dresden legen zu ihren Aufführungen des Gutzkowschen Werkes immer noch den ersten Manuskriptdruck aus dem Jahre 1846 zu Grunde, der durch Striche und Bemerkungen von den verschiedensten Händen für den Souffleur kaum mehr entzifferbar ist; ich habe mich mit eignen Augen von dieser beschämenden Sparsamkeit unserer Königlichen Institute überzeugt. Als Gutzkow einmal die Dresdener Intendanz bat, die wenigen Silbergroschen nicht zu scheuen, um „wohlfeil und schnell zur gegenwärtigen richtigen und allein den Wünschen des Autors entsprechenden Fassung des Stücks zu gelangen" begründete er seinen Wunsch

ausdrücklich: „Der Umfang in diesem gedruckten Exemplar ist auf einen mittleren Theaterabend berechnet. Deshalb bitte ich um keine Striche! Alle Striche, die sich in dem gegenwärtig hier in Gebrauch befindlichen Exemplar vorfinden, sind störende Eingriffe in den Zusammenhang des Werks. Die Zusätze in den neuen Costenobleschen Ausgaben bestehen nur aus wenig Versen, die aber dringend notwendig sind zum besseren Verständnis im Publikum." Dies schrieb Gutzkow, nachdem er sein Meisterwerk unzählige Male auf den Brettern gesehen, seine Bühnenanschauung davon sich also vollständig gefestigt hatte; und es ist Unrecht, von den Strichen, die der Autor bei der ersten Aufführung der Not gehorchend allerdings selbst angebracht, noch heute, wo diese Zwangslage nicht mehr vorhanden ist, rücksichtslos Gebrauch zu machen.

Soviel im allgemeinen. Und nun zur Vorstellung im einzelnen; ich kann mich bei den nachfolgenden Ausführungen zum Teil auf Originaläußerungen und Wünsche Gutzkows berufen.

Der erste Akt beginnt mit dem Besuch Ben Jochais bei de Silva. Jochais Rolle ist für die Darstellung nicht sehr dankbar, weil er auf der Szene zu wenig selbsthandelnd auftritt. Jedoch ist er durchaus keine Statistenfigur, die nur zur Folie für Uriel dient. Er ist das Gegenspiel im Drama. Er wirkt zunächst, ohne zu wollen, durch sein Dasein allein indirekt auf Uriel ein und giebt im 2. und 4. Akt den Anstoß zu den Hauptbegebenheiten. Im 2. Akt ist er allerdings mehr das Werkzeug de Silvas; doch gerade das Dazwischentreten des Feindes läßt Uriels flammende Entrüstung auflodern. Und im 4. Akt sind es die Niedertracht Jochais, der Judiths Vater gestürzt, und sein triumphierender Hohn über seinen Nebenbuhler, der Uriel gleichsam frei macht von aller Fessel. Das treibende Motiv ist für Jochai der Haß gegen den bevorzugten Rivalen; und dieser Haß ist in der ganzen Anlage des Stückes, gleich in der Exposition sehr wohl motiviert.

Er ist ein durch und durch materieller, aber weltkluger Mensch und ein geriebener Kaufmann; Manasses künstlerische Neigungen verachtet er, denn er ist weitgereist und hat alles im Original gesehen, „was sich Manasse auf Hollands Wiesen nachzukünsteln müht.“ Manasses Verschwendung ärgert ihn. Judiths innerer Wert kümmert ihn wenig; nur ihre körperlichen Reize haben seine Leidenschaft geweckt, und eine Trennung von sechszehn Monaten, die Judith zur Jungfrau heranreifen ließen, hat den Einfluß des schönen Weibes auf seine Sinnlichkeit noch erhöht. Deshalb durchtobt eine lodernde Eifersucht den auf seinen Geldsack protzenden Genußmenschen, als er statt der entgegenjubelnden Braut ein bei seinem Anblick zu Tode erschreckendes Weib in trautem Beisammensein mit einem andern findet. Sein Mangel an sittlichem Zartgefühl zeigt sich besonders im 5. Akt, als Judith ihm durch Priesterwort angetraut ist. Da entblödet er sich nicht, vor den Freunden sein Glück zu preisen, in Judiths körperlichen Besitz zu gelangen, und das Festgelage geht ihm weit über die Sorge um sein verzweifelndes Weib.

Als reichster Erbe Hollands ist er nicht gewohnt, hinter jemand zurückzutreten, und nun steht da vor ihm ein Unbekannter, der nichts als Geist sein eigen nennt und ihn aus seinem Recht verdrängen will; aber sein Stolz ist nicht gesonnen, auch vor dem „höchsten Ruhm“ nur einen Schritt zurückzuweichen. Er betrachtet Uriel als sozial weit unter ihm stehend, deshalb lehnt er auch, weniger aus Feigheit, Uriels spätere Herausforderung ab. Uriel soll ihm weichen, und um dies zu erreichen, verschmäht Jochai, durch Judiths verächtlichen Hohn gereizt, kein Mittel der Intrigue. Als geschickter Handelskünstler weiß er in ein paar Tagen Manasse zu Fall zu bringen und durch seine zahlreichen Freundschaften den Handel, mit dem sich Uriels Brüder ernähren, zu untergraben. Und als Manasse hülflos in der Schlinge sitzt, bietet er die Hand zu friedlicher Entscheidung.

Die erste Fassung des Stückes hatte noch einen häßlichen Zug, den Jochai später auch Uriel gegenüber nicht verleugnet, der ihn aber Judith und Manasse gegenüber geradezu abstoßend macht. Die 8. Scene des dritten Aktes, die in der 5. Auflage ganz wegfiel, läßt ihn bei dem verzweifelnden Manasse erscheinen und mit teuflischem Behagen und schadenfroher Bosheit Judith und ihrem vor dem Ruin stehenden Vater, der in drei Tagen ein Bettler sein wird, wie schon einmal in seinem Leben, eine Versöhnung um den Preis Judiths vorschlagen. Doch ist schon in der 1. Aufl. angemerkt, daß diese Scene, merkwürdigerweise mit dem wichtigen vorhergehenden Monolog Judiths, gestrichen werden könne. Um den Inhalt aber nicht verloren gehen zu lassen, da er für das Verständnis von Wichtigkeit ist, ist in die 1. Scene des vierten Aktes eine den Sachverhalt aufklärende Rede de Silvas eingeschoben, die bei der Aufführung ja nicht fortgelassen werden darf. In der Manuskript-Ausgabe standen hier außerdem noch fünf Verse, die Jochais Bosheit mit seiner Leidenschaft entschuldigen, und seinen abstoßenden Eindruck ein wenig zu mildern geeignet sind:

„Ihr seid so schön, daß selbst von Eurer Hand
Verwundende Verletzung minder schmerzt . . .
Ich bitt' Euch, überhebt mich einem Kampf,
Wo ich der Leidenschaft nur unterliege . . .
Ihr könnt mich besser machen als ich bin."

Ein maßloser Rachedurst treibt dann Jochai im vierten Akt, über die Schmach seines erlegenen Gegners zu triumphieren. Als erster will er den auf der Kirchenschwelle Büßenden mit seinem Fuße treten. Doch dieser wahnsinnige Haß rächt sich an ihm selbst. Kaum getraut mit Judith, steht Jochai an der Leiche seines jungen Weibes, wortlos und vernichtet, ein betrogener Betrüger. Dieser Anblick ist auch auf sein hartes Gemüt nicht ohne Wirkung, und sein selbstverschuldetes Geschick ist nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter geblieben.

Vor Judiths Leiche fällt seine wilde Rachsucht wie ein Aschenhaufen zusammen.

Die Züge, die der Dichter dieser Figur gegeben, sind etwas dürftig, wenn auch an einzelnen Stellen die Charakteristik schlagend ist. Um so sorgfältiger muß der Schauspieler sein, besonders im ersten Akt, wo Jochai seine einzige große Scene hat. So wie er in de Silvas Zimmer tritt und auf des Arztes Fragen antwortet, muß der Zuschauer, noch ehe de Silva es ausspricht, merken, daß ihn etwas drückt. Es muß daher scharf charakterisiert werden, daß ihm de Silvas Fragen und philosophische Erörterungen höchst lästig sind, und daß er nur auf den Augenblick wartet, dem alten Hausfreund Manasses das mitzuteilen, was ihn hergeführt: die offenkundige Untreue Judiths. Sind seine ersten Antworten kühl, gleichgültig, von einer schlecht verborgenen Ungeduld getragen, so muß die Erzählung, wie er Judith und Uriel überrascht, mit immer mehr steigendem Feuer hervorbrechen, bis sie schließlich in den Worten „Daß Eure Nichte mir die Treue brach" ihren Höhepunkt findet. Es ist keine innere Entrüstung, die zum Ausdruck kommt, sondern gekränkter Hochmut; und auch in der folgenden Scene muß dieser Dünkel Uriel gegenüber stark betont werden. Kalt, mehr als konventionell-höflich muß das Anerbieten von Unterstützung seinerseits gemacht werden; Jochai und Uriel treten sich gleich im ersten Akt als unversöhnliche Feinde gegenüber und Jochais Abschiedsgruß muß Hohn durchklingen lassen.

Die zweite Figur, die in der 1. Scene auftritt, ist der Arzt und Theologe de Silva, Uriels ehemaliger Freund, Jochais Verwandter, beider Lehrer, Manasses Schwager, eine meisterhafte tragische Verknüpfung. Der Dichter selbst nennt ihn einen „feurigen" Charakter, außerdem einen „humoristischen Polterer". Dies vom Dichter gewollte Moment muß in der Unterhaltung mit Jochai stark zum Ausdruck kommen; allerdings hat sich der Darsteller vor Übertreibung zu hüten, denn de Silva verdient ernst genommen zu werden. Gleich

im 1. Akt muß er sich in seiner reizbaren Art einführen. „Rasch in der Liebe, rasch im Haß“, wie Uriel ihn nennt, lodert er in heftigem Unwillen auf gegen den undankbaren Schüler, der einst gläubig zu seinen Füßen gesessen und nun in seinem Buche den alten Lehrer selbst nicht respektiert. Zwar überredet er sich, daß Uriel sein Feind sei und erst weist er dessen Hand zurück, denn seine schriftstellerische Eitelkeit ist verletzt, doch bald ist sein gutes Herz wieder versöhnt; und als erst die Gefahr sich um seinen einstigen Liebling zusammenzieht, vermag er sein Mitleid und seine Freundschaft für ihn nicht zu verbergen und die Verantwortung des „schmerzlich-ernsten“ Auftrags der Synagoge fällt ihm schwer auf die Seele. Die an Uriel gerichteten Worte nach Empfang des Buches müssen in echt „mitleidsvollem“ Ton ihm von Herzen kommen. Silva ist ein Philosoph, das verrät schon sein ganzes Reden, seine Neigung zu Antithesen, diese Lust am Disputieren, Verallgemeinern, am Ordnen nach logischen Gesichtspunkten erstens, zweitens. Er wird auch der Träger der Grundidee des ganzen Dramas, er arbeitet sich im Laufe der Handlung zu der Wahrheit durch, die in den schönen Schlußversen als des Dichters eigene Überzeugung verkündet wird und die nicht seelenlos hineinverarbeitet ist, sondern erworben wird innerhalb des Dramas von einem, der mit hellem Verstand und tiefem Gemüt ein redliches Streben nach Wahrheit verbindet. Deshalb muß de Silvas Erbitterung gegen die Gewaltthätigkeiten der Priester von Akt zu Akt gereizter und heftiger werden, deutlich zunehmen. Unrecht ist es daher auch, daß im 3. Akt mit Rücksicht auf alte Censurstriche noch heute die Worte Manasses an de Silva: „Ihr liebt doch selbst die Priester nicht von Herzen; wie ist es möglich, orthodox zu sein!“ unterdrückt werden; sie sind die Vorbedingung für die Entwickelung de Silvas.

Nach einer meisterhaften Exposition erscheint in der 2. Scene des ersten Aktes Uriel. Zunächst das Äußere des

Helden. In der zwölf Jahre vor dem Drama geschriebenen Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“, die denselben Stoff allerdings in anderer Entwickelung behandelt, für das Milieu aber immerhin maßgebend ist, schildert Gutzkow seinen Helden folgendermaßen: „Es war eine hohe, herrliche Gestalt, vom kräftigsten und ebenmäßigsten Gliederbau, das Antlitz dunkel und mit vollem Barte bedeckt, die Miene ernst, verschlossen, nur selten von einem Zucken um die Mundwinkel überrascht, aber das Auge matt, in sich zurückgezogen. Das phantastische, ritterliche Gewand vermehrte die edle Haltung und den Anstand, der seinem Benehmen angeboren schien“. Diese Anforderungen an die äußere Erscheinung sind nun nicht immer leicht zu erfüllen. Es muß aber darauf gesehen werden, daß Uriel auch nicht äußerlich dem vielleicht etwas geckenhaft eiteln Jochai gegenüber eine traurige Figur macht. Das schwarze Kleid eines jüdischen Rabbi, mit dem die Darsteller durchweg erscheinen, legt diese Gefahr nahe, besonders wenn auch noch die Figur wenig imposant ist. Das „phantastische, ritterliche Gewand“ des Helden der Novelle ist infolge der veränderten Eingangssituation nicht zu gebrauchen. Außerdem soll Uriel einen „weiten Mantel“ tragen, was auch im Drama geboten ist, da er im 1. Akt abreisen will, jedoch nicht, um den hilflosen Händen des Darstellers damit einen bis zur Ermüdung verbrauchten Haltepunkt zu geben. Im übrigen heißt es in einer Vorbemerkung der Manuskript-Ausgabe wörtlich: „Da sämtliche Personen dieses Dramas Israeliten sind, so muß der Verfasser bemerken, daß sie alle in der kleidsam romantischen Tracht der spanisch-niederländischen Mode von 1640 auftreten und bei keinem einzigen Charakter, selbst dem des Akiba nicht, Dialekt angedeutet werden darf. Jeder, auch nur der leiseste Versuch jüdischer Eigentümlichkeiten in Sprache oder Benehmen muß in diesem Drama gänzlich fallen. Da in diesem Stück alle Juden sind, so ist es keiner.“

Dann das Spiel Uriels im 1. Akt. Vor allem muß sich

der Darsteller hüten, Uriel irgend wie gegen de Silva, selbst nicht gegen Santos ausfällig werden zu lassen. Seine Stimmung ist trübe und gedrückt; die Folge des schweren Entschlusses, zu fliehen, dem Herzen zu entsagen, um dem Geiste zu leben. Die traurige Ahnung erschwert ihm den Gang, daß er seinen greisen Lehrer wohl nie wiedersehen werde. Dieser elegisch-resignierte Ton, der schon in den schwermütigen Versen klingt: „Nur Abschied wollt ich friedlich nehmen, Silva, von Euerm weißen Haar", muß vorherrschen bis zum Schluß des ersten Aktes. Er kommt nicht zu de Silva, zu rechten oder sich zu verteidigen; dessen Vorwürfe weist er ruhig und versöhnlich zurück; er möchte in Frieden von ihm scheiden. Jochai gegenüber beherrscht er sich. Auf keinen Fall darf er seine Feindschaft gegen seinen Nebenbuhler stark markieren. Nur einmal quillt der Trennungeschmerz unhaltbar aus seiner Brust hervor; die Sehnsucht nach der Geliebten bricht aus in eine begeisterte Schilderung ihres Wertes. Das muß um so reiner hervorkommen, als er bei Jochai dafür keinem Verständnis begegnet.

In einem Briefe an Bogumil Dawison vom 2. Nov. 1861 hat der Dichter ausdrücklich eine entsprechende Anweisung gegeben: „Hüllen Sie Ihre scharfe, dialektische, epigrammatisch hervortretende Natur und Persönlichkeit in einen gewissen dämonischen und ich möchte sagen breiten Nimbus! Ich höre, Baison unterstützte sich — durch einen langen Schleppmantel. Dazu könnte ich kaum raten. Aber vielleicht etwas Scheues und Verlegenes beim ersten Auftreten, ein Zurückhalten der Rede . . . und dann ein dumpfes, dem Stubengelehrten entsprechendes Einsetzen des Tones. Gerade, daß ihm Judith ihre Liebe anträgt, ihn hervorzieht und vor anderen Menschen für ihn einstehen muß, beweist für den menschenscheuen, ängstlichen Grübler. Der Kopf schön und doch anfangs etwas gebückt. Im ersten Akt und beim ersten Auftreten lange an der Thür verweilen und dort bescheiden

leise sprechen . . . nicht sogleich ein Hier bin ich! . . . Der Anblick Jochais kann Uriel gewiß bestimmen, sein erstes Zutreten auf Silva plötzlich zu hemmen und sich so zu halten, als bereute er, gekommen zu sein!"

Wenn Santos dann auftritt, darf Uriel die Worte „Die beiden Kerzen scheinen Euch die Sonne? Was soll ich hier? Was hätt' ich zu vernehmen?" ja nicht aufgebracht voll Hohn und Trotz hinwerfen, vielmehr muß die erste Zeile mit leisem ironischen Mitleid, die zweite langsam gesprochen werden; denn Uriel ahnt gleich, um was es sich handelt. Im Spiel aber ist weiterhin deutlich zu machen, daß etwas in ihm vorgeht, damit nicht die Aenderung seines Entschlusses überrascht. Der letzte Monolog muß gemäßigt beginnen, kräftiger einsetzen mit den Worten „das war gefehlt", um ohne zu großes Pathos, wozu die Verse leicht verführen, sich zu dem Schlußmoment zu erheben: „Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen".

Zu Anfang des zweiten Aktes treten zwei neue Personen auf, Manasse und Judith. Die Rolle des ersteren giebt, wenn sie nicht zu sehr zusammengestrichen wird, dem Darsteller die beste Gelegenheit zu einer trefflichen Charakteristik, denn sie ist die künstlerisch abgeklärteste Gestalt im ganzen Drama, der Dichter hat viel von seinem eigenen Selbst hineingelegt, und besonders in den Scenen mit de Silva muß der Gegensatz der beiden so völlig verschiedenen Naturen scharf in die Augen springen. Manasse ist der Vertreter des stillen Lebensgenusses, des behaglichen Sicheinspinnens in die Welt der eigenen Neigungen und Gedanken. Nicht immer hat er in diesem engen Kreise sein Genüge gefunden. Böse Erfahrungen mit der Liebe seiner Mitmenschen haben ihn zurückgescheucht von aller näheren Berührung mit ihnen. Als er vor Jahren durch unglückliche Spekulation zum Bettler geworden, sah er sich von allen Freunden verlassen:

„Ein wenig Mitleid, manche gute Lehre,
Ein Seufzer hier, ein Achselzucken dort,
Mehr fand der Scheiternde am Ufer nicht."

Nur sein Weib hat treu zu ihm gehalten. Da ist sein Herz erkaltet gegen die Menschen:

„Die Menschen haſſ' ich nicht —
Doch hab' ich auch den Drang nicht, sie zu lieben."

Durch eigne Kraft hat er sich wieder emporgearbeitet, doch sein Vertrauen zu Fremden ist vernichtet:

„. . . dies Gefühl des Elends,
Daß man allein nur sich vertrauen darf,
Daß Keiner für uns in die Schranken tritt,
Daß wir nur selbst, ein Weib, ein Kind vielleicht
Die Schmiede unsres Glückes sind — o sieh!
Da hab' ich mir mein Leben in den Bann
Des eigenen Behagens eingepfercht
Und leide bitter, wenn mir so die Welt,
Die wirkliche, ans stille Fenster pocht."

Die Bitterkeit, die in diesen still ergebenen Versen dennoch liegt, hat im Laufe der Zeit einer sanften Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt Platz gemacht. Alle seine Liebe widmet Manasse seiner nächsten Umgebung. Die Kunst ist seine Trösterin, seine Geliebte geworden; außerhalb seiner Geschäftszeit lebt er nur für seine „Wunderbauten", seinen Park, seine Wasserkünste und Marmorbilder, „die er nach Antiken sich fert'gen läßt in Florenz und Venedig", für Rubens nnd van Dyck.

Für diese seine Neignng ist dem vermögenden Kaufmann keine Summe zu hoch, und viel lieber als in seinen Handelsbüchern liest er in dem kleinen Bande, wo alle seine Schätze mit den Ankaufspreisen verzeichnet stehen, und zwar

„. . . viel zu hoch nach dem Tarif der Börse."

Nicht allein der Anblick des Kunstwerks befriedigt ihn, ihn beruhigt nur der Besitz desselben,

„Dies heimlich stille, trauliche Gefühl,
Das Schöne für sich selber zu genießen,
Für sich allein, gestört von keinem Auge,

Von keiner blinden Neugier angeredet,
Von keinem halben Kennerwort gestört;
Nur Eines in der ganzen Welt, wie dies!
Hier, wo sich Alles ewig wiederholt,
Ein schönes Etwas einmal nur vorhanden,
Und dieses Eine, Aechte, Allbekannte,
Wie die Geliebte, heilig, unentweiht,
Nur uns gehörend, uns nur hingegeben —
Da sprechen diese Menschen noch von Zahlen!"

Diese Verse sind besonders charakteristisch für Manasse, und es ist Unrecht, wenn sie, wie gewöhnlich, bei der Vorstellung fortgelassen werden, wo sie doch als stimmungsvoller Eingangsakkord des 3. Aktes gewiß am Platze sind. Zwar hat Gutzkow selbst sie in der Manuskript-Ausgabe mit Klammern versehen, zum Zeichen, daß sie gestrichen werden können, doch nur der Not gehorchend. In allen andern Auflagen aber hat er sie ungekürzt beibehalten. Doch hat jene Vorsorge für etwaige Striche, wie sie bei der Länge des Stücks zu erwarten waren, noch eine andere Änderung veranlaßt. Fallen diese Verse aus, so passen Judiths Worte beim Eintreten nicht, wie sie in der 1. Aufl. stehen:

„In diesen Bildern scheint ihr wie verloren."

Die Manuskript-Ausgabe hat deshalb „In Eurer Arbeit". Die 5. Aufl. nahm diese Version dem Sinne nach wieder auf, setzte dafür „In Euerm Abschluß", mußte deshalb aber als einen sinngemäßen Übergang einschieben:

(Er kehrt zu dem großen Buche zurück.)

„Und dennoch mahnen sie, wenn sie nicht stimmen! ...
O schwere, schwere Sorge! ... Wenn ich wieder —?!"

(Er verfällt in trübes Sinnen.)

Das „sie" bezieht sich auf das letzte Wort des vorhergehenden Verses, „Zahlen".

Von niemand anders hat Gutzkow jenen Zug entlehnt als von dem weisesten aller Lebenskünstler, dem universalsten

Kunstsammler, von Goethe. In seinem Buch über diesen erwähnt er jenen Zug: „Göthe, innerlich etwas zu verlieren fürchtend, suchte sich dadurch zu schützen, daß er äußerlich Alles zu besitzen trachtete . . . Denn erst der Liebhaber, der seinen Wünschen nichts versagt, kann das Idealische genießen, weil es seine Natur ist, es sogleich, wenn nicht innerlich, doch äußerlich anzukaufen. Göthe hat naiv eingestanden, daß ihn Kunstwerke erst beruhigen, wenn sie sein Eigenthum sind"[218]).

In diesem selbstgeschaffnen Reich nun waltet Manasse voll Befriedigung und stillnaivem Gefallen.

„Mein Glück daheim im eigenen Besitz,
Das stille Walten friedlichen Behagens"

darin geht sein Herz auf.

Nur dem reiferen Alter, der Ruhe nach einem bewegten Leben, vermag sich dieses Glück in seinem ganzen Reiz zu entfalten, nur wo schon die Leidenschaft sich gelegt, wird dem Menschen die Pforte in dieses idyllische Paradies geöffnet.

Am Wochenende liebt es Manasse, wenn er von der Amsterdamer Börse in seine Villa zurückkehrt, Gäste um sich zu sehen, doch nur mit frohen Gesichtern. Denn er flieht alles, was ihn an Schmerz erinnert. Er ist nicht gefühllos, aber er unterdrückt den Schmerz und sucht ihm durch Ablenkung des Geistes den Stachel zu rauben. Deshalb will er von Silva, der den gestörten Frieden seines Hauses wieder herstellen möchte, nicht Klage noch Vorwurf, am wenigsten aber Trost. Mit dieser Ruhe des Geistes, dieser gewaltsamen Ergebung hat er sein Weib, seinen Sohn begraben und ihrem Andenken ein Denkmal gesetzt.

„In Marmor aufgefangen, schwieg der Schmerz."

Er strebt nach der Ungestörtheit Epikurs, nach dem Glück, das auch Goethe empfunden und in die Worte gefaßt hat:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt."[219])

Bei Goethe gerade sehen wir dieses Bedürfnis nach Ungestörtheit durch leidenschaftliche, besonders schmerzliche Ereignisse mit dem Alter zunehmen. Der objektive Künstler erstrebt Freiheit von zufälligen Eindrücken. Auch in Manasse steckt ein Teil dieser Künstlernatur.

Entsprechend ist auch Manasses Sprache gesättigt von einer ruhigen Befriedigung, eine zarte Milde ist darüber ausgegossen und nur, wenn der Sturm gar zu heftig tobt, findet er auch in seiner Brust ein schnell verstummendes Echo. Pathos findet sich in seiner Rede am wenigsten.[220]) Deshalb hat der Dichter auch in der zweiten Szene des 3. Aktes, wo sich Judith in ihrem ganzen lieblichen Egoismus enthüllt, die Bemerkung „bitter ihr nachblickend" um das charakteristische „bitter" gekürzt. In seinem äußern Wesen soll möglichst wenig der Affekt zum Ausdruck kommen.

Wie schmerzhaft muß es nun diesem nach glücklicher Ruhe strebenden Philosophen sein, wenn ihm plötzlich die Welt so rauh „ans stille Fenster" pocht, daß die Scherben klirrend ins Zimmer fliegen und sein Haus der Schauplatz wildester Leidenschaften wird! Die ewig-gleiche Ordnung seiner Tage ist ihm zur zweiten Natur geworden, und seine Hauptsorge ist jetzt, „in das Hergebrachte" wieder einzulenken, die Sturmeswogen zu beruhigen.

„Wie sich aus diesem Traum erwachen läßt,
Wie diese That dem Leben einzufügen,
Das weiß ich nicht, und stell' es Dem anheim,
Der mir die Erde zu regieren scheint,
Dem schadenfrohen Zufall!"

Diese Angst nun vor jeder heftigen Wallung des Blutes macht Manasse aber auch schwach und nachgiebig gegen sein einziges Kind. Er liebt seine verzärtelte Tochter abgöttisch, wenn er auch seiner Philosophie gemäß diesen Affekt dämpft und ihm in Worten wenig Ausdruck verleiht. Er hat ihren Verkehr mit Uriel Acosta stillschweigend geduldet, er macht ihr

ungern Vorwürfe. Zwar versucht er einen strengen Ton gegen sie, als sie wider seinen Willen den mit dem Bann Bedrohten in das Haus ihres Vaters einladet; auch hier setzt die 1. Ausg. gegenüber der Mscr.-Ausg. ausdrücklich hinzu: „immer weich", was zwar in der 5. und den folgenden Ausgaben wieder fortfiel; doch vermag er diesen strengen Ton nicht festzuhalten, als Judith sich so mutig für ihren Geliebten bekennt. Ohne Zögern erbietet er sich freiwillig, den Erwählten seiner Tochter auf seiner Villa zu beherbergen, obgleich er sich dadurch in einen Gegensatz zu seiner Kirche stellt.

In religiöser Beziehung ist er sehr frei. Der Zufall ist ihm der Herr der Welt. Zwar schließt er sich äußerlich der Judengemeinde an. Doch innerlich verachtet er ihren Glauben:

„Für einen Mann von freier Denkungsart
Bin ich bekannt und stolz bin ich darauf,
Daß man Manasse Vanderstraten nicht
Im Bußhemd am Versöhnungstage sieht.
Ich will nicht heucheln, längst gehör' ich, weiß man,
Dem allgemeinen Glauben jener Freien,
Die sich von Moses, Christus, Sokrates
Das Bess're von dem Guten ausgesucht . . ."[221])

Die Orthodoxie des glaubensstarken de Silva ist ihm unverständlich:

„Wie ist es möglich orthodox zu sein!
Wie möglich, daß man durch Philosophie
Den alten Wust sich selber construirt
Und wieder ankommt, wo man ausgegangen!
Als Kind, ja wohl, da will ich gerne glauben,
Im Glauben wäre zweimal zwei gleich fünf;
Doch geht mit der Philosophie, wenn sie
Im Kinderglauben ein Geheimniß findet
Und, zweimal zwei sei fünf, beweisen will!"

Mit Priestern hat Manasse deshalb wenig zu schaffen. Den über Uriel ausgesprochenen Fluch nennt er einen „Wahn", in der Mskr.-Ausg. sogar „Dummheit", doch nur Silva gegen-

über. Offen vermeidet er aufs peinlichste, irgendwie die Aufmerksamkeit der Synagoge herauszufordern. Er fürchtet als Kaufmann jedes Vorurteil. In Speise und Trank richtet er sich nach den Gesetzen des Kultus. Seine geheimen Ansichten aber auszusprechen, dazu fehlt ihm der Ehrgeiz und der Mut. Wo der Kampf entbrennt „um altes Vorurteil“, da tritt er zu dem bestehenden, alten Glauben und hält an der äußeren Pflicht fest.

Wo ein Standpunkt eingenommen werden muß, gehorcht er der „allgemeinen Stimme“ unbedingt, ohne ihren Wert zu prüfen. Sein erster Grundsatz, seine „sichere Lebensregel“ ist die „Sitte“ beobachten. Acostas Wesen, seine Handlungsweise ist ihm unverständlich. So sagt er Judith offen:

„Daß ich Acosta schütze, thu' ich nicht
Um ihn; denn ich gestehe Dir, ein Geist,
Der sich nicht fügt dem allgemeinen Wesen,
Bleibt mir befremdlich und ich lieb' ihn nicht.“

Dennoch ergreift er diese Gelegenheit, seinen freien Standpunkt zu beweisen. Aber er thut es unter der Voraussetzung, daß eine Vermittlung möglich sei. Hierin aber sieht er sich bitter getäuscht.

Das träumerische Leben, das er in seinem Park, unter seinen Bildern geführt, hat ihm die Fähigkeit geraubt, energisch aufzutreten. Sein Auge ist nur an sonniges Glück, nicht an Gewitterhimmel gewöhnt. Da reißt ihn, der immer vermitteln und besänftigen will, plötzlich das Schicksal in Haß und Streit, wehrlos steht er da und sieht seinen Untergang vor Augen. Zwar versucht er dagegen anzukämpfen:

„Nur feig die Waffen selbst nicht strecken! — Ruhe
Und tiefstes Schweigen gegen Jedermann —!
Vielleicht beschwör' ich noch dies dunkle Wetter.“

Diese Worte, welche dem Charakter Manasses ein etwas festeres Rückgrat geben, fehlen in der 5. Aufl., da die ganze

8. Scene des dritten Aktes gestrichen ist. Doch seine Kraft ist ungeübt, noch einmal dem Unglück zu trotzen, und Silva sagt mit Recht von ihm, daß er nicht mehr leben könne, wenn das gewohnte Glück ihn verlassen. Er vermag seine Verzweiflung nicht zu verbergen, und Judith bringt ihm das große Opfer kindlicher Liebe. Um ihren Preis ist er wieder, was er war. Aber den Besitz seiner Schätze erkauft er mit dem Tod seines Kindes. Tief gebeugt steht er an der Leiche Judiths. Auch ihr kann er nun ein Marmorbild im Park errichten. Aber vielleicht ist es das einzige, vor dem jetzt der einsame Greis seine kühle Philosophie abschütteln und seinem lang gehemmten Schmerz freien Lauf lassen wird.

Manasses Wortkargheit an Judiths Leiche ist in der 5. Aufl., wohl um dem Vorwurf der Kälte auszuweichen, unbedeutend gemindert. Statt „Kind, wie ist Dir?“ hat die 5. Aufl. „Kind, was ist Dir? Wie find' ich Dich? Ja, was geschah? Du fühlst Dich —“

Damit habe ich, der Handlung vorauseilend, die Charakteristik Manasses erschöpft; in seinem ganzen Wesen sticht also ein Zug besonders hervor, der des feinen, milden, durch und durch ästhetisch empfindenden, ein wenig die Allüren des abgeklärten Künstlers zur Schau tragenden Menschen, der ohne dem Affekt Spielraum zu geben die Situation beherrscht, im Innern belächelt, und aus dieser Ruhe nur selten aufgescheucht wird. —

Judiths eingehende Charakteristik habe ich schon in anderm Zusammenhang (S. 343) gegeben. Für ihr erstes Auftreten fordert der Dichter Frische und Munterkeit. Er bittet „diese Rolle einer jungen Dame zu geben, die im Besitz ihrer Mittel ist, da ihr Organ nicht nur den pathetischen Stellen der Fluchscene gewachsen sein muß, sondern besonders im letzten Akt jede Silbe klar und hell vernehmlich zu machen weiß.“ Eines darf der Darstellerin in den ersten Scenen mit ihrem Vater und mit Uriel nicht fehlen: ahnungslose Kindlich-

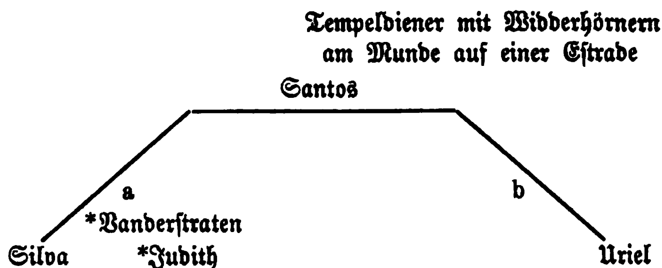
keit und Munterkeit. Judith ist die verwöhnte Tochter des reichen Manasse und sieht nur sonniges Glück auf ihrem Wege. Der Reflex dieser Stimmung muß vor allem in den Worten zum Ausdruck kommen, die sie aufmunternd an den Geliebten richtet, damit der Gegensatz zum 3. und 5. Akt, d. h. ihre Entwickelung innerhalb der Handlung deutlich sichtbar ist. Sie hat noch keine Ahnung von der Schwere der „freien That“, auf die sie brennt, und lebt nur erst ihrem Glück. Vor allem darf die Darstellerin der Judith die Zärtlichkeit nicht sparen. Dasselbe gilt übrigens von Uriel, der von der Geliebten Abschied zu nehmen gekommen ist. Eine Länge in der Diktion, der Passus „Sagt das Acosta, wenn ihr einsam geht“ 2c. muß von einem lebhaften zärtlichen Spiel begleitet sein, sonst ist er zu gedehnt; die Darstellerin darf nicht in der Mitte der Bühne stehen, während Uriel etwa sitzt, und so ihm dies alles vordeklamieren, statt sich um ihn zu schaffen zu machen, seine Nähe zu suchen; dann geht auch das Eindringliche, Überzeugende, das in ihren Worten für Uriel liegt, verloren.

Dann folgt für Uriel ein schwieriger Moment. Jochai nebst der Festgesellschaft überrascht die beiden und nach kurzem Wortwechsel führt Judith den „widerstrebenden“ Uriel in den Saal. Daß sich Uriel überhaupt von ihr fortführen läßt, nachdem er Abschied nehmen und jede Begegnung mit den Gästen vermeiden wollte, kann nur durch ein höchst lebhaftes Spiel motiviert werden. Wie Jochai mehrfach Uriel indirekt beeinflußt, indem er ihn durch Hohn und Verachtung immer weiter treibt, so auch hier: man muß Uriel ansehen, daß in diesem Augenblick der Entschluß in ihm reift, mit dem Nebenbuhler auch um Judith zu kämpfen. Am Ende des 1. Aktes war ja nur die Rede vom Kampf um die Wahrheit. Motiviert wird Uriels Bleiben bei dem Feste also nur dadurch, daß deutlich erkennbar ist, wie der Zorn über Jochais Hohn und der aufkeimende Trotz ihn packen und er, nur äußerlich noch widerstrebend, von Judith sich fortziehen läßt.

Bei Jochais im übrigen prächtiger Kleidung vergesse man nicht, wie das zu geschehen pflegt, die „Feder am Hut“, damit Judiths Wort von dem „Pfau“ seinen Sinn behält.

In der 5. Scene des 2. Aktes ist vor allem darauf zu achten, daß die Worte „Er ist kein Jude“ (Jochai) und „der Autor ist kein Jude“ (de Silva) in ihrem beabsichtigten Doppelsinn dem Zuhörer gleich verständlich werden; besonders muß de Silva dies Urteil sehr markiert aussprechen; und dieser hat sich außerdem zu hüten, irgend welche Anteilname für Jochai zu zeigen. Er benutzt dessen Haß gegen Uriel nur, um diesem eine Hinterthür zu öffnen, nicht aber um Jochai Judith zurückzugewinnen. Die Worte „Dann wär euch Judith unverloren“ — sind der Köder, den er auswirft, Jochai für seinen Zweck zu gebrauchen, und wenn er sagt „Ihr aus Haß — ich richt' euch nicht —“, so muß das etwas skeptisch herauskommen, damit man fühlt, wie ekel ihm ist, sich dieses Werkzeugs zu bedienen.

Die 7. Scene ist eine der wirkungsvollsten des Dramas. Das Scenenbild für den ersten Moment der Verfluchung hat Gutzkow in einem mir vorliegenden Entwurf zu einer illustrierten Ausgabe des Werkes so aufgezeichnet:



Er bemerkt dazu: „Bei den Worten Uriels „O der Magnet des Wahns zieht mächtig!“ zwei Gruppen unter der äußersten Bestürzung. Gruppe a schon mit Schrecken zurückblickend entflohen, Gruppe b eben nach a hinüberfliehend. Judith mit

rückwärts gewandtem Antlitz zu Silva (der mit Jochai eben aufgetreten ist, also von rechts) fliehend, der seine Arme öffnet."

Die Regie darf also zunächst nicht zu sparsam mit Gästen sein. Die Flucht von Uriels Seite muß als eine heftige Bewegung auf der Bühne zu spüren sein, die ganze Scene hat ja etwas Grandios-Alttestamentliches; dieser selbe Eindruck spricht sich ja auch sofort in Uriels Ruf aus: „Glaubst du dort auf dem Sinai zu stehen?" Mit ein paar zögernden Schritten weniger Gäste ist diese Scenenwirkung also nicht im geringsten erschöpft. Sie soll vielmehr die Gewalt des Fluches, der Uriel völlig von seinem Volke trennt, bildlich darstellen.

Wenn dann Jochai dazwischentritt und Uriel des Christentums zeiht, muß, so ist Gutzkows ausdrücklicher Wunsch und im Text heißt es auch „alle", der ganze Chor ausrufen „Ein Christ?", nicht etwa nur Judith. — Nun folgt die große Verteidigungsrede Uriels. Gutzkow klagt in einem Essai über die Wiener Schauspielschule, daß Hendrichs in Berlin diese Rede zerhacke: „O", sagte er mir, „ich mache mir einen Effekt in der großen Rede des Uriel im zweiten Akt, den alle anderen nicht haben." — „Nehmen Sie sich in Acht", erwiderte ich (Gutzkow), „die große Rede zündet nur, wenn sie der Strom einer einzigen Empfindung ist, ununterbrochen sich mächtig fortwälzt und dem Hörer erst Ruhe läßt: „Ihr dürft mir fluchen! Denn ich bin ein Jude!" Nein, mein von Berlin vergötterter, von der Birch-Pfeiffer zu lauter passiven Helden verbrauchter Hendrichs koupierte sich die Rede in drei bis vier Absätze, d. h. schauspielerisch ausgedrückt, Breschen zum Applaus. Dieser erfolgte auch; und am Schluß, als der Autor, das Stück als solches, der Gedankengang den Applaus bedurfte, blieb er den schon dreimal Ausgezeichneten und Ermatteten aus."

Natürlich darf sich der Darsteller auch nicht überhasten, sich vor allem bei der Erzählung seiner Jugend noch mäßigen. Dennoch muß die Rede als Ganzes dastehen, ohne gefühlvolle

Pausen. Santos würde ihn sonst gar nicht weiter reden lassen, alles drängt eben der Erklärung am Schluß zu: „ich bin ein Jude!“ Hier liegt der Höhepunkt der Rede und ihm darf die Wirkung unter keinen Umständen entzogen werden. Ein Nebenton aber liegt an einer andern Stelle. Es heißt im Anfang „Was ich geworden, ward ich nur als Christ.“ Das darf ja nicht so gesprochen werden, daß man glaubt, er ist nun auch wirklich Christ; es muß so klingen, als ob dahinter stände: „Das gebe ich zu.“ So wird die Erklärung weiterhin vorbereitet, die mit dem größten Aufwand von idealem Schwung gesprochen, die Zuhörer auf der Bühne packen muß und deshalb vom Dichter ausdrücklich eingeleitet ist:

— offen sag' ich euch,
Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens geh'n!

Hier haben wir Uriels innerste Überzeugung, darüber darf nicht schnell fortgeeilt werden, denn der Zwiespalt muß deutlich werden, daß er weder Jude noch Christ ist, sich aber aus Anhänglichkeit an sein Volk zum Judentume äußerlich bekennt.

Zu dem weiteren Verlauf des 2. Aktes ist noch kurz zu bemerken: Uriels Ausruf „Mutter“ darf nicht übertrieben werden wie ein Hilfeschrei; er ist eher eine heiße Bitte um Verzeihung. Das Kommen, Gehen, Einfallen der Rede muß im ganzen Akt ziemlich rasch erfolgen. Judiths Triumphstelle „Er wird geliebt“, mit der Marie Bayer-Bürck vor Jahren einen so enormen Erfolg hatte, hat sich in der Art der Betonung festgesetzt und kann kaum mehr verfehlt werden.

Von machtvoller Wirkung ist in dieser Scene noch das Auftreten des Priesters de Santos: Er ist der Vertreter des rücksichtslosen, blinden Fanatismus, der auch über Tod und Leichen triumphierend die Siegesfahne der Kirche aufsteckt. Der Haß des Fanatikers gibt seinen Worten eine elementare Kraft,

wenn er hoch von der Estrade herunter, wie ein gottgesalbter Prophet des alten Bundes auf den verlassen dastehenden Uriel den grausigen Fluch herabdonnert, daß alle Umstehenden ein Schauder ergreift. Diese Fluchscene ist eine der erschütterndsten Momente des Dramas. Ein feiner Zug ist, daß Santos Uriel in jener Fluchrede erst mit „Ihr" anredet, sobald aber der eigentliche Fluch beginnt, in das dem Herrn gegenüber dem Knecht gestattete „Du" übergeht.

Santos ist ein Priester, der sich über die Sünde fast freut, um der Buße willen, die den Glanz der Kirche erhöht. Als Judith, des Fluchs nicht achtend, sich zu ihrem Geliebten bekennt, fährt es wie eine Genugthuung aus seinem Munde:

„Die Kirche sieht statt eines Opfers zwei —
An diesem Ort kann kein Gerechter weilen!"

Zum Schluß des Aktes werden meist noch zwei Striche gemacht. Jochais Rachedrohung wird unerklärlicher Weise noch heute fortgelassen, obgleich sie technisch den 3. Akt vorbereitet, und in wenigen Worten Ersatz für das ganze hinter der Scene sich abwickelnde Gegenspiel ist, das ursprünglich eine besondere Scene füllte; und meist streicht man auch Manasse drei Verse, die für ihn sehr charakteristisch sind, indem in ihnen sein religiöser oder vielmehr irreligiöser Standpunkt sich verrät. Und das war doch in erster Linie mit des Dichters Absicht, Typen hinzustellen, die alle in einem ganz besonderen Verhältnis zur Frage der Theologie stehen. Es ist daher Unrecht, diese Charakteristik im Großen zu zerstören.

Mit derselben Klage muß ich den dritten Akt beginnen. Manasses Monolog, der diesen Akt einleitet, wird regelmäßig gestrichen. Zunächst ist er unbedingt erforderlich zur Charakteristik; wir haben bisher von Manasses Liebhaberei und Sammeleifer nur gehört, ihn noch nicht in seinem Element gesehen. Gutzkow fordert daher ausdrücklich den vollständigen Wortlaut der Costenobleschen Ausgabe. Außerdem dient der

Monolog durch die zwei widerstreitenden Stimmungen, die darin sich äußern, zur Vorbereitung des Folgenden. Manasse „muß die Angst hervorheben, wieder Bankerott zu machen".

Auf diesen Monolog im 3. Akt folgt dann die Scene zwischen Judith und ihrem Vater. Gutzkow hat sie wieder selbst geschildert, allerdings in einem Entwurf, der auf eine Buchillustration berechnet war und daher auf ein Blatt mehr sammelt, als auf der Bühne angebracht ist. Gleichwohl führe ich die Stelle hier an, das eine und andere ist immerhin zu gebrauchen. Bei den Worten Judiths zum Vater „Um euer sanftes, mildes Vaterherz", „schmiegt sich Judith in malerischem Hausgewande dicht an den greisen Vater, umschlingt ihn, er steht und blickt gedankenschwer nieder. Ihm zur Rechten steht eine Staffelei mit einem Bilde. Im Hintergrunde durch einen Glasverschluß könnte man links vom Zuschauer Uriel in einem Buche lesend, rechts den eben ankommenden, eilenden, aufgeregten de Silva sehen, der von einem Hausdiener begleitet wird, der auf Uriel deutet. Doch steuert de Silva zunächst nach der Gruppe vorn." Diese Ankunft de Silvas ist natürlich verfrüht, das Übrige aber, vor allem die Aufgeregtheit des Ankommenden, ist zu beachten.

„Die Scene zwischen Uriel und Sylva darf nicht behaglich gesprochen werden. Es sind doch zwei feurige Charaktere," betont Gutzkow, doch soll Uriel Silva gegenüber wohl verletzt, aber nicht zu bitter sein, und Dawison ermahnte der Dichter: „Bringen Sie Feuer und rasches Tempo auch in die Mitspielenden . . . Acosta ist eine vulkanische Natur und man soll sie nicht durch Retardiren im Stiche lassen." Das gilt besonders von dieser Scene, wo zwei heftige Charaktere aufeinanderplatzen. Vor einigen Monaten spielte Emanuel Reicher in Berlin den Uriel Acosta in ganz unglaublicher Weise. Er machte aus dieser Scene ein philosophisches Kolloquium, statt einen Kampf zwischen zwei ausgeprägten Individualitäten, und zerpflückte sie in einzelne Genrebilder, indem er z. B. das

Gleichnis von dem Blinden und seinem Stab mit einem sophistisch-spielerischen Behagen am Wort auseinandersetzte. So kann diese Scene nur langweilen.

In Silvas Rede wütet wieder der Bleistift des Regisseurs. Gerade die Verse, die uns über Silvas Stellung in der Frage der Religion aufklären, fallen meist fort. Trotz seiner Philosophie, trotz Plato und Aristoteles ist Silva seinem Glauben treu geblieben, obgleich auch er sein Auge nicht verschließt vor den Lücken, die die Religion dem Verstande offen läßt. Ja, Uriels Buch hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und den Denker in ihm mächtig angeregt, und seine Hochachtung vor dem Schüler Platos hat ihn auf einen Ausweg verfallen lassen, den Uriels Wahrheitsliebe jedoch verschmäht. Aber Silva hat mit dem Verstande einen Kompromiß geschlossen. Was ihn an seine Religion fesselt, ist die Pietät. Jetzt wo nach langer Verfolgung die Gemeinde einmal wieder ungefährdet zu ihrem Gotte beten kann, nennt er es pietätlos, die neue Freiheit zum Verderben der Religion auszunutzen. Ihm geht es nicht um die Orthodoxie, er ist ein Mann von Herz und sieht auf die „beseligende Wirkung der Religion,“ wie Schleiermacher sagt. An die nebenbei noch zu den schönsten des Stückes gehörenden Verse:

„Doch tausend Jahre dauert dieser Irrtum,
Hat zehnmal Tausend über Lebensschmerzen
Und Millionen übers Grab geleitet —“

sollte man sich daher nicht vergreifen.

Mit dem Herzen ist de Silva noch durchaus Jude und in einem engen jüdischen Gesichtskreis befangen. Uriels tapferes Sichbekennen zum Judentum hat ihn gerührt, doch sind ihm seine Gründe zu weltlich. Das mannhafte Beharren des Verfluchten aber ist ihm unfaßbar, er nennt es sogar Wahnsinn, gerade wie ihm Judiths Liebe unnatürlich, „teuflisch,“ scheint, ihr Eintreten für Uriel eine pietätlose Verirrung. Ursprünglich

sollte er nach der Mscr.-Ausgabe dieser seiner Meinung noch heftigeren Ausdruck geben. Nach den Worten des Santos:

„An diesem Ort kann kein Gerechter weilen!"

entfernt auch er sich mit den Rechtgläubigen, so heißt es in der allerersten Fassung, indem er sagt:

„Von dannen treibt mich dieser Frevelmut.
(Zu Judith)
Was Dich begeistert, kommt von oben nicht,
Dein eigenes Gelüst nur scheint Dir göttlich."

In der 1. Aufl. aber folgt er wortlos den übrigen. Den Mut der Überzeugung kennt auch er noch nicht.

In dieser 4. Scene des 3. Aktes kommt er zu Uriel in dem festen Glauben, auf keinen Widerstand zu stoßen. Der Widerruf erscheint ihm selbstverständlich. Uriels Standhaftigkeit nennt er Trotz, ein falsches Ehrgefühl, das seinen Irrtum zu bekennen sich schämt. Auch er fordert ja die Reue nicht für die Priester. Er ist Philosoph, er fordert sie für die allgemeine Ordnung, „die gestörte Harmonie des Ganzen", dessen kleiner, unscheinbarer Teil ein jeder sei. Uriel dagegen verteidigt das Recht der Individualität. Silvas Philosophie bezieht alles auf die Allgemeinheit, der sich jeder unterzuordnen habe. Wie Sokrates sieht er im Gesetz die heilige Weisheit der Jahrhunderte, die zu bekämpfen Vermessenheit ist. Er klopft, um Uriel zu bewegen, an jene Empfindungen, die für ihn selbst in Glaubenssachen am letzten Ende maßgebend sind, mit der ernsten Frage:

„Hat Euer Glaube Einen schon beglückt?"

Er erinnert ihn an Judith, die er verlieren werde, an seine blinde Mutter, seine Familie, deren Liebe er ein Opfer seines Geistes bringen müsse. Es liegt etwas ungemein Versöhnendes und Überzeugendes in seinen Worten, die Liebe zu seinem begabten Schüler bricht warm hervor und muß diese

ganze Scene mit einem gewinnenden Gefühlston durchströmen, mit einem warmen Liebeston, der nicht ohne Eindruck auf Uriel bleiben kann und seinem Herzen die Schroffheit des Widerstandes nimmt, der er in den nächsten Augenblicken benötigt.

Die 5. Scene ist ein Monolog Uriels. Gutzkow bittet hier den Darsteller, noch Maß zu halten, „weil die spätere Erklärung, Uriel wolle doch widerrufen, im Einklang mit der Wirkung jenes Monologs zu bringen ist.“ Diese Erklärung muß die Wirkung des Monologs übertreffen und darf bei Leibe nicht dahinter zurückbleiben.

Doch hängt von dem Einsetzen des Schauspielers nach Silvas Abgang die Wirkung des Monologs ab. „Fällt Uriel in Betrachtung“, schrieb Gutzkow an den ersten Darsteller dieser Rolle, Emil Devrient, vor der zweiten Vorstellung, „dann steht die Handlung still, es kommt eine kalte Stimmung über die Zuhörer. Deßhalb möcht' ich Dir vorschlagen, ob Du diesen Monolog nicht rascher, wärmer, flammender einsetzen möchtest. Ein Applaus auf die Rede von der Überzeugung, als das Thema des Stückes, wäre nicht übel, ich vermißte ihn wirklich am Abend, und erschrak, als ich mir dachte: Himmel, sie kapiren das Süjet nicht mehr und kommen über den Fluch nicht hinaus“. In diesem Monolog liegt der „Drucker zum Folgenden“.

Eine Klippe für das Gedächtnis sind in diesem Monolog die zwei Verse, die mit den Worten „Die Überzeugung“ 2c. beginnen. Meist „fällt“ der Darsteller trotz heftigster Unterstützung des Souffleurs mit der „Überzeugung“ statt mit der „Fahne“.

Die große Wandlung in Uriel ist die Folge der 6. Scene, seine blinde Mutter erscheint, von den Brüdern geführt. Zu dieser Wandlung muß natürlich der Schauspieler Zeit haben. „Um Uriel sein Spiel zu erleichtern,“ mahnt Gutzkow, „muß diese Scene etwas trainirt werden, d. h. jeden, sowohl die Mutter, wie die Brüder müssen vor ihren Reden Pausen

der Verlegenheit machen, als genirten sie sich, Uriel in die wahre Sachlage einblicken zu lassen. Dadurch kann der Darsteller des Uriel leichter wieder warm und erregt werden."

Esther, Uriels Mutter, ist sehr schwach charakterisiert, und wenn nicht die Darstellerin durch eine würdige Erscheinung dem Dichter zu Hilfe kommt, wird meist ein lächerlicher Eindruck erzielt, besonders wenn die mitleidheischende Hilflosigkeit der Blinden nicht stark genug in die Erscheinung tritt. Esther kommt, um Judith zu danken für die Liebe, die sie Uriel bewiesen, zugleich aber, um Abschied zu nehmen von ihrem Sohne, den sie ja in Manasses Villa weiß. Ganz selbstlos ist ihre Liebe nicht. Zwar will sie die Brüder verhindern, Uriel die Wahrheit zu gestehen, daß der drohende Geschäftsruin sie auszuwandern zwingt, eine Folge des Bannfluchs; sie sucht ihn zu beruhigen, daß sie selbst nichts zu leiden habe und gerne auswandern wolle, da ihrem blinden Auge ja überall die Welt in gleiche Finsternis getaucht ist; aber unbewußt übt sie damit die tiefste Wirkung auf Uriels gequältes Gemüt. Sie erinnert ihn an ihren kindlichen naiven Glauben, daß im Tode, wo andrer Menschen Augen brechen, das ihrige noch einmal sein Licht zurückerhalten werde, und daß sie dann Uriel vergebens suchen wird. Es ist also ein Abschied fürs Leben, den sie nehmen soll. So übt sie auf Uriels Entscheidung den schwersten Druck aus. Sie spricht kein Wort von Uriels Widerruf, aber sie hat auch kein Wort für seinen Bekennermut. Und dieses Schweigen ist beredt genug. Zum Ausbruch kommt aber ihre innerste Herzensangst, als Uriel, nicht mehr Herr seiner selbst, in Verzweiflung zu seinem Entschlusse fortstürzt. Da fällt eine schwere Last von ihrer Brust, frohlockend will sie hinaus, der Welt zu verkünden:

„Dies ist ein Sohn, der seine Mutter liebt!"

Von den beiden Brüdern ist Joel so gut wie gar nicht charakterisiert, doch läßt sich durch ein sichres Zusammenspiel ein scharfer Gegensatz zwischen ihnen herausarbeiten. Ruben

fühlt Uriels Lage tiefer mit, daher sein Auftreten im 4. Akt. Joel ist härter und rücksichtsloser. Er wagt zuerst vor Uriel in Gegenwart seiner Mutter das Wort „Widerruf“ auszusprechen; er fährt fort, wenn seinem Bruder das Wort auf der Lippe stockt und ruft, nur an sich und sein Geschäft denkend, nach Uriels Entschluß jubelnd:

„O segne Gott den Augenblick!
Er widerruft —“

Dieser Ruf muß aufgeregt aus dem Herzen kommen, wie ein Erlösungsschrei, denn er nimmt die verzweiflungsvolle Gedrücktheit, die Mutter und Söhne während der ganzen Scene belastet, mit Einem Mal hinweg.

Das Spiel der Darstellerin Judith in der folgenden Scene ist durch die Situation gegeben. Auf eine Einzelheit aber möchte ich hinweisen, die das Kommende vorbereitet und in den meisten Fällen übersehen wird. In Judiths Monolog kommen die Worte vor „Kalt seine Hand“. Die lassen sich nun nicht gut sprechen, wenn Judith vergessen hat, Uriels Hand vorher zu berühren. Im Spiel ist dazu gute Gelegenheit, sogar zweimal, bei ihrem Eintritt „Acosta — das ist? — unsre Mutter!“ und bei den Worten „Versteh' ich? — Uriel? Du wolltest — nicht —?“ Interessant ist diese Einzelheit auch dadurch, daß man in Dresden diese Worte, wahrscheinlich der Vergeßlichkeit der Schauspielerin wegen, einfach verbesserte in „Bleich sein Gesicht.“ Das heißt allerdings des Dichters Absicht naiv umgehen.

In der 1. Scene des vierten Aktes haben wir es zunächst wieder mit zwei Einschiebungen zu thun, die der Dichter später angebracht hat, die aber von den Theatern durchweg übersehen werden. Hinter dem Vers „Wenn er in seinem Glücke nicht mehr lebt?“ soll de Silva fortfahren:

„Was sie von Uriel wollte, Widerruf
Um Mutter, Bruder und um sie — das muß
Sie selber jetzt um ihren Vater können.“

Hierin sind die wichtigsten tragischen Motive noch einmal zusammengefaßt. Und weiterhin soll es nach der 9. der letzten von Gutzkow revidierten Auflage heißen:

„Er widerruft um eine Braut, die Gründe,
Daß er sich beugt, sie haben sich verändert!"

während die vorhergehenden Auflagen nur sagen: „Er widerruft um die verlorne Braut". Beide Stellen sind dramatisch-technische Wegweiser, die das Verständnis des Zuschauers lenken sollen, und vom Dichter nach reiflichster Überlegung angebracht. „Es ist nicht ehrlich, das ihm zu verschweigen," muß man da mit de Silva von der konservativen Art unserer Theater sagen.

Wichtig ist dann in dieser ersten Scene das Spiel de Silvas, das in seiner Heftigkeit eine bedeutende Steigerung erfahren, die Entrüstung verraten muß, die in dem ehrlichen Manne, alle Rücksichten wegschiebend, platzgreift, und so das Resultat vorbereitet, das in de Silvas Worten zum Schluß des Stückes ausgesprochen ist.

Diese Entwicklung ist vom Darsteller deutlich in ihren verschiedenen Phasen zu markieren. De Santos' „großmüthig fromme Vorsicht", die übertriebene Strenge der Haft weckten auch in seinem nicht auffässigen Gemüte den Widerspruch. Unredlich nennt er dieses Verfahren, und eine bange Ahnung beschleicht ihn über den Ausgang dieses Tages. Daher rät er Santos Milde an:

„Weil eines solchen Mannes Unterwerfung
Den Zauber Eures Priesterthums vermehrt!"

Diese Worte müssen schon eine Gereiztheit gegen die Priester zeigen. Noch mäßigt er sich. Empörung aber ergreift ihn, als er den rachgierigen Jochai vergeblich von der beabsichtigten Demütigung Uriels abzuhalten versucht; da wagt selbst sein gläubiges Gemüt einen Zweifel an der Gerechtigkeit des Himmels. Er fühlt eine gewisse Genugthuung, als Uriel

sich plötzlich aufrafft und so der ganzen Größe seiner Schmach entgeht. Zwar redet er dem Rasenden noch mild und sanft zu, und an seine Brust stürzt dieser, als er unter dem Triumph der Rache und Bosheit fast erliegt. Die 5. Aufl. hat hier eine berechtigte kleine Änderung. De Silvas Charakter entspricht es, daß er in diesem schmerzlichen Augenblick, wo alles als hohl und nichtig vor Uriel zusammenbricht, ihn tröstet, indem er ihm kurz den Grund von Judiths scheinbarer Untreue angiebt. In der 1. Aufl. hieß es:

„... Forsche nicht, wie dies
Hat kommen können ...“

Die 5. Auflage hat geändert in:

„... Forscht nicht, wie im Drange
Des schmerzlichsten Geschicks ein Kindesopfer
Gefordert wurde —“

Aber in diesem Augenblick geht eine große Veränderung in de Silva vor. Nicht Uriel allein, die Freiheit des Geistes sieht er in diesem Einen elend geknechtet, er sieht in der Tyrannei der Synagoge die Unterdrückung jedes selbständigen Denkens, er sieht Misgunst und persönlichen Haß in den berufenen Vertretern des Glaubens und der Liebe. Er selbst hat zu diesem Bubenstück in guter Absicht geholfen. Da kann er nicht mehr länger an sich halten und er erklärt den Priestern ins Gesicht:

„Soweit ist es gekommen! O zerreißen
Möcht' ich dies Kleid und Buße thun vor Reue,
Daß ich die Hand gelieh'n zu solchen Freveln!
An den entweihten Tempeln sind die Hüter,
Am Fall des Glaubens nur die Priester schuld!“

Damit bekennt er sich zu dem, wovon der Uriel der Novelle ausgegangen ist. Mit diesen Worten schüttelt er die gemeinsame Verantwortung mit den Priestern ab. Er ist ja

auch der einzige, der jene Verantwortung in ihrer ganzen Schwere empfunden hat.

Doch nun ist es zu spät. Nur trösten kann er noch da, wo Hülfe vergeblich ist. Ungern und in düstrer Stimmung wohnt er dem Hochzeitsfeste bei, ihm ist Jochais Freudentaumel ekelhaft, er sieht die Frechheit triumphieren über die Wahrheit, und es klingt wie eine böse Ahnung aus seineu Worten:

„Vor Euern Bechern laßt den Priester reden.
Die heil'ge Handlung ist noch nicht vollzogen."

Er führt Judith zum Altar und ist ihr Vertrauter in ihrer letzten schweren Stunde. Er will sie trösten und dabei ist ihm sein Herz selbst voll zum Zerspringen.[222]) Er bewundert sie und liebt sie um so inniger wegen ihrer kindlichen Liebe und ihres heroischen Opfers. Eine tragische Ironie noch will, daß er gerade, ohne es zu wissen, Judith in ihrem Todesgedanken bestärkt, der das Opfer vollenden hilft, das der Fanatismus verlangt. Seine böse Ahnung erfüllt sich, und auch er steht machtlos, mit all seiner ärztlichen Kunst und seiner Wissenschaft vor Uriels und Judiths Leichen. Doch den Triumph gönnt er der Kirche nicht. Er ist ein anderer geworden durch das schreckliche Schauspiel, dem er beigewohnt. Hier vor den Opfern des Fanatismus wagt er es, offen Rechenschaft zu fordern, und wie eine drohende Verheißung der Rache, wie eine Stimme aus den Wolken klingen seine Worte:

„. . . Richtet nicht, denn wie wir hier
Erstarrt vor Schrecken steh'n, die wahren Mörder
Des stummen Paars sind wir! Ja geht hinaus
Und predigt: Schonung, Duldung, Liebe!
Und was der wahre Glaube? O, der Glanz
Der alten Heiligthümer, seh' ich, schwindet.
Glaubt, was Ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen siegt, de Santos! Nein,
Wie wir es meinen, das nur überwindet." —

Nun folgt die große Ben Akiba-Scene, einer der Glanzpunkte des Stückes. Eine Art Vorstudie zur Charakteristik Akibas habe ich schon (S. 180) angeführt. Die Rolle des altersschwachen Schriftgelehrten (N. B. ein kühner Anachronismus von über 1500 Jahren)[223]) hat schon eine ganze Reihe berühmter Darsteller gefunden, deshalb hat sich für sie eine gewisse Tradition festgesetzt, die im ganzen zutreffend ist. Ben Akiba ist im Gegensatze zu Santos ein Priester, der von der Wahrheit seiner Religion bis in die innerste Seele durchdrungen ist, doch den Zweifler nicht mit der Strenge des Fanatikers, sondern mit sanfter liebevoller Hand wieder auf den rechten Weg zu leiten versucht. Er ist ein Priester nach dem Wort der Schrift: „Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer". Der Glaube, der unverrückbar fest in ihm steht, hält den 90jährigen, halbblinden Greis aufrecht, Rabbiner führen ihn, er sitzt bei der feierlichen Ceremonie, nur hin und wieder erhebt er sich, wachsend gleichsam mit seinen Worten. Er ist kein Gelehrter, wenigstens nicht mehr, kein Philosoph; in seinen Worten mischt sich „Tiefsinn mit Blödsinn", wie Alfred Meißner treffend sagt. Seine Logik ist beschränkt, fast kindisch, wenn er z. B. zu Uriel sagt: „Ihr lebt doch! . . . Nun seht! Dann hat der Acker auch gelebt!" Aber er ist im Besitze einer Weisheit, die kein Genius, sondern nur die Erfahrung eines langen wechselreichen Lebens zu geben vermag: er hat das alles schon gesehen und keine Erscheinung in der Welt ist ihm neu und befremdend. Die Ehrwürdigkeit des Alters unterstützt die Wahrheit seines vielzitierten Wortes: „Alles dagewesen!", eine Wahrheit, die keinem Jahrhundert angehört, sondern unverändert bleibt im Strom der Zeiten. Vielleicht ist seine eigene Jugend von ähnlichen Stürmen durchtobt gewesen. Mehrere Verse in der Manuskript-Ausgabe, die in der 1. Auflage zwar schon gestrichen sind, scheinen das anzudeuten. Als der Starkgläubige sich entsetzt über Uriels mythische Auslegung einer Person des Talmud, heißt es:

„Nein, das ist eine Meinung, noch zu neu
Und wohl zu sühnen, da sie nie gewesen —“

Die Manuskript-Ausgabe schließt daran folgende Verse:

„Habt Ihr die Formel, van der Embden, gebt
Den Widerruf . . . mein Sohn, ja thue Buße, —
Denn nicht bestreit' ich dir den Mythenrabbi;
Ich fühle dunkel, was du dunkel denkst,
Doch allem dunkeln Denken thut es gut,
Daß es noch manchmal aus zu tiefem Grunde
Emporschaut in das allgemeine Licht.“

Vielleicht ist es eine plötzliche lichte Erinnerung an seine Jugend, ein momentanes Aufleuchten seines Geistes, der zur wohlverdienten Ruhe gegangen ist und nur gleichsam noch ab und zu umherspukt in dem altersschwachen Gehäuse. Nur ein Augenblick war's, dann ist's wieder dunkel und auf weise Worte folgen wirre Gedanken. Sind diese Verse auch schon früh fortgefallen, so verraten sie doch klar, wie der Grundriß dieser Figur angelegt war. Was ihm aber geblieben außer dem kindlich-sichern Glauben, ist das Verständnis für das, was in Seelen wie der Uriels vorgeht:

„In solchen Zweiflern, wie du bist, Acosta.
Steckt nur der allzuwilde Drang des Forschens.“

Er weiß wohl, es ist das Vorrecht des Genies und der Jugend, Neues schaffen zu wollen, und die bittre demütigende Erfahrung des Alters, daß unsere Kraft nur im schon Gewesenen wirksam ist. Er weiß auch, daß Gewalt diesen Drang nicht zu ersticken vermag; deshalb klingt eine milde Versöhnlichkeit in seinen Worten, das alle Strenge verbannende Bewußtsein: Wir sind ja alle Sünder. Er hat Mitleid mit dem Büßer. In der Manuskript-Ausgabe ermutigt er ihn sogar mit offenen Worten: „Das Widerrufen dünk' Euch nicht zu schwer“, und weiterhin „Jetzt widerrufe, habe guten Mut!“ Er verlangt auch von Uriel keine Beweise seines

Glaubens wie der in seiner fanatischen Strenge sich verbohrende Santos:

„Wie kann man, was man glaubt, beweisen wollen!
Beweise für die heil'ge Offenbarung?
Vergebt, de Santos — manchmal sprecht Ihr selbst
Wie ein Epikuräer! Wie, Beweise!
Bewiesen ist die Sonne, weil sie scheint,
Bewiesen ist das Feuer, weil es brennt,
Bewiesen ist die Offenbarung Gottes,
Weil sie in unserm Bund geschrieben steht."

Fast unbewußt spricht er damit eine große Wahrheit aus, daß Wissen und Glauben nicht zusammengehen. Auch hier zeigt er sich nicht als scharfen Philosophen, aber rührend ist diese unbedingte Hingabe an einen Glauben, der ihm durch lange Gewöhnung zur unanfechtbaren Wahrheit, zum Inhalt seines Lebens geworden ist. Ihm kommt es bei Uriels Fehl nur auf die Reue an, welche den beleidigten Jehova versöhnen soll, nur auf das innere reuevolle Geständnis, Gott gelästert zu haben: „Die Reue ist ja nicht für uns, sie ist für dich!" Daher ist ihm auch Uriels Weise allzu heftig und ungestüm, denn die wahre Reue kommt erst durch Sammlung und Selbsterforschung. So ermahnt er Uriel:

„O wähle doch den langen Weg, Acosta!
Er wird dir Friede gießen in die Brust,
In deine kranke Seele, guter Sohn!"

Wie anders diese liebevollen Ermahnungen als die giftigen Worte des de Santos. Nur einmal läßt sich auch die glaubenssichere Ruhe Akibas in Erregung bringen, als ihm Uriel ins Gesicht, auch noch im Augenblick der Buße, die buchstäbliche Wahrheit des Talmud zu bezweifeln und ihn zu belehren wagt. Doch schnell gewinnt wieder das Mitleid mit dem verlornen Sohne die Oberhand und klingt aus in die liebevolle weise Mahnung:

„Und fleißig Talmud lesen — junger Acher!"

Diese letzte Mahnung darf nicht nachklingen wie ein zürnendes Grollen; aus der obigen Skizze geht hervor, daß milde, versöhnliche und verzeihende Güte der Grundzug dieses Charakters ist; in dieser Art müssen daher jene Worte gesprochen werden, warm, fast treuherzig, so daß sie die lächelnde Überlegenheit des Starkgläubigen charakterisieren, der im Talmud alle seine Zweifel besiegt findet und dies Buch daher andern als Universalmittel, das nie seine Wunderkraft verfehlt, anpreist. In diesem milden Ton, der ihr Grundton ist, ausklingend, erhält die Figur eine harmonische Abrundung, so weckt diese greise Priestergestalt einen versöhnenden Akkord in der Brust des Zuhörers und ist wohl geeignet, dem 4. Akt noch ein besonderes Interesse zu geben. Die allgemeine Menschenliebe sollte hier ihren Vertreter finden, das wahre Priestertum, das mit Liebe die Herzen gefangen nimmt. Noch mehr wollte der Dichter aus dem Schatz seiner Erfahrung dadurch andeuten: Im Kampf der Meinungen werden diese Gestalten immer seltener. So hat jenes Bild: Die altersschwache Gebrechlichkeit Akibas, die junger Stütze bedürftig ist, gegenüber der rohen, dämonischen Kraft des Santos, eine tiefe symbolische Bedeutung. —

Eine treffliche Nuance fiel mir vor einiger Zeit bei einem Berliner Darsteller des Ben Akiba, Herrn Heine, jetzt am Wiener Burgtheater, auf: er machte eine wie irre Handbewegung bei den Worten „Und hieß ihn Acher — Acher heißt der andre, der andre nur, so schreibt von ihm der Talmud“. Sie versinnbildlichte ein furchtbares Nichts, das an die Stelle des Elisa Ben Abuja getreten, dessen lästerlichen Namen die Geschichte des Talmud ausgelöscht hat.

In scharfem Gegensatz zu der versöhnenden Gestalt Akibas steht die des Fanatikers de Santos. Seiner Aufsicht war Uriel anvertraut, als er sich der Kerkerhaft und Kirchenbuße unterwarf. Kein Lebenszeichen ließ der Grausame in des Unglücklichen Zelle dringen, kein Abschiedswort der sterbenden

Mutter, kein Lebewohl der dem Zwang erliegenden Braut, keine Nachricht der Brüder, aus „großmüt'ger, frommer Vorsicht“, wie de Silva es tadelnd nennt, denn dann

„hätt' ihn die Gefahr der Mutter ängst'gen,
Als Folge seines Fluchs erscheinen können —“

Sein Herz frohlockt bei der Schmach und Erniedrigung des so trotzigen Denkers. Biegen oder brechen, weiter kennt Santos nichts. Er möchte auch gerne die Leitung des Widerrufsaktes allein in die Hand nehmen, aber Ben Akiba weist sein Vordrängen strenge zurück. Dieses Greises Sanftheit kann ihm nicht genügen, denn er ist Priester einer Kirche, die nur Knechte zu beherrschen versteht. In der Mscr.-Ausg. ist dies noch stärker markiert. Er überwacht des greisen Rabbi Worte, damit nur ja sich für Uriel kein Ausweg biete. Als Ben Akiba Uriel fragt:

„Fühlst Du aus Deines Herzens tiefstem Grunde,
Daß Du in Deinem Buche Gott gelästert?“

ist ihm diese Frage viel zu weit und allgemein, und er fügt hinzu:

„Den Gott, der Moses die Gesetze gab,
Der Israel geführt durchs rote Meer,
Den Gott Herr Zebaoth, den Gott der Götter?“

In der 1. und den folgenden Auflagen fehlen diese charakteristischen Verse.

In seiner Sucht, den Sünder doppelsinniger Wendungen zu überführen, fordert er gar Beweise dessen, was Uriel zu glauben vorgiebt, doch da legt sich der Oberrabbi zürnend ins Mittel. Santos ist Uriels Reue und Zerknirschung noch lange nicht zermalmend genug, denn sein scharfes Ohr hört wohl den Trotz heraus, der sich in Uriels Bekenntnis mischt.

Er möchte Uriel so tief demütigen, daß auch der kleinste Funken von Selbstbewußtsein und Willenskraft in ihm vernichtet wird, um ein willenloses Werkzeug der Kirche an

ihm zu haben. Frohlockend kündigt er Uriels Widerruf dem Volke an:

„Hör' Israel, und jauchzet alle Lande."

Und als der Büßende unter der Last der ihm angethanen Schmach niedersinkt, entreißt er ihm das Formular und liest an des Ohnmächtigen Stelle weiter, damit ihm ja nichts von der Schmach geschenkt werde und kein Wort der die Kirche verherrlichenden Genugthuung verloren gehe. Er behält auch in der allgemeinen Bestürzung, die Uriels wiedererwachender Stolz nach Jochais Hohn hervorruft, allein seine kalte, teilnamlose Ruhe und Besonnenheit, er nennt Uriels Täuschung eine gerechte Strafe des Himmels und dringt auf eine Fortsetzung des Bußaktes, gleich wieder ein neues Verbrechen an dem Rasenden entdeckend:

„Du Tempelstörer, ende Deine Reue!
Noch ist die letzte Sühnung nicht vollzogen."

Er kann und will nicht sehen, was in Uriels Brust gährt, Denkerstolz kennt er nicht, von ihm gelten ganz die Worte König Sauls in dem gleichnamigen Drama Gutzkows:

„Was kennt ein Priester von dem stolzen Herz,
Das eines tapfern Mannes Busen schwellt!"

Gewiß liegt etwas Wahres darin, wenn er dem halb Wahnsinnigen zuruft:

„Du glaubst, Du hast den Denker Dir befreit?
Nur Deinen Dämon hast Du losgelassen."

An seinem Wesen kann das furchtbare Schauspiel nichts ändern. Eine schneidende Ironie liegt in seinen Worten, die den Schluß des 4. Aktes bilden:

„Wir seh'n uns morgen auf Jochai's Hochzeit."

Auch hier fehlen schon in der 1. Aufl. noch zwei Verse, die sehr angebracht sind im ganzen Zusammenhang bei der offen-

baren Entweihung des Gotteshauses und die sehr gut die kalte Unberührtheit des starren Fanatikers charakterisieren. In der Mscr.-Ausg. heißt es hier noch:

„Inzwischen mögen Fasten und Gebet
Von Lästerung das Haus des Herrn entsünd'gen."

Jenes ironischen, epigrammatischen Schlusses wegen hat Gutzkow sie offenbar gestrichen.

Ihn allein rührt auch am Schluß der Anblick der Leichen nicht, er sieht hier nicht den Todesmut des Denkers und die hingebende Liebe des Weibes. Ihr Tod ist ihm eine Verherrlichung seiner Kirche:

„Die Kirche siegt, zwei Opfer sind gefallen."

Santos allein bleibt derselbe starre Fanatiker, der er gewesen, seine harte Überzeugung hat sich nur noch tiefer in seine Seele gefressen. Diese starre Unveränderlichkeit ist ein besonders glücklicher Griff in der Charakteristik.

Für das Spiel Uriels in dieser Scene sind die Worte des Santos zutreffend:

„Euch beugt das Schicksal nur, die Demut nicht.
Von dem, was Eure Lippen hier bekennen
Weiß Euer Geist nichts, der im Argen bleibt."

Beim ersten Auftreten muß daher Uriel eine bittere Resignation zeigen, die durch die Kerkerhaft verursacht ist. Die Überlegenheit des Forschers über die ihn richtenden Glaubensschergen muß daneben betont werden, aber nicht herausfordernd, mehr mitleidig, bis Ben Akibas orthodoxe Erklärung des Talmud ihn zu seinem alten Widerspruch anstachelt und er sich, von seiner Rede getragen, weiter und weiter fortreißen läßt, daß schließlich die Worte „Ja wie der Talmud klüger ist denn Ihr" wie ein Triumphruf herausgeschleudert werden. Ich habe Vorstellungen auf ersten Bühnen gesehen, wo diese Scene mehr an das bekannte Bild „Jobs im Examen" erinnerte.

Dann noch hierzu einige kurze Regie-Bemerkungen. Die Anordnung der Scene giebt Gutzkow so:

Santos

Uriel Akiba die übrigen Rabbinen

Bei den Worten „Das Grab, es rauchte“ steht Akiba „vor dem trotzig und düster die Arme verschränkenden Uriel, demonstrierend mit den krampfhaft gespreizten Fingern, ein Lehnsessel hinter ihm, im Hintergrunde ein Vorhang mit Opferleuchtern.“ Besonders auf einer kleineren Bühne empfiehlt es sich vielleicht, diese Anordnung des Dichters genau zu befolgen; die Estrade zum Innern der Synagoge hin in den Hintergrund zu verlegen, statt seitwärts, aus dem Grunde, weil die Entfernung nach hinten hin, die für die folgende Scene von großer Wichtigkeit ist, sich meist weiter ausdehnen kann als zur Seite.

Das Kostüm Uriels giebt hier noch zu einer Bemerkung Anlaß. So viel ich mich entsinne, legt Matkowsky als Uriel in dem folgenden Monolog weiße Bußkleider an. In der schon erwähnten Novelle, die den gleichen Vorfall behandelt, heißt es: „Man entkleidete ihn, übergab ihm weite Bußkleider, die er anlegen mußte, in seine Hand drückte man eine brennende Kerze“. Die Wirkung des Monologs wird durch diesen Toilettenwechsel und durch die Anwesenheit von Dienern, welche die Kleider bringen, gestört. Will daher der Darsteller des Uriel ein besonderes Bußgewand tragen, was mir berechtigt erscheint, obgleich Gutzkow darüber nichts Bestimmtes angemerkt hat, so meine ich, ist es wohl besser, wenn er im 4. Akt gleich damit auftritt, statt sich auf der Bühne umzukleiden.

Die 3. Scene des 4. Aktes ist die schwierigste und gefährlichste des ganzen Stückes. Adolf Stahrs Brief (vgl. S. 418) hat hier nur zu sehr recht. Ruben dringt in die Synagoge ein, um Uriel die niederschmetternde Mitteilung zu machen, daß seine Mutter tot und seine Braut das Weib Jochais wird.

Der Dichter sagt darüber: „Die Scene zwischen Uriel und dem Bruder erfordert mehrmaliges Proben und muß also präzis gehen. Der Darsteller des Uriel darf hier im Spiel nicht bloß Kräfte sammeln für das folgende, sondern wie eine selbst im Stillstand brausende geheizte Lokomotive dampfen und wüten". Vor allem muß die Scene sehr schnell gehen; es fällt Ruben nicht leicht, Uriel die beiden furchtbaren Nachrichten zu bringen; es heißt in späteren Auflagen ausdrücklich zu Anfang der folgenden Scene „Ruben (kämpft mit sich, die Wahrheit zu sagen)". Wird dies im Spiel nicht während der ganzen 3. Scene markiert und geht dieselbe auch nicht so schnell, daß dem Bruder schlechterdings kaum Zeit gelassen wird zu seinen Mitteilungen, dann ist sie völlig unwahr. Je größer die Bühne, desto besser, und je früher Uriel von Ruben fort sich dem Hintergrunde zu bewegt, desto eher glauben wir an die Möglichkeit des Vorgangs. Wenn aber der Darsteller des Uriel lange in unmittelbarer Nähe Rubens verbleibt, hier mit aller Gemütsruhe deklamiert und ohne Eile, dann fragt sich jeder: Weshalb redet denn Ruben nicht? Er hat doch Zeit dazu! Nein, diese Scene muß gehen wie ein Wasserfall und Uriel muß halb im Wahnsinn, der Rubens Worte kaum vernimmt, wie ein Selbstmörder sich in den Hintergrund stürzen und so auch die Estrade hinaneilen. Seine fast krankhafte Heftigkeit und Hast ist ja das Einzige, was Ruben am Reden verhindert und sobald Uriel oben ist, müssen die dort weilenden Rabbinen ihn so umringen, daß für Ruben keine Möglichkeit mehr bleibt, zu ihm zu dringen.

Auch Ruben hat eine Entwickelung durchgemacht, wenn sie auch nur in schwachen Umrissen in die Erscheinung tritt, und er ist sich der Schuld bewußt geworden, die er durch Einwirkung auf Uriels Entschluß auf sich geladen. Auch über ihn kommt zum Schluß dieser Scene ein wenig von dem Heldenmut seines Bruders, er eilt hinaus, die Schande Uriels zu verhindern: „Ihr schändet keinen oder mich mit ihm."

Für die Regie bemerkt Gutzkow hier noch folgendes: „Der Gesang im 4. Akt ist von weiblichen hohen Sopranstimmen, die von kräftigem Alt begleitet sein müssen, auszuführen. In der Synagoge singen weder Frauen noch Männer, sondern Kinder. Ist ein größerer Kinderchor zu haben, desto besser. Die Singstimmen müssen ziemlich nah sein ... zur Begleitung des Widerrufs ist Melodram vorgeschrieben. Hornakkorde sind nicht übel, doch müssen sie nicht zu selten kommen."

Der nun folgende Widerruf Acostas darf ja „nicht nüchtern" verlesen werden, sondern mit von Satz zu Satz sich steigernder Empfindung, damit nicht plötzlich Uriel wie von einer Kugel getroffen niedersinkt, sondern seine Bewußtlosigkeit erklärlich ist. Nur bei dem letzten Worte darf sich nicht etwa die Stimme zur höchsten Höhe erheben. „Im Gegentheil," schreibt Gutzkow an Devrient, „sollte sie sinken, ersterben und alles, was sie sagt, kaum hörbar machen; denn gerade deshalb wiederholt Santos dieselben Worte, weil sie im Munde Uriels nicht mehr vom Hörer [N. B. in der Synagoge!] verstanden wurden."

Die 5. Scene stellt an de Silva deklamatorische Anforderungen. Vor allem muß jedes Wort, wenn er auch im Hintergrund steht, verständlich sein, und die Schilderung dessen, was hinten in der Synagoge vor sich geht, muß in Absätzen etwas zögernd gesprochen werden, damit sie dem Geschilderten ungefähr konform erscheint.

Für Uriels Herausstürzen in der 6. Scene giebt Gutzkow die Anweisung, daß Jochai nicht schreien und nicht oben auf der Estrade stehen darf. „Nun kommt das Volk und stellt sich auf. Dann große Pause, in der sich das Publikum sammelt, und nun beginnt Uriel sanft ansteigend (ich meine sanft in der Malerei) allmählich zum „Es ist nicht wahr". Dann wieder von leiser aufsteigend bis zum effektvollen Höhepunkt, bis er vorstürzt. Das äußere Aussehen gemildert." So schreibt Gutzkow an Emil Devrient.

Die Regie in der 6. Scene möge folgendes beachten. Es wirkt geradezu lächerlich, wenn der Bequemlichkeit halber in der hereinstürzenden Volksmasse die Pagen mit ihren bunten Kostümen erscheinen, die im 2. Akt bei dem Feste auf Manasses Villa fungierten. — Der Ruf Uriels „Hört! Und sie bewegt sich doch!“ darf noch keine Entrüstung in der Menge entfachen; aller Wahrscheinlichkeit nach ist de Silva der einzige, der die Bedeutung dieser Worte erfaßt. Läßt sich ein banges Erwarten von etwas Unerhörtem markieren, so ist dies zweifellos eher angebracht. Die Volksbewegung ist aufzusparen für den Ruf „Hinweg, hinweg mit ihm“ nach Uriels Widerruf „Was ich las — es ist nicht wahr!“ Daher empfinde ich die Abgabe des Verses „Noch ist die letzte Sühnung nicht vollzogen“ von Santos an das Volk, auch vom rituellen Gesichtspunkt aus, als unrichtig. Hier hat nur der Rabbi zu befehlen.

Zum Schluß des Aktes werden dann wieder einige Verse gestrichen, die zunächst zur Entwickelung des de Silva unbedingt nötig sind, und ferner auf den folgenden Akt vorbereiten. Ist man zu censurängstlich, dann möge man sich doch mit dem Streichen der Worte „An den entweihten Tempeln sind die Hüter, am Fall des Glaubens nur die Priester schuld!“ begnügen.

Der fünfte Akt beginnt gleich wieder mit einer Bleistiftgewaltthat. Jochai, in seinem Übermut und seiner Siegerfreude, roh von Gefühl, entblödet sich nicht, vor den Hochzeitsgästen sein durch einen Schurkenstreich errungenes Glück, in Judiths körperlichen Besitz zu gelangen, zu preisen. In mädchenhafter Schüchternheit streicht man auch diese charakteristischen Verse. —

Wiederum eine neue Figur erscheint in der 3. Scene des fünften Aktes als neuer Stachel des Interesses, der Knabe Baruch Spinoza. Diese Gestalt ist nicht recht organisch mit dem Ganzen verknüpft, obgleich ihre Absicht nicht zu verkennen ist, die jedoch deutlicher in der novellistischen Fassung hervor-

tritt. Uriel setzt hier seinen Schüler zum Rächer ein. Das „göttliche Kind" verrät einen tiefen, fast prophetischen Blick, mit keinen Fragen stört es den Schmerz seines Lehrers nach der ersten Verfluchung, seine junge Seele ahnt die schweren Leiden des Meisters. Seine Zukunft vorausnehmend, wagt Baruch allein, dem aus dem Kerker halb wahnsinnig zurückkehrenden Uriel entgegenzutreten. Im Drama ist dieses Übertragen seiner Mission von Seiten Uriels auf den jungen Spinoza nicht deutlich herausgekommen, vielmehr wird die symbolische Auffassung dieser Scene dem Zuschauer überlassen. „Wenn der junge Spinoza auftritt," so schreibt Gutzkow, „so soll er immerfort anfangs Blumen pflücken, Spinoza redet mit Uriel, indem er sich bückt. Erst ganz zuletzt geht er zu Uriel heran und bringt die Blumen." Dies „zuletzt" bezieht sich wohl auf die Stelle „Kommt, Oheim, laßt uns Schlüsse machen!"[224]) Vorher muß Baruch harmlos heiter, mit kindlichem Vergnügen Blumen pflücken, wirklich pflücken, damit der Gegensatz, der in dem Alter des Kindes und seinem frühreifen aber noch naiven Verstande liegt, hervorsticht; er darf aber ja nicht auf Uriels Worte hören und ihn beobachten, wie dies in den meisten Vorstellungen geschieht.

Die Darstellerin der Judith sollte sich in der 4. Szene, wenn sie den Giftbecher trinkt, genau an die Anweisung des Dichters halten, erst nach dem Auftreten Uriels sich auf die Bank niederlassen bei den Worten: „Wol, hier ist es." Auch muß der Genuß des Giftes nicht augenblicklich wie ein Schlaganfall wirken.

Dann noch einige Bemerkungen zum Schlußbild. Für den Moment, wo Uriel abgeht, giebt Gutzkow die Stellung der Personen so an:

Im Hintergrund Jochai

Santos triumphierend — einige Rabbinen

Silva — Uriel

Frauen — Manasse — den Rücken wendend

Judith tot — gehend.

Dies Abgehen muß natürlich der Darsteller des Uriel möglichst verkürzen, indem er schon zu Ende seiner letzten großen Rede sich der Coulisse nähert. „Das Publikum darf den Pistolenschuß nicht ohne Anteil aufnehmen. Alles muß dahin rennen wollen, wo Uriel zusammenfällt. Santos hält die Entsetzten zurück: „Der Glaube siegt, zwei Opfer sind gefallen". Dann fällt der Vorhang über eine geordnete Gruppe, wo die Frauen sich mit verhülltem Angesicht abwenden, die Männer mit ausgestrecktem Arm dastehen, dem auf und hinter der Bühne Geschehenen gemäß."

Hoffentlich findet die vorstehende dramaturgische Studie Gnade vor den Augen der maßgebenden Stellen, die sonst nicht gerne auf die Wünsche des Litteraten zu hören geneigt sind, und vielleicht belebt sie ein wenig die Sorgfalt in der Aufführung des Gutzkowschen Meisterwerkes. „Uriel Acosta" verdiente wieder einmal eine gründliche Neuinscenierung.

Dramatische Entwürfe.

I. „Standesvorurteile".

Karl Gutzkow hat eine große Menge von Entwürfen hinterlassen. Mit wenigen Ausnahmen sind sie dramatischer Natur. Auch die Stoffe, denen wir später in des Dichters Novellen und Romanen begegnen, haben fast alle eine dramatische Vergangenheit.[225]) Der Höhepunkt der dramatischen Produktion Gutzkows liegt zwischen den Jahren 1839 und 1846. Von da ab sprudelt der dramatische Quell nicht mehr mit aufsteigender Kraft, er beginnt langsam abzulaufen in das ebene Bett novellistischer Dichtung. Nicht mit der Resignation sich begnügender Selbsterkenntnis schickt sich der Dichter in diese Wandlung, nein, mit peinvoller Ueberwindung und gewaltsam entgegenstemmender Kraft. Das zeigen die Entwürfe, die zahlreichen Versuche, immer wieder dramatisch der Stoffe Herr zu werden, die sich dann später notgedrungen im Roman auslebten, das zeigt die stetige Rückkehr des Dichters zur Bühne auch im spätern Alter, nach mehrfachen Unterbrechungen, nach niederschmetternden Miserfolgen und qualvollen Enttäuschungen.

Der nachstehend veröffentlichte Entwurf hat eine tiefe Bedeutung, er ist ein Stück intimstes Leben, mit dem litterarischen Organismus Gutzkows aufs innigste verwachsen. „Standesvorurteile", ein sozialer Konflikt, wir begegnen ihm allenthalben in Gutzkows Werken und Entwicklung. Der Sohn des prinzlichen Bereiters wurde gleichsam von ihm erzogen, der Geist

des Knaben, der sich mit eisernem Fleiß und bewunderungheischender Kraft aus dem Dunkel der heimatlichen Sphäre herausrang ans Licht, wurde mit ihm großgesäugt. Gleichwohl tritt dieser Konflikt zunächst nur als Motiv auf, in dem Roman „Blasedow und seine Söhne" [1838], in den dramatischen Erstlingen „Richard Savage" [1839] und vor allem in „Werner" [1840]. Noch hatte ihn Gutzkow, der mehr, als bisher die Litteraturgeschichte ahnt, sich selbst dichtete, nicht in seiner vollen Schärfe am eigenen Leibe empfunden, noch stand er jenem Kreise, der eigentlichen Pflanzstätte der „Standesvorurteile", zu fern.

Da trat ein Ereignis in das Leben des jungen Dramatikers. Die Niederlage seines Schauspiels „Die Schule der Reichen" in Hamburg am 25. Oktober 1841 führte ihn in das Haus einer Frau, die nunmehr sieben Jahre sein Denken und Dichten beherrschen sollte, bescherte ihm eine Freundin und Kameradin in Therese von Bacheracht. Sie war die Tochter des russischen Minister-Residenten in Hamburg, des Geheimrates von Struve, und die Gemahlin des russischen Konsuls, späteren Gesandten in Brüssel, Herrn von Bacheracht, eine geistig und seelisch hochgebildete Frau, selbst Schriftstellerin, nach dem Zeugnisse Feodor Wehls eine „überall sieghafte Erscheinung". Über die näheren Umstände dieser Bekanntschaft und den Verkehr mit dem Vater Theresens berichtet der Dichter selbst in seinen „Rückblicken" mit zurückhaltender Kürze.

Es ist klar, daß sich der Konflikt „Standesvorurteile" dem aus niedriger Familie stammenden Dichter bei seinem Verkehr in dem aristokratischen Hause aufdrängen mußte. Er hat es nie ganz verwinden können, daß er sich die äußerlichen Vorbedingungen höheren gesellschaftlichen Umgangs mühsam aneignen mußte; das zeigt charakteristisch der anekdotische Beginn der Bekanntschaft mit seinem späteren Freunde Feodor Wehl.

Auf den Tagebuchblättern, die zweifellos dem Winter 1841 bis 42 entstammen, findet sich plötzlich die Notiz: „Der alte

Struve im Gegensatz zu dem jungen. Dieser nennt sich Freiherr und steht auf einer aristokratischeren Stufe als sein Vater." Da haben wir diesen Konflikt, und fortan läßt er den Dichter nicht mehr los, verschwindet überhaupt nicht mehr aus den Tagebüchern, sondern tritt in den verschiedensten Gestalten auf. Titel zu Entwürfen wie „Der Stolz und die Ehre der arbeitenden Klassen", „Adelig und edel" (dieser Titel wiederholt sich) bezeugen dies zur Genüge.

Zunächst lag jedoch zu einem tieferen Durchleben jenes Konfliktes noch keine zwingende Veranlassung vor. Der alte Struve, Thereseus Vater, war tolerant und liberal, in seinem Salon verkehrten Schriftsteller und Künstler auch bürgerlicher Abkunft. Feindlich entgegentreten mußte dem Dichter dieser Konflikt erst, als er tiefer in sein eigenes Leben griff, als sein Verhältnis zu Therese von Bacheracht aus dem der Freundschaft in das der Liebe überging, und der Gedanke an eine völlige Umgestaltung seiner Lebensbeziehungen seine Energie auf eine schmerzliche Probe stellte. Der Höhepunkt dieses Kampfes war das Jahr 1842, vor allem jene Monate, als Gutzkow von seiner pariser Reise nach Frankfurt in den Schoß seiner Familie zurückkehrte, von der er jahrelang so gut wie getrennt war. Er gesteht selbst in seinen „Rückblicken", daß er dort seine Freundin schwer entbehrte; aus dem Briefwechsel mit seiner Frau Amalie in den Jahren 1845—46, der mir vorliegt, geht hervor, daß er nach schwerem Kampfe erst entsagt hat. Entwürfe aus jener Zeit aber zeigen deutlich, daß er in dem ersten Trennungsschmerz, als er fühlte, was ihm Therese in Hamburg geworden war, an eine gewaltsame Lösung aller hemmenden Verhältnisse dachte[226]). Dieser sittliche, rein menschliche Konflikt tritt nun neben den sozialen und drängt ihn zunächst in den Hintergrund; er fand seinen dichterischen Ausdruck in dem Schauspiel „Ein weißes Blatt" (1842). Der soziale Konflikt, der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum, erlebte, ohne jedoch in den Entwürfen zu verschwinden, seinen ersten Nieder-

schlag 1844 in der Novelle „Die Selbsttaufe". Aus ihr schuf Gutzkow 1848 das Schauspiel „Ottfried", und die Beziehung dieses Werkes, also auch der Novelle, auf sein eigenes Leben hat er in offenster Deutlichkeit zugegeben.

An jener Stelle der Gutzkowschen Tagebücher nun, wo wir zeitlich diese Dramatisierung der Novelle erwarten, findet sich der folgende Entwurf. Er vereinigt in sich all die Ansätze zu dem sozialen Konflikt, den wir, wie schon bemerkt, allenthalben in den Entwürfen hervortreten sehen, und der Gutzkow bei seinem Verkehr im Hause Theresens aufgegangen ist. Er ist nicht ausgeführt worden, wohl aber treffen wir einige seiner Motive und Namen in „Ottfried" wieder; außerdem ist das Milieu des projektierten Stückes dem jenes Schauspiels völlig gleich. Der Entwurf „Standesvorurteile" ist der Versuch, einen Konflikt zur dramatischen Lösung zu bringen, der Gutzkow seit sechs Jahren beschäftigte, wie die vielfachen Notizen seiner Tagebücher beweisen, und den er in der Novelle „Die Selbsttaufe" schon novellistisch behandelt hatte. Der Dichter fühlte sich davon wohl nicht befriedigt, es drängte ihn zu einer anderen dramatischen Vertiefung. Ob nun seine Kraft zur Konzipierung eines neuen Stoffes nicht mehr ausreichte, oder ob andere Umstände die Ausführung der „Standesvorurteile" hinderten, läßt sich vorläufig nicht feststellen. Der Entschluß, jene Novelle dramatisch zu bearbeiten, sieht aber wie eine Resignation auf neue selbständige Schöpfung aus. Kurz und gut, er ließ den Plan, der zweifellos nach der Datierung, die die Tagebücher zulassen, dem Winter 1847—48 angehört, fallen und fuhr am 3. März 1848 nach Berlin, schon mit der ausdrücklichen Absicht, am „Ottfried" zu arbeiten.

Eine große Gesinnung rief ihn nach der preußischen Hauptstadt. Es drängte ihn mitzuschaffen an dem großen nationalen Werke, das sich dort vorbereitete. Aber aus der begeisterten Teilnahme an der politischen Bewegung des Frühjahrs 1848 riß ihn der Tod seiner Frau Amalie. In stiller,

trauernder Einsamkeit zu Warmbrunn wurde „Ottfried“ vollendet. Zweifellos hat dieser Schlag die geistige Elastizität unseres Dichters für einige Zeit geschwächt. Vielleicht ist dies der Grund, daß er nicht mehr auf jenen Entwurf „Standesvorurteile“ zurückkam. Oder aber, wir dürfen eine andere Vermutung hegen. Kurz nach seiner Gattin Tod brach Gutzkow mit Therese; dieser Entschluß, der alle Welt überraschte, zum Teil geradezu empörte, war ein Akt der Selbstüberwindung. Ausgesprochen hat sich der Dichter darüber nie, wenigstens nie eine auch nur halbwegs befriedigende Antwort gegeben. Motive, wie sie eben dieser Entwurf „Standesvorurteile“ aufweist, haben dabei mitgespielt. Der soziale Konflikt hätte also eine praktische Lösung gefunden und wäre deshalb in den Hintergrund des dichterischen Interesses getreten. Von diesem Gesichtspunkte aus beansprucht daher der nachstehende Entwurf noch ein besonderes Interesse.

* * *

Standesvorurteile.

I. Akt.

Mad. Brinkmann, eine reiche Witwe, eine ehrwürdige Dame, tritt auf, begleitet von Kommerzienrat Balder. Dieser kommt auf Umwegen zu folgender Thatsache: Seine Tochter Elisabeth hätte vor des jungen Schmidt, Hugo Schmidt, Reise nach Italien, wo er sich längere Zeit aufhielt, mit diesem eine, wenn auch nur entfernte, doch von der Welt für intim gehaltene Bekanntschaft gehabt. Was daraus werden solle? Er wäre zurück, kümmere sich nicht darum; er möchte reinen Wein haben, um so mehr, da sich ein Bewerber eingestellt hätte, der Baron Walden, ein Militär, der auch seiner Tochter genehm wäre. Er selbst, als Vater, zöge Hugo Schmidt vor und wünsche nur im Reinen zu sein. Die Mutter verspricht, darüber beim Sohn Erkundigungen einzuziehen. Balder ab.

Hugo tritt auf. Er ist eigentlich Mediziner. Die Mutter fragt auf sehr zarte schonende Art, ob er nicht seine Lebensverhältnisse ändern wolle. Das alles wird sehr bestimmt und

diskret gefragt und ebenso beantwortet. Das ganze Gespräch sehr zart zu halten. Er giebt die Antwort, daß er sich nicht zu verheiraten gedächte, am wenigsten mit Elisabeth Balder. Sie sagt, sie wolle das dem Vater schreiben, und er dürfe nun über die Hand seiner Tochter verfügen. Mutter ab.

Hugo einen Augenblick allein. Dann meldet sein Bedienter Franz, denken Sie sich, wer da ist, und da bricht schon sein Freund Eugen herein. Bonvivant. Er wäre ihm in Italien überall nachgereist, in Rom u. s. w. und kommt nun auf die Frage: Und wie ists mit Comtesse Antonie? Stille, um Gotteswillen! Schweig! Die nähere Erörterung führt darauf hin, daß Hugo in Rom die Bekanntschaft der Comtesse Antonie Felbeck gemacht hat. Erst wußte sie seinen Namen nicht, sie sahen sich oft auf dem Kapitol, dann im Tivoli u. s. w., bis es zu einer näheren Beziehung kam, die darauf hinausführte, daß Hugo erklärte, sie würden sich in der Heimat nie gehören können. Antonie wollte dies nicht begreifen. Warum nicht, setzte er ihr auseinander, und so gaben sie sich das Versprechen, versuchsweise in Deutschland sich nicht zu kennen und einmal zu sehen, ob sich ihre Bahnen begegnen und so sich kreuzen würden, daß sie sich einander gehören könnten. Eugen erkennt die Schwierigkeit des Verhältnisses, sucht es aber ins Heitre zu wenden, und beide gehen zur Mutter ab, die sie zum Frühstück erwartet. Vorher kann eine Einladung zum Ball beim Grafen Felbeck angekommen sein.

Als sie ab sind, tritt Baron Walden auf. Fuß-Militär, geht in Civil. Mit vollem Bart. Ein Vierziger. Trocken, adelsstolz, ohne outriert zu sein. Er war Carlist, focht in Algier, ist ein Legitimer. Seine Finanzverhältnisse bestimmen ihn zur Heirat mit Elisabeth Balder. Er läßt sich bei Hugo melden. Dieser tritt ein. Sie machen sehr höfliche Bekanntschaft und unterreden sich in einer sehr gentlemanliken Form, so daß man glaubt, es sollte das Allerfriedlichste zwischen ihnen erörtert werden. Endlich kommt es darauf hinaus, daß Walden sagt, er würde Elisabeth heiraten, und da das soeben von Brinkmanns Mutter empfangene Billet sage, daß er verzichte, so sähe er sich leider nur noch in der Notwendigkeit, ihn zu bitten, einem Vorurteil der Welt entgegenzukommen. Hugo begreift gar nicht, wovon die Rede ist. Da setzt ihm Walden auseinander, wie einmal die Welt wäre und [er]

immer fürchten müsse, daß auf diesem Wechsel der Zukunft Elisabeths ein Makel ruhen könne, und nun ihn seine Ehre verpflichte, anzunehmen, daß die Aenderung nicht ohne Verständigung vor sich gegangen wäre.

Verständigung? Wir sind ja einig.

Doch nicht! Sie fühlen u. s. w. Genug, Walden ersucht Hugo höflichst um ein Duell. Hugo steht auf.

Der Gegensatz bürgerlicher und adliger Erziehung kommt zum Vorschein. Was hier leicht gefaßt wird, ist dort Lebensfrage. Verschiedene Ansichten. Walden wird heftig und sagt: Sie sind mir diesen Ehrenhandel schuldig! Warum? Sie gelten für den Verlobten Elisabeths: ich kann nicht zugeben, daß es den Schein annimmt, als wenn ich eine Verschmähte heiratete. Wenn man mich mit Spöttereien verfolgte, sie —

Genug, Hugo sagt: Er teile seine Ansichten nicht. Er glaube, daß es Fälle für Duell geben könnte, allein dieser wäre nicht der seinige. Er könne sein Leben einsetzen für eine Idee, für seine persönliche Ehre sogar, wenn sie zweideutig erschiene, aber in diesem Falle sähe er keine Notwendigkeit. So werd' ich Sie zwingen! Wodurch? Durch öffentliche Beschimpfung! Hugo: Dann werd' ich Ihnen die Hirnschale zerschmettern mit jedem, was in meiner Nähe ist. Mit dem Stuhl? Nein (er macht ein Kästchen auf und zieht Pistolen hervor). Da haben Sie; kommen Sie! Zwei Gänge genügen. Nimmermehr! Nicht? So thut es mir leid, daß Sie mich zwingen werden, zu erfahren, ob Sie ein feiger Bürgerlicher sind. (Ab.)

Eugen kommt herein. Was war hier?

Hugo giebt eine epigrammatische treffende Antwort. Der Vorhang fällt.

II. Akt.

Ball bei Graf Feldeck. Ein Seitenkabinett, das durch Blumen und Vorhänge vom Ballsaal getrennt ist. Einführung mehrerer anderweitiger Interessen, durch den Verwandten der Comtesse. Diese zuletzt selbst. Ball beginnt. Walden tritt auf, sieht sich überall um: begleitet von einem anderen Adligen, der zur Besonnenheit rät. Gäste erscheinen und sprechen von der sonderbaren Heirat der Elisabeth und sind erstaunt über Waldens Indelikatesse. Hugo ist anwesend, Walden faßt einen

Entschluß. Hugo und Antonie haben eine Scene, in der sich ihre ganze Beziehung malt. Hugo führt ihr alles vor, was hier inkonvenient wäre. Sie geht nicht darauf ein und ab.

Walden tritt mit einer Anzahl Herren auf. Hugo sträubt sich. Es stellen sich einige Freunde zu Hugo. Walden zieht eine Reitgerte aus der Brusttasche und sagt: Herr Brinkmann, Sie haben sich in einer öffentlichen Gesellschaft spöttelnd darüber geäußert, wie ich dazu komme, Frl. Balder zu heiraten. Da Sie sich weigerten, mir dafür Rechenschaft zu geben, so nehmen Sie an, daß ich Ihnen hiermit die verdiente Züchtigung erteilt habe. Er legt die Reitgerte leise auf Hugos Schulter.

Eugen stürzt wütend vor und fordert ihn, ohne Hugo zu fragen, für diesen auf fünf Schritt Barrière.

Alle lachen, und Walden sagt: Sie haben gut fordern: Er schießt sich nicht! und ab. Thut er's, so bin ich bereit. (Ab alle.)

Eugen stürzt auf Hugo zu: Du schießt Dich nicht?

Hugo sagt: Wer sagt das? Morgen früh um fünf Uhr im Wäldchen am Bassin.

III. Aufzug.

Eugen und Antonie. Er beruhigt sie und erzählt, wie es herging. Walden gestraft. Hugo leicht am Arm verwundet. (Ein Nebel wäre gewesen.)

Eltern, Verwandte, Besuche. Erörterungen über bürgerliche Herkunft.

Oder in den zweiten Akt die Erörterungen darüber, daß Brinkmann sich nicht schießen will?

Dann gäbe der Schluß des zweiten Aktes erst den des dritten, und Antonie könnte viel erfahren über die Schwierigkeit, eine gewöhnliche Mad. Brinkmann zu werden. Dann wäre Akt II eine Morgenvisite, wo jene Dinge zur Sprache kämen.

IV. Akt.

Hier muß es dahinaus laufen, daß es eben als eine Unmöglichkeit sich ergiebt, daß Antonie in der großen Welt bleiben und Mad. Brinkmann werden kann. Sie kommen immer mehr auseinander.

Der Fürst (zieht in die Stadt)*) heiratet. Dadurch Damen am Hof. Die junge Fürstin sehr liebenswürdig, zieht Antonie besonders an sich. Es bilden sich Vereine, wo sich der Ausschluß Bürgerlicher von selbst versteht. Die exklusive Gesellschaft giebt sich ganz natürlich als Produkt der Zustände, wie sie einmal sind. Eine Jugendfreundin aus der Pension, die bürgerlich ist, steht ihr ganz fern plötzlich. Sie hofft, sie einladen zu können. Ein berühmter Virtuos wird so lange gefeiert, als er spielt. Nachher verschwindet er im Vorzimmer.**) Antonie hat die Zumutung, heiraten zu sollen. In dem Augenblick, wo sie mit Hugo sich unter Thränen dahin verständigt, daß sie sich nicht heiraten können, schlägt sie zur Befriedigung unseres Gefühls jene Partie aus und erklärt, Stiftsdame werden zu wollen und nie zu heiraten. (Fürstin — Vorstellung — Cercle — lauter hochadlige Namen — Hugo muß irgendwie Zeuge sein. Gesteht, er wäre Architekt, und die junge Fürstin arrangierte die Darstellung des Widerspruchs.) Wenn die Fürstin die Heirat mit ihrem Ehrenkavalier verlangte, so wird sie dafür gestraft, daß Antonie diesen zurückweist.

V. Aufzug.

Der Hof ist auf dem Lande und spielt dort Arcadien. Ein Jahr später ist dies. Antonie ist zum Besuch da und macht das Landleben idyllisch mit. Hugo hat in der Nähe ein Landgut und bebaut sich das als Feldbauer. Seine Mutter ist ihm zur Seite. Eugen und Balder machen Besuch. (Eugen hat bei Balder sein Vermögen stehen.) Balder unglücklich über die Ehe seiner Tochter. Da giebt's nun ein ländliches Fest in der Nähe, wo der Hof ganz als Bäuerinnen auftritt. Antonie, auch als Bäuerin, findet das aber erbärmlich, wenn man hier etwas spielt, was man nicht ist. Sie begegnet einem wirklichen Landmann: es ist Hugo. Sie wird ohnmächtig. Hugo erkennt sie nicht. Man bringt sie in das Gebäude, hier erholt sie sich und wird mit dem Dorfleben so vertraut, so froh und glücklich wird ihr in dieser Sphäre, daß ihr die Wahrheit aufgeht: Man kann wohl Adel und Bürger mischen, nur muß

*) Das Eingeklammerte ist durchstrichen.

**) Eine solche Episode erzählt Genast in seinem „Tagebuch eines alten Schauspielers.“

man die Gesellschaft verlassen und in einer dritten Existenz sich einigen. Es kommt zur Verständigung, und sie finden sich wieder und reisen nach Italien, wo kein Mensch darnach fragt, wer und wo sie herstammen. Die Standesvorurteile sind Despoten in dem Reich, wo sie seit Jahrhunderten geherrscht haben, und es giebt da keine Aenderung. Sie hören nur auf, wenn man die Gesellschaft umgeht und sich ein Leben selber schaffen kann.

II. Julian Apostata.

Dem religiösen Problem eine neue dichterische Lösung zu geben, ist Gutzkow nach dem „Uriel Acosta" nicht mehr gelungen. Viele Jahre zwar hat er das Bedürfnis empfunden und sich mit dem großen Plan getragen, Julianus Apostata zum Helden eines Dramas zu gestalten. Karl Frenzel spricht davon in seinem Gutzkow-Nekrolog und verweist uns auf die Jahre 1855 bis 58. In der That finden wir denn auch in den Aufzeichnungen des Dichters aus jener Zeit den fragmentarischen Entwurf zu einem Drama „Julianus Apostata". Umfangreich ist er nicht, aber er giebt uns doch eine Vorstellung davon, in welcher Weise Gutzkow die gewaltige Figur des „letzten Heiden im Kaisermantel" zu behandeln gedachte. Zunächst haben wir da zwei Seiten zusammenhangloser historischer Notizen, von denen uns nur zwei interessieren. Die eine dient zur Charakterisierung des Jovianus, des Nachfolgers Julians, und lautet: „Vielleicht sein Prinzip: daß diese Reaktion gut wäre, um dem Christenthum den Geist zu erhalten." In einer Anmerkung wird diese „Reaktion" erläutert als „die christliche Sucht, apostolisch und handwerksmäßig zu sein, zu leben und zu denken."

Die andere Notiz betrifft den Schluß des geplanten Dramas. Der Dichter zeichnete sich auf: „Schluß: Wahl zwischen Jovianus Christ oder Prokopius Heide. Abstimmung kommt: Jovianus! Julianus: *Νενίκηκας Γαλιλαῖε!* und stirbt." Daß der Dichter den Schluß des Dramas fast zuerst fixiert,

ist keine ungewöhnliche Erscheinung und außerdem war sie hier durch die Sage vom Tode Julians gegeben. Bei Gutzkow tritt sie allerdings in ganz besonders auffallender Weise hervor.*) Seiner charakteristischen Neigung, Aktschlüsse durch eine „epigrammatische" Wendung zuzuspitzen, kam hier die Geschichte entgegen.

Hierauf folgt dann der Entwurf des ersten Aktes und die Einleitung des zweiten:

Erster Akt.

Scene: Konstantinopel oder Antiochia?

1. Eusebia, die Gemahlin, die Wittwe Konstantius', die Retterin Julians. Prokopius.

Warum, o Fürstin, noch immer traurig? Hat nicht der alte Glaube gesiegt? Wird nicht Julian, dem Du das Leben rettetest, Dein Vetter und Freund, Dir seine Hand reichen?

Ich finde, daß er zwar fest an seinem Vorhaben hält, doch fehlt ihm die sichere, feste Ueberzeugung von seinem Siege. Er schwankt und zögert: er duldet Christen wie Jovianus in seiner Nähe.

Er hofft, sie zu überzeugen. Euer Schmerz ist ein anderer. Ihr seht sein Versprechen, Euch zum Weib zu nehmen, nicht gelöst.

2. Theodora und Hyppolytos, Priester des Trophonius, kommen aus Böotien, aus der Höhle des Trophonius.

Man meldet das Kommen des Kaisers. Sie treten zurück.

3. Julian mit Jovian, der im Geheimen Christ. Gesandte der Perser. Hormisdas, der Flüchtling. Die Religion des Ormuzd. Licht. Helios. Die Götterlehre. Daß jeder Gott ein Symbol sei und in seiner Wesenheit gleiche Bedeutung hätte mit Dem, was er bedeutet. Man übergiebt ihm goldene Statuen der Minerva. Hat sie in der Hand. Da ertönen Gesänge der Christen.

Woher? Es ist verboten.

---

*) S. meine „Studien über die Dramen Karl Gutzkows. 1. Hinterlassene Dramen-Entwürfe. 2. Ein weißes Blatt." Jena, Verlag von Herm. Costenoble.

Zwei Hauptleute wiegelten die Soldaten und die Bürger auf. Darauf steht der Tod. Man führe sie vor.

Basilius und Cyrillus; es sind zwei Brüder, die Theodora liebten und sich von ihr losrissen, um sich nicht darüber zu verfeinden. Ihre Geistes- und Herzensstimmung führt sie auf das Christenthum. Sie haben den Tod zu erwarten.

Julian will ihnen das Leben schenken, wenn sie der Minerva opfern. Julian schildert alles Schöne, was sich an Minerva knüpft. Vergebens. Sie gehen zum Tode. Singen draußen. Sie stimmen ein.

Julian vergiebt ihnen. Er ist zu schwach, Fanatiker seiner Ueberzeugung zu sein. (Die alten Götter haben ausgelebt! spricht für sich Jovianus.)

Eusebia: Siehst Du seine Schwäche! Rekurs an Theodora und den Priester des Trophonius. Theodora schön, Nachkomme aus altem mazedonischen Königsgeschlecht, und Eusebia muß den Eindruck auf Julian fürchten.

(Anmerkung: Julian will nach dem Tode seiner Frau nicht mehr heirathen und hat alle Frauen aus seiner Nähe verbannt. Man muß aber seine Vermählung wünschen.)

Zweiter Akt.

1. Eusebia spricht mit Hyppolytus, dem Vater Theodorens. Sie billigt die Verbindung, um Julians Kraft zu beleben.

2. Theodora hat die Brüder von fern gesehen, ihr Schicksal gehört: des Kaisers Hand.

3. Kaiser kommt. Sie stürzt vor ihm nieder, dankt.

4. Julian hebt sie auf. Sie erzählt ihr Leben, die Sagen ihres Geschlechts, Julian erfährt ihre Beziehung zu den Brüdern. Sie will sie vom Christenthum bekehren. Man hofft auf die Heirath. Alles spricht dagegen.

So fürchtet Ihr schon die Macht der Galiläer? Man soll die Brüder rufen. Die Scene der Begegnung.

Damit bricht der Entwurf ab. Ein paar noch folgende historische Notizen geben keine Anhaltspunkte mehr für den weiteren Verlauf des Stückes. Zur Erläuterung des Gutzkowschen Entwurfes ist es interessant, zu vergleichen, wie ein

anderer Dichter, der große Skandinave, der Gestalt des Apostaten gerecht geworden ist.

Ibsen hat den gewaltigen Stoff in seinem Doppeldrama „Kaiser und Galiläer“ bewältigt. Im ersten Teil entwickelt sich Julian vor unseren Augen. Er ist im Glauben an den Nazarener erzogen, nur der Zufall hat ihm eine heidnische Bildung verschafft. Seine Seele lechzt nach griechischer Schönheit und in dem Christentum, das ihn umgiebt, fühlt er dieses Sehnen nicht gestillt. Im Gegenteil: sein Empfinden wird abgestoßen und beleidigt. So wird denn mit zunehmender Freiheit Stück für Stück das Christentum von ihm abgelöst; was aber übrig bleibt, ist kein echter Grieche, sondern gleichsam ein Heide mit den Wundmalen Christi. Er hat sich eine große Aufgabe gestellt und in seinem christlichen Wunderglauben unzählige Zeichen in diesem Sinne ausgelegt: er will den Widerspruch zwischen Kaiser und Galiläer aus der Welt schaffen, das verhängnisvolle Rätsel „Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ meint er durch geniale Verschmelzung beider Elemente in einen Gott-Kaiser oder Kaiser-Gott zu lösen, er will das „dritte Reich“ schaffen, das „auf dem Baum der Erkenntniß und dem Stamm des Kreuzes gemeinsam gegründet ist“. Mit diesem Vorsatz tritt er die Herrschaft seines Vorgängers an.

In diesem heißen Bemühen Julians symbolisiert Ibsen in grandioser Weise die zerreibende Kraft zweier mit einander ringenden Weltanschauungen. Was Julian über Büchern nächtlich geträumt hat, was er in visionärer Begeisterung glühend vor sich sah, das läßt sich im Leben nicht verwirklichen. Die Lebenskraft des Heidentums ist gebrochen und keine künstliche Pflege vermag ihr mehr einen frischen Keim zu entlocken. Julian ist aber selbst zu sehr ein Sohn seiner Zeit, als daß er die übernommene Rolle folgerichtig durchzuführen im Stande wäre. An die Stelle der „Schönheit“, die er in der heidnischen Lebensführung, in Athen selbst vergeblich suchte, schiebt sich all-

mählich der Begriff der „Weisheit“, und zwar nimmt er eine Form an, die ihre Linien sowohl von der heidnischen Philosophie eines Diogenes wie von der Entsagungstheorie des Nazareners entlehnt hat.

Julian glaubt, mit dem Christentum einen Waffenstillstand geschlossen zu haben. Aber überall tritt ihm die Gestalt des Galiläers entgegen und hemmt sein Wirken. Die grausame christliche Forderung: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!“ lähmt alle seine Entschließungen; und die Unmöglichkeit, ihr auszuweichen, reizt ihn schließlich so sehr, daß er in brutalem Machtbewußtsein dem Größeren, dessen Siegerkraft er schaudernd erkennt, den Vernichtungskrieg erklärt.

Im dritten Akt des zweiten Teiles, wo Julian verzweifelnd ausruft: „Wer bricht die Macht des Galiläers?“ und sich selbst die Antwort geben muß: „Der Galiläer lebt!“, tritt noch ein anderes Moment hinzu, das seinen Untergang unabwendbar macht. Er ist mit den glänzendsten Verstandesvorzügen begabt und doch durchaus Gefühlsmensch; und zwar hat der Dichter das Pathologische, das sich aus solchem Zwiespalt ergiebt, zur Darstellung bringen wollen. Julian endet im Wahnsinn. Schon als Jüngling besaß er einen „lebhaften, oft jäh aufleuchtenden“ Blick und hastige, sonderbare Bewegungen. Er ist in beständigem Entsetzen vor dem Kaiser und dem Galiläer aufgewachsen und von Kind auf verschüchtert. Das Bedürfnis nach Rache, das ihn schon am Hofe seines grausamen Vorgängers dunkel beschlich, packt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, als er die Macht in seinen Händen fühlt. Er macht des Galiläers grausame Forderung zu seiner eigenen und vernichtet alles, was sich ihm entgegenstellt. So steigt er in rasender Hast von Stufe zu Stufe, vom Gottkaiser zum wirklichen Gott, der sich göttliche Ehren dekretiert und Herrscher sein will, nicht nur über das Leben der Menschen, sondern auch über ihren Willen, dem die Grenzen des ererbten Reiches zu eng sind, der die Welt besitzen möchte. Überall aber trifft er auf seinen

Feind, den Galiläer, dessen tötliche Stelle er nicht finden kann und dessen Macht er sich selbst verfallen fühlt. Der Cäsarenwahnsinn bricht in hellen Flammen aus; und wie König Lear in Nacht und Gewitter umherirrt, so stürzt Julianus sich in den wilden Sturm der Ereignisse. Mit der beängstigenden Sicherheit eines Nachtwandlers schreitet er daher, in irrsinniger Verblendung bereitet er sich selbst den Untergang und im Angesicht des Verderbens noch spricht er das stolze Wort: „Es ist mein Wille, lange zu leben“, bis er mit dem Geständnis: „Du hast gesiegt Galiläer!“, das sich wie eine Erlösung von seinen Lippen ringt, von Mörderhand getroffen zusammensinkt.

Julian wird so der Träger zweier Weltanschauungen, die sich ihrer Natur nach bekämpfen müssen; die jugendkräftige neue schlägt die morsche alte zu Boden. Gegen dieses historische Gesetz ist der Menschenwille machtlos. Mit unwiderstehlicher Gewalt wird das Alte von der Flut hinweggerissen und zum Wrack zerschlagen. Ibsens Werk ist eine Schicksalstragödie, freilich nicht im Sinne Müllners oder Houwalds, die das eherne Walten des Schicksals, das den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt, in tausend nebensächliche Zufälligkeiten auflösten. Obgleich auch in „Kaiser und Galiläer“ Träume und Wunderzeichen vielfach ausschlaggebend mitwirken, ist das Stück eine Schicksalstragödie im antiken Sinn. Schicksal und Weltordnung sind Eins und bilden eine Gewalt, an der menschliche Kraft rettunglos zersplittert.

Das Motiv des Wahnsinnes lag nun Gutzkow ganz fern. In seinem letzten Buch, der hitzigen, rücksichtlosen Streitschrift „Dionysius Longinus“ sagt er: „Julianus Apostata war ein großer Charakter und keineswegs der Narr, den ein wunderlicher Einfall, den unser David Friedrich Strauß vor Jahren in einer Broschüre, aufrichtig, ohne Witz und mit viel Behagen, über ihn breitschlug, aus ihm machen wollte.“ Er hat sich denn auch die Mühe gegeben, als Entgegnung auf die straußische Schrift in einem Essai, der zuerst im Jahrbuch der Schiller-

stiftung erschien und später in den Band „Die schöneren Stunden" (1869) aufgenommen wurde, die einzelnen Momente zusammenzustellen, die mit einer gewissen zwingenden Notwendigkeit Julian — seine individuelle Neigung natürlich vorausgesetzt — zu seinem Entschluß bringen konnten. Diesen Essai betitelt „Antike Romantik?" haben wir gleichsam als schriftlichen Verzicht auf die dramatische Behandlung anzusehen.

Die straußische Schrift war eine Satire; sie richtete sich gegen Friedrich Wilhelm den Vierten und lief darauf hinaus, daß Julian sich eine Überzeugung raffinirte — wie Gutzkow es ausdrückt —, die er selbst nicht hatte, und auf der Wiedereinsetzung des Alten bestand, weil ihn ein konservatives und reaktionäres System geistreicher und poetischer dünkte. Strauß verglich Julian mit den deutschen Romantikern und sah in ihm lediglich einen jener „Stimmungsdilettanten, die auf ein nur phantastisch und verschönert ergriffenes Heidentum hin schwärmten und träumten".

Die einzelnen Gründe, die Gutzkow dieser Auffassung entgegenhält, ergeben in ihrer Gesammtheit das Milieu, aus dem heraus sein Julianus Apostata erwachsen sollte; und dieses deckt sich in Vielem mit der von Ibsen gewählten Grundlage. Die öffentliche Meinung in geistigen Angelegenheiten war noch im fünften Jahrhundert von der Religion unabhängig; um wie viel mehr in Julians Zeit. Das Christentum trat immer noch erst sporadisch auf, der Untergang der antiken Welt war nicht so schnell besiegelt, wie Strauß glaubt; die alten Wissenschaften lebten noch in Alexandria und Athen. Julian versündigte sich daher nicht an dem Geist seiner Zeit, wenn er eine Bildung, in der er selbst sich glücklich fühlte, energisch wieder zur Grundlage des öffentlichen Lebens machen wollte. Die Lobpreisung der „Armut im Geiste" durch das Christentum dünkte ihn eine Misachtung der Geistesgrößen vergangener Jahrhunderte. Sein Großoheim Konstantin, der in der Schlacht gegen Maxentius ein Kreuz in den Wolken zu

sehen glaubte, nahm nach seinem Siege das Christentum an, — aber nicht als einzigen Glauben, sondern er fügte den Christengott den anderen Göttern hinzu, um sich gleichsam nach allen Seiten hin zu salvieren. Der Einfluß ferner, den die neue Religion auf die Cäsaren ausübte, war keineswegs der Gerechtigkeit und Milde zuträglich. Die Sitten besserten sich nicht, Julian selbst war dem Blutbade, dem auf Veranlassung seines Oheims Konstantius die ganze Verwandtschaft zum Opfer fiel, nur mit Mühe entronnen und hatte ein mönchisches Leben führen müssen, um vor dem mistrauischen Kaiser und vor Mörderhand sicher zu sein.

Julian wollte das alte Römerreich wiederherstellen. Das mochte ein unmöglicher Wahn sein, aber er selbst brauchte seine Anstrengungen nicht von vorn herein für fruchtlos zu halten. Das hieße, meint Gutzkow, die Geschichte ex eventu beurteilen. Das Weltbürgertum und die jenseitige Bestimmung des Christentums aber widersprachen diesem Ziele; und die Mahnung „Liebet Eure Feinde!" war kein brauchbarer Schlachtruf. Julians Schönheit suchender Geist fühlte sich beleidigt durch die unschönen Übertreibungen der christlichen Askese.

Seine Religion bedeutete kein Zurückgreifen in graues Altertum. Die Annahme eines Urwesens, einer einzigen Gottheit, die alles Geschaffene „ausstrahlt" — wie Plotinus sich ausdrückt — war im Neuplatonismus gegeben und für dieses unbestimmte Urwesen das Licht, Helios, unmittelbar einzusetzen, war keine bemerkenswerte Neuerung. Das Prinzip der heidnischen Religion hatte sich schon lange durch das Gesetz der Anpassung vereinfacht und dem christlichen darin genähert, daß man sich auf einen höchsten Gott beschränkte und die vielen mythischen Gottheiten als bloße Symbole der Poesie überließ. So konnte schon die Anschauung eines Virgil christlich genannt werden.

Alle diese Gründe, die Gutzkow hier zusammenträgt und auf die er zweifellos seine Auffassung Julians stützen wollte,

begegnen uns auch im ersten Teil der Dichtung Ibsens. Gutzkows Absicht aber war, im Julian einen „großen Charakter“ darzustellen, — einen Charakter, der mit klarem Willen und festem Entschluß eine sich ihm aufdrängende Überzeugung zur Geltung zu bringen unternimmt. Die tragische Schuld aber, zu deren Träger er ihn machen wollte, ist seine Schwäche; an ihr geht er, wie Uriel Acosta, zu Grunde. Schon im ersten Akt des mitgeteilten Entwurfes beklagt Eusebia, daß Julian „zwar fest an seinem Vorhaben hält, doch fehlt ihm die sichere, feste Überzeugung von seinem Siege. Er schwankt und zögert; er duldet Christen wie Jovianus in seiner Nähe“. Und als gegen Ende des ersten Aktes Julian zwei Christen begnadigt, heißt es: „Er ist zu schwach, Fanatiker seiner Überzeugung zu sein.“ Gutzkows Julian besitzt nicht den brutalen Egoismus des Ibsenschen „Alles oder nichts“; er sucht zwar nicht zu vermitteln, will keinen Kompromiß der beiden Weltanschauungen schließen, aber er hofft, wie Prokopius zu Eusebia im ersten Akte des Entwurfes sagt, durch Duldung „zu überzeugen“ und so ohne Gewalt zu siegen. Der Mangel an rücksichtsloser Härte soll also Gutzkows Julian dem Untergang entgegenführen. Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich vermuten, daß die Liebe in seinem Drama das bewegende Moment sein sollte. Eusebia, die Gattin des mörderischen Oheims Konstantius, hat ihren Neffen Julian vor dem Morde gerettet und seine Verbannung nach Athen bewirkt. Das war ein doppelter Liebesdienst. Die historischen Notizen, die sich Gutzkow machte, zeigen aber auch, daß gerade Eusebia es war, die die Erstgeburt seiner Gattin Helena durch die Hebamme töten ließ; sie „gab ihr den Trank der Unfruchtbarkeit ein.“ Ob diese Annahme historisch oder willkürlich ist, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls wollte der Dichter sie benutzen. Helena erlag diesem Verbrechen; und nach dem Tode des Konstantius sehen wir, daß es Eifersucht und Liebe waren, die Eusebia zu ihrer That verführt haben. Im ersten Akte des Entwurfes harrt sie auf Julians Liebe, ver-

zichtet aber im zweiten zu Gunsten einer mazedonischen Fürstentochter Theodora, „um Julians Kraft zu beleben". Eusebia erscheint demnach als überzeugte Heidin, vielleicht als der böse Dämon Julians.

Es wäre vergebene Mühe, wollte man weitere Vermutungen über die Entwickelung des von Gutzkow geplanten Stückes anstellen. Sicher ist nur, daß auch dieses Drama organisch zu seiner religiösen Entwickelung gehört. Es ist sehr zu bedauern, daß seine dramatische Kraft nicht mehr ausreichte, den großen Stoff zu bewältigen.

Gutzkow und Willibald Alexis.

„Heimatskunst“ auf der einen, die „Vorherrschaft Berlins“ auf der andern Seite — um diese beiden Schlagwörter wogte jüngst die litterarische Fehde. Da ist es wohl nicht unangebracht, einer litteratur-geschichtlichen Erinnerung Raum zu geben und nachzufragen, was sich vor Jahren ähnliches begeben. Willibald Alexis und Karl Gutzkow sind die Namen, an die sich diese Erinnerung anknüpfen soll. Seit jungen Jahren in Berlin heimatsberechtigt, mit seinem ganzen Wesen und Wirken die schlesische Geburt vergessen machend, ist Willibald Alexis der Entdecker der märkischen Landschaft geworden; der Roman „Cabanis“ (1832) hat zuerst seinen Zeitgenossen für die Poesie der vielgeschmähten „märkischen Streusandbüchse“ die Augen geöffnet, und sein Verfasser verdient daher wohl, daß besonders das Berliner Lesepublikum noch hin und wieder seiner gedenkt und diese Pietät nicht der Litteraturgeschichte allein überläßt. Diese hat kürzlich mit der Neuveröffentlichung der Alexisschen „Erinnerungen“ durch deren Herausgeber Dr. Max Ewert einen Teil ihrer Schuld endlich abgetragen.

Anders ist es mit Karl Gutzkow. Er ist ein geborner Berliner. In dem düstern Gebäude am Kastanienwäldchen, der heutigen Akademie, hat seine Wiege gestanden, und seine Berliner Erziehung hat er nie verleugnet. Er hat diesen seinen Jugendtagen ein litterarisches Denkmal gesetzt, das nicht übergangen werden darf, wenn von „Heimatskunst“ die Rede ist.

Seiner Vaterstadt Berlin hat der Dichter des „Uriel Acosta" eine Huldigung dargebracht mit seinem Buche „Aus der Knabenzeit" (1852), wohl der anmutigsten und versöhnendsten Schöpfung seiner unermüdlichen Feder. Mit einer hervorragenden realistischen Kunst und einer ungemein feinen Psychologie schildert er hier das Auftauen des kindlichen Bewußtseins in der vielfach drückenden Umgebung, und das ausgeprägte Lokalkolorit, das seiner Erinnerung anhaftet, muß gerade dem Berliner das Lesen dieses Buches zu einem Genuß machen. Gutzkow wollte damit den Beweis liefern, daß der „unterirdische Silbererzgang des deutschen Gemütslebens" nicht um die Mark Brandenburg herumgehe, sondern sich auch mit der „bescheiden flutenden Spree" befreunde, und den „falschen Schimmer totaler Unpoesie, diesen Beigeschmack von Verstandesnüchternheit, der auf dem berlinischen Ursprung lasten soll", zerstreuen. Wie oft er in seinen Dichtungen, ich nenne nur „Die Ritter vom Geist", die preußische Hauptstadt zum Schauplatz gewählt, soll hier nicht weiter erörtert werden. Seine Vaterstadt hat ihm dies wenig gedankt. Seit er mit einundzwanzig Jahren den Berliner Staub von den Wanderschuhen schüttelte und seine wechselreiche Laufbahn antrat, hat er dort, wo er mit seiner ersten Zeitschrift, dem „Forum der Journallitteratur" debütierte, nicht mehr festen Fuß fassen können, was sich ihm niemals bitterer bestätigte, als in den Jahren 1869—73, wo er den letzten Versuch machte, sich in Berlin zu behaupten. Er hat, nachdem er seine wichtigste litterarische Entwickelung in Stuttgart, München, Heidelberg, Frankfurt und Hamburg durchgemacht, um seine Vaterstadt geworben wie um eine spröde Schöne, ohne jemals ihr rückhaltloses freudiges Jawort zu erhalten. Berlin verzieh ihm nicht, daß er auch noch fremde Götter ehren wollte und ihm gegenüber hat es seine Vor- und Gewaltherrschaft mit aller Strenge geltend gemacht.

So haben wir also zwei Gegensätze: der Nichtberliner und doch der erste märkische Poet — das Kind der preußischen

Hauptstadt und als Dichter Kosmopolit, mit vollem Verständnis für die Poesie seiner Heimat nicht eng das schönheitsdurstige Auge auf einen kleinen Bezirk heftend, sondern die Schönheit der weiten Welt an sich reißend, von der er durch zahlreiche Reisen manch herrliches Fleckchen gesehen hatte. Gutzkow selbst hat diesem Gegensatz zwischen ihm und Alexis Ausdruck gegeben in einem Nekrolog, den er 1872 dem Toten widmete; er ist in seine gesammelten Werke nicht aufgenommen, daher so gut wie unbekannt, und muß, da er gerade die Frage der Heimatskunst, besonders der berlinischen, mehrfach berührt, die Grundlage dieser Skizze bilden.[221])

Die Beziehungen unserer beiden Dichter stammen schon aus Gutzkows Schuljahren. Als Primaner sandte dieser an den Redakteur „des Berliner Konversationsblattes“ ein Gedicht „Apostrophe an die Sterne“, das Alexis auch abdruckte. Die politische Bewegung des Jahres 1830 trennte zunächst ihre Wege. Schon im „Forum der Journallitteratur“, das Gutzkow 1831 in Berlin herausgab, geht er mit Alexis nicht gerade freundschaftlich um, und diese Entzweiung vergrößerte sich noch, als Gutzkow im Stuttgarter „Litteraturblatt“ als Wolfgang Menzels Adjutant das kritische Skalpiermesser mit jugendlicher Berserkerwut handhabte. Hier zerzauste er arg die „Gesammelten Novellen“ von Alexis und seinen Roman „Cabanis“, wenn er auch in letzterem, abgesehen von den dialektischen Stilfehlern, die Schilderung des Berliner Milieus anerkannte. „Es ist sehr schwer,“ schrieb er damals, „dem Kreuzberge und dem Lande der Teltower Rüben eine poetische Seite abzugewinnen; und vollends unmöglich, wenn man mit seinen Erfindungen noch den Zweck erreichen will, dem Thron und Szepter ein wohlgefälliges Opfer zu bringen.“ Der politische Gesichtspunkt war es auch, der ihn zur Verurteilnng der „Wiener Bilder“ und zu dem Vorwurf veranlaßte, daß Alexis als Renegat die politischen Verirrungen seiner Jugend nicht nur verschweige, sondern sogar versichere, „als Knabe nie für

die Republik geschwärmt zu haben". Politik auf die Litteratur anzuwenden, beide aufs engste mit einander zu verknüpfen, hatte Gutzkow von Menzel gelernt, der keineswegs ein Reaktionär war, wie wohl manche nach der Katastrophe von 1835 glauben, sondern politisch als Süddeutscher auf der Linken stand und damals für Börne und dessen Pariser Briefe mehr schwärmte, als er später selbst zugeben mochte. Rühmt doch Gutzkow von ihm, daß er der einzige gewesen, der über diese Pariser Briefe, die so manches Anathema auf ihres Autors Haupt herabriefen, ein objektives Urteil gefällt habe; auch Alexis hatte Börnes Pariser Briefe verdammt, Börne hatte ihm und seinen Freunden seinen bekannten „Herings-Salat" dafür angerichtet, einen mit Witz und Grobheit gewürzten Artikel, mit dem der 3. Band seiner Briefe schloß. Menzel nahm mit großem Behagen kleine Portionen dieser Mischung in sein Litteraturblatt auf, hatte er doch selbst ein Hühnchen mit dem Redakteur des „Konversationsblattes" wegen der Beurteilung seiner Litteraturgeschichte zu rupfen, und was er hinzufügt, zeigt uns, wie sehr Gutzkow damals auf seines Meisters Worte schwor. Menzel witzelt im Börneschen Stil über diese „Männchen, die Hofrätchen, Liedertäfler und Bühnendichterchen, die sich einen neuen Frack machen ließen, um zu Goethe zu reisen, und wenn sie in seinem Vorzimmer standen, vor Wind und Weh und Manschettenfieber wieder in den Gasthof zurückmußten, ohne ihn gesehen zu haben", und diese Anekdote berichtet Gutzkow an mehreren Stellen von Alexis, ohne wohl für ihre Wahrheit einen anderen Gewährsmann als Menzel oder vielmehr diese seine Äußerung zu haben. Die Politik, die Beurteilung des Börneschen Buches, dem Gutzkow damals begeistert sekundierte, ist daher auch nach der Trennung von Menzel unbewußt der Maßstab gewesen, mit dem der durch die Juli-Revolution aufgerüttelte Einundzwanzigjährige den schon in ein ruhigeres Fahrwasser einlenkenden Fünfunddreißigjährigen gemessen hat; aber Gutzkow

war ehrlich genug, später gelegentlich zu gestehen, daß „im Drange des Parteiwesens dem erzählenden Talente Alexis' Unrecht geschehen sei". Ein Einfluß der Jungdeutschen auf Alexis, den Max Ewert erkennen will, ist jedenfalls von diesen nie anerkannt, vielmehr ihre feindliche Gegenüberstellung stets betont worden.

Eine engere Verbindung zwischen beiden ergab sich trotz öfteren persönlichen Verkehrs erst in den fünfziger Jahren; Gutzkow hatte seine „Ritter vom Geist" vollendet, den neunbändigen Roman, der das ganze geistige Leben der vierziger Jahre in einem mächtigen Spiegel auffing; Alexis schrieb sein „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", den Gutzkow später „die schönste Frucht der Erhebung durch die Zeit" nannte und auch in der „Allgemeinen Ztg." eingehend würdigte, während Alexis seinerseits wieder durch vier große Aufsätze in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" den Erfolg des Gutzkowschen Werkes unterstützte. Aus dieser Zeit haben sich einige Briefe erhalten, die uns die Gleichheit und Verschiedenheit ihre künstlerischen Bestrebungen treffend bezeichnen und auch durch ihren übrigen Inhalt für die Biographie und Eigenart beider Männer von hohem Wert sind.

Der erste Brief ist von Alexis' Hand:

Berlin, 12. Jenner 1851.

Geehrtester Herr!

Spät! aber endlich doch. — Wenn Sie aber wüßten, was es mich kostet, jetzt ein Buch zu lesen, und wie ich nebenher langsam lese, so würden Sie mir verzeihen. Erst Ende vorigen Jahres kam ich nach hunderterlei Abhaltungen, Reisen u. s. w. dazu, Ihrer Ritter vom Geist I. T. anzufangen, und erst vor wenigen Tagen in diesem Jahre habe ich ihn beendigt, d. h. beendet mit Spannung auf das Folgende.

Eine Kritik fordern Sie nicht von mir, es ist überhaupt jetzt keine Zeit zur Kritik, und noch weniger schreibt man darum Briefe. Für die „Vossische" werde ich mich, wenn ich den zweiten Teil gelesen, in einer kurzen, dort zulässigen An-

zeige aussprechen, nachdem mir ein anderer in betreff des ersten Teiles, wie ich höre, zuvorgekommen ist. Ihnen sage ich hier nur, daß ich nach dem Anfange nicht mit den Erwartungen heranging, mit denen ich jetzt auf die Fortsetzung begierig bin. Fortgerissen kann ich auch nicht sagen, daß ich ward, denn darauf haben Sie die Erzählung nicht angelegt, es ist eben ein solider Bau, wo sich Quader auf Quader türmen soll, und es sind tüchtige Quadersteine, die Wind und Wetter überdauern. Was ich Ihnen aber doch hier ausspreche, ist, daß mir Ihre Gestalten, seit ich das Buch gelesen, nicht aus dem Kopfe wollen, daß sie mir fortwährend begegnen und daß Ihr Schlurk mir einer der gelungensten Charaktere erscheint, den ich aus neueren Dichtungen kenne. Werden Sie ihn halten können durch so viele Bände? — Haben Sie in Berlin den verschollenen Justizrat Ludolff gekannt? Ich wenigstens ward lebhaft an diesen liebenswürdigen Materialisten und Egoisten erinnert, obgleich er an Geist, Verstand und Ausbildung, sowie auch was sich von selbst versteht, an politischer Anschauung Ihren meisterhaft gezeichneten und gefärbten Helden lange nicht erreichte.

Mit Vergnügen höre ich von allen Seiten, daß man dasselbe Urteil fällt und mit derselben Teilnahme Ihr Werk verfolgt. Von einem entfernteren Bekannten, der Ihren dramatischen Arbeiten mir nicht hold schien, hörte ich den Ausspruch: er hätte das nicht erwartet. Es kam bei einem sehr scharf urteilenden Manne aus voller Ueberzeugung, daher darf es Sie wohl mehr erfreuen als verletzen. Ueberhaupt, daß ein Roman aus der Gegenwart wieder ins Leben übergeht und sich einen Anspruch auf die gesellschaftliche Teilnahme erwirbt, ist schon bei diesem grau in grauen Dasein etwas Erfreuliches, und umsomehr für mich, als Sie nicht der skizzenhaften Manier gehuldigt, sondern aus vollem Material auf breiter Grundlage gebaut haben. Jene epigrammatische Schlagschattenpinselei, der sich schon viele unserer Besseren hingeben wollten, weil sie darin eine Aufgabe der Neuzeit erblickten, wird auch, wie eine Mode vorübergehen, ohne daß wir deshalb zur Richardsonschen Breite und Gründlichkeit zurückkehren müßten.

Mich interessiert noch in anderer Beziehung die Grundlage Ihres Romans. Auch ich habe mich endlich an ein 15jähriges Thema gemacht — einen preußischen Roman aus Haugwitz'

Zeit bis zur Schlacht von Jena; auch ich baue da hinauf von unten; vom sozialen Leben bis zu den politischen Gipfeln und Spitzen, und auch ich fange (seltsames Zusammentreffen) im Dorfe Tempelhof mit der Familiengeschichte an. Sonst freilich sind unsere Aufgaben ganz andere, meine ein historisch abgeschlossenes Ganze, Ihre eine Frage an die unendliche Zukunft.

Was Sie sonst mir von ehemals und ehemaligen Angriffen schreiben, möge das in der Vergessenheit ruhen. Was ist die Misere von ehemals gegen die absolute Niederträchtigkeit von heut! Wo findet man Worte, Farbe, wo einen Platz, um das auszudrücken, was uns bewegt! Man spielte vor Wochen auf die Haugwitzische Zeit an, als würde sie durch das System von heut beinahe erreicht. Ein wie großer Charakter erscheint aber heut wieder Haugwitz gegen die Menschen von heute! Als sollte absolut die katholische Prophezeiung recht bekommen, das Vaticinium Lehninense! *) — Was Sie in Ihrem Briefe über den Berliner Charakter schreiben, wie oft müßte ich es unterschreiben, was Sie dagegen im Buche über den Märkisch-Preußischen drucken ließen, mochte sich indessen doch noch von einer anderen Seite auffassen, wenigstens verteidigen lassen. In die „Allgemeine Augsburger Zeitung" kann ich kaum mehr meine Herzensergießungen auslassen. Einerseits bin ich Kolb noch immer zu preußisch, (!) d. h. für einen bayerisch-Süddeutschen, andererseits halte ich es nicht für ganz recht, in ein jetzt entschieden antipreußisch (im frühern bessern Sinne) großdeutsches Blatt meine Jeremiaden und Philippiken gegen unsere eigene Schlechtigkeit auszuschütten. Die hiesige Preßwirtschaft ist aber so charakterlos wie nur etwas (bis auf die Konstitutionelle, die mir aber im ganzen zu doktrinär polemisiert), und es ist empörend, die großen Zeitungen im Sinne der Reaktion schreiben und drucken zu sehen, während ihre Besitzer Demokraten, Republikaner sind — bloß um die Abonnenten nicht zu verlieren!

Geben Sie ja Brockhaus den Auftrag, mir baldigst den zweiten Band zu schicken, auf den ich mich sehr freue, auch

---

*) Die bekannte Weissagung des Mönchs Hermann aus dem Kloster Lehnin (Reg.-Bez. Potsdam), daß der elfte Herrscher des Hohenzollern-Hauses „stemmatis ultimus" sein werde.

um mich, wie gesagt, dann in der Vossischen darüber auszusprechen.

Mit aller Hochachtung

Ihr

ergebenster

W. Haering.

Zu einer gründlichen Kritik der „Ritter vom Geist“ entschloß sich Alexis dann hinterher doch. Sie erschien 1851 und 52 (in den Nrn. 104, 111, 126 resp. 4 der „Blätter für litterarische Unterhaltung“) und rang sich durch manche kritischen Ausstellungen, besonders an den ersten Teilen, wo das Ziel des Dichters noch nicht recht erkennbar war, zur völligen Anerkennung des epochemachenden Werkes als einer echtdeutschen Schöpfung durch. Den Dank für den letzten der vier großen Artikel stattete Gutzkow in dem folgenden Briefe ab, dem er gleichzeitig sein neues schon erwähntes Buch „Aus der Knabenzeit“ beilegte:

Geehrter Herr!

Ich war nur drei Tage in Berlin, wollte meiner Frau, die nie dort war, nie eine so große Stadt gesehn hat, nur die äußern Umrisse zeigen und die Abende bei den Verwandten sein.

Wie sollt' ich Ihnen zürnen? Im Gegenteil, der letzte Artikel that so wohl, daß ich an dem Rückblick auf alle Artikel, wo ein so allmähliches Gewonnenwerden sich abschildert, meine Freude habe.

Ihren Roman hätt' ich gern vollständig. Ich gehe nächster Tage auf ein paar Monate nach der Schweiz, um einsam zu sein und mancherlei zu überdenken. Er soll mich begleiten. Ein Urteil über den Eindruck schreib' ich Ihnen oder der D. A. Z. oder den Augsburgern, falls Sie dort noch keinen Berichterstatter haben. Bei letzteren wünscht' ich freilich das Ganze fertig zu haben.

Die Anlage bitt' ich von demselben Gesichtspunkte zu betrachten, wie meine Ritter. Sie ist auf Berlin gerichtet und

kann Ihnen nicht unverständlich sein. Sie haben Ihr ganzes Dichten der Erweckung eines kräftigen Bewußtseins im Märker und Berliner gewidmet. Auch diese Jugenderinnerungen werden dem Verfasser des Cabanis als eine Appellation an ein poetischeres Gefühl im Berliner erscheinen, als in dem Kladderadatsch-Wesen und dergleichen ausgedrückt ist. Könnten Sie vielleicht mit ein paar Worten in der „Vossischen Zeitung" diesen Gesichtspunkt meiner Knaben-Erinnerungen vor dem Berlinertume feststellen, würd' ich Ihnen sehr dankbar sein. Im Buchhandel ist die Schrift erst in acht Tagen zu haben. Ich bitte, das Exemplar geheim zu halten.

Wenn über Ihren Virgil die „Grenzboten" das Richtige getroffen hätten und überhaupt den wahren Ausschlag gäben, würd' ich mich nach ihren Artikeln gegen mich haben aufhängen müssen. Ich habe in meinen jungen Jahren als Kritiker auch arg gehaust, aber niemals aus dem Gefühl eigener Ohnmacht und verdrießlicher Blasiertheit heraus geschrieben. Die „Grenzboten" wagen es nur nicht zu sagen, aber es ist ihre wirkliche Ueberzeugung, daß ihnen Paul de Kock amüsanter ist, als alle deutsche Idealität und Romantik. Uebrigens werden sie auf meine Kosten jetzt gegen alles andere den Ton sehr herabstimmen, und insofern hätt' ich mir ein Verdienst erworben, wenn es auch Thorheit gewesen sein mag, mit Journalisten, die auf endlosem Papier schreiben, überhaupt anzubinden.

Mit bestem Dank für Ihre freundliche Erinnerung bin ich

hochachtend ergebenst

der Ihrige

Gutzkow.

Dresden, 21./4. 52.

Ihr Handübel ist doch glücklich geheilt?

Gutzkow entledigte sich seiner kritischen Schuld durch eine ausführliche Besprechung von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", und wenn er auch die „allgemeine deutsche und welthistorische Höhe" an diesem Werk vermißte und seine „preußische Einseitigkeit" ihm nicht gefallen wollte, wenn er auch an der Charakteristik und am Dialog manches auszusetzen fand, riß das Buch ihn doch zu einer Anerkennung hin, deren Zugeständnis

ihm nicht gerade oft in diesem Maße aus der Feder floß. Er hätte einen Tadel um so weniger zurückzuhalten brauchen, als er gerade an Alexis später noch die seltene Eigenschaft rühmte, daß er gerecht gewesen sei gegen die Leistungen anderer und „Totschweigen und Anerkennung nur auf Gegenseitigkeit seinem edlen Gemüte fremd" gewesen sei.

Der nächste erhaltene Brief von Alexis stammt aus dem Jahre 1855; ihn begleitete eine Neuausgabe des „Cabanis", und Gutzkow scheint in einem früheren Brief selbst an seine im Litteraturblatt veröffentlichte Kritik von 1833 erinnert zu haben. Der neue Zeitroman, von dem Alexis spricht, ist Gutzkows „Zauberer von Rom", und seine Bereitwilligkeit, Beiträge zu senden, geht auf die „Unterhaltungen am häuslichen Herd". Der preußische Roman, den Alexis erwähnt, ist seine „Dorothee", der auch in der That das letzte seiner vaterländischen Werke geblieben ist.

Berlin, 9. Dezember 1855.

Bestens für das Empfangene quittirend, danke ich Ihnen, Geehrtester, für die Erinnerung. Ja es sind manche Wechsel seit dem Vierteljahrhundert, wo der Knabe Cabanis das Licht der Welt erblickte, vorgegangen; aber das nenne ich keinen Wechsel, daß ich heut nicht mehr im Stande wäre, einen so „gemütlichen" Cabanis zu schreiben. Das bin nicht ich, der es nicht kann, das sind die Verhältnisse. Der Luftdruck ist doch zu entmutigend, und ich stöhne seit drei Jahren an dem historisch preußischen Roman (der wahrscheinlich der letzte sein wird), um die Silberblicke der Erinnerung nicht sofort durch die Luftsäure der Gegenwart in bleigrau verwandeln zu lassen. Wozu alles das, frage ich mich, wenn ein (obschon noch so talentvolles) „Soll und Haben" die Deutschen entzückt und — befriedigt! Man wird mit Knutenhieben zum Egoismus gezwungen.

Wie steht es mit Ihrem neuen Zeitroman? Ich frage nicht: haben Sie den Mut, die Ritter vom Geist fortzusetzen, wo nirgends mehr bei uns ein Rittertum sich zeigt (confr. die neuen Wahlen!), sondern ich frage, woher wollen Sie die

leichten, heiteren, spielenden, gefälligen Lichter für ein ernstes Gemälde schöpfen, ohne die kein Publikum mehr gewonnen wird?

Herzlich gern, wenn ich mal etwas Spannendes finde, aber — ich bin seit einem Jahre überall im Rest, und angeregt eigentlich nur, um Lustspiele zu schreiben, scools for scandal. Da ist überall Stoff und herzliche Empfänglichkeit dafür!

Hier also mein Cabanis im neuen Kleide, so zusammengedrängt, hoffentlich wie Sie wünschten. Ihrer Anzeige, geschrieben unter dem Schutz der Menzelschen Flügel entsinne ich mich nur noch undeutlich. Wo ist Menzel! Wenn Sie Lust spüren und wo Sie Platz finden, posaunen Sie etwas in die dicke Luft der Apathie. Dringt's überhaupt nicht durch, ich bin auch darauf gefaßt. Wäre noch das letzte Asyl der freien Geister das Kohlbauen; dazu eignete ich mich wohl noch, aber mit dem Kohl ist's auch aus, und man soll für die Runkelrübe denken und kalkuliren, und dazu fehlt mir der Verstand und Sinn.

Freundlich ergebenst

Ihr

W. Haering.

Ihre Schillerstiftung interessiert mich sehr: was ich kann, werde ich in meinen Kreisen dafür wirken.

Zwischen diesem und dem nächsten Brief des märkischen Dichters fällt der erste Angriff der schweren Krankheit, die nach wiederholtem Schlaganfall mit einer völligen Lähmung endete und dem Schaffen seines Geistes ein Ziel setzte. Alexis mußte 1856 von Berlin nach Arnstadt übersiedeln, wo er sich schon vorher ein sommerliches Tuskulum erbaut hatte. Der folgende Brief stammt aus der ersten Epoche seiner Krankheit und trägt auch ihre Spuren. Er enthält eine Reihe befremdender stilistischer und logischer Fehler, die, wie mir der Alexisbiograph Dr. Max Ewert in liebenswürdiger Weise mitteilte, für des Dichters Briefe aus jener Zeit charakteristisch sind und den Zerfall seines Geistes anzeigen. Auch im Gespräch konnte er für das, was er richtig dachte, das richtige Wort nicht mehr finden, für seine Angehörigen oft eine entsetzlich peinliche Lage.

Da dieser Brief aber ein auch psychologisch wertvolles Dokument ist, das uns einen tiefen Blick in das Innere seines Schreibers gestattet, möge es unverändert hier folgen, so wie der Kranke es noch mit fester Hand, aber unsichern Geistes aufgesetzt hat.

Berlin, 13. April 1856.

Noch mit der Kraft, wenigstens ein Paar Zeilen, mit bestimmterer Form als bisda, auf's Papier zu drücken, will ich Sie begrüßen u. Ihnen hiermit meine letzte, schwere Arbeit zu überreichen.

Wie es mir gegangen, oder wie ich heimgesucht ward, werden Sie von den Brockhausen erfahren haben. Es wird noch schwer mit der Wiedererholung dauern, bis — Gott weiß was geschieht. Dennoch bin ich zufrieden. Es ist ja für alle Arbeit ein Ziel gesetzt. Sollte ich aber einen andauernden Schöpfungs- und Dauertrost, wie ihn Humboldt besitzt, wieder gewinnen, würde ich doch wohl nimmer wieder den Rest von blühender Kraft der preußischen Erniederung widmen. Ich bin, und ward schon vorher satt. Nicht daß es mich bereut, was ich gethan, nicht daß meine Liebe für die Genesis der alten Hohenzollern verlöscht ist, nicht daß ich verzagte, daß in künftiger Zeit wieder einmal Hohenzollern geboren werden könnten — (oder etwas modifizirte Kreuzung) — aber ich, wir erleben es nicht, und ich fühle mich denn doch nun auch der Mühe übersättigt. 25 Jahr, zwar leiblich lebend, aber immer noch wie ein unscheuer Fremdling — wozu das!

Lassen Sie dem Einsamen gelegentlich von Ihnen hören, geistige Kost. Sonst hat man leiblich und persönlich mich während der Krankheit über alle Maßen gepflegt und gestreichelt; mir schien es oft, wie geschehe es, als, nur wieder gut zu thun, was man nicht recht gethan, und zugleich im Stillen mit einer Art Zufriedenheit, daß man eines unbequemen Mahners losgemacht werde, und das Ernste nicht mehr zu lesen brauche, vor dem man doch eine Art Respekt habe.

Ob Sie jetzt über den Cabanis sich ausgesprochen haben, weiß ich nicht. Die Dorothe hat mich mit umgebracht, das weiß ich. Leben Sie wohl; wenn ich künftig wieder arbeite, werde ich den Menschen nichts ernstes mehr schreiben, sondern alles gutes, liebes, schmeichlerisches, freundliches, und damit

werden wir ja alle zufrieden sein; wir alte Narren haben nur die so oft uns bewiesene Moral: mundus vult decipi vergessen.

Ergebenst Ihr
W. Haering.

Damit schließt der Briefwechsel unserer beiden Dichter. Alexis erholte sich von seiner Krankheit nur so weit, daß er körperlich einen Teil der alten Kraft wiedererlangte, weite Fußwanderungen, ja sogar Reisen unternehmen konnte. Bis nach Weimar wagte er sich sogar, um persönlich zu danken für die Pension, mit der die Schillerstiftung ihm zu Hilfe gekommen, und hier sahen sich Gutzkow und Alexis wieder, ungefähr zwei Jahre bevor den Dichter der „Ritter vom Geist" ein ähnliches Schicksal geistiger Umnachtung traf. „Das Wiedersehen des in seinen Vorstellungen klaren, von der heftigsten Willensregung und Mitteilungslust ergriffenen und dabei doch an jeder Kundgebung gehinderten, ausgezeichneten, an Lebenserfahrungen und Talenten so reich gewesenen Mannes war in der That erschütternd", berichtet Gutzkow, und was er selbst dem Leidenden Liebes gethan, zeigt ein Brief der Gemahlin Alexis' vom 17. März 1863. Sie dankt ihm für die Freundschaft, die er durch seinen Einfluß auf die Schillerstiftung — er war deren erster Generalsekretär — ihrem Manne erwiesen und für den schönen Trost, den er ihm gespendet durch die Versicherung, daß er — Alexis — als Dichter noch in vieler Menschen Herzen lebe. Daß Gutzkow ihrer Einladung, sie in Arnstadt zu besuchen, gefolgt ist, macht das reizvolle Bild wahrscheinlich, das er in dem Nekrolog von dem Kranken entwirft. Er schildert ihn nicht als den durch jahrelangen Todeskampf erschöpften Kranken, sondern als eine Art „lachenden Demokrit", dem die Erinnerung an ein früheres Leben entschwunden und der sich an dem spärlichen Sonnenschimmer erfreut, der auf der Kante seines Krankenwagens spielt: „Wenn die Rosen blühten, sammelten liebliche junge Mädchen, Verwandte seiner Gattin, die sich schon entblätternden verblühten Blumen und bewarfen da-

mit den im Rollstuhl Sitzenden. Anakreon wünschte sich solche Spiele mit der Jugend. Auch unser Dulder lachte herzlich."

Von diesem Besuche muß Gutzkow auch aus eigener Anschauung das Bild der Pflegerin mit heimgenommen haben, die 15 Jahre ohne ein Wort der Klage an dem Bette des Schwerkranken ausharrte; mit geradezu poetischer Kraft hat er es in dem mehrfach erwähnten Nekrolog wieder aufgefrischt und der Gattin Alexis' ein Denkmal gesetzt, wie es würdiger nicht persönliche Dankbarkeit schaffen konnte.

Dieser Nekrolog nun beschäftigt uns zum Abschluß und wir kehren damit wieder zur Einleitung dieses Aufsatzes zurück. Gutzkow giebt hier eine Analyse von der Bedeutung des märkischen Dichters für das ganze deutsche Volk. Er tritt gegen eine Äußerung Wilhelm Jensens auf, der mit großer Begeisterung Alexis' Werke als Quelle der Versöhnung zwischen Süd und Nord bezeichnet hatte. Die Würdigung seiner märkischen Romane sei ihrem Dichter, mit Ausnahme der „Hosen des Herrn von Bredow", vor 1848 nur in Berlin zu teil geworden. „Hatte doch die so ernst gestimmte liberale Gegenwart der ersten Jahre Friedrich Wilhelms IV. andere Ziele als eine Vertiefung in die Geschichte des märkischen Junkertums, der märkischen Stifte und Städte. War doch gerade Berlin und die Mark der Sitz jener Vergewaltigungen des Zeitgeistes, wodurch die vormärzliche Periode von 1840—48 bezeichnet wird. Was konnte von da Gutes kommen?" Und Gutzkow ist der Ansicht, daß diese Vertiefung in die Geschichte der Mark, diese Vorliebe für „biedere treuherzige Mannen, Junker Jochem" u. s. w. für ganz Deutschland überhaupt nicht kommen werde, wenn man auch mit Interesse bei dem Gedanken verweilen könne, wie „wunderbar dieser zollernsche Stamm emporgekommen". Wie weit die Thatsachen seine Prophezeiung Lügen straften, sei dahingestellt. Was er aber weiterhin, gewissermaßen als Erläuterung zur „Vorherrschaft Berlins" sagt, dürfte auch heute noch Beachtung verdienen:

„Was wir jetzt ernten, das sind die Früchte unserer Zeit. Es sind die Früchte der Ideen, die wir bald mit Gewalt, bald mit List, jedenfalls mit den schmerzlichsten Opfern, mit unendlichem Volks- und Familienleid seit Jahren dem märkischen Tannenbaum erst — einokulirten. Es sind die von allen übrigen Richtungen des Vaterlandes her entnommenen kräftigen Keime, die auf den Stamm und die Zweige eines durch Zufall erstarkten Fürstengeschlechts gesetzt wurden.“

Er erinnert daran, daß Alexis' „patriotische Vorliebe für märkische Dörfer, Sandwege mit einsam frierenden Halmen, Tannenwälder mit Eichhörnchen und gewissen wie schon gedörrt auf die Welt kommenden Blüten, speziell märkischen Rispengattungen“ dem Dichter auch von fürstlicher Seite keineswegs die erhoffte Anerkennung eingetragen, und die Resignation, die er dem nachmärzlichen Alexis zuschreibt, klingt allerdings sehr stark aus dessen letztem hier abgedruckten Briefe heraus.

Gutzkow hatte Verständnis genug für die Poesie der Dürftigkeit, für die Schönheiten der Umgebung seiner Vaterstadt; wie fein er in dem Stil dieses Alexisnekrologs den märkischen Ton zu treffen weiß, beweise nur folgende Stelle: „Niedrig war der Strich seines Fluges niemals. Niemals — um ebenfalls märkisch zu reden — glich er dem Kibitz, der bald links, bald rechts die Beine verschränkend am Meeresstrande dahinstreicht.“ Aber er gestand offen, daß ihn eine „Naturbetrachtung, die uns mit Adalbert Stifter im Salzkammergut entzücken, zwischen „Schierke und Elend“ nur zur Verzweiflung bringen“ könne. Er stelle Alexis' märkische Romane nicht so hoch, wie die Ankündigungen der Buchhändler, die sie „in jeder deutschen Hütte eingebürgert“ sehen möchten, und sein abschließendes Urteil darüber hat eine so weite Perspektive, daß es als Beitrag zum Kapitel „Heimatskunst“ auch heute Beachtung verdient. Er erkennt die Vorzüge jener Romane an.

„Doch“, meint er, „reißen sie nicht durch eine mächtige und eigentümliche Erfindung fort. Es sind sinnig gedachte,

doch nur mit reproduktiver Umständlichkeit langsam sich fortbewegende Kulturstudien (übertreibend bis zu Phantasien) über eine Mark Brandenburg, die jetzt mit Gewalt aus einer bescheidenen Magd in eine seither verkannte Königin aufgeputzt werden soll . . . Wollt doch nicht die alten Gesetze dessen, was schön ist, auf den Kopf stellen! Seitdem unsere Reichstagsabgeordneten ihre Exkursionen nach Potsdam machen, und erstaunt zurückkehren, dort so herrliche Bäume, große Gewässer, sogar in Berlins nächster Nähe Spuren von „Gegend" zu finden, hat man die märkischen Tannen- und Fichtenwälder, diese durchsichtigen Linienregimenter, überaus poetisch, ja im verwehten Flugsand und dessen dürftiger Vegetation landschaftliche Stimmung finden wollen. Kauft man dann noch gar in Gründer-Kompagnien diesen Sand mit Fichtenwäldern in Masse, dann zwingt in der That die Außerkurssetzung des Murg- und Nero-Thals, des rauschenden Waldes um Eisenach oder Berchtesgaden zum Widerspruch — auch gegen die Übertreibung des Poetischen, das sich in Härings märkischen Romanen finden soll. In allem Ernst, durch das Preisen und Aufputzen des Dürftigen, Ärmlichen, Unzulänglichen der Mark versündigt man sich an jener Welt, die seither für schön gegolten hat, und deren Zaubergewalt auch dem märkischen Romantiker Häring selbst zu oft vor die Seele trat, als daß es ihn nicht mächtig nach dem Süden hätte ziehen, zu dem Geständnisse zwingen sollen: „Ja in Neapel!" Seine „Wiener Bilder" sind eine wahre Befreiung des Gemüts vom Tifteln einer Stimmung, die sich auch in Pankow und Schönhausen bei Berlin dem großen Naturgeiste nahe fühlen möchte."

Dieses Urteil Gutzkows möchte ich hier nur als historisch betrachtet wissen. Es ist in jedem Fall immer lehrreich, daß die Fragen, die uns heute bewegen, der Litteratur vor dreißig Jahren nicht so fremd waren. Unsere Heimatskünstler werden gewiß andrer Meinung sein, als Gutzkow, aber auch sie werden anerkennen müssen, daß er selbst in seiner Polemik einen Ton

getroffen, der ihnen vertraut klingt. Und gerade bei Gutzkow wäre mir dieses Zugeständnis wertvoll, da ich der Meinung bin, daß er in mehr als einem Punkte ein Vorkämpfer unsrer modernen Litteratur gewesen ist, eine Meinung, „noch zu neu", wie Ben Akiba sagt, „und wohl zu sühnen, da sie nie gewesen". Nicht zu sühnen, aber zu beweisen dürfte nicht so schwer fallen, daß von Gutzkows Werken aus eine sehr tragfähige Brücke in die Moderne hinüberführt. Und haben andere das nicht auch empfunden?

Da hat kürzlich M. G. Conrad Briefe des allzu früh vollendeten jungen Lyrikers Hermann Conradi an Margarethe Halm veröffentlicht. Es war mir ein Symptom und eine freudige Überraschung, als ich in diesen Sturm- und Drang-Briefen, die wahrlich nicht von Verehrung für Vergangenes strotzen, dem Namen Karl Gutzkows, des „warmverehrten Ritters vom Geiste par excellence" begegnete. Ich glaube, daß sich der Größte vom einstigen „Jungen Deutschland" noch manche Freunde erwerben wird, wenn unsere jungen Litteraten erst daran gehen, mit ihrer Begeisterung in die Vergangenheit hin und wieder unterzutauchen.

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht."

Dieses Wort Goethes sollte mehr beherzigt werden und einige Pietät lehren gegen eine Vergangenheit, deren sich zu bemächtigen ja manchmal mühsam ist, die aber Misachtung und Vergessenheit nicht verdient. Und wenn erst unsere Forschung so weit gediehen ist, daß sie ein vollständiges Bild von Gutzkows Leben und Wirken zu bieten vermag, so wird sich das allgemeine Urteil darin einigen, daß er nicht nur eine Größe der Vergangenheit ist, sondern, wie wenige seiner Zeitgenossen, der Gegenwart angehört, unserer Gegenwart, die an geistig bedeutenden Männern vom Schlage des Führers Jung-Deutschlands wahrlich keinen Überfluß hat.

Anmerkungen.

1) Ein vollständiges Exemplar des „Forums“ besitzt die Kgl. Bibliothek in Berlin.

2) Ges. Werke, Jena, Hermann Costenoble. I. 243 ff.

3) Das junge Deutschland und die preußische Censur. Berlin, Paetel. S. 49. Weiterhin kurz als „Geiger“ zitiert.

3a) Die Briefe an Menzel lagen mir nur in Kopie vor; für diese vielleicht unrichtig gelesene Abkürzung habe ich keine Erklärung; auch in den andern Briefen finden sich einige Unklarheiten. — Nachträglich einschalten kann ich hier noch: Näheres über den „Hesperus“ und seinen Herausgeber siehe in dem „Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin“ von Wilhelm Schulz. II. Bd. S. 160, 188.

3b) National-Zeitung 1901. Nr. 224. Sonntagsbeilage.

4) Nach mehrfachen Äußerungen Gutzkows hat er in diesem Sommer auch eine Probepredigt gehalten, was also doch noch auf einen engen Anschluß an die Theologie schließen ließe. Auch den Inhalt der Predigt hat Gutzkow 1841 im „Telegraphen“ veröffentlicht. Ob ein zeitlicher Irrtum hier vorliegt oder unter welchen Umständen diese Predigt erfolgte, konnte ich bisher nicht feststellen. Vgl. Anm. 175.

4a) 1833 bei J. G. Cotta, Stuttgart und Tübingen erschienen. In der ersten Sammlung seiner Werke (1845 Bd. 5 S. 262) ist die Form dieser Erinnerung geändert; statt „ich“ steht die Anrede „du“ und als Schluß findet sich der Zusatz: „Du hieltest dem Minister nicht Wort“.

5) Gutzkow, „Rückblicke“ S. 99 ff. Laube, „Erinnerungen“, Bd. I der Ges. Werke S. 182 ff. Geiger S. 89 u. 100. Gutzkow, „Die schöneren Stunden“ 1869 S. 1 ff. Morgenblatt, 1833: Nr. 266—74; 1834: Nr. 1 bis 8, 28—34, 132—39, 149—55; aufgenommen in „Soireen“ 1835 I. Bd., Reisenovellen, 2. Bd. — s. Proelß S. 337 ff.

5a) Bauernfeld, Alt- u. Neu-Wien. Ges. Schriften, 12. Bd. S. 137. Wien 1873.

6) Das Nähere enthält der 2. Band des Grillparzer-Jahrbuches S. 258 und Anmerkung.

7) Literaturblatt 1833, Nr. 96/7 (20/3. Sept.)] über „Briefe über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele“, von Dr. Ludwig Hüffell, 2. Aufl.

8) Vgl. Literaturblatt 1831 Nr. 60. 1834 Nr. 44 u. 96.

9) Wohl die Nouvelle revue Germanique; Paris, Levrault. Sie suchte die Franzosen durch ausführliche Besprechungen deutscher Werke mit der deutschen Literatur bekannt zu machen. Vgl. Literaturblatt 1833 Nr. 9.

10) „Freihafen" 1840. IV, S. 243. Wo im Folgenden Mundt's „Freihafen" zitiert wird, ist immer dieser Aufsatz gemeint.

10a) Neue Freie Presse 1883. Nr. 6680. 3. April.

11) Ztg. f. d. eleg. Welt. Nr. 36; sehr scharfe Kritik mit dem Resultat, daß der Roman durchaus mislungen sei.

12) Ztg. f. d. eleg. Welt. Nr. 46. 6. März.

13) Im Folgenden gebe ich eine genaue Übersicht der **Beiträge Gutzkows zum Morgen- und Literaturblatt:**

1831. Literaturblatt.

Nr.

122. (2. Dez.): Wie ich wieder Lutheraner wurde von Henrich Steffens. **K. G.**

126. (12. Dez.): Vergißmeinnicht. Hrsg. v. C. Spindler. **G.**

131. (26. Dez.): Alpenrosen. **G.**

1832. Literaturblatt.

Nr.

20/23. (20. Febr. bis 2. März.) Biographien von **K. Gutzkow.**

1. Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit K. L. Reinhold u. Fr. H. Jacobi.
2. Christian Garve's Briefe an s. Mutter. Hrsg. v. K. A. Menzel.
3. Denkwürdigkeiten des Philosophen u. Arztes Joh. Benj. Erhard. Hrsg. v. K. A. Varnhagen v. Ense.
4. August v. Kotzebues Leben v. Dr. H. Döring.
5. Clemens XIV. u. Carlo Bertinazzi. A. d. Französ. v. F. A. Rüder.
6. Joh. Gottlieb Fichtes Leben u. literar. Briefwechsel. Hrsg. v. s. Sohne J. H. Fichte.
7. Müllner in poetischer, kritischer u. religiöser Beziehung. Mit krit. Anm. v. Dr. Friedr. Wagener.
8. Gallerie deutscher Dichter u. Prosaisten seit der Mitte des 12. Jahrhdts. bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Dr. H. Döring. I. Bd.
9. Das Leben und die Werke Albrecht Dürers von Jos. Heller.
10. Dr. A. L. Hoppenstedts Leben u. Wirken. Dargestellt v. A. W. Knauer.
11. Hermann Cruse als Schulmann u. Dichter. Ein pädagogisch-literar. Versuch v. Dr. J. K. L. Hantschke.
12. Wahrheit aus Jean Pauls Leben. 5., 6. Heft.

13. Schwedischer Plutarch von J. F. Lundblad. Übers. von Fr. v. Schubert. 2. Th.
14. Mitteilungen über Kaspar Hauser. Von G. F. Daumer. 1. Heft.
15. Paganini in s. Reisewagen u. Zimmer, in s. redseligen Stunden, in gesellschaftlichen Zirkeln u. s. Konzerten. Aus d. Reisejournal v. Georg Harrys. K. G.

Nr. 53/59. (21. Mai). Über einige neuere Erscheinungen in der Theologie.

1. Berichtigende Resultate aus dem neuesten Versuch des Supernaturalismus gegen den biblisch-christlichen Rationalismus. Von Dr. H. E. G. Paulus.
2. Theolog. Studien u. Kritiken. Hrsg. v. Dr. C. Üllmann u. Dr. F. W. C. Umbreit.
3. Beiträge zur wissenschaftlichen Kritik, besonders in ihrer praktischen Richtung v. Gustav Billroth.
4. Philosophie der Offenbarung v. B. H. Blasche.
5. Die göttlichen Eigenschaften in ihrer Einheit. Von Dems.
6. Philosophische Unsterblichkeitslehre. Von Dems.
7. Bibliothek christlicher Denker. Hrsg. v. Dr. Ferd. Herbst. 1. Bd. Joh. Georg Hamann, Fr. H. Jacobi.
8. Das Buch der Prophezeiungen.
9. Dr. Joh. Albr. Bengels Wirken von M. Joh. Chr. Fr. Burck.
10. Drei Zeitalter der christlichen Kirche von Dr. G. F. W. Suckow.
11. Die Lehre von dem Abendmahle von Dr. F. W. Lindner.
12. Leben des Dr. Phil. Dobbnidge. Nach dem Engl. von M. K. Chr. G. Schmidt.
13. Christl. Hausgarten v. Karl Aug. Döring.
14. Biblische Dichtungen v. J. P. Lange.
15. Kritische Geschichte des Urchristentums; auch u. d. T.: Philo u. die alexandrinische Theosophie v. A. Gfrörer.
16. Fides od. die Religionen u. Culte der bekanntesten Völker der Erde alter u. neuer Zeit. Von J. P. Gerlach.
17. Die christl. Volksbildung von Dr. F. A. Köthe.
18. Stimmen a. d. Reiche Gottes von Dr. Ernst Immermann.
19. Die kathol. Kirche im 19. Jhrhdt. von G. L. C. Kopp.
20. Über den Indifferentismus in Kultusangelegenheiten von Alexdr. Müller.
21. Zur Emancipation der kathol. Kirche von Rom von Christianus Antiromanus.
22. Stimmen aus der kathol. Kirche Deutschlands. 1. Heft.
23. Rosenkranz eines Katholiken von H. König.

24. Drei Aufsätze über den noch immer viel besprochenen Rationalismus von Dr. Salat.

25. Wahlverwandtschaft zw. d. sog. Supernaturalisten u. Naturphilosophen, von Dems.

26. Die literar. Stellung des Protestanten zu den Katholiken, von Dems.

27. Kirchenzeitung für d. kathol. Deutschland. Hrsg. v. Jakob Sengler. **K. Gutzkow.**

Nr.

65. (25. Juni.) [Epische Dichtkunst Nr. 15 u. 16]:
Der letzte Ritter von Anastasius Grün. G.
Die Wittelsbacher von Eduard Duller. G.

71. (11. Juli.) Altdeutsche und altnordische Literatur:
1. Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter von Dr. Karl Rosenkranz.
2. Das Heldenbuch und die Nibelungen von Dr. Karl Rosenkranz.
3. Über d. Titurel u. Dante's Komödie. Von Dems. G.

81. (8. Aug.) Altertumskunde. De Diis Domesticis priscorum Italorum scripsit Em. Jaeckel. G.

99/101. (28. Sept.) [Literär-Geschichte Nr. 2, 5 u. 6]:
Ü. d. Fortschritte d. Wissenschaften in den letzten 50 Jahren von Dr. Ch. D. Beck. G.
Geschichte der griech. Literatur v. M. S. F. Schöll. A. d. Französ. v. J. F. J. Schwarze. G.
Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland von Dr. H. A. Erhard. G.

107. (19. Oktbr.) Deutsche Denkwürdigkeiten. Herausg. von C. F. v. Rumohr. G.

117/9. (16. Nov.) [Französ. Geschichte Nr. 6, 11]:
Der Kampf i. westl. Frankreich 1793—1796. G.
Briefe aus Paris v. Friedr. v. Raumer. G.

123. (5. Dez.) [Französ. Geschichte Nr. 16, 18]:
Die 3 letzten Feldzüge gegen Napoleon v. P. F. Stuhr. 1. Bd. G.
Geschichte Frankreichs seit Wiederherstellung der Bourbons von Peter v. Kobbe. 1. Th. G.

127. (14. Dez.) [Französ. Geschichte Nr. 27]:
Der Invalide von C. Spindler. G.

128. (17. Dez.) Memoiren einer Ungenannten. G.

129. (21. Dez.) Antäus. Ein Briefwechsel über spekulative Philosophie in ihrem Konflikt mit Wissenschaft und Sprache. Hrsg. v. O. F. Gruppe. G.

1832. Morgenblatt.

Nr.

104/14, 117/8, 120, 123. (1.—23. Mai.) Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis. Briefe an zwei Freundinnen in Stuttgart.

1833. Literaturblatt.

Nr.

8/9. (18./21. Jan.) [Germanisirende Franzosen. 1):] Cours d'histoire de l'Allemagne. Par St. Marc Girardin. ●.

10. (25. Jan.) [Humoristische Literatur 17):] M. A. v. Thümmels sämmtl. Werke. 3. Ausg. 6 Bde. ●.

15. (8. Febr.) Kunstgeschichte. Über die Hauptperioden der schönen Kunst von Amadeus Wendt. ●.

17/20. (13./20. Febr.) Novellen und Erzählungen:

1. Erzählungen und Phantasiestücke von Ludw. Bechstein.
2. Novellen u. Phantasiegemälde v. L. Bechstein.
3. Erzählungen u. Novellen v. C. v. Wachsmann.
4. Erzählungen von Therese Huber. Ges. u. hrsg. v. V. A. H.
5. W. Alexis ges. Novellen.
6. Sommermalven v. C. Spindler.
7. Lavabecher v. Leop. Schefer.
8. Histor. Novellen u. Erzählungen v. Eduard Gehe.
9. Berthold Schwarz. Novelle v. Ed. Duller.
10. Das Musikfest v. G. Fr. Blaul.
11. Das Elendsfell. 3 Nov. v. Balzac. Übers. v. Dr. Schiff.
12. Rosetten u. Arabesken. Novellen, poetische Gemälde u. satir. Skizzen d. jüngern Serapionsbrüder.
13. Quellen des Shakespeare, hrsg. v. Dr. Echtermeyer, Ludw. Henschel u. Karl Simrock.

●.

22/7. (25. Febr./11. März.) Romane.

1. Scipio Cicala (von v. Rehfues).
2. Beate v. Alexdr. Bronikowski.
3. Die Frauen von Reibschütz v. A. Bronikowski.
4. Die Irrwische des Tags v. O. L. B. Wolff.
5. Die letzten Zapolya v. Francisca v. Stengel.
6. Angela v. Agnes Franz.
7. Die Palme v. Adeline v. D.
8. Harald u. Elsbeth v. W. v. Oertel.

9. Roßlawlew v. M. Sagoskin. Übers. v. Erh. Göring.
10. Atar-Gull v. Eugen Sue.
11. Cabanis v. W. Alexis.
12. Zohrab, der Geißel. Aus d. Engl. Morier's v. Joh. Sporschill. G.

28/30. (15./20. März.) Staatswissenschaft.
1. Code diplomatique par Charles de Martens.
2. Geschichte der Staatswissenschaft v. J. Weitzel.
3. Ursprünge der Kirchenverfassung des Mittelalters v. K. D. Hüllmann.
4. Der Zweck des Staats v. Friedr. Murhard.
5. Über Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen d. bestehende Staatsgewalt v. Friedr. Murhard.
6. Staatswissenschaftl. Vorlesungen von K. H. L. Pölitz. G.

46. (3. Mai.) Kriegswissenschaft.
Preußens Militair-Verfassung. A. d. Französ. d. General v. Caraman. G.

57/63. (5./21. Juni.) Staatswirtschaftslehre.*)
1. J. B. Say's ausführl. Darstellung d. Nationalökonomie. A. d. Franz. v. C. E. Morstadt.
2. Polit. Ökonomie v. Jos. Droz. Übers. v. Keller.
3. Versuch eines Systems der National- u. Staatsökonomie v. G. F. Krause.
4. Die Grundsätze der Finanz v. J. Schön.
5. Rapports et différences entre les Principes de la doctrine du Docteur Quesnay et de celle d'Adam Smith, par Dr. Fr. Weidemann.
6. Dass. in deutscher Übers.
7. Der Staatskredit v. F. C. Fulda.
8. Tulpen u. Staatspapiere.
9. Der Verkehr mit Staatspapieren im In- und Auslande v. Dr. J. H. Bender.
10. Ideen über einige Probleme im Steuerwesen 2c. v. E. Ph. v. Sensburg.
11. Ueber die Vorzüge u. Mängel der indirekten Besteuerung v. H. Ch. v. Ulmenstein.

*) Bis Nr. 60 irrtümlich „Staatswissenschaftslehre". Vgl. S. 19, Gutzkow an Menzel.

12. Die Klassensteuerverfassung des preuß. Staats v. **Paul Sinnhold.**
13. Die Gewerbesteuerverfassung d. preuß. Staats v. **P. Sinnhold.**
14. Das Zollwesen in Deutschland.
15. Ü. d. Freihandel von Venedig v. **C. J. Czörnig.**
16. Ü. d. Handel u. die übrigen Zweige d. Industrie in Hannover v. **G. v. Gülich.**
17. Materialien für die zu erwartende Reform des deutschen Münzwesens v. **L. A. Brüel.**
18—22. Diverse Schriften über Versicherungen von **J. J. Littrow, G. F. Krause, F. H.**—ff. **G.**

118. (18. Nov.) Literar-Geschichte.
Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältniß zur geist. Entwickelung d. französ. Volkes von Dr. **V. A. Huber.** **G.**

121. (29. Nov.) Schauspiele.
Dramatisches von **J. E. Mand.** **G.**

132. (30. Dez.) [Schau- u. Trauerspiele 19):] Tage der Vorzeit v. **Georg Döring.** **G.**

1833. Morgenblatt.

Nr.

16/8. (18./21. Jan.) Die Sterbekassierer. Bambocciade.

87/91. (11./16. Apr.) Die Singekränzchen. Bambocciade.

104/21. (1./21. Mai.) Der Kaperbrief. Eine Novelle.

199/209. (20./31. Aug.) Chevalier Clement. Novelle.

244/9. (11./7. Okt.) Genrebilder aus der chinesischen Welt.*)

*) Aus dem in Kurzem erscheinenden Roman: Maha Guru, Geschichte eines Gottes, von **Carl Gutzkow.** [= I. Buch Kap. 8.]

262/4. (1./4. Nov.) Eine tibetanische Scene.*)

*) Episode aus dem nächstens erscheinenden Roman: Maha Guru, von **K. Gutzkow.** [= I, 1.]

266/74. (6./15. Nov.) Reiseskizzen. Erster Artikel. **K. Gutzkow.**

1834. Literaturblatt.

Nr.

6. (15. Jan.) Humoristische Literatur.
Leben und Treiben der feinen Welt. Von **A. Glaßbrenner.** **G.**

17. (17. Febr.) [Länder- u. Völkerkunde Europas Nr. 42:]
Wiener Bilder von **W. Alexis.** **G.**

29. (19. März.) [Romane u. Novellen Nr. 39 u. 40:]
Gorgona von **A. Lewald.** **G.**
Die hohe Braut von **H. König.** **G.**

37. (11. April.) [Romane u. Novellen Nr. 47:]
Der Sängerkrieg auf der Wartburg v. **Aug. Bürck.**

54. (26. Mai.) Kunstgeschichte.
Künstlergeschichten, mitgeteilt von Aug. Hagen. A. u. d. T.: D. Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti. G.

71. (11. Juli.) Zeitgeschichte.
Einige Zweifel u. Bemerkungen gegen einige Ansichten über d. deutschen Universitäten, deren Verfall u. Reform von Dr. V. A. Huber. G.

92/93. (8. Sept.) [Römische Geschichte Nr. 4:]
Die Weltanschauung des Tacitus, von Dr. K. Hoffmeister.

1834. Morgenblatt.

Nr.

1/3. (1/3. Jan.) Reiseskizzen. Von **Karl Gutzkow**. Zweiter Artikel.

28/34. (1/8. Febr.) Reiseskizzen. Von **Karl Gutzkow**. Dritter Artikel.

79/81. (2/4. April.) Kanarienvogels Liebe und Leid. Thierische Novelle von **Karl Gutzkow**.

132/9. (3/11. Juni.) Reiseskizzen. Von **Karl Gutzkow**. Vierter Artikel.

149/55. (23/30. Juni.) Reiseskizzen. Von **Karl Gutzkow**. Fünfter Artikel.

217/23. (10/17. Sept.) Philosophie, Despotismus und Rhetorik. Von **Karl Gutzkow**. (Scene in der Akademie aus „Jupiter Vindex".)

235/52. (1/21. Okt.) Der Sadducäer von Amsterdam. Novelle von **Karl Gutzkow**.

297/301. (12/17. Dez.) Marino Falieri. Dramatische Studie von **K. Gutzkow**.

1835. Morgenblatt.

Nr.

20/4. (23/8. Jan.) Ein Dichterthee bei Nero. Aus Jupiter Vindex, von **Karl Gutzkow**.

81. (4. April.) Prolog zum Trauerspiel Nero. Von **Karl Gutzkow**.

Zur Ergänzung folge eine Übersicht der **Aufsätze und Kritiken Wolfgang Menzels über Gutzkow und die jungdeutsche Litteratur** aus den Jahren 1831—1837:

1831. Literaturblatt.

Nr.

20. (21. Febr.) **Forum der Journal-Literatur.** Herausgeber **Karl Gutzkow**.

44. (29. April.) [Romane Nr. 29:] Das Duett von Th. Mundt.

79/80. (3. Aug.) Nachträge zu den Reisebildern von Heine.
111. (2. Nov.) [Tagespolitik Nr. 15:] Kahldorf über den Adel, hersg. v. Heine.
121. (28. Nov.) Briefe aus Paris, von L. Börne. 2. Teil.

1832. Literaturblatt.

Nr.
52. (18. Mai.) Ges. Schriften von L. Börne.
87. (27. Aug.) Madelon oder die Romantiker in Paris, von Th. Mundt.

1833. Literaturblatt.

Nr.
4. (9. Jan.) Briefe aus Paris 1831—32, v. L. Börne. 3. u. 4. Teil.
5. (11. Jan.) Heines Reisebilder (2. Aufl.) u. Französische Zustände. Neueste Wanderungen, Umtriebe und Abenteuer des Ewigen Juden unter den Namen Börne, Heine, Saphir u. a. Zum Besten der Anstalten gegen die St. Simonie ans Licht gestellt von Cruciger. Friedrichstadt 1832.
7. (16. Jan.) **Briefe eines Narren an eine Närrin.**
33. (29. März). [Staatswissenschaft Nr. 17:] Die Einheit Deutschlands in politischer u. ideeller Entwicklung v. Th. Mundt.
64. (24. Juni.) Bilder u. Zustände aus Berlin v. J. Jacoby.
120/1. (25/29. Nov.) Schriften ü. d. Emancipation der Juden.
122. (2. Dez.) Kritische Wälder v. Th. Mundt.

1834. Literaturblatt.

Nr.
7/8. (17/20. Jan.) [Länder- u. Völkerkunde Europas Nr. 8:] Holland in den Jahren 1831 u. 1832 v. Ludolf Wienbarg.
20/1. (24/6. Febr.) **Maha Guru.** Geschichte eines Gottes. Von **Karl Gutzkow.**
25/6. (10/2. März.) Replik in Sachen der Juden-Emancipation.
28. (17. März.) [Romane u. Novellen Nr. 38:] Novellen von F. G. Kühne.
44. (28. April.) [Romane u. Novellen Nr. 89:] Der Basilisk oder Gesichterstudien v. Th. Mundt.
71. (11. Juli.) [Humoristische Literatur Nr. 2:] Der Salon v. H. Heine. 1. Bd.

1835. Literaturblatt.

Nr.		
		[Morgenblatt 111/4, 9/13. Mai: An die moderne Belletristik u. ihre Söhne v. Friedr. Rohmer.]
78/9.	(3/5. Aug.)	Schriften über die Juden-Emancipation. Der Jude, ein Journal für Gewissensfreiheit. Hrsg. v. Dr. G. Riesser.
93/4.	(11/4. Sept.)	Roman. Wally v. Karl Gutzkow.
99.	(28. Sept.)	Zweite Abfertigung des Dr. Gutzkow. (Mit Beziehung auf Nr. 262 der Allgem. Ztg.)
107.	(19. Okt.)	Dritte Abfertigung des Dr. Gutzkow. (Berufung auf Kühne.)
108.	(21. Okt.)	[Damen-Literatur Nr. 2:] Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.
109/10.	(23/6. Okt.)	[Damen-Literatur Nr. 3:] Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. Unmoralische Literatur. Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet von L. Wienbarg.
115.	(11. Nov.)	Streitschriften. 1. Die junge Literatur u. der Roman Wally. Ein Vademecum für Herrn Gutzkow, von Dr. Bacherer. 2. Votum über das junge Deutschland.

1836. Literaturblatt.

Nr.		
1/5.	(1./13. Jan.)	Die junge Literatur („Die Jeune Allemagne in Deutschland." — „An die moderne Belletristik und ihre Söhne" von Fr. Rohmer.)
17.	(15. Febr.)	Antichristenthum (Fr. Clemens' „Manifest der Vernunft").
30/1.	(23./5. März.)	Salon von Heine.
37.	(11. April.)	Herr Börne u. der deutsche Patriotismus.
66.	(29. Juni.)	Ende des jungen Deutschland.

1837. Literaturblatt.

Nr.		
21.	(24. Febr.)	Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Gallerie von Bildnissen aus R.'s Umgang u. Briefwechsel.
93.	(15. Sept.)	Schriften über Juden.
112.	(6. Nov.)	Über „Uhland und Rückert" von G. Pfizer.

14) Freihafen 1840. 4. Heft S. 182 ff. 253.

15) Geiger S. 69.

16) Geiger S. 125.

17) Geiger S. 85, 88.

17a) „Vertheidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urteile im Publikum.“ Mannheim, C. Löwenthal, 1835.

18) „Literar. Zodiacus“ Nov. S. 359; Dez. S. 451. Über Wolf S. 378.

19) „Freihafen“ 1840. 4. Heft S. 269 resp. 271.

20) Geiger 157 ff.

21) Gustav Kühne, Lebensbild u. Briefwechsel. Herausg. von Edgar Pierson. 1890 S. 38. — Zum Vorigen noch die Notiz, daß Kühne als Redakteur der Zeitung f. d. eleg. Welt am 5. und 6. Oktober in Nr. 186/7 eine Kritik über Gutzkows „Wally“ brachte, in der er ebenso wie Mundt die Gestalt Cäsars „ekelhaft“ fand und sie mit ihrem Verfasser identifizierte. Schon deshalb durfte Menzel Kühne als seinen Gesinnungsgenossen bezeichnen. Vgl. Geiger S. 130.

22) Ähnliches hat Mundt 1840 im „Freihafen“ (4. Heft) von sich selbst gestanden.

23) Geiger 141 ff.

23a) Ulrici hatte schon am 29. Okt. eine Erklärung gegen Gutzkow und Wienbarg mit Beziehung auf Nr. 430 der Allg. Ztg. (außerordentl. Beil.) niedergeschrieben, die am 13. Nov. in Nr. 116 des von Menzel redigirten Literaturblattes erschien.

24) Am 3. Dez. folgten seinem Beispiel die Professoren Gans und Hotho, am 9. Ulrici mit einer zweiten Erklärung, am 14. Karl Rosenkranz, am 26. Jan. 1836 Trendelenburg. Vgl. auch Geiger 142.

25) s. Geiger 179.

26) Der Brief ist abgedruckt in dem Band „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina v. Arnim“ (Leipzig 1865) S. 117.

27) Geiger 103, 114.

28) Holtzmann „Börne“ S. 253.

28a) Ztg. f. d. eleg. Welt 1836, Nr. 182, 16. Sept. Gutzkow hatte in den „Beiträgen“ Laube vorgeworfen, daß er im Stil Goethe nachahme, aber nicht direkt, sondern auf dem Umwege Varnhagen. In einem Briefe an Kühne hatte dieser seinen Stil verteidigt; er habe ihn nicht nach Goethe absichtlich gebildet, wenn er auch täuschend ähnlich schreiben könne; mehr habe er den Franzosen Voltaire, Diderot, Montesquieu als seinen Lehrern ein Stil zu verdanken. Für Laube beansprucht er durchaus stilistische Selbständigkeit. — Kühne, der mit besonderm Behagen kleine Hiebe gegen Gutzkow führte, machte aus dem Briefe, wohl nicht ohne Zustimmung Varnhagens, einen Artikel für seine Elegante Zeitung und Gutzkows Hinweis auf diese Berücksichtigung des „Bösen“, was von ihm ausgehe, ist daher ironisch gemeint.

29) In „Götter, Helden, Don-Quixote“, 1838 S. 165 ff. Vielleicht bezieht sich Varnhagens Empörung aber nur auf die „Wally“, weil Gutzkow hierin private Äußerungen Rahels aufgenommen hatte (vgl. die nachträgliche Notiz Anmerkung 73a).

30) Briefe an Tieck, hersg. v. K. v. Holtei. IV. 35.

31) Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1844 bis 1853, Hamburg, Hoffmann & Campe. 1860. S. 264.

32) Vgl. Stuttgarter Morgenblatt. 1831. Nr. 142.

33) Rückblicke S. 56.

34) Rückblicke S. 119.

35) Morgenblatt. 1834. Nr. 297—301. 12.—17. Dez.

36) Rückblicke S. 15. Weiterhin kommen noch folgende Seiten in Betracht: 16, 56, 59, 60/1, 113, 119/21, 125, 126, 138/9, 205, 238, 249, 305, 324.

37) Laube „Moderne Charakteristiken, Mannheim, Loewenthal. 1835. I. 294 ff.

38) Laube, „Das Burgtheater“. 1868. S. 337.

39) Laube, Ges. Schriften. I. 193.

40) H. Th. Rötscher, „Seydelmann's Leben und Wirken“. Berlin 1845.

41) Dieser Brief vom 8. September ist der, den Rötscher unter dem 7. Februar abdruckt. Das ist unrichtig. Er ist nicht der Anfang, sondern das Ende der Verhandlungen.

41a) Ich kann hier nur meinem Bedauern Ausdruck geben, daß ältere Fachgenossen sich auch den höflichsten Anfragen gegenüber oft völlig stumm verhalten; über diese in Deutschland bestehende „Altersgrenze“ ließe sich viel sagen.

42) Aus der Zeit und dem Leben. 1844. S. 417 ff. Hierauf beziehen sich auch die meisten der nicht näher bezeichneten Citate.

43) Dieses Citat ist später ein Lieblingswort Gutzkows geworden.

44) 1836. I. 205 ff.

45) Vermischte Schriften, 1842. III. 191.

46) Telegraph, 1839. Nr. 138.

47) Verm. Schriften. I. 157, 166, 173, 176, 204.

47a) Seydelmanns Nachlaß ist leider völlig verschollen; die Witwe soll ihn verkauft haben; eine Nachricht darüber wäre wertvoll!

48) Aus der Zeit u. dem Leben. S. 457.

49) II. A. 6. Sc. S. 198. Wo nicht „2. Auflage“ ausdrücklich hinzugesetzt ist, beziehen sich die Seitenangaben auf die 1. Auflage.

50) Molières Werke mit deutschem Kommentar, Einleitungen und Exkursionen. Hrsg. v. Dr. Adolf Laun. Bd. III. 2. Aufl. Leipzig und Paris 1878.

51) s. 1. Aufl. S. 162. 2. Aufl. S. 19. 4. Aufl. S. 25.

52) Ges. Werke. 12 Bde. Jena, Costenoble. 1872 ff.

53) Diese ganz vortreffliche und geistsprühende Abrechnung mit allen seinen literarischen Zeitgenossen erschien im „Jahrbuch der Literatur" (Hamburg, Hoffmann und Campe) 1839; leider fehlt sie in allen Sammlungen der Gutzkowschen Werke, obgleich sie, als unmittelbar aus dem Augenblick geboren, für diese Epoche hoch charakteristisch ist.

54) Briefe an Jacob Auerbach. II. 269.

55) Lebensbilder II. Bd. 1870 unter „Das Kastanienwäldchen in Berlin" S. 115 ff.

56) Gutzkow irrt sich hier sowohl in der Zeit wie in den Buchtiteln. Sowohl die „Klagen eines Juden" wie die „Religiösen Rhapsodien, Blätter für die höchsten Interessen" erschienen 1837.

57) Ztg. f. d. eleg. Welt. 1833. Nr. 4. 28—31.

58) Geiger 102—111.

59) Später unter dem Titel „Säkularbilder", 1. Gesamtausg. Frankfurt 1846, Bd. 9 u. 10. Costenoblesche Ausg. Bd. 8 (S. 347. Hier ist die Skizze gekürzt).

60) Lebensbilder. 1870. II. Bd. S. 73 ff.

61) Gutzkow nennt ihn a. a. O. irrtümlich „Heinrich oder Karl".

61a) Gutzkow sagt irrtümlich „Wolmar".

62) „Vergangenheit u. Gegenwart" S. 6.

63) „Vergangenheit u. Gegenwart" S. 8.

64) Literaturblatt zum „Phönix", Nr. 6. Vgl. „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" 1836. Bd. I. S. 66.

65) Gabriel Riesser macht es in seinen „Jüdischen Briefen" (I. 68) Hitzig zum Vorwurf, daß er öffentlich immer als Vertreter des Christentums aufgetreten sei.

65a) 1. Bd. der Ges. Wke. (Costenoble) S. 238.

66) S. 53 der Quartalsnummern. Näh. darüber S. 1 ff. dies. Buches.

67) Gallerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte. Herausgegeben von E. Graf v. Breza, red. v. Dr. Rich. O. Spazier. Fortges. v. Dr. R. Frankfurter und Berthold Auerbach, Stuttgart 1834 ff. Diese Sammlung war, soviel ich feststellen konnte, ursprünglich ein durchaus christliches Unternehmen; für die Aufnahme entschied nur die zufällige jüdische Abstammung, auch wenn eine innere Verbindung der Personen mit dem Judentum nie bestanden hatte oder nicht mehr bestand.

68) (S. 170 Zeile 9 v. u.) Briefe an Jacob Auerbach. I. 5.

69) (S. 171 Zeile 7 v. o.) Ges. Werke, Costenoble. IX. 416.

70) Rückblicke 114.

71) Vgl. die Schrift Auerbachs über Riesser S. 10, 29, 30, 38, 8.

71a) s. Beiträge. II. 267 ff.

72) Die „Wally" wurde in 700 Exemplaren gedruckt, die nach dem Verbot sofort, trotz des hohen Preises von 3 fl., vergriffen waren; die Beschlagnahme förderte bei Löwenthal nur noch 2 Exemplare zu Tage; vgl. Fester S. 30 Anm. 36. Der Roman wurde 1852 als 13. Band der Ge-

sammelten Werke (Frankfurt, Literar. Anstalt) neu herausgegeben und ist auch in der letzten Costenobleschen Gesamtausgabe unter dem Titel „Vergangene Tage" (Bd. 4) enthalten.

73) Ltrblatt 1837, Nr. 21.

73a) Diese Notiz finde ich erst nachträglich in den Erinnerungen des Romanschriftstellers Heinrich König: Ges. Schr. Bd. 15 S. 255 (= „Ein Stilleben." 1861); es ist mir nur noch möglich, in der Anmerkung 29) auf diesen Nachtrag zu verweisen.

74) Ges. Werke Bd. 13. 1852. Vorr. S. 16.

75) „Vergangenheit u. Gegenwart". S. 46.

76) Literaturblatt 8 zum „Phönix" 48, überschrieben „Cypressen für Karoline (statt Charlotte) Stieglitz". Dieser und der vorher erwähnte Aufsatz gingen unter dem zusammenfassenden Titel „Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz" später in die erweiterte Sammlung „Oeffentliche Charaktere" über (s. Costenoblesche Ausgabe Bd. 9, S. 215).

77) Bd. 13 der Ges. Werke, 1852, S. 16 der Vorrede, wo auch die obige Begebenheit mit etwas anderen Worten erzählt wird. Costenoblesche Ausgabe Bd. 4, S. 238. Vgl. auch Fester „Eine vergessene Geschichtsphilosophie". S. 12 u. Anmerkg.

78) Costenoblesche Ausgabe Bd. 4 S. 240.

79) Eduard Beurmann in „Frankfurter Bilder", Mainz, F. Kupferberg 1835, S. 178 f.

80) Richard Fester „Eine vergessene Geschichtsphilosophie. Zur Geschichte des jungen Deutschlands", Hamburg 1890 (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge v. Virchow-Wattenbach, Heft 98) S. 29 Anm. 26; von mir auf Grund der Akten nachgeprüft.

81) Ltrblatt 1832, Nr. 52.

82) Ltrblatt 1831, Nr. 79, 52, 43.

83) Ltrblatt 1833, Nr. 4, 102, 120/1, weiterhin Nr. 5.

84) Ltrblatt 1836, Nr. 37.

85) Weitere Belege vgl. bei Holtzmann „Börne" S. 273/6, 281, 302, 327, 328, 330, 339/54.

86) (S. 198 Z. 12 v. u.) Jüd. Briefe 1840. I. S. 85, 88, 90, 92.

87) Jüd. Briefe. I. 129.

88) Gabriel Riesser's Leben nebst Mitteilungen aus seinen Briefen, von Dr. M. Isler. Frankfurt u. Leipzig 1867. (Als 1. Bd. v. Riessers Ges. Schriften) S. 237. Weiterhin kurz als „Isler" zitiert.

89) Einer lustigen Ironie der Weltgeschichte mag hier Erwähnung geschehen. Im Katalog X des „Süddeutschen Antiquariats" zu München findet sich unter Nr. 1026 Menzels Literaturgeschichte (2. Aufl. 1836) mit dem viel versprechenden reizvollen Zusatz des Antiquars versehen: „Berücksichtigt die erotische Literatur umfassender als andere Literaturgeschichten." Armer Menzel! Wenn Du das hättest ahnen müssen!

90) Ltrblatt 1836, Nr. 2.

91) Ltrblatt 1835, Nr. 110. 1838, Nr. 37.

92) Ltrblatt 1837, Nr. 93.

93) Dr. J. Weil, „Das junge Deutschland und die Juden“. Frankfurt a. M., Jäger'sche Buchhandlung. 1836.

B. Auerbach, „Das Judenthum u. die neueste Literatur“. Stuttgart.

94) Vgl. den Brief Löwenthals an Gutzkow, August 1835, bei Fester S. 35.

95) Ltrblatt 1836, Nr. 1, 1. Jan.

96) Ltrblatt 1836, Nr. 2.

97) Freihafen 1840, IV. Heft, S. 234.

98) Ltrblatt 1837, Nr. 112.

99) Ltrblatt 1837, Nr. 93 ff.

100) Isler S. 201. — Auf S. 206, Z. 6 v. u. hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Menzels Literaturgeschichte in 3 Bänden erschien 1858/59, nicht 1856.

101) Isler S. 246.

102) Isler S. 279.

103) Jüdische Briefe II, 10 ff.

104) Ltrblatt 1836, Nr. 66.

105) Jüdische Briefe II, 40/2.

106) Jüdische Briefe II, 14.

107) (S. 212, 3. 5. v. o.) Proelß S. 669.

108) Proelß S. 669, Fester S. 37.

109) Geiger 168 f.

110) Laube, Ges. Werke I, 307.

111) Bei Erwähnung der „Seraphine“ kann ich mir nicht versagen, auf die jüngste Beurteilung Gutzkows in R. M. Meyers Literaturgeschichte zurückzukommen. Das Buch, gegen das ungefähr so viel Tinte verspritzt worden, als zu seiner Herstellung nötig war, wird zweifellos eine Zeit lang als Nachschlagewerk vielfach zu Grunde gelegt werden und dem Herrn Verfasser sind daher vielleicht einige Berichtigungen für eine neue Auflage angenehm. Ich lese da über Gutzkow folgenden Ausspruch: „Rasch bricht er mit seinen theologischen Plänen, mit einer Braut, deren Roman er dann indiskret genug in „Seraphine“ (1838) verwob, mit seiner Vergangenheit.“ Dieser Satz enthält nicht nur Thatsachen, er ist zugleich ein Urteil. Jeder muß den Vorwurf herauslesen, als ob Gutzkow gleichmütig seinen ersten Beruf wie einen alten Rock abgeworfen, als ob er mit seinen Herzensempfindungen gefühllos gespielt habe. Die Thatsachen in diesem Satze sind aber alle falsch. Zwei Jahre war Gutzkow Theologe, und als er sich von diesem, ihm übrigens aufgezwungenen Studium abwandte, geschah es unter schweren Herzenskämpfen; noch als Schulamtskandidat predigte er am Pfingsttage 1832 auf Schleiermachers Kanzel; das dichterische Spiegelbild dieser an innerlichen Kämpfen reichen Epoche ist die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“, der selbst Paul Heyse seine Anerkennung nicht ver-

sagen konnte, die aber Meyer gar nicht zu kennen scheint. Wie tief der Hang zur Theologie oder vielmehr zu religiösen Fragen in seinem Blute steckte, beweisen ferner Gutzkows spätere Schriften, die mit Vorliebe und bis zur unkünstlerischen Breite religiöse Probleme enthalten. Gutzkow „brach“ auch nicht mit seiner Braut Rosalie Scheidemantel, sondern sie brach mit ihm, was er nie recht verwinden konnte, und die „Seraphine“ endlich, die übrigens 1837 erschien, hat mit Rosalie absolut nichts zu thun. Dieser Roman behandelt eine ganz andere Jugenderinnerung (vergl. „Rückblicke“ S. 18; Joh. Proelß, „Das junge Deutschland“, S. 247/8 und 701/3 und meine „Studien über die Dramen Karl Gutzkows“, Jena-Costenoble, S. 80 ff.). Im äußersten Falle paßt der Vorwurf der Indiskretion bezüglich seiner Braut auf die Vorrede zu den Schleiermacherschen Lucindenbriefen. Aber Meyer nimmt das nicht so genau. Gutzkows Berufung als Dramaturg nach Dresden hat mit dem Erfolg des „Uriel Acosta“ nichts zu thun; die Premiere des Letzteren war am 13. Dezember, das Anstellungsdekret datiert vom 21. November, nachdem es schon am 23. Oktober von Gutzkow unterschrieben worden. Seine Beteiligung an der Berliner Revolution war auch nur momentan; Wilhelm Hauff (s. Meyer S. 231) kann Gutzkow schwerlich kennen gelernt haben, denn Hauff starb 1827, als Gutzkow noch Sekundaner war. Die gewiß überreizte Streitschrift „Dionysius Longinus“ als ein Werk aufzufassen, das geschrieben wurde, um „die gewaltige Gestalt des toten Hebbel in die Nacht hinabzuzwängen“, ist eine Entstellung, auf die ich anderswo zurückkommen werde. Man schlage nur einmal die Stellen in Kuhs Hebbel-Biographie nach, die Gutzkow betreffen; „Dionysius Longinus“ war die rechte Antwort darauf. „3/4 Jahre“, schrieb damals Gutzkow an einen Freund, „habe ich gewartet, ob wohl irgend eine Stimme sich erhöbe und sagte: Das geht denn doch zu weit!“ Man braucht der Sentimentalität in der Litteraturgeschichte keinen Raum zu geben und darf doch erschüttert werden von dem verzweiflungsvollen Schmerz, der sich in Gutzkows Briefen über Kuhs Verfahren ausspricht. Nicht Gutzkow wollte Hebbel, sondern der tote Hebbel den noch lebenden Gutzkow „in die Nacht hinabzwingen.“ — Ich erkenne an, daß Meyer versucht hat, Gutzkows Bedeutung gerecht zu werden, wenn er auch mehr von seiner unheilvollen W i r k u n g spricht. Wenn ihm das erstere nicht ganz gelungen, so liegt das eben daran, daß über Gutzkows Schaffen und Streben ein aufklärendes Werk noch nicht vorliegt. Schreiber dieses hofft, in nicht zu langer Frist wenigstens einen umfassenden Versuch nach dieser Richtung zu machen. Peinlich berührt in Meyers Darstellung die persönliche Animosität, die überall durchblickt und die Julian Schmidts Schule verrät. Sie tritt am deutlichsten da hervor, wo Gutzkows Weimaraner Epoche mit einer Anekdote charakterisiert wird, die den Stempel böswilligster Erfindung eines Zeitgenossen an der Stirne trägt. Daß Gutzkow mit seinen „Rittern vom Geist“ direkt an Goethes „Wilhelm Meister“ anzuschließen beabsichtigte und glaubte, hat er selbst gestanden (siehe Briefe an Schücking in dessen „Lebenserinne-

rungen" II, 55). Man soll gerecht sein und darf doch Rahels Mahnung befolgen, daß man einen Menschen nicht nach seinen Gebrechen, sondern nach seinen Lebenswerten und Tüchtigkeiten „rangieren" solle. Und deren giebt es auch bei Gutzkow gar viele.

112) Orig.-Ausg. S. 218 ff.; Zweite Ausg. in ges. Werke 1845, Bd. 3 S. 190; Costenoble'sche Ausgabe Bd. 2, S. 421 ff.

113) Orig.-Ausg. S. 337/8.

114) Telegraph 1837, II. Quartal, Nr. 1; siehe „Götter, Helden, Don Quixote" 1838, S. 309.

115) Die Titel der Schriften Jacobys sind:

Politisches Büchlein für Deutsche. Altenburg 1833.
Über das Verhältnis der Juden zum Staate. Gegenschrift gegen Herrn Streckfuß. Merseburg 1838. (2. Ausgabe. Erschien 1834 u. d. T.: „Zur Kenntnis der jüdischen Verhältnisse".
Bilder und Zustände aus Berlin. Altenburg 1833. 2 Bde.
Klagen eines Juden. Mannheim 1837.
Religiöse Rhapsodien. Blätter f. d. höchsten Interessen. Berlin 1837.
Stimme aus Berlin. An die Rheinländer u. Westfalen. Berlin 1838.
Harfe u. Lyra. Seitenstück zu den Klagen eines Juden. Berlin 1838.
Frevel der Revolution. Berlin 1838.
Kampf und Sieg. Regensburg 1840.

116) Ltrblatt 1833, Nr. 64.

117) Telegraph 1838, Nr. 12.

118) Nr. 1 u. 2 des Literar. Beiblattes u. Nr. 12 des Hauptblattes.

119) Dieser Aufsatz ist wiederabgedruckt in den „Vermischten Schriften" Leipzig 1842, Bd. I, S. 43 ff. Vergl. auch Costenoblesche Ausg. Bd. 10, S. 68, wo der Zusatz sich findet, daß Jacoby indessen bei der Berliner Polizei angestellt worden sei.

120) Rosenkranz, „Aus einem Tagebuch." Königsberg, Herbst 1833 bis Frühjahr 1846. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1854, S. 208.

121) Telegraph 1839, Nr. 158.

122) Telegraph 1840, Nr. 9 u. 55.

123) W. Menzels „Denkwürdigkeiten". 1877. S. 354.

124) Erinnerungen, Ges. Werke I, S. 309.

125) In der ersten Sammlung der Gutzkowschen Werke trägt es den Titel „Säkularbilder" (1846, Bd. 9 und 10), den es auch später mit dem Zusatz „Anfänge und Ziele des Jahrhunderts" behalten hat. (Costenoblesche Ausgabe Bd. 8.) Die Original-Ausgabe, die fast doppelt so umfangreich ist wie die letzte Redaktion, ist eine buchhändlerische Seltenheit.

126) „Götter, Helden, Don Quixote" S. 368/9.

127) Die Original-Ausgabe verwechselt hier die Worte „Ursache" und „Wirkung", ein Irrtum, der schon aus den nächsten Sätzen sich ergiebt, in der späteren Ausgabe auch berichtigt ist.

128) Menzel („Deutsche Dichtung“ III, 482 ff.) kennt 20—30 Ahasverdichtungen.

129) II. Quartal Nr. 1; wurde aufgenommen in die Sammlung „Götter, Helden, Don Quixote“ (Hamburg 1838). Siehe S. 319/20. Fehlt in den Ges. Werken.

130) Stuttgart, Verlag der Klassiker 1838, II, S. 252.

131) Leipzig 1842, II. Bd., 154 ff.

132) Nr. 130.

133) Telegraph Nr. 168.

134) Dieser, 1838 in Nr. 80—82 erschienene Artikel wirkte in den Frankfurter Judenkreisen wie eine Bombe. Siehe auch A. Weill, „Ma jeunesse“, Paris 1888, S. 595.

135) Nr. 71.

136) 1839, Nr. 182.

137) Isler, 276.

138) Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands an Alexdr. Weill. Zürich 1889, S. 161/62.

139) Rückblicke S. 170.

140) Ges. Werke 1845, Bd. VI, S. 303 ff.

141) vgl. 1833, Nr. 274.

142) 1888, S. 46.

143) Isler 225.

144) S. 158.

145) Was Gutzkow hier von Laube berichtet, dessen Besuch die Veranlassung zu der Gesellschaft in Gutzkows Hause war, ist insofern falsch, als Laube noch keineswegs seine Gefängnisstrafe in Muskau hinter sich hatte. Er war wohl im November 1836 auf der Hochzeitsreise und büßte seine Strafe erst vom 27. Juli 1837 bis 17. Januar 1839 ab.

146) Gutzkow, „Skizzenbuch“, Kassel u. Leipzig 1839, S. 86. „Rückblicke“ S. 160, 164.

147) Isler 244/5. Heinr. König, „Ein Stillleben“ I, S. 325. Ges. Werke, 15. Bd. Leipzig, Brockhaus, 1861.

148) Isler 265.

149) I, 33.

150) Berthold Auerbach, Briefe an seinen Freund Jacob Auerbach. 1884. II, 364, I, 389.

151) Vermischte Schriften II, 165.

152) Vgl. seine Beiträge zum „Telegraphen“: **1839**; Nr. 72, 151—54, 190. **1840**; Nr. 83, 111—12, 128. **1841**; Nr. 11—12, 154. **1842**; Nr. 9, 57, 100—102.

153) Telegraph 1841, Nr. 47, 8. März.

154) Vgl. S. 224 ff.

155) Nr. 134/8.

156) 1842, S. 108.

157) Isler S. 237, 202.

158) Gutzkow hatte dies in seinem „Tagebuch aus Berlin“ 1840 im Anschluß an Seydelmanns Darstellung des Nathan behauptet.

159) s. „Die schöneren Stunden“ 1869.

160) Briefe an Jacob Auerbach II, 385.

161) s. Vorrede zur 5. Aufl.

162) 1852, S. 49.

163) Mit Rücksicht auf jene Kritik, die sich an Worte klammert und jede Äußerung des Helden selbst für baare Münze nimmt, hat der Dichter in den Vers „Weil ich schon einmal feige mich und Judith“ das „feige“ in der 8. Aufl. in „zagend“ umgeändert.

164) Auerbach fand besonders diese Verse abgeschmackt, s. „Dramatische Eindrücke“ (a. d. Nachlaß) 1892.

165) Dieser Monolog, den ich zu den schwächsten Stellen des Stückes rechne, weil er viel Phrasenhaftes enthält, begann in der Mscr.-Ausg. so: „O mir ist Wahrheit edler, als die Liebe“ Diesen renommierenden Anfang änderte Gutzkow schon in der 1. Aufl. um in „Ob mir die Wahrheit ...?“ In der Mscr.-Ausg. standen außerdem noch 3 Verse, die in der 1. Aufl. zu einem einzigen zusammengestrichen sind. Es hieß dort:

„Ich liebe Judith; doch das Herz nur liebt,
Der Muskel einer irdischen Empfindung,
Die Seele nicht. Ich müßte mich ...“

Dafür hat die 1. Aufl. „Ich liebe Judith, doch ich müßte mich ...“ Jene materielle Auffassung der Liebe ist noch eine Reminiscenz aus der Novelle, in der Uriel ja auch ein höheres Wesen der Liebe, ihre Unsterblichkeit, ableugnet. Über das Wesen der Liebe aber spricht sich der Uriel des Dramas nicht aus.

166) Gemäß einer 8. Scene des 3. Aktes, die später fortgelassen wurde, in der Jochai Manasse prophezeit, daß er innerhalb dreier Tage ein Bettler ist, liegen zwischen dem 3. und 4. Akt nur 3 Tage.

167) S. 195 der 1. Ausg. zwischen Zeile 25 u. 26.

168) Daher sind auch die zwei Verse der Mscr.-Ausg.:

„Die Mutter todt? Der festeste Besitz
Aus meines Lebens Armuth ausgestrichen?“

zu einem einzigen zusammengezogen:

Die Mutter todt? Todt unsere Mutter? Todt?“

Diese gedankenlose Wiederholung der schlimmen Nachricht, deren Bedeutung er nur dunkel ahnt und noch nicht ganz fassen kann, ist psychologisch richtiger. Er fühlt nur fast eine physische Erleichteaung.

169) Nach dem Vers: „Mit schadenfroher Lust an meiner Lüge“ — standen in der Mscr.-Ausg. noch die Worte:

„Gott und die Teufel allgesammt verlachend.“

Und statt der bloßen Bemerkung, daß die Rabbiner den Ohnmächtigen auffangen, heißt es in der Mscr.-Ausgabe:

(Er kann kaum weiter und sinkt schon ohnmächtig).
Die Ueberzeugung war mir eitel Prahlen,
Ein Spiel mit meinem Mantel nach dem Winde —
Die Ueberzeugung nur ein Harlekin,
Der — possenhaft — mit Pritsch' und Maske spielt —.
(Die beiden Rabbiner fangen ihn auf.)

Diese etwas phrasenhafte Wiederholung desselben Gedankens ließ der Dichter schon in der 1. Aufl. fort.

170) Die Mscr.-Ausg. hat noch einige Verse, die Uriel noch wilder und herausfordernder zeichnen, als die 1. Aufl. Statt der bloßen Worte:

„. . . Was ich las (springt auf die Stufe) es ist nicht wahr."

heißt es in der allerersten Fassung:

„. . . Was ich las — es ist nicht wahr." (zum Tabernakel hingewandt).

Santos.
„Er lästert."
Uriel (oben).
„[Ja ihr Lande, jauchzet! Jauchze]
Erlöstes Israel, dein wahrer Gott
Wohnt nicht in diesem Tempel! Hier die Brust —
Ein schmerzbewegtes inneres Menschenleben
Die Offenbarung nur hat Gott gegeben."

Ferner sind in der großen Rede Uriels vor den Worten „Wir wollen Freiheit" u. s. w. aus der Mscr.-Ausg. noch folgende Verse gestrichen:

„Wer bist Du Ew'ger? Redest Du durch sie?
Hier schmettre mich zu Boden, wenn ich lüge!
Prophet muß jeder selbst sich werden können,
Sich selber suchen einen Platz des Herzens,
Wo er der Gottheit seinen Altar baut!"

171) S. 300.

172) Ges. Werke (Costenoble) I, 239.

173) Briefe eines Narren an eine Närrin, 1832, S. 41.

174) Anzeige seiner vor Erscheinen unterdrückten Zeitschrift „Deutsche Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft." (1835.)

175) Das Jahr ist mehrfach durch Gutzkow selbst überliefert, vgl. Rückblicke S. 43, Proelß 374; in die übrige Biographie paßt es nicht so recht. Die Predigt ist abgedruckt im „Telegraph" 1841, Nr. 65.

176) Vergangenheit und Gegenwart 1839.

177) Rückblicke 65.

178) Vergangenheit und Gegenwart S. 81.

179) S. 65.

180) Seraphine 1837, S. 62/3.

181) Gef. Werke (Costenoble) I, 244.
182) A. d. Knabenzeit S. 141/3.
183) A. d. Knabenzeit S. 232, 237. Näheres bei Proelß S. 221 f.
184) A. d. Knabenzeit S. 243.
185) Gef. Werke (Costenoble) I, 239, 233
186) A. d. Knabenzeit 240, 290.
187) Gef. Werke (Costenoble) I, 230.
188) Lebensbilder II, 188.
189) Maha Guru 1833, I, S. 197/8.
190) II, 100.
191) „Wally" 1835, S. 270.
192) Bulwers Zeitgenossen. II, 125.
193) Kap. 4—6.
194) Proelß a. a. O. 375.
195) Vorrede zu Schleiermachers Lucindenbriefen 1835, S. XX.
196) Vgl. hierzu Proelß 791/2.
197) Gef. Werke 1846, 12. Bd.
198) Ist nicht in Buchform erschienen.
199) Literar. Anstalt, J. Rütten, 1845—1846. 12 Bde. Der 13. erschien 1852.
200) S. 781.
201) S. 268/70.
202) S. 289.
203) Schücking, Lebenserinnerungen II, 116.
204) Stuttgart, bei Emil Gutzkow, 1878, S. 46, 71.
205) Rückblicke S. 289.
206) Vgl. meine Schrift „Studien über die Dramen K. Gutzkows", Jena, Costenoble. S. 12.
207) Rückblicke S. 290. Proelß S. 784.
207a) Rückblicke S. 296 ff.
208) E. Pierson: G. Kühne S. 215.
208a) Rob. Proelß S. 513, 518.
209) Dies ist jedenfalls der Brief, den Gutzkow in den Rückblicken mit dem Devrients verwechselte. Vgl. S. 380.
209a) Alfred Meißner, „Geschichte meines Lebens" I. Bd. S. 179.
210) Den vollständigen Theaterzettel siehe Deutscher Bühnenalmanach für 1898.
210a) Banck, „Aus der Bühnenwelt", 1865.
211) J. B. Baison, Ein Lebensbild. Hamburg 1851.
212) Dieser Ansicht waren, allerdings aus anderen Gründen, die Historiker nicht. Gutzkows Dichtung rief schon in den ersten Monaten eine kleine Broschüren-Litteratur ins Leben. Zu nennen sind hier: Hermann Jellinek, „Uriel Acostas Leben und Lehre. Ein Beitrag zur Kenntnis seiner Moral, wie zur Berichtigung der Gutzkowschen Fiktionen über Acosta,

und zur Charakteristik der damaligen Juden. Aus den Quellen dargestellt." Zerbst 1847, Kummer. — Adolf Jellineck, „Untersuchung über den historischen Elischa ben Abuja, genannt Acher". — E. Weller, „Uriel Acostas Selbstbiographie", eine Übersetzung des lateinischen Originals „Urielis exemplar humanae vitae", der Quelle Gutzkows. 1893 hat ein Programm von W. Volkmann die historischen Ergebnisse zusammengefaßt. — Auf den historischen Uriel Acosta, von dem Gutzkow sehr willkürlich abwich und der zum Verständnis der Dichtung daher zu entbehren war, komme ich vielleicht später einmal zurück. Lieber wäre mir noch, wenn ein Historiker vom Fach mir diese Aufgabe abnähme. Eine solche Arbeitsteilung, wie sie auch z. B. Erich Schmidt in seiner Lessingbiographie vornahm, sollte meiner Meinung nach öfter stattfinden.

213) Max Kurnik, „Ein Menschenalter Theater-Erinnerungen". Berlin, Janke. S. 8.

214) Nr. 66 ff.

215) Bd. V.

216) 1. Bd. „Concini". Berlin, 1841.

217) 1841, Nr. 57, 58, 60. s. Vermischte Schriften Bd. 2, S. 209 ff.

218) Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Berlin 1836, S. 193/4.

219) Schon einmal hat Gutzkow einen solchen Charakter geschaffen, in dem Roman „Blasedow und seine Söhne" (Stuttgart 1838), doch hier, wie ähnlich in der 1837 erschienenen „Seraphine", mehr in karrikierender Weise, sehr bezeichnend für den kritischen, herb satyrischen jungen Gutzkow. In „Blasedow" proklamiert der Graf von der Reige eine ähnliche Philosophie: „Ich strebe nach der Ruhe der Weisen. Was mich aufbringt, das verschieb' ich auf eine andere Zeit. Das, wornach ich trachte, muß mein seyn: so kann ich es auch nur mit Zufriedenheit vermissen. Bei all' meinem Vorhaben rechn' ich auf Zufall und Hinderniß. Was uns unglücklich macht, ist nur der Begriff, den wir von den Dingen haben. Auch gehen die Dinge alle ihren Gang, ohne daß man sie ändern kann. Die Meinung des Volks verachte ich. . . . Wer mich wünscht, suche mich! Was soll ich auf fremde Klagen hören? Mögen sie meinen Trost oder mein Mitleiden in Anspruch nehmen, ich höre nicht darauf, weil Klagen überhaupt unweise sind." Doch in diesem Roman dient das philosophische Gewand jener Gestalt nur als Bettlermantel, innere Hohlheit zu verbergen. —

220) An einer Stelle (III, 1), wo durch den dreimaligen Anfang der Verse mit „Sie" Pathos sich eingeschlichen, ist es in der 5. Aufl. ausgemerzt, im ersten Vers durch „Die" und im dritten durch „und" ersetzt. (S. 165 Z. 9—11 der 1. Ausgabe.)

221) So verbessert die 8. Auflage, während es in den früheren Ausgaben immer heißt: „Das Gute von dem Bessern ausgesucht."

222) Die Mscr.-Ausg. legt hier Silva noch zwei wenig charakteristische und unklare Verse in den Mund, die glücklicherweise in der 1. Aufl. ge-

strichen sind. Nach seinen Worten: „Ich führe sie zum Altar! —" heißt es dort:

Bei diesem Stelldichein noch warten sollen
Ist grausam. (bei Seite) Doch wir sind gewohnt an Täuschung.

223) Akiba, Ben Joseph, d. i. der Sohn Joseph's, war ein berühmter Gesetzes- und Mischnalehrer in Judäa, der um 100 n. Chr. lebte, und, obwohl er sich erst im Mannesalter dem Studium zuwandte, doch sowohl im Umfange seines Wissens als in scharfsinniger Einsicht seine Zeitgenossen übertraf. Er war ein Schüler des Rabbi Gamaliel II., Vorstehers des Synedriums zu Jamnia, die Gründer der Mischna dagegen waren sämtlich Akibas Schüler. Er machte große Reisen in allen Teilen der damaligen Welt und bemühte sich überall, die Lage der Juden zu verbessern. Wegen Teilnahme an dem Aufstande des Bar-Cochba wurde er auf Befehl des Julius Severus, des Feldherrn Hadrians, 135 auf grausame Weise hingerichtet. Sein Grabmal bei Tiberias wurde jüdischer Wallfahrtsort. Ihm werden einige Werke, wie die kabbalistischen Schriften „Sohar" und „Jezirah" zugeschrieben, die jedoch späteren Ursprungs sind.

224) Die Pointe dieses Verses hat Gutzkow von Alexander Weill übernommen, sie findet sich in einem Artikel Weills im „Telegraphen", 1840.

225) Genauere Mitteilungen über Gutzkows litterarischen Nachlaß enthält mein bei Costenoble in Jena erschienenes Buch „Studien über die Dramen Karl Gutzkows".

226) Siehe S. 9 des vorhin genannten Buches.

227) Gutzkows Alexisnekrolog stand in Nr. 20 der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" von 1872; 1852 besprach er dort (Nr. 139) auch den Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht". Die Kritiken über die Novellen „Cabanis" und „Wiener Bilder" finden sich im Stuttgarter Litteraturblatt 1833, Nr. 18 und 26 bezw. 1834, Nr. 17, Menzels später erwähnte Besprechung der Börne'schen Pariser Briefe in Nr. 4 von 1833. Ein Teil dieser mit G. unterzeichneten Aufsätze ist in die Sammlung „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" (Stuttgart, 1836) aufgenommen.

Bibliographie.

Nur die selbständigen Werke Gutzkows konnte ich berücksichtigen. Beiträge zu Sammelwerken oder Zeitschriften hätten, bibliographisch geordnet, ein Buch ergeben und waren mir auch nur teilweise erreichbar.

I. Gesammelte Werke.

I. **Dramatische Werke.** Leipzig, J. J. Weber, 1842—57. Band 4—6. Leipzig, Carl B. Lorck. Band 7 ff. Leipzig, F. A. Brockhaus.

1. Richard Savage. Werner. 2. Patkul. Die Schule der Reichen. 3. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. 4. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. 5. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. 6. Wullenweber. 7. I. Abt.: Liesli. II. Abt.: Der Königsleutenant. 8. I. Abt: Ottfried. — Fremdes Glück. II. Abt.: Lenz und Söhne. 9. I. Abt.: Lorber und Myrte.

II. **Dramatische Werke.** Vollständige, neu umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862—63.

1. Das Urbild des Tartüffe. 2. Zopf und Schwert. 3. Werner. 4. Der Königsleutenant. 5. Pugatscheff. 6. Ein weißes Blatt. 7. Richard Savage. 8. Uriel Acosta. 9. Patkul. 10. Die Schule der Reichen. 11. Ella Rose. 12. Antonio Perez. 13. Ottfried. 14. Der dreizehnte November. — Fremdes Glück. 15. Die Komödie der Besserungen. 16. Liesli. 17.—18. Wullenweber. 19. Lorber und Myrte. 20. Nero.

III. **Dramatische Werke.** Dritte vermehrte und neu durchgesehene Gesamtausgabe. Jena, Hermann Costenoble. 1871 ff.

1. Zopf und Schwert. 2. Uriel Acosta. 3. Werner. 4. Der Königsleutenant. 5. Pugatscheff. 6. Das Urbild des Tartüffe. 7. Ella Rose. 8. Patkul. 9. Ein weißes Blatt. 10. Philipp und Perez. 11. Richard Savage. 12. Ottfried. 13. und 14. Wullenweber. 15. Der dreizehnte November. — Fremdes Glück. 16. Liesli. 17. Die Schule der Reichen. 18. Lenz und Söhne. 19. Lorber und Myrte. 20. Nero.

IV. Vierte Gesamtausgabe. 1881. Titelauflage von III. Auch als „Gesammelte Werke. Zweite Serie.“ 1880.

A. Gesammelte Werke. Vollständig umgearbeitete Ausgabe. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (J. Rütten). 1845—52.

1. Gedichte. — Nero. — Hamlet in Wittenberg. — Xenien und Epigramme. 2. Oeffentliche Charaktere (Die Napoleoniden. — Talleyrand. — Martinez de la Rosa. — Chateaubriand. — Mehemed Ali. — Wellington. — O'Connell. — Doktor Francia. — Armand Carrel. — Ancillon. — Rothschild. — Sultan Mahmud. — Carl Johann. — Friedrich Wilhelm III. — Altenstein. — Oelsner. — Shelley. — Schleiermacher. — Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz. — Wilhelm Schadow. — Friedrich von Raumer. — Georg Büchner.). 3. Aus den Briefen eines Narren an eine Närrin. — Seraphine. — Wiener Eindrücke. 4. Philosophie der That und des Ereignisses. — Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. 5. Maha Guru, Geschichte eines Gottes. 6. Börne's Leben. — Rosa Maria und J. D. Assing. — Friedrich von Hurter. 7.—8. Blasedow und seine Söhne. — 9.—10. Säkularbilder. 11. Novellenbuch (Der Prinz von Madagaskar. — Der Sadducäer von Amsterdam. — Die Königin der Nacht. — Die Wellenbraut. — Die Selbsttaufe). 12. Briefe aus Paris. 1842. — Pariser Eindrücke 1846. 13. Vergangene Tage (Wally, die Zweiflerin. — Appellation an den gesunden Menschenverstand [1835]. — Kirchenrath Paulus an den Verfasser der Wally [1836]).

B. Gesammelte Werke. Zweite wohlfeile Ausgabe. Erste Serie. Jena, Hermann Costenoble. 1872—76.

1. Aus der Knabenzeit (1811—21, 1821—29). — Wechselnde Stimmung in Liedern und Epigrammen. — Die Shakespeare-Feier an der Ilm. — Hamlet in Wittenberg. — Winterphantasien. — Was sich der Buchladen erzählt.
2. Kleine Romane und Erzählungen I: Das Johannisfeuer. — Der Wärwolf. — Der Emporblick. — Eine Phantasieliebe. — Seraphine.
3. Kleine Romane und Erzählungen II: Die Wellenbraut. — Die Selbsttaufe. — Die Nihilisten. — Die Curstauben. — Das Stelldichein. — König Franz in Fontainebleau. — Die Diakonissin.
4. Kleine Romane und Erzählungen III: Der Sadducäer von Amsterdam. — Schauspieler vom Hamburger Berge. —

Die Königin der Nacht. — Jean Jaques. — Arabella. — Der Prinz von Madagaskar. — Vergangene Tage. — Novellistische Skizzen I. Ein Lebensloos. II. Der Pfeffer-Matthes. III. Aus dem Schwabenland.

5. Blasedow und seine Söhne I.

6. Blasedow und seine Söhne II. Mahá Guru.

7. Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874. (I. Frankreich im Jahre 1834. Ein Zeitgemälde. II. Briefe aus Paris 1842. Pariser Eindrücke 1846. IV. Nach dem zweiten Dezember 1852. V. Durch Frankreich im Jahre 1874.

8. Säkularbilder. Anfänge und Ziele des Jahrhunderts.

9. Öffentliche Charaktere. (Die Napoleoniden. — Talleyrand. — Martinez de la Rosa. — Chateaubriand. — Mehemed Ali. — Wellington. — O'Connell. — Doctor Francia. — Armand Carrel. — Ancillon. — Rothschild. — Sultan Mahmud. — Bernadotte. — Friedrich Wilhelm III. — Altenstein. — K. E. Oelsner. — Shelley. — Schleiermacher. — Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz. — Ein Besuch bei Bettinen. — Bettinens Königsbuch. — Wilhelm Schadow. — Friedrich von Raumer. — Georg Büchner. — Tzschoppe. — Karl Immermann. — Karl Immermann in Hamburg. — Immermanns „Opfer des Schweigens". — Varnhagen von Ense. — Henrik Steffens. — Karl Seydelmann. — Philipp Josef von Rehfues. — Franz Horn. — Eduard Duller. — David Friedrich Strauß. — Friedrich von Hurter. — August Lewald. — Onkel Spener. — Unsere Zeitgenossen. — Geflügelte Worte aus dem Leben.

10. Zur Geschichte unserer Zeit. I. Zur Wissenschaft vom Staate (1833—36). — II. Die Absetzung des Erzbischofs von Köln und die Hermes'sche Lehre (1837). — III. Streifzüge in der Kölner Sache (1838). — IV. Die rothe Mütze und die Kapuze (1838). — V. Leo's Sendschreiben an Görres (1838). — VI. Görres' Triarier (1838). — VII. Leo und die Hegelingen (1838). — VIII. Leo und Ruge (1842). — IX. Offenes Sendschreiben an den Fürsten Ludwig zu Solms-Lich (1839). — X. Deutschlands Gegenwart (1841). — XI. Ansprache an die Berliner (März 1848). — XII. Deutschland am Vorabend seiner Größe oder seines Falles (1848). — XIII. Vorläufer oder Nachzügler (1850). — XIV. Über innere Mission (1851). — XV. Die geistige Bewegung (1856). — XVI. Zeitungsrandglossen (1861). — XVII. Nach dem Frieden von Nicolsburg (1866). — XVIII. Das Duell wegen Ems (Juli 1870). — XIX. Aus dem Elsaß (1871).

11. Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien (1832—1873). I. Der jüngste Anacharsis. — II. Erholungstage (1837—44). (1. Stuttgart (1837); 2. Carlsruhe (1838); 3. Naumburg a. d. Saale (1838); 4. Weißenfels; 5. Merseburg; 6. Halle; 7. Magdeburg (1839); 8. Stift Neuburg bei Heidelberg; 9. Burg Rheinstein; 10. Schloß Johannisburg.) — III. Eine Reise nach Italien (1843). (1. Würzburg; 2. Italien und die Italiener; 3. Tedeschi. Franzese. Visconti; 4. Einfahrt in Italien; 5. Die Seen Oberitaliens; 6. Mailand; 7. Die Mailänder Scala; 8. Zwischen Mailand und Genua; 9. Genua.) — IV. Wiener Eindrücke (1845). — V. Schweizererinnerungen (1852). — VI. Eine Woche in Berlin (1854). — VII. Eine Besteigung des Vesuv (1858). — VIII. Ein Hollandgang (1872). — IX. Vom Mittelmeer. Tagebuchblätter (1873). — X. Zimmerreisen. (1. Schweden (1841); 2. Rußland (1839); 3. Frankreich (1838); 4. Deutschland in Frankreich (1835); 5. England, Italien, Rußland (1835); 6. Onkel Tom's Hütte (1856); 7. Zauber der Oertlichkeit (1852); 8. Eine Louvre-Erinnerung (1852); 9. Tunnel-Träumereien (1852)).

12. Börnes Leben. — Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. — Philosophie der That und des Ereignisses. — Ueber Theaterschulen.

Einzelwerke.

Dramen.

Nero. Tragödie. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta. 1835.
A, 1 [neue Bearbeitung]. — II, 20 [„Tragikomödie"]. — III, 20 [3. Aufl.]

König Saul. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1839.

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1842. = I, 1.
2. Aufl. 1845. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. 1850. Brockhaus. — 4. Aufl. 1862. II, 7. — 5. Aufl. 1872. III, 11.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. 1842. = I, 2. [Im MScr.-Druck „Bürgerliches Schauspiel."]
2. Aufl. mit „Anhang zu Werner. Veränderung der beiden letzten Aufzüge" 1845. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. mit Anhang 1850. Brockhaus. — 4. Aufl. 1862. II, 3. — 5. Aufl. 1871. III, 3. — 6. Aufl. 1873.

Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1842. = I, 2.
2. Aufl. 1846. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. 1854. Brockhaus. — 4. Aufl. 1862. II, 9. — 5. Aufl. 1872. III, 8.

Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. 1842. = I, 2.
2. Aufl. 1846. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. 1854. Brockhaus. — 4. Aufl. 1862. II, 10. — 5. Aufl. 1872. III, 18.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. 1844. = I, 3.
2. Aufl. 1846. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. 1850. Brockhaus. — 4. Aufl. 1862. II, 6. — 5. Aufl. 1872. III, 9. — 6. Aufl. 1873.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. 1844. = I, 3.
2. Aufl. 1846. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. 1850. Brockhaus. — 4. Aufl. 1856. — 5. Aufl. 1862. II, 2. — 8. Aufl. [1871]. III, 1.

Pugatscheff. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1847. = I, 4.
2. Aufl. [„Pugatschew"] 1862. II, 5. – 3. Aufl. 1871. III, 5. — 4. Aufl. 1873.

Das Urbild des Tartüffe. Lustspiel in fünf Aufzügen. 1847. = I, 4.
2. Aufl. 1862. II, 1. — 3. Aufl. 1872. III, 6. — 4. Aufl. 1873.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. 1847. = I, 5.
2. Aufl. 1850. Leipzig, Brockhaus. — 3. Aufl. 1863. II, 14. — 4. Aufl. 1872. III, 15.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1847. = I, 5.
2. Aufl. 1848. — 5. Aufl. 1862. II, 8. — 6. Aufl. 1865. — 8. Aufl. 1873. III, 2.

Wullenweber. Geschichtliches Trauerspiel iu fünf Aufzügen. 1848. = I, 6.
2. Aufl. 1863. II, 17/8. — 3. Aufl. 1872. III, 13/4.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reißiger. 1850. = I, 7. 1. Abt.
2. Aufl. 1863. II, 16. — 3. Aufl. 1872. III, 16.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 1852. = I, 7. Abt. 2.
2. Aufl. 1862. II, 4. — 6. Aufl. 1874. III, 4. — 8. Aufl. Von Erdmann Wagner reich illustrierte Miniatur-Ausgabe (1881).

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. 1854. = I, 8. 1. Abt.
2. Aufl. 1863. II, 13. — 3. Aufl. 1872. III, 12.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 1855. = I, 8. Abt. 2.
2. Aufl. (unter dem einfachen Titel „Die Komödie der Besserungen") 1863. II, 15. — 3. Aufl. (unter dem Doppeltitel) 1872. III, 17.

Fremdes Glück. Vorspielscherz in einem Aufzuge. 1854. = I, 8. 1. Abt.
2. Aufl. 1863. II, 14. — 4. Aufl. 1872. III, 15.

Lorber und Myrte. Historisches Charakterbild in drei Aufzügen. 1857. = I, 9. 1. Abt.
2. Aufl. („Lustspiel in vier Aufzügen") 1863. II, 19. — 3. Aufl. 1872. III, 19.

Ella Rose oder Die Rechte des Herzens. Schauspiel in fünf Aufzügen 1863. = II, 11.
2. Aufl. 1872. III, 7.

Antonio Perez. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1863. = II, 12.
2. Aufl. 1872. III, 10.

Dschingiskhan. Lustspiel in einem Aufzuge. Wien, Wallishauser (Josef Klemm). 1876.

Gedichte und Prosa-Werke.

Briefe eines Narren an eine Närrin. Hamburg, 1832. Bei Hoffmann & Campe. [anonym!]
2. Ausg. („Aus den Briefen 2c.") 1845. A, 3.

Divination auf den nächsten württembergischen Landtag. Hanau, 1832, Friedrich König. [„anonym", vgl. Proelß S. 308 ff.]

Maha Guru. Geschichte eines Gottes. 1., 2. Teil. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta. 1833.
2. Aufl. 1845. A, 5. — 3. Aufl. 1874. B, 6.

Novellen. 1., 2. Band. Hamburg, 1834, Hoffmann & Campe.
1. Bd.: Der Kaperbrief. — Die Sterbecassiere. Bambocciade. — Geständnisse einer Perrücke.
2. Bd.: Chevalier Clement. — Die Singekränzchen. — Der Prinz von Madagaskar. [A, 11. B, 4.]

Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer **Vorrede** von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1835.

Oeffentliche Charaktere. Erster Teil. [mehr ist nicht erschienen.] Hamburg, Hoffmann & Campe. 1835.
Talleyrand. — Martinez de la Rosa. — Chateaubriand. — Mehemed Ali von Aegypten. — Die Napoleoniden. — Wellington. — Daniel O'Connell. — Doktor Francia. — Armand Carrel. — Ancillon. — Rothschild. — Der Sultan [Mahmud II.].
A, 2. — B, 9.

Wally, die Zweiflerin. Roman. Mannheim, C. Löwenthal. 1835.
U. d. Titel „Vergangene Tage". A, 13. — B, 4.

Vertheidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urtheile im Publikum. Mannheim, C. Löwenthal. 1835.

Appellation an den gesunden Menschenverstand. Letztes Wort in einer literarischen Streitfrage. Frankfurt a. M., Joh. Phil. Streng. 1835.
Unter „Vergangene Tage" A, 13. — B, 4.

Soireen. 1., 2. Theil. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1835.
1. Th.: Sommerreise durch Oesterreich.
2. Th.: Der Sadducäer von Amsterdam. Novelle. [A, 11. — B, 4.] — Kanarienvogels Liebe und Leid. — Ueber den Wolken. — Naturgeschichte der deutschen Kameele. — Julius Max Schottky, Professor.

Zur Philosophie der Geschichte. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1836.
U. d. Titel „Philosophie der That und des Ereignisses“ A, 4 — B, 12.

Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Berlin, Plahn (L. Nitze). 1836.
A, 4. — B, 12.

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. 1., 2. Band. Stuttgart, P. Balz. 1836.
1. Bd.: Vorrede. Wolfgang Menzel und dessen deutsche Literatur. — Literarische Industrie. — Kritik. — Charaktere und Tendenzen (Tieck. — Fürst Pückler Muskau. — Goethe, Uhland und Prometheus. — Gans und die Doktrinäre. — H. Heine. — L. Wienbarg). — Dichter im Reime. — Theater. — Roman.
2. Bd.: Frankreich, England, Italien, Rußland [B, 11]. — Biographie: (Jens Baggesen. — Joh. Benj. Erhard. — Hamann und Jacobi. — Thümmel. — Fichte. — Julius Schneller. — Schleiermacher [A, 2. — B, 9]. — Jahn. — Charlotte Stieglitz [A, 2. — B, 9]. — Geschichte. — Geschichte der Literatur und Kunst. — Philosophie. — Theologie. — Staatswissenschaft. — Staatswirthschaftslehre.
Neue wohlfeile Ausgabe. 1839.

Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere. Aus dem Englischen des E. L. Bulwer. [Pseudonym für Gutzkow.] 1., 2. Bd. Stuttgart, Verlag der Classiker.
U. d. Titel „Säkularbilder“ A, 9. 10. — B, 8.

Seraphine. Roman. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1837.
A, 3. — B, 2.

Blasedow und seine Söhne. Komischer Roman. 1., 2., 3. Teil. Stuttgart, Verlag der Classiker. 1838.
A, 7. 8. — B, 5. 6.

Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verständnis des Görres'schen Athanasius. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1838.
B, 10.

Götter, Helden, Don-Quixote. Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1838.
I. Götter: Percy Bysshe Shelley.*) — Georg Büchner.*) — Christian Grabbe.
II. Helden: Wilhelm Schadow.*) — Friedrich von Raumer.*) — J. P. von Rehfues.**) — K. Immermann.**) — Varnhagen von Ense.**) — Leo und Diesterweg. — H. Heine. — Th. Mundt. — H. Laube. — Gustav Schlesier.
III. Don-Quixote: Johannes Minckwitz. — Joel Jacoby. — F. A. Löffler. — Henrik Steffens.*)

*) Wurden später unter „Oeffentliche Charaktere“ aufgenommen, A, 2. B, 9. — Die mit **) bezeichneten Artikel fehlen noch in der ersten Sammlung, doch sind sie in B, 9 enthalten.

Skizzenbuch. Cassel und Leipzig, Krieger (Th. Fischer). 1839.
Arabella, eine Toilettenphantasie. [B, 4.] — Marino Falieri. Dramatische Studie. — Hamlet in Wittenberg. [A, 1. — B, 1.] — Die drei Guttenbergstage in Mainz, 1837. — Ein Besuch bei Goethe. — Eine Criminalerinnerung. — Der jüngste Anacharsis. Reisebriefe an zwei Schwestern in Stuttgart. [B, 11.] — Die literarischen Elfen. [in „Rückblicke auf mein Leben" aufgenommen S. 180.]

Börne's Leben. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1840. (Supplementband zu „Ludwig Börne's gesammelten Schriften" im gleichen Verlag.) „Neue Ausgabe. Aus Börne's ungedrucktem Nachlasse reich vermehrt." A, 6. — B, 12.

Festspiel zur Jubelfeier Friedrich Ludwig Schmidts in Hamburg am 1. April 1840. (Sep.-Druck aus dem Bühnenalmanach.)

Vermischte Schriften. 1.—3. Bd. Leipzig, J. J. Weber. 1842. 4. Bd. Brockhaus. 1850.

1. Bd. **Oeffentliches Leben in Deutschland. 1838—1842.**
Ueber die Entsetzung des Erzbischofs von Köln und die Hermessche Lehre.*) — Streifzüge in der Kölner Sache.*) — Leos Sendschreiben an Görres.*) — Görres' Triarier.*) — Leo und die Hegelingen.*) — Leo und Ruge.*) — Offenes Sendschreiben an den Fürsten zu Solms-Lich.*) — Das Gutenbergs-Album. — Tagebuch aus Berlin. — Deutschlands Gegenwart. 1841.*)

*) In B, 10 enthalten.

2. Bd. **Vermittelungen. Kritiken und Charakteristiken.**
I. Preßfragen. Ueber Preisherabsetzungen im Buchhandel. — In Sachen des Nachdrucks. — Hitzig über die Existenz der Schriftsteller.
II. Ausland. Abhängigkeit vom Auslande. Friedr. Bremer. — H. Königs literarische Bilder aus Rußland. — V. Hugos Ruy Blas.
III. Literarhistorie. Goethes Briefwechsel mit der Schwester der Stollberge. — Leisewitz. — Franz Horn [B, 9.] — Bettina.
IV. Romane. Verirrungen auf diesem Gebiet. — Strickstrumpf-Kritiken. — H. Königs Williams Dichten und Trachten. — Psyche von A. von Sternberg.
V. Gedichte. Franz Dingelstedts Gedichte. — An Uffo Horn über N. Lenaus Savonarola. — J. Mosens Ahasver I. II. — Nachträge. — Der Musenalmanach auf 1839. — Deutscher Musenalmanach auf 1841.
VI. Drama und Musik. Ueber Tantièmen. — Immermanns Ghismonda. — Kleins Maria von Medicis. — Oper und Drama. — Der Fabrikant von E. Devrient. — Noch ist es Zeit von A. P. — Marschners Vampyr. — Etwas für Pesth. — Lißzt in Hamburg.

VII. Vermischtes. Die Gebrüder Grimm. — K. Rosenkranz. — Fr. David Strauß [B, 9.] — Kölle über Diplomatie. — Theresens Briefe aus dem Süden. — Autorberuf der Frauen.

3. Bd. **Mosaik. Novellen und Skizzen.**

Aus Fluch wird nimmer Segen. Erzählung. — Das Stelldichein. Novelle. [B, 3.] — Die Schauspielerin vom Hamburger Berge. Lebensbild. [B, 4.] — Lenz, eine Reliquie von Georg Büchner. — Leonce und Lena, ein Lustspiel von Georg Büchner. — Ein Besuch bei Bettina [B, 9.] — Erinnerung an Rosa Marie Assing, geborene Varnhagen von Ense. [A, 6.] — Karl Immermann in Hamburg. [B, 9.] — Professor Meyer, die Königin Victoria und ihre Papageyen. — Die Subscribenten auf Klopstocks Gelehrtenrepublik. — Meidingers Französische Grammatik. — Soll sich die Theaterkritik bestechen lassen? Eine Zeitfrage. — Reiseerinnerungen. Stuttgart, Carlsruhe. [B, 11.] Kleine Reisebilder. Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Halle, Magdeburg. [B, 11.] — Ein diplomatischer Roman. — Die Statuten der „Freien". — Reiseeindrücke. Stift Neuburg bei Heidelberg, Burg Rheinstein, Schloß Johannisberg. [B, 11.] — Bernadotte [= Karl Johann A, 2. B, 9.]

4. Bd. **Vor- und Nachmärzliches.** Leipzig, F. A. Brockhaus.

I. Die Gräfin Esther. — II. Ueber Theaterschulen. Ein Gespräch. [B, 12.] — III. Ueber die bühnengerechte Darstellung von Shakespeares Romeo und Julie. An H. Th. Rötscher in Berlin. — IV. Ansprache an die Berliner im März 1848. [B, 10.] — V. Zur Bühnenreform. Mit besonderer Rücksicht auf die königlichen Schauspiele in Berlin. — VI. Sendschreiben an den Staatsminister von der Pfordten über eine Reorganisation des königl. sächsischen Hoftheaters und dessen Antwort. — VII. Unsere Zeitgenossen. An den Herausgeber einer vor den neuesten Umwälzungen erschienenen Bildnißgalerie damaliger Berühmtheiten. [B, 9.] — Vorläufer oder Nachzügler. 1850. [B, 10.]

Briefe aus Paris. 1. 2. Teil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1842. A, 12.—B, 7.

Aus der Zeit und dem Leben. Leipzig, F. A. Brockhaus 1844.

I. Die Königin der Nacht [A, 11.—B, 4.] — II. Winterphantasieen. [B, 1.] — III. Zerstreute Blätter über Zeiterscheinungen. (1. Tzschoppe. [B, 9.] — 2. Eine Pause. 1842. — 3. Ueber Partei und Parteifähigkeit der Deutschen. — 4. Die Freiheit der Zerrbilder. — 5. Der Bischof Eylert über Friedrich Wilhelm den Dritten.) — IV. Italienische Fragmente. [B, 11.] — Die Kunst, Könige zu bedienen. — Diese Kritik gehört Bettinen [= Bettinens Königsbuch B, 9.] — Rehfues. [B. 9.] — Erinnerungen an Karl Seydelmann. [B, 9.]

Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (J. Rütten). 1848.
B, 10.

Neue Novellen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1849.
I. Imagina Unruh.
(Mehr nicht erschienen. = Eine Phantasieliebe. B, 2.)

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850—51.
2. Aufl. 1851/2. — 3. Aufl. 1854/5. — 4. Aufl. 1865. — 5. Aufl. Berlin, Otto Janke, 1869.

Aus der Knabenzeit. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (J. Rütten). 1852.
B, 1.

Ein Mädchen aus dem Volke. Bilder der Wirklichkeit. Leipzig, Heinr. Hübners Comm.-Verl. 1855. (= „Album", Hrsg. v. J. L. Kober. 11 Jhrgg.)
U. d. T. „Der Emporblick". B, 2.

Die Diakonissin. Ein Lebensbild. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (J. Rütten). 1855.
B, 3.

Die kleine Narrenwelt. 1., 2., 3. Theil. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (J. Rütten). 1856.
1. Theil. Die Courstauben. [B, 3.] — Das Heimchen im Ohre. — Der Fleckenreiniger [= Ein Lebensloos B, 4.] — Die Reichthümer der Phantasie. — Voltaires Nachtmütze. — Der Knopf im Klingelbeutel. — Der Weihnachtsabend. — Der Pfeffer-Matthes. [B, 4.] — Nemesis. — König Franz in Fontainebleau. [B 3.]
2. Theil. Die Nihilisten. [B 2.] — Pariser Skizzen [= Nach dem zweiten Dezember B, 7.]
3. Theil. I. Wie kam es, daß Rousseau seine Kinder aussetzte [B, 4.] — II. Ein deutsches Dichterleben [= Eduard Duller B, 9.] III. Was sich der Buchladen erzählt. [B, 1.] — IV. Wirren der Zeit. (Die geistige Bewegung. [B, 10.] Ueber innere Mission. [B, 10.] Erziehung der Geistesarmen. Die Macht der Wissenschaft. Arthur Schopenhauer. Sentimentale Naturbeschreibung. Die tanzenden Tische. Zur Geschichte des Schlüsseldrehens. Die Fröbelschen Kindergärten.) — V. Wirren des Geschmacks. (Ueber Poesie und Poetenthum. Die Blumenlesler. Die Epigonen. Der Ehrgeiz als Censor und eine Erziehung der Geister. Die Welt der Träumer. Ein bereuender Sozialist. Onkel Tom's Hütte. [B, 11.] Zukunftsmusik.) — VI. Einigung in Natur und Schönheit. (Die Herrschaft der Jahreszeiten. Zauber der Oertlichkeit. [B, 11.] Die Schönheit des Alters. Auch ein Auswandererbild. Schweizerheimweh. Das deutsche Stammleben. Schweizererinnerungen. [B, 11.])

Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1858/61.
2. Aufl. 1863. — 3. Aufl. 1869. — 4. Aufl. Berlin, Otto Janke. 1872.

Die Curstauben. Novelle. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864.
B, 3.

Eine Shakespeare-Feier an der Ilm. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864.
B, 1.

Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. 1.—5. Bd. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1867/8.

Vom Baum der Erkenntniß. Denksprüche. Stuttgart, J. G. Cotta. 1868. 2. Aufl. 1869.

Die schöneren Stunden. Rückblicke. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1869.
Peschiera. — Ein Besuch bei Cornelius in Rom. — Eine Besteigung des Vesuv. [B, 11.] — Antike Romantik? — Die ewige Jüdin. — Ein ländliches Fest. — Schillerfestspruch. — Körnerfestspruch. — Lessing und Emilie Galotti. — Hofrath Teichmann. — Heinrich Meidinger. — Ein Besuch in Coppet. — Zwei Gefangene.

Lebensbilder. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1869—72.
1. Band: Durch Nacht zum Licht.
2. Band: Das Opfer. — Das Kastanienwäldchen bei Berlin. — Aus Empfangszimmern. — Die Wittwe von Bologna.
3. Band: Prüfe wer sich ewig bindet.

Die Söhne Pestalozzi's. Roman in drei Bänden. Berlin, Otto Janke. 1870.

Das Duell wegen Ems. Gedanken über den Frieden. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1870.
B, 10.

Der Wärwolf. Historische Erzählung. Wien, C. Dittmarsch. 1871.
B, 2.

Ein Hollandgang. Jena, Herm. Costenoble. 1873. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus, 17. Band.)
B, 11.

Fritz Ellrodt. Roman. Jena, Herm. Costenoble. 1874.

Rückblicke auf mein Leben. Berlin, A. Hofmann & Cie. 1875.

Die neuen Serapionsbrüder. Roman in drei Bänden. Breslau, S. Schottlaender. 1877.

Zwei Studenten der Zukunft. Leipzig, Eckstein. 1877. (In „Humoristischer Hausschatz", hrsg. v. E. Eckstein.)

Dionysius Longinus oder: Ueber den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur. Stuttgart, Emil Gutzkow. 1878.

In bunter Reihe. Briefe, Skizzen, Novellen. Breslau, S. Schottlaender. 1878.
I. Literarische Briefe. An eine deutsche Frau in Paris. (1869.) — II. Eine nächtliche Unterkunft. Zur Asylfrage. (1870.) — III. Vor

Freude sterben. Ein Literaturbild. (1874.) — IV. Eine Hinrichtung. (1876.) — V. Um eine Rose. Literatur-Novelle. (1875.) — VI. Am Lethestrom. Erinnerungen. (1876.) — VII. Johann Jacoby's unglücklichster Tag. — VIII. Verschiedenes: 1. Das Mädchen aus der Fremde. (1871.) — 2. Zur Aesthetik des Häßlichen. (1871.) — 3. Schaulust und Streitlust. — 4. Fürwort für ein Fürwort. — 5. Tragisches Gelehrtenschicksal. — 6. Ein Roman von Rudolf Gottschall. — 7. Wilhelm v. Humboldt's „Freundin".

Die Baumgärtner von Hohenschwangau. Historischer Roman. Mit dem Portrait Karl Gutzkows in Radierung. 1., 2., 3. Band. Breslau, S. Schottlaender. 1880.

Personen- und Sach-Verzeichnis.

A. = Anmerkung. — Sch. = Schauspieler.

Von G. redigierte Zeitschriften.

H.

J.

P.

Q.

R.

Z.

Druck von Leonhard Simion in Berlin SW.

ER
Sw

